This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

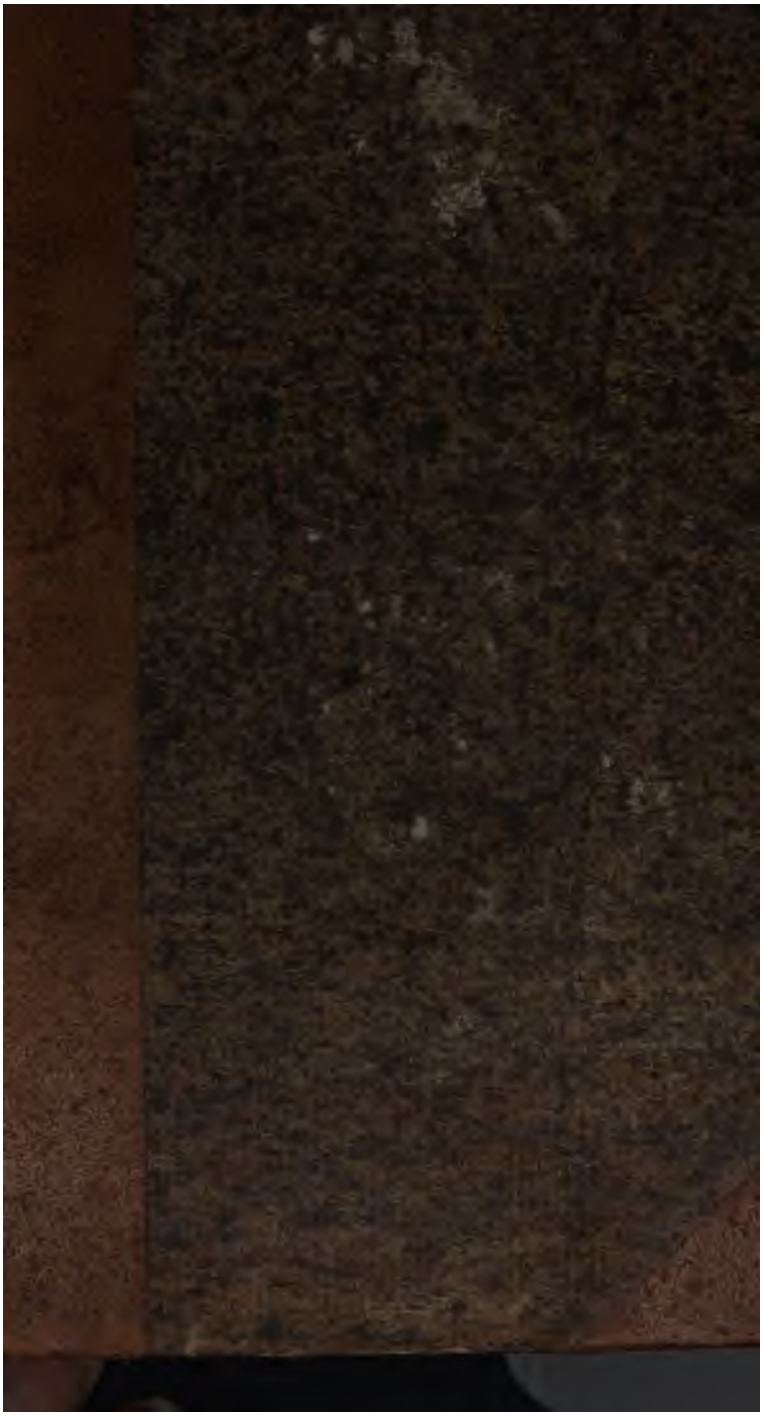
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

T.007
.A39

ABRAHAM GOTTHELF KÄSTNER
I. H. Tischbein delin. 1771.
Schleuen Sculps.

Allgemeine deutſche Bibliothek.

Des ſiebenzehnten Bandes erſtes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürſtl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigſten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1772.

I. A. Noeſſelti Opuſculorum ad interpretationem Sacr. Scripturarum Faſciculus. 102
Hrn. T. Stackhouſe Betrachtungen über die neun und dreyßig Lehrartickel der engländiſchen Kirche. 4ter und letzter Theil. Mit einem kurzen Vorbericht herausg. v. D. F. E. Rambach. 103
M. G. J. L. Vogels Umſchreibung des Propheten Jeſaias. 105
Das vernunft- u. ſchriftmäßig aufgeklärte Glaubensbekenntniß eines Chriſten zum Hausunterricht für Alte und Junge. 105
Die Pflicht des Geſindes. 106
Materialien zur Evang. Religions-Geſchichte des Fürſtenthums Troppau, von G. Fuchs. 106
Fußſtapfen des Glaubens Abrahams in den Lebensbeſchreibungen der Patriarchen und Propheten von M. M. F. Roos. 106
Vernünftige Geſpräche eines guten Bürgers in der menſchlichen Geſellſchaft über wichtige Wahrheiten von Gott, und ſich ſelbſt, von M. J. A. Götzinger. 107
Erbauliche Betrachtungen über den Brief Pauli an die Ebräer, in Predigten von D. G. Gerhard. Erſter Theil. 107
D. D. H. Arnolds Kirchenrecht des Königreichs Preußen. 108
R. Pearſals Geſpräche zwiſchen einem Vater und ſeinen Kindern aus der Naturlehre. Nebſt einigen moraliſchen Abhandlungen von J. Watts. Aus dem Engliſchen. 108
Auslegung der Weiſſagungen Daniels, die in die Zeit des N. T. hinreichen ꝛc. von M. M. F. Roos. 108
G. J. L. Vogels Umſchreibung der prophetiſchen Bücher A. T. Zweyter Theil. 109
Vernünftige Geſpräche eines guten Bürgers mit einigen Freunden auf einem Gartenhauſe v. M. J. A. Götzinger, 2tes St. 109
T. Procopowicz Tractatus de Proceſſione Sp. S. 110
D. J. Goodmans moraliſche Unterhaltungen bey langen Winterabenden. Aus dem Engl. überſetzt von M. G. L. Richter. 113
S. L. E. de Marees Unterſuchung der Verbindlichkeit der göttlichen Geſetze von der Todesſtrafe der Mörder und von Vermeidung Blutſchänderiſcher Heyrathen. 114
M. C. G. Steinbergs bibliſche Erzählungen. 2 Theil. 115
J. L. von Mosheims vollſtändige Kirchengeſchichte des neuen Teſtaments, aus deſſen geſamten lateiniſchen Werken frey überſetzt, mit Zuſätzen vermehret und mit einer Vorrede Hrn. D. C. W. F. Walchs, herausgegeben von J. A. C. von Einem. Zweyter Theil. Dritter Theil, mit Hrn. D. A. Maclaine Anmerkungen zur engländiſchen Ueberſetzung. 115
D. *I. H. Benner*, Suffragium pro Gloria Chriſti. 118
J. G. Roſenmüller hiſtoriſcher Beweis von der Wahrheit der chriſtlichen Religion. 122
C. F. Streſow, Theodicee der göttlichen Offenbarung ꝛc. 124
Hiſtoriſchtheol. Anmerkungen über die Geſchichte des Arius ꝛc. entworfen von M. J. C. Götzingern. 128
Ueberzeugender Unterricht beunruhigter Chriſten von dem göttl. Urſprunge ihrer Religion in der h. Schrift, herausgegeben von R. F. H. mit einer Vorrede begleitet von D. J. P. Miller. 129
Vermiſchte Gewiſſensfragen, kürzlich doch gründlich erörtert ꝛc. 131

Glau-

Glaubensbekenntniß Gr. Durchl. des H. Erbprinzen von Darmstadt, von L. B. Ouvrier. 131
D. G. *Crichtoni* de Fide humana Libri quatuor. 132
D. J. C. Köchers zwey Abhandlungen aus der philosophischen Geschichte zur Erläuterung einiger Stellen in der Augsburgischen Confeß. und deren Apologie, aus dem Lateinischen übers. und mit verschied. Zusätzen vermehrt, von M. H. F. Köcher. 134
M. F. C. Oettingers Untersuch. der Preisfrage von der Sünde wider den heil. Geist ꝛc. 136

2) Rechtsgelahrheit.

Observationes Historico-juridicae in Concordata Nationis Germanicae cum sede Romana. 137
J. F. le Bret, Magazin zum Gebrauch der Staaten- und Kirchengeschichte, ꝛc. 1ter Theil. 144
Vollständige Samml. alter und neuer Gesetzbücher der Kaiserl. und des H. Röm. Reichs freyen Stadt Bremen, herausgegeben von G. *Oelrichs*. 146
Kritisches Wörterbuch über juristische Sachen. 5. 6. und 7. Alph. 147
D. J. H. *Fricke*, Grundsätze des Rechts der Handwerker. 148
Otia in otio minime otiosa, enthaltend verschiedene rechtliche praktische Anmerkungen ꝛc. 149
J. N. *Hertii* Tract. de statuum Imp. R. G. jure reformandi juxta temporum seriem, etc. curauit et praefatus est D. J. C. *Koch*. 151
F. L. Zumlers kurzer Begriff von dem allerhöchsten Range, Titel und Wappen des römischen Kaisers, ꝛc. 152
Positiones juridico-historicae de systemate Imp. Rom. Germ. ad usum collegiorum publicorum. Pars altera. 156
Lehrreiches Etwas für alle der Rechtsgel. Beflissene in Deutschl. vorzüglich aber in Sachsen und Thüringen. 156
Sammlung zweifelhafter Rechtsfälle und Urtheile zum Gebrauch derer, die Richter und Advocaten zu werden gedenken. 158
Repertorium der gesamten evangel. Religionsbeschwerden, ꝛc. aus Archival-Akten gefertiget von C. G. Oertel. 158
J. G. *Heineccii* Antiquitatum romanarum jurisprudentiam illustrantium Syntagma. 160
D. C. F. Walchs verm. Beyträge zu dem deutsch. Recht. 1r Th. 160

3) Arzneygelahrheit.

Kurzgefaßte Anweisung zur Hebammenkunst, zum Nutzen der Hebammen; von Hrn. Raulin ꝛc. aus dem Französischen übersetzt; mit einig. nöthig. Zusätzen vermehrt v. M. F. Alix. 162
Briefe über verschiedne Gegenstände aus dem Reiche der Arzneywissenschaft, von D. L. E. Hirschel. Dritter Theil. 167
H. *Cope* demonstratio medico-practica prognosticorum hippocratis ea conferendo cum aegrotorum his-

ſtoriis in libro I. et III. Epidemiorum deſcriptis. Denuo edidit E. G. *Baldinger*. 171
Hrn. *A. Loniceri* vollſtändiges Kräuterbuch, und künſtliche Contrefeyungen der Bäumen u. ſ. w. Ehedem von Hrn. *P. Uffenbachio* überſehen; anjetzo aber mit einer Zugabe begleitet von B. Ehrhart. 171
Der Einwohner in Frankfurt am Mayn, in Abſicht auf ſeine Fruchtbarkeit, Mortalität und Geſundheit geſchildert, von J. A. Behrens. 173
Sammlung von Beobachtungen aus der Arzneygelahrheit und Naturkunde. Dritter Band. 175
A. Störk libellus de uſu medico Pulſatillae nigricantis. 179
Die heilſamen ſ. w. Wirkungen des Waſſerfenchels oder ſogenannt. Peerſaat bey verſch. Krankheit. ſ. w. v. D. J. H. Lange. 179
H. S. A. D. Tiſſot vertheydigte Einpfropfung der Blattern, wider den Graf Roncalli ſ. w. 180
D. Cottunnii, de ſedibus variolarum ſyntagma. 180
S. A. D. Tiſſot Verſuch von Krankheiten, welche aus der Selbſtbefleckung entſtehen. 181
Primae lineae Pharmaciae in uſum praelect. Suecico idiomate editae ab *A. I. Retzio*. lat. verſae a *Murray*. 181
J. C. F. Schweitzers richtige phyſikaliſch-chemiſche Verſuche und neue Beſchreibung eines vortreflichen Stahlbrunnens zu Langenſchwalbach ſ. w. 182
Anweiſung, wie durch Beſichtigungen ein Kindermord auszumitteln ſey, von C. G. Büttner. 183
J. F. C. Grimms Abhandlung von den Mineralwaſſern zu Ronneburg ꝛc. 186
N. I. Iacquin Obſervationum botanicarum iconibus illuſtratarum Pars IV. et ultima. 188
D. J. C. D. Schrebers botaniſch-ökonomiſche Beſchreibung und Abbildungen der Gräſer. 2ten Theils 1te Ausgabe 189
C. *Geſneri* Hiſtoriae plantarum Faſciculus quem ex Bibliotheca D. C. *I. Trew*, edidit et illuſtravit D. C. C. *Schmidel*. Faſciculus II. 190
Hrn. W. Lewis Materia medica, oder Beſchreibung der einfachen Arzneymittel. Nach der zwoten vermehrt- und verbeſſerten Ausgabe aus dem Engliſchen überſetzt von J. H. Ziegler. 192
D. J. C. Remme, Einleitung in die Medicin überhaupt. 194
T. Glaſſ, Commentarii duodecim de Febribus, ad Hippocratis diſciplinam accomodati. Editio nova curante *E. G. Baldinger*. 195
S. *H. A. Keiſer*, D. Enarrationes quorund. morborum &c. 195
Phyſikaliſch-botaniſche Abhandlung von dem Nierenſtein und dem

dem zuverläßig besonders eigenem Mittel darwider, der Bärentraube, von D. J. Auer. Aus dem Französischen. 196
Prognostisches Handbuch ꝛc. Aus dem Franzöſ. des Hrn. *D. T.* 197
A. J. Götzens kurzer Beytrag zur Geschichte von den hysterischen Krankheiten. 198
Des Hrn. J. J. Gardane neue praktische Untersuchungen und Erfahrungen über die verschiedenen Arten, die Lustseuche zu heilen, ꝛc. Aus dem Französischen übersetzt. 199
D. *B. L. Tralles*, ad illustris Viri *C. G. Ludwigii*, Disquisitionem de Vi Opii Cardiaca adversariis medico-practicis insertam, humanissima responsio. 199

4) Schöne Wissenschaften.

Vermischte Gedichte von *I. C. Blum.* 200
Zwey Gedichte von *I. C. Blum.* 200
Lyrische Gedichte von *I. C. Blum.* 202
Von der Urbanität der Künstler. Von J. v. Sonnenfels. 202
Das Bild des Adels, eine Rede, von J. v. Sonnenfels. 203
Ueber die Liebe des Vaterlandes, von J. v. Sonnenfels. 204
Eraſte Comedie, &c. imitation libre de l'Eraſte allemand de Mr. *Geſſner*. 205
D. Webb's Betrachtungen über die Verwandschaft der Poesie und Musik. Aus dem Englischen übers. v. J. J. Eschenburg. 205
Versuch über Shakespear's Genie und Schriften ꝛc. Aus dem Englischen übersetzt von J. J. Eschenburg. 207
Yariko, ein Trauerspiel in einer Handlung. Von J. Pelzel. 212
Die Waisen. Ein Drama von 5 Handlungen. Von J. Pelzel. 213
Die Soldatenliebe. Ein Lustspiel von drey Aufzügen. 213
Die wüste Insel. Ein Schauspiel von einem Aufzuge. 214
Vier Narren in einer Person. Ein Vorspiel in einem Aufzuge. 214
Die stolze Schöne, oder, das verwöhnte Kind. Ein Lustspiel in einem Aufzuge. 214
Freymund, oder der übel angebrachte Stolz. 215
Der englische Waise, oder wenige denken so. Ein Lustspiel von drey Aufzügen. Aus dem Französischen übersetzt. 215
Das heyrathmäßige Mädchen, oder allerley Liebhaber. Ein Lustspiel, in zwey Aufzügen, von Garrick, aus dem Englischen. 215
Die Liebe in Corsika, oder welch ein Ausgang! Ein Drama in fünf Akten, von Stephanie dem ältern. 215
Die unähnlichen Brüder, oder Unglück prüft das Herz. Ein Originallustspiel in fünf Aufzügen, von J. H. F. Müller. 216
Die Judenhochzeit, oder Bernardon der betrogene Rabbiner. Ein komisches Singespiel in einem Aufzuge, von J. Kurz. 217
Asmodeus, der krumme Teufel. Ein Opera Comique von zwey Aufzügen. 217
Die Insul der Wilden, oder die wankelmüthige Insulanerin ꝛc. 217
Wohlthaten gewinnen die Herzen. Drama in einem Aufzuge, aus dem Russischen von J. Rodde. 218
Das Duell, oder das junge Ehepaar. Ein Lustspiel in 1. Aufzuge. 218

Der dankbare Sohn. Ein ländliches Luſtſpiel in einem Aufzuge, von J. J. Engel. 219
Miß Jenny, ein tragiſches Nachſpiel, nebſt 3. klein. Gedichten. 220
K. K. Reckerts vermiſchte Schriften, erſter Theil. 220
Les Avantures de Telemaque fils d'Ulyſſe compoſés par feu Meſſire *F.* de *Salignac*, de la *M. Fenelon* &c. Die Begebenheiten Telemachs, des Sohns des Ulyſſes, ein Heldengedicht. 225
Sammlung der neueſten und beſten Schauſpiele für das deutſche Theater, aus dem engliſchen überſetzt. 1. Sammlung. 228
Sinngedichte von W. Heinſe. 229
Verſuch in poetiſchen Ueberſetzungen, von J. J. Collenbuſch. 231
Verſuch in Fabeln und Erzählungen, ꝛc. von H. L. de Pernet, gebohrnen von Kemmeter. 231
Aelurias, Epos iocoſum. In latin. vertit *B. C. Avenarius*. 232
Mors Chriſti, ſeu Meſſias, &c. 232
J. Bremlechner, Carmina. 232
J. M. L. Merkin, geb. Neubauerin, Verſuche in proſaiſchen Stücken. 3te Samml. 234
Ein Päckchen Satyren aus Oberdeutſchland. 234

5) Schöne Künſte.

a) Mahlerey und Kupferſtecherey.

Bibliotheque de Peinture, de Sculpture et de Gravure par Mr. *C. T. de Murr*. Tome I. II. 235
Hiſtoriſch-kritiſche Nachrichten von Italien, zuſammengetragen von Dr. J. J. Volkmann. Dritter und letzter Band. 237
Reiſe durch Sicilien und Groß-Griechenland. 238

b) Muſik.

Duetto für 2 Claviere, 2 Flügel, oder 2 Fortepiano. Componirt von *I. G. Müthel*. 238
XXIV. von Hrn. Gleims neuen Liedern auf das Clavier geſetzt, ꝛc. von J. P. Breidenſtein. 240
III. Trio pour le Clavecin, avec accompagnement de Violon ou Flute, et Baſſo ad libitum; compoſées par *G. S. Loehlein*. Oeuvre IV. Collection I. 240

6) Romanen.

l'Homme juſte à la Cour, ou Memoires du C. de R. 2 Part. 241
La Jarretiere ouvrage traduit de l'allemand; par Mll. *M. D. M.* ***. 241

Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. 3ter Th. 242
Begebenheiten des Herrn Redlichs, zusammen 4 Theile. 244

7) Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

Die Naturgeschichte der Versteinerungen ꝛc, herausgegeben von J. E. Walch. Des zweyten Theils zweyter Abschnitt. 245
P. S. Pallas Naturgeschichte merkwürdiger Thiere, aus dem Lateinischen, von E. G. Baldinger. Dritte Sammlung. 246
S. G. Gmelins Reise durch Rußland, ꝛc. Erster Theil. 246
Die vollkommene Bergwerkskunst, ꝛc. v. J. G. Jugel. 2ter Th. 252
Das beste Hülfsmittel zur gründl. Beantwortung der von einer königl. preuß. Akademie der Wissensch. aufgegeb. Preißfrage: Welches der wahre Endzweck ist, zu welchem die Natur den Arsenick, in den Bergwerken bestimmt zu haben scheint; von J. G. Jugel. 252
Abhandlung von dem Ursprunge der Gebürge und der darinne befindlichen Erzadern, ꝛc. 253
Neue Sammlung von einigen alten u. sehr rar gewordenen philosophisch und alchymistischen Schriften, ꝛc. Dritter Theil. 254
J. C. Wiegleb's Vertheydigung der Meyerischen Lehre vom acido pingui gegen versch. darw. gem. Einwürfe. 256
Mineralogische Belustigungen, ꝛc. Sechster und letzter Theil. 258

8) Mathematick.

L. Euler Dioptricae Pars I. II. III. 259
P. M. Hell Ephemerides astronomicae anni bis-sextilis. 260
C. A. F. Dankwart, de barometro itinerario et aliquot altitudinibus barometro exploratis. 261
De methodis montium altitudines metiendi, Dissertat. 261
Kurzgefaßte Beschreibung verschiedener Maschinen und eines Koch- und Bratofens, ꝛc. 262
Genaue Berechnung der Sonnenfinsternisse und Bedeckung der Fixsterne vom Monde, von G. F. Tempelhoff. 265

9) Kriegswissenschaft.

A. A. Struensees Anfangsgründe der Kriegsbaukunst. 1r Th. 266
Die bedeckte Vestung, herausgegeben von J. J. Schneider. 270

10) Philologie, Kritick und Alterthümer.

Q. S. F. Tertulliani contra Marcionem libri VI. Recensuit *I. S. Semler*. 272
— — — — Opera. Recensuit *Semler*. 272

The Authenticity of the I. and II. chapters of St. Matthiew's Gospel vindicated, etc. 275
J. C. Velthusen, gerettete Authenticität der beyden ersten Capitel des Evangeliums des heil. Matthäus, ꝛc. Aus dem Englischen übersetzt von J. L. Benzler. 275
J. D. Michaelis Grammatica Chaldaica. 276
J. F. Fischeri Prolusiones, etc. 277
C. G. *Thalemanni* tractatus de nube super area foederis commento judaico, etc. 279

11) Geschichte, Erdbeschreibung und Diplomatick.

Topographische Beschreib. des Herzogth. Holstein ꝛc. v. J. H. S. 280
Versuch einer Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts. 281
Versuch einer Kirchengeschichte des 18. Jahrh. 2. und 3ter Th. 284
W. A. Bachiene, historische und geographische Beschreibung von Palästina, ꝛc. Aus dem Holländischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von G. A. Maas, II. Th. I. und. II. B. 286
Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, ꝛc. 20r. B. 287
Geschichte des Osmanischen Reichs, ꝛc. Nach dem Französischen des H. de la Croix, mit Verbesserungen von J. C. F. Schulze. Dritter und letzter Band. 288
F. J. Schröters Versuch einer österreichischen Staatsgeschichte von dem Ursprunge Oesterreichs bis nach dessen Erhöhung in ein Herzogthum. 291
Unpartheyische Geschichte der Jesuiten, ꝛc. Aus dem Französischen von G. R. W. 295
Versuch einer neuen Geschichte des Jesuiter-Ordens, ꝛc. 1r Th. 297
J. de Escandon und B. Nusdorfer, Geschichte von Paraguay. Aus spanischen Handschriften übersetzt. 298

12) Haushaltungskunst.

Bemerkungen der physikalisch-ökonomischen und Bienen-Gesellschaft zu Lautern. 299

13) Vermischte Nachrichten.

Sendschreiben eines Landpriesters, im Namen verschiedener seiner Amtsbrüder an die sämtlichen Herren Verfasser der deutschen gelehrten Zeitungen, Bibliotheken, Anzeigen ꝛc. ꝛc. 302
Magazin für Schulen und die Erziehung überhaupt. 5ter B. 305
— — Sechster Band. Stück 1. und 2. 305
Die Metaphysick in Connexion mit der Chemie, ꝛc. ans Licht gegeben von H. J. Oettinger. 309

I.

Magazin für die neue Historie und Geographie, angelegt von D. Anton Friedrich Büsching, Königl. Preußl. Oberconsistorialrath. Fünfter Theil. Mit Kupfern. Hamburg, 1771. 2 Alphab. 22 Bogen in 4.

In diesem fünften Theile sind wieder verschiedene, Spanien betreffende, Artickel enthalten, welche der Herr M. Plüer dem Herausgeber mitgetheilet hat. Der erste darunter ist:

S. 6 - 30. Testament von Spanien, aus dem Spanischen übersetzt. Dies ist eine bittere Satyre, welche die Mängel der spanischen Regierung und Nation in einer beständigen Ironie aufdeckt. Weder der geistliche noch weltliche Stand wird darinn geschonet. Nur die Inquisition, von welcher gar nichts erwähnet wird, ist dem Tadel entgangen; vermuthlich weil der Verfasser es für gefährlich hielte, dieses fürchterliche Gericht, welches so viele Mittel zu einer nachdrücklichen Rache hat, zu beleidigen. Dieses satyrische Testament, welches 1759 nach dem Tode des Königs Ferdinand VI. erschien, und wahrscheinlich um diese Zeit, oder etwas vorher gemacht worden, ist gezeichnet den 7 Aug. im 240sten Jahre des Verfalls der spanischen Monarchie. Dies trifft in diejenigen Jahre, da Carl V. seine Regierung als König von Spanien angetreten hat. Der Verfasser scheint also den Verfall Spaniens von der Zeit an zu rechnen, da Könige von fremden Geschlechtern dieses Reich regieret haben. — Hierauf folgt ein

S. 33-60. Auszug aus des Doktors Do
Gaspar Casal medicinischen Natur-Historie vo
Asturien. (Historia natural y Medica de el Prin
cipado de Asturias, en Madrid, 1762. 4.) Da
Fürstenthum Asturien bestehet ganz oder größtentheil
aus hohen und felsigten Bergen. Seine Länge vo
Osten nach Westen ist 40, die Breite von der Küs
bis nach Alt-Castilien nicht mehr als 15 Meilen
vermuthlich Spanische, deren 17½ einen Grad de
Aequators machen. Es hat einige mineralische Wa
ser, deren Kraft der Verfasser an Kranken versuch
und theils heilsam befunden hat. Die Gebürge en
halten Jaspis, Agat, Magnete, Antimonium, Stein
kohlen, Eisen- Bley- und Kupfererze; und aus de
Erde wird Bernstein gegraben. Die Vegetabilien de
Landes sind sehr wässericht, und ihnen mangeln di
festen und balsamischen Theile, wodurch Körper stat
und dauerhaft werden, und der Fäulniß widerstehen
Zum Beweise führt der Verfasser die dicken und hö
hen Bäume an, deren Holz sich im Feuer fast gar
in dicken Rauch auflöset, so daß kaum Zeichen die
Asche zurück bleiben; und eben dieses bemerkt ma
auch bey den Pflanzen, die Blumen riechen nich
und das Obst hat nicht den angenehmen Geschmack
wie in andern Ländern. Sowol Blumen als Krä
ter übertreffen zwar an starkem Wachsthum und präch
tigem Ansehen diejenigen, die in Castilien wachsen
aber sie sind ohne Kraft. Die Ursache hievon liegt i
der feuchten und nebelichten Luft, und dem häufige
Regen; und dennoch ist dieser zu Hervorbringung de
Getreides und der Gewächse so nöthig, daß, wenn e
in acht oder höchstens zehn Tagen nicht regnete, de
Menschen das Brod, den Thieren die Weide fehlen
und daß, wenn im Jenner und Hornung, nach ge
schehener Aussaat, der Himmel heiter bliebe, dieselb
ver

verlohren seyn würde. Wenn auch gleich die Witterung sehr unbeständig ist, und sich in einem Tage wohl drey bis viermal verändert; so bleibt sie doch, in Ansehung der überflüßigen Nässe, sehr beständig. Der Winter pflegt immer sehr regnicht, der Frühling es noch mehr zu seyn. Der Sommer ist so nebelicht, daß man in den meisten Tagen die Sonne nicht siehet, und der Dunstkreis so feucht, daß man hier mehr durch das Athemholen trinket, als in andern Gegenden mit dem Munde. Daher gehen die Früchte leicht in Fäulniß. Die Kirschen verfaulen, so bald, sie reif sind, selbst auf den Bäumen. Das Mehl verwandelt sich, in zween oder drey Monaten, in einen schimmelichten und übel riechenden Teig. Confituren und Biscuit halten sich nicht, wie an andern Orten. Die Säfte und Sirupe verderben in den Apotheken. Schuhe und Kleider, die man in einigen Tagen nicht gebraucht, werden von einem grünlichten Schimmel überzogen, an welchem, wenn man ihn unter einem Vergrößerungsglase betrachtet, man deutlich Pflanzen mit Blättern unterscheidet. Von der überwiegenden Feuchtigkeit und dem Mangel fetter nitröser Salze leitet der Verfasser den überwiegenden wässerichten Schleim her, welchen die Nahrungsmittel, statt des balsamischen flüchtigen Salzes, enthalten; und es ist ihm wahrscheinlich, daß der so allgemeine Ausschlag, die unzähligen Geschwulste der Glandeln, nephritische Zufälle, unheilbare Geschwüre und andere Uebel aus eben dieser Ursache herkommen. S. 60-68. Am Ende ist eine Abhandlung von dem Asturischen Bernstein und den damit angestellten chymischen Versuchen (Succini Asturici a Doctore *Gaspar Casal*, Ecclesiae Cathedralis Ovetensis Medico, reperti, probati et examinati Historia) beygefügt. — Diese Beschrei-

bung Asturiens ist, so viel die Naturgeschichte betrift, vollständiger und zuverläßiger, als diejenige, welche der Herr M. Plüer in dem 4ten Theile dieses Magazins aus den Briefen eines Asturianers geliefert hat, und wir auch in dem vorigen Bande dieser Bibliothek (S. 363.) kurz angezeiget haben. — S. 69-98. Nun kommt eine Abhandlung, deren Verfasser Herr Plüer selbst ist; von dem Ursprunge und den Absichten der Inquisition, besonders der Spanischen. Der Pabst Innocentius III. ist der Urheber der Inquisition, und suchte durch dieselbe, im Anfange des 13ten Jahrhunderts, die Albigenser in Frankreich zu unterdrücken. Seine Nachfolger gaben sich viele Mühe dieses von ihnen allein abhängige Gericht in der ganzen Christenheit einzuführen; welches ihnen auch in einigen Ländern, und unter andern, in Arragonien glückte. Aber Castilien und die dortige hohe Geistlichkeit, besonders der Erzbischof von Toledo, widersetzten sich dieser Unternehmung, als einem Eingriffe in ihre Rechte, und behielten sich das Richteramt in Glaubenssachen vor. Aber im Jahre 1477, da die Königinn Isabella nach Sevilla kam, machte der dortige Erzbischof und Cardinal Don Pedro Gonzalez de Mendoza den Plan zur Inquisition in Spanien, und Francisco Ximenes de Cisneros, damaliger General-Commissarius des Franciscaner-Ordens und Beichtvater der Königinn, der nachher unter dem Namen des Cardinals Ximenes so berühmt geworden ist, unterstützte ihn hierinn, und beredete die Königinn den Plan zu genehmigen. *) Allein diese

*) Diese Umstände von dem Anfange der Spanischen Inquisition, welchen Ferreras unrichtig in das Jahr 1480. setzet, hat der Verfasser aus einer in dem Escorial befindlichen Spanischen Handschrift: Historia del Cardinal Don Pedro Gonzalez de Mendoza, por FRANCIS-

dieſe Inquiſition ſollte von dem Römiſchen Stuhle unabhängig ſeyn. Hierüber entſtunden Zwiſtigkeiten zwiſchen dem Pabſte und den katholiſchen Königen (Ferdinand und Iſabelle), welche etliche Jahre daureten und ſo weit giengen, daß der Spaniſche Geſandte zu Rom und der päbſtliche Nuncius in Spanien in Verhaft genommen wurden. Unterdeſſen ward 1478. Thomas de Torquemada, Prior des Dominikanerkloſters zu Segovia zum erſten General-Inquiſitor in Caſtilien und Leon beſtellt. Solchergeſtalt hatten zwar Ferdinand und Iſabelle die Inquiſition aus eigener Macht angeordnet: aber die Genehmigung des Pabſtes, und vornemlich die Einwilligung der Reichsſtände war dazu noch nöthig. Die letztern waren ſehr dawider. Allein der Cardinal de Mendoza betrieb, auf dem 1480. zu Toledo gehaltenen Reichstage, die Sache mit ſolchem Eifer, daß, aller Widerſetzlichkeit ungeachtet, die Errichtung dieſes geiſtlichen Gerichts, unter dem Titel: General Inquiſicion Suprema beſchloſſen ward. Hierauf mußte der Pabſt, der ſich bisher noch immer dagegen geſperret hatte, ſich endlich auch bequemen den General-Inquiſitor Thomas de Torquemada zu beſtätigen und ihm die Macht zu geben, Unterinquiſitoren nach eigenen Gutbefinden einzuſetzen und die wahre von dem Pabſte ernannten Inquiſitoren abzuſetzen. Dieſe Beſtätigung geſchahe durch eine von Sixtus IV. am 17ten Weinmon. 1483. gegebene Bulle; und durch eine andere, die bald darauf folgete, unterwarf er auch Arragonien, Valencia und Sicilien dem Groß-Inquiſitor von Caſtilien. Die Arragoniſchen Reichsſtände machten dawider zwar,

CISCO MEDINA DE CAMPO heraenommen. Man ſehe den 4ten Theil des Magazins S. 395-397.

eben so wie zuvor die Castilianischen, große Bewegungen; aber auf dem 1484. zu Tarrazona gehaltenem Reichstage, brachte der König Ferdinand es dahin, daß sie feyerlich schworen die Inquisition zu beschützen. Durch die solchergestalt eingeführte Inquisition verlohren die spanischen Bischöffe, so wie der Pabst selbst, ihr Recht Glaubensrichter zu seyn. Durch dieselben konnten die Könige die ganze Geistlichkeit im Zaume halten, und den Prälaten beykommen, die sonst nur die Obergerichtbarkeit des römischen Stuhls erkennen wollten. Die Ehre, das Vermögen und das Leben eines jeden Unterthanen kam dadurch in die willkührliche Gewalt der Könige. Die eingezogenen Güter der Ketzer fielen an die königliche Schatzkammer. Die Inquisition ward also auch ein Mittel dieselbe zu bereichern; welches der Verfasser, mit Rechte, eine tyrannische Geldquelle nennt. Ein Theil solcher Güter ward von den Königen zu Stiftung verschiedener Hospitäler und Klöster verwandt; und der erste General-Inquisitor Torquemada hat davon das Dominikanerkloster St. Thomas in Avita gestiftet. S. 101-116. Daß dieses schreckliche Gericht von seiner alten Strenge, in neueren Zeiten, nicht abgegangen sey, beweiset das allgemeine Glaubensedikt vom 17ten Horn. 1732. aus welchem die Inquisition zu Valladolid einen Auszug für die Königreiche Castilien und Leon und das Fürstenthum Asturien machen und abkündigen ließ, damit niemand sich mit der Unwissenheit entschuldigen könnte. Darinn sind verschiedene Mißhandlungen angezeigt, welche diejenigen, die darum wüßten, angeben sollten, nemlich: wenn eine oder mehr Personen das Gesetz Moses beobachteten, oder dem Gesetze Mahomets, oder der falschen Sekte Martin Luthers und seiner Anhänger folgeten, oder andere Ketzermeynungen glaubeten oder gut hiessen;

sen; wenn jemand gesagt hätte, daß die Sekte der Inspirirten gut oder das Herzensgebet göttlichen Gesetzes, und an dem mündlichen sehr wenig gelegen sey; wenn jemand in der That und mit Worten die Jungfrau Maria oder die Heiligen des Himmels beschimpfet; wenn einige Personen den Teufel angerufen, oder mit ihm einen Bund unterhalten hätten, oder Hexenmeister oder Hexen gewesen wären; wenn ein Mönch sich, nach gethanem Gelübde, verheyrathet; wenn ein Beichtvater seine weiblichen Beichtkinder in dem Beichtstuhle oder sonst, durch unzüchtige Handlungen und Worte zu verführen gesucht; wenn er seinen Beichtkindern das Verbrechen des Ungehorsams, der Treulosigkeit oder des Aufruhrs wider den König Philipp gerathen oder sie dazu überredet; wenn eine Person sich, bey Lebezeiten ihrer ersten Frau oder ersten Mannes, zum zweyten oder mehr male verheyrathet hätte; wenn jemand ein Astrologe, Zeichendeuter oder Wahrsager gewesen wäre; wenn er Bücher der Sekte Martin Luthers oder anderer Ketzer, oder den Alcoran oder andere mahometanische Bücher, oder Bibeln in Spanischer Sprache, oder sonst verbotene Bücher besäße; wenn jemand einige der angeführten Sachen anzugeben unterlassen, oder andere beredet sie nicht anzugeben; oder wenn er Ketzer verhelet, aufgenommen und begünstiget hätte. Dergleichen Mißhandlungen, sollten diejenigen, die etwas davon wüßten, innerhalb sechs Tagen nach der Abkündigung dieses Edikts angeben; widrigenfalls aber gegen sie, als Widerspenstige und Ungehorsame verfahren werden. — Man lernet hieraus die Verbrechen kennen, welche die Inquisition vor ihren Richterstuhl zieht. — Im Jahre 1731. ist in einem Auto de Fé zu Madrid ein junges Mädgen als eine Jüdinn verbrannt, und zu eben der Zeit ein Auto de Fé zu Granada gehalten

worden. Etliche hundert Personen wurden darinn als Mahometaner gerichtet, aber niemand darinn, dem Verlaute nach, verbrannt. Man hat es bey der Einziehung der Güter, Landesverweisung, ewigem Gefängnisse und andern dergleichen Strafen bewenden lassen.

Ein Verzeichniß der in der Bibliothek des Escorials befindlichen Handschriften hat Herr Pluer S. 109-184. geliefert. Er hatte dasselbe, als er 1762. das Escorial besuchte, von dem Jesuiten Burriel erhalten, und davon eine Abschrift genommen. In dem 4ten Theile dieses Magazins findet man einige aus solchen Handschriften mitgetheilte Merkwürdigkeiten, von denen wir auch an seinem Orte *) eine Anzeige gegeben haben.

Einige Nachrichten von den französischen Finanzen hat ein vornehmer Leser des Magazins dem Hrn. O. C. R. Büsching mitgetheilet. Eine derselben ist überschrieben:

S. 187-197. Recette du Roy de France de l'année 1642. qui est la derniére de Louis XIII. et la premiere de Louis XIV. sous le Ministére du Cardinal de Richelieu. — In dieser Ueberschrift ist eine Unrichtigkeit; denn das Jahr 1642. ist weder das letzte Ludwigs XIII., der erst am 14ten May 1643. gestorben ist, noch das erste Ludwigs XIV. gewesen; und das Ministerium des Cardinals von Richelieu hatte am 4ten Dec. 1642., da er starb, schon aufgehöret. — Die Einkünfte des 1642ten Jahres waren 125, 129000 Livres. Diesen sind Berechnungen der königlichen Einkünfte von den Jahren 1688, 1712, 1717, 1722, 1734 und 1739. beygefüget. Die von dem letzten Jahre betragen 201, 534900 Li-

*) Im 14ten Bande der Biblioth. S. 370. f.

Livres, und scheinen also die von 1642. sehr weit zu übertreffen. Aber in der That sind sie viel geringer, weil der innerliche Werth des Französischen Livre seit 1642. weit über die Hälfte vermindert worden ist. Ein hierauf folgender Aufsatz ist

S. 201-240. Traité concernant les Finances du Roi de France. Hierinn werden die Fonds der königlichen Einkünfte angezeiget und erkläret; welches denen, die sich von dergleichen Sachen zu unterrichten wünschen, nicht anders als sehr angenehm seyn kann.

Die noch übrigen Stücke in diesem Bande sind:

S. 241-298. Verzeichniß der Landcharten, welche über Helvetien und dessen verschiedene Theile bisher verfertiget worden sind, verfasset von Gottlieb Emanuel von Haller. Dieses Verzeichniß ist in vier Abschnitte getheilt. Der erste begreift die Charten von dem alten und heutigen Schweitzerlande, und dessen Bergen, Flüssen, Seen, und was zur Naturgeschichte gehöret, nebst einigen Miscellancharten; der andere enthält die besondern Charten von den löblichen dreyzehn Orten; der dritte die von den zugewandten Orten, und der vierte die von den Ländern, die verschiedenen löblichen Orten gemeinschaftlich unterworfen sind. Zusammen findet man über 400 Charten in diesem Verzeichnisse angezeiget, welches der Verfasser theils aus einer großen Anzahl Charten, die er selbst besitzt, theils aus verschiedenen Büchern und Sammlungen, die er genau anführt, mit vielem Fleiße gemacht hat.

S. 301-366. Continuatio Tabularum geographicarum Abilfedae. Dies ist der Rest der Erdbeschreibung des Abilfeda, in welchem aber das 25. und 26ste Hauptstück, so wie in dem vorigen Theile dieses Magazins das 1ste und 6te fehlen.

S.

S. 369-454. Marai des Sohns Joseph von Jerusalem, Geschichte der Regenten in Egypten, aus dem Arabischen übersetzt von Johann Jacob Reiske.

Herr Reiske hat diese Uebersetzung schon vor vielen Jahren verfertiget, und wie er selbst in seinem Vorberichte sagt, itzo nicht Zeit gehabt, sie aufs neue durchzugehen und mit der Urschrift zu vergleichen. Man hätte gewünschet, daß dieses geschehen, und die Ausgabe lieber so lange aufgeschoben seyn möchte. Der Verfasser Marai hat im Anfange des vorigen Jahrhunderts gelebet, und ist, wie er selbst von sich (S. 409.) berichtet, Lehrer des Muhammedanischen Rechts nach Hambals Lehrsätzen gewesen. Die Vorrede und den ersten Abschnitt hat Hr. R. weggelassen, weil die letztere nichts mehr als die Namen der Chalifen und die Jahre ihrer Regierung enthielte. Die Uebersetzung fängt also mit dem zweyten Abschnitte, und von dem J. C. 868. an, da Ahmet Ibn Thulun, ein Türke von geringer Herkunft, der von dem Chalifen in al Irak zum Statthalter über Egypten und zugleich über Syrien und andere Länder bestellt war, sich aus einem Naseb oder Verwalter, zum Sultan oder eigenmächtigen Beherrscher darüber machte, und diesen Titel auch annahm. Nachdem sein Geschlecht ausgegangen war, fiel Egypten wieder an die Chalifen von Bagdad, als Lehnherren im J. C. 934. zurück; aber es ward ihnen im Jahre 968. oder 969. wieder entrissen, nachdem Ol Moezzli dinelhai dasselbe eingenommen hatte. Er war von dem Geschlechte der Fathemiden, die ihren Ursprung von Fathima, Muhammets Tochter, wiewol fälschlich herleiteten; und der Verfasser eifert wider ihn und seine Nachfolger, als unrechtmäßige Besitzer und Ketzer. Sie führten den Titel Chalifen, der ihnen

zu-

zuletzt allein übrig blieb, weil ihre Wezíere alle Gewalt an sich rissen. Nachdem dieses ketzerische Geschlecht im J. C. 1171. ausgegangen war, kam das rechtgläubige Curdische Ejubische, welches 81 Jahre herrschete, auf den Thron. Hernach folgete die Herrschaft der Türkischen Mammeluken oder Trabanten der Fürsten von dem Hause Ejub, von denen verschiedene Geschlechter regierten, bis zum Jahre 1517, da der türkische Sultan Selim Egypten eroberte, und der Mammeluckischen Herrschaft ein Ende machte. Von der Zeit an ist Egypten den Türken unterworfen geblieben; und mit der Absetzung des Sultans Mustapha 1618, hört diese Geschichte auf. Sie ist mit vielen unerheblichen Sachen angefüllt, und enthält mehr, welches auch der Titel anzeigt, die Begebenheiten der Regenten, als des Reichs selbst. Eine Probe der Denkungs- und Schreibart des Verfassers, mag das seyn, was er von Timurlenk (Tamerlan) schreibt. Er nennt ihn „einen Bösewicht, „einen Wüterich, der so viel Städte verheert, so viel „Verehrer Gottes umgebracht hat. Seiner Abkunft „nach,„ fährt er fort, „war er ein Baurenlümmel, „hernach ward er ein Hausdieb und Straßenräuber; „endlich gelangte er zu der Stufe der Ehre und Glückseeligkeit, darauf ihn die Welt bewundert hat, und „that die Thaten, welche sein Gedächtniß bey Ehrliebenden verhaßt machen. Gott wolle ihm und seinem Geschlechte weder in dieser noch in jener Welt „gnädig seyn!„

S. 457-530. **Peter Rytschkows, Collegienraths und der kaiserl. Akademie der Wissenschaften Correspondentens, Orenburgische Topographie oder ausführliche Beschreibung des Orenburgischen Gouvernements. Erster Theil, übersetzt von M. Christ. Heinr. Hase.**

Es

Es wird von der Stadt Orenburg so genannt, und diese hat den Namen von dem Flusse Or, an dessen Ausflusse in den Jaik sie 1735. gebauet ward. Aber weil diese Gegend zur Anlage einer grossen Stadt unbequem schien, so ward 1740. eine andere an dem Jaik in der Gegend von Krasnaja-Gora gebauet, und die erste Orskaja-Krepost genannt. Allein, wegen neuer Unbequemlichkeiten, ward, zufolge einem kaiserlichen Befehle von 1742, eine neue Stadt an dem Ausflusse der Sakmara in den Jaik gebauet, welche den Namen Orenburg behalten hat. Das Orenburgische Gouvernement ist von dem Astrachanischen, Casanischen und Sibirischen umgeben und sein Umfang beträgt ungefehr 5500. Werste, oder beynahe 800. geographische Meilen. In dem ersten Theile dieser mit vielem Fleiße und Genauigkeit gemachten Beschreibung, werden zuerst die Grenznachbaren beschrieben. Diese sind die Turkomannen, Chivaner (Chivinzi,) Aralier (Aralzi,) die obern Karakalpaken, die große Horde der Kirgiskaisaken, das Gebiete von Turkestan und Taschkent, nebst einer großen Steppe auf der Seite von Sibirien, und die Szinegoren. Unter dieser ehemals sehr mächtigen Nation sind vor einigen Jahren große Unruhen und innerliche Kriege entstanden, die den Chinesern Gelegenheit gegeben haben, sich in diese Händel zu mischen. Die Folge davon war der gänzliche Untergang und Zerstreuung dieses Volkes, von welchem etliche tausend Familien, nebst einem ihrer Fürsten, ihre Zuflucht in das Rußische Gebiet nahmen. Die in ihrer heidnischen Religion bleiben wollten, wurden zu der dem Rußischen Reiche unterworfenen Kalmykischen Nation der Tongouten in dem Astrachanischen Gouvernement versetzt, die aber Christen wurden, bekamen Wohnungen zu Stawropol

in

in dem Orenburgiſchen Gouvernement. Das Land der Szengoren, das zwiſchen den Chineſiſchen und Sibiriſchen Grenzen liegt, iſt ſeitdem wüſte geblieben. Außer den Ruſſen wohnen verſchiedene Völkerſchaften in dem Orenburgiſchen Gouvernement, Tataren, Baſchkiren, Meſchtſcherjaken, Kalmyken, Kirgis-Kuiſaken, Karakalpaken, Mordwinen, Tſcheremiſſen, Wotjaken, Tſchuwaſchen. Von dieſen allen giebt der Verfaſſer die zuverläßigſten Nachrichten, die er hat bekommen können.

S. 531-536. Einige hiſtoriſche Anmerkungen von der verwüſteten Stadt Madſchar.

Die Trümmern dieſer Stadt liegen in der Aſtrachaniſchen Steppe, am Fluſſe Kuma, in der Gegend, wo dieſer den Fluß Bywar aufnimmt. Weil die Ungarn ihr Land und ſich ſelbſt in ihrer Sprache Magjar nennen, ſo wie ſie auch bey den Türken Magjar oder Madſchar heißen; ſo muthmaßet der Verfaſſer dieſer Anmerkungen, Herr O. C. R. Büſching, daß ſie in ihren ehemaligen Zügen, auch in die Gegend, wo Madſchar geſtanden hat, gekommen ſind, und macht dieſes theils aus dem Namen der Stadt, theils mit andern Gründen wahrſcheinlich.

Gl.

II.

Diſcorſo Sopra Gl'Antichi, e vari monumenti loro per uſo degl'Alumni dell' Elettoral'Academia Delle Bell'Arti di Dreſda di *G. Caſanova*, Profeſſore della Medeſima. In Lipſia, Alle Speſe Della Vedeva Dyck, 1770. 4. S. 60.

Abhandlung über verſchiedene alte Denkmäler der Kunſt, beſonders aus der Churfürſtl. An-

tiquitätensammlung zu Dreßden: von Joh. Casanova, Professor der bildenden Künste daselbst. Aus dem Italiänischen übersetzt. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung, 1771. 8. 92 Seiten.

Schon der verstorbene Abt Winkelmann hat den Herrn Casanova als den größten Zeichner in Rom, und als einen feinen Kenner der Antiken empfohlen: und itzt in dieser Sammlung von zerstreuten Bemerkungen über verschiedne Alterthümer, und besonders über die Antiken in der Churfürstl. Sächßl. Antiquitätensammlung in Dreßden empfiehlt Hr. C. sich selbst. Dieser Schatz von Alterthümern bestehet aus der Gallerie Chigi in Rom, welche König August mit 60000 Scudi erstand, und denselben mit einer Sammlung von Statuen vermehrete, welche der Cardinal Alex. Albani demselben für 10000 Scudi überließ. Diese Sammlung ist zwar in Kupferstichen herausgekommen: aber der größte Theil dieser Blätter ist, die Preisleriſchen ausgenommen, mit der größten Nachläßigkeit gezeichnet und gestochen, daß aus diesen ein Kenner ohnmöglich einen vortheilhaften Begrif von den Antiken selbst abziehen kann. Daher ist auch dieser Schatz wenig bekannt gewesen, zumal da man diese Antiken in Dreßden selbst schlecht geschätzt hat und, wie Winkelmann erzählt, die beßten Statuen in einem Schuppen von Bretern, wie die Heringe gepacket, standen, und zu sehen, aber nicht zu betrachten waren. Der Herr von Hagedorn und Herr Wacker haben itzt für eine beßere Aufstellung gesorgt. Es ist also ein sehr lobenswürdiges und für die Kunst und Kenntniß der Alterthümer sehr nützliches Institut, daß Herr Casanova seine Eleven zum Studium dieser Antiken durch Vorlegung und

Zer-

Zergliederung der beſondern Schönheiten derſelben ermuntert, und dieſe ſeine Bemerkungen auch den Kennern bekannt macht. Herr C. iſt ein Mann der ſich über die gewöhnliche Kenntniſſe der ſogenannten Kenner der Kunſt erhebt. — Seine Muſe iſt ſelbſt an den Quellen der Kunſt genähret, erzogen und erwachſen und ſein Genie denket, unterſucht und erforſchet und fraget mit Kühnheit um ſeinen Vorgänger vorzueilen und eine neue Bahn zu betreten. Nur Schade! daß der Mann nicht ſo ſchreibt, wie Winkelmann; und nicht ganz ſo ſpricht, wie er denkt —

Der Verfaſſer fängt ſeine Schrift mit dieſem Motto an:

„Qui antiquum monumentum ab exemplari „unico primus eruit ac profert, ſatis cautum et „circumſpectum ſe praeſtare vix poſſit; is enim „quid poſteritati omni legendum ſit, imperat „ac jubet.

Maffei Praef. Compl. Caſſ. pag. 46.

Ein guter und erbaulicher Spruch in verſchiedenen Theilen der beſcheidenen und ſchüchternen Gelehrſamkeit! der aber, wenn er iſt übertreten worden, der Gelehrſamkeit und den gründlichen Wiſſenſchaften mehr Vortheile als Schaden gebracht hat. —

„Wenn ich der vorhergehenden Erinnerung hätte „nachdenken wollen, ſo würde ich gewiß der Verſu„chung, von Denkmälern des Alterthums zu reden, „in die ich ſehr oft gerathen bin, widerſtanden haben. „Aber die vortrefliche und zahlreiche Churf. Sammlung „von Antikenſtatuen, hauptſächlich aber der Theil meines Berufs, die Jugend zu dem Studium derſelben anzuführen, hat die Furcht bey mir überwunden, „und mich zu der Gefahr verführet, ſelbſt in die Fehler zu verfallen, die ich an andern tadele. Doch

„will ich davon als ein bloßer Künstler reden, und „diese kurze Abhandlung soll ein Versuch seyn.„

Der Recensent ist hier ganz andrer Meynung, da er glaubt, daß in jedem Theile der Wissenschaften und Künste dreiste Machtsprüche der Vorgänger den sichersten Weg zu gründlichen Untersuchungen der Nachfolger gebahnt haben. Es ist wahr, der erste Vorgänger ist kühn, der einen neuen Weg betritt und bahnet: aber sein Unternehmen verdienet allezeit Lob. Der Nachfolger sieht doch einen Wegweiser, und der erste Zeichner der Charte machet es dem Nachfolger leichter in der Verbesserung, da er ihm durch den Grundriß Gelegenheit gegeben, die begangenen Fehler leichter zu entdecken. Bey den Kunstwerken ist der fehlerhafte Schritt der ersten Erklärung von noch weniger Erheblichkeit für den Künstler. Es schadet S. 31. (nach der Uebers.) dem H. C. nichts bey der Untersuchung der Statue, die Winkelmann eine Agrippina benennt hat: er untersuchet als Künstler die Schönheiten der Statue, lernet den Schüler die Theile der Bildung kennen, und sagt die Einwendungen und Schwierigkeiten der Benennung — was schadet es dem Künstler, wenn er nicht weis der Statue einen Namen zu geben? — Diese Entdeckung und den Gebrauch der Beobachtung des Künstlers überlasse man dem Gelehrten. Wenn auch nunmehro wieder einige Gelehrten in der Benennung fehlten: so schadet es der Kunst nichts. Da der Künstler selten auch ein zur Erklärung der alten Kunstwerke gründlicher und geschickter Philolog und Kritikus weder seyn noch werden kann: so hält es der Recensent für nützlicher für die Kunst und für die Wissenschaften, wenn der Künstler die ewigen Näckereyen mit den Gelehrten unterläßt, zumal da unser Jahrhundert und alle Gelehrte über den Nutzen der Kenntniß der Kunst, und über

den Einfluß derselben in den guten Geschmack und in die Erklärung der Alten einig sind. Unsre deutschen Gelehrten verdienen doch gewiß nicht die alten abgelebten Vorwürfe der Italiänischen Künstler, da sich schon viele Gelehrte dem Geschmack des Künstlers und seiner Einsicht genähert haben. Da der deutsche Gelehrte zugiebt und einsieht, daß die Kunst und die Auslegung der Alten zwo verschwisterte Musen sind, welche sich gegenseitig unterstützen müssen; da wir selbst Gelehrte gehabt und noch haben, welche Rom haben kennen lernen; da auch endlich unsre Gelehrte viele Jünglinge auf die wahre Bahn führen: so sollte der deutsche Künstler auch einmal aufhören auf den deutschen Gelehrten zu sticheln — der Künstler nähere sich nur der Vereinigung mit dem Gelehrten: er unterrichte ihn von den einzeln und zusammengesetzten Schönheiten der alten Kunstwerke: er lerne deutlich sagen und schreiben, was er sieht und denkt, ohne seine Gedanken mit dem Raube der Philologie aufzupuzen, und sey über den Gebrauch und Nutzen seiner Gedanken unbesorgt — der Gelehrte wird sie gewiß nutzen. Wenn aber der Künstler ein Philolog und Kunstrichter seyn will: so schweift er aus, und erweckt den Spott oder das Mitleid des Gelehrten. Sapientissimum esse dicunt eum, cui, quod opus sit ipsi, veniat in mentem; proxime accedere illum, qui alterius bene inventis obtemperet — Herr C. darf sich also nicht fürchten, Muthmaßungen und Erklärungen zu wagen — Es sind ja keine Orakelsprüche: der Kenner wird sie in der Folge schon prüfen, und entscheiden. S. 2. 3. schmält der V. mit Recht auf die Schriftsteller, die sich erfrechen, über Dinge zu schreiben, die sie nicht genug geprüft und studirt haben: oder Denkmähler aus Stellen der Autoren erläutern wollen, ohne die Monumente selbst ge-

sehen zu haben, oder die sich auf bloße Abgüsse und Abdrücke, oder auf Kopien, und nicht allezeit getreue Zeichnungen, ja wohl gar auf bloße Erzählungen verlassen und gründen. Besonders warnt der V. diejenigen, die von den schönen Künsten und von den Resten des Alterthums schreiben, welche doch beynahe allezeit zerstückt und zerbrochen, an vielen Stücken mangelhaft oder schlecht wieder hergestellt sind, und also den Augen der Zuschauer nur eine dunkle Vorstellung darbieten. — Hieher gehören die schönen Bemerkungen, welche der V. S. 6. 7. 8. von den Fehlern einschaltet, welche von unerfahrnen Bildhauern und Ergänzern alter Monumente sind begangen worden, und noch begangen werden, wo der Beobachter vortrefliche Bemerkungen und Cautelen lesen wird, die von den Einsichten des V. zeigen — S. 7. „Es giebt Statuen, an welchen kaum noch „der sechste Theil antik ist. Nun denke man nach, „was für ein Ansehen solche Denkmähler haben kön„nen. Der große Michael Angelo hat nicht das „Herz gehabt, den Arm des Laokoon wieder herzu„stellen, und doch hat es jemanden gegeben, der mu„thig genug gewesen, die Kinder wieder herzustellen; „und ich bin überzeugt, daß, wenn der Torso im Bel„vedere nur einen Kopf hätte, sich bald jemand so „viel Fähigkeit zutrauen würde, ihn wieder herzustel„len. Die einzige wundernswürdigste Wiederher„stellung ist die von den Füssen des farnesischen Her„kules;„ — S. 8. Es ist schwer, Ergänzungen zu entscheiden, weil man durch Scheidewasser, Schmutz und Farben dem Modernen den Anschein des Antiken hat geben wollen, und sie auch in allzu weite Entfernung in Italien aufstellt. — Aus dem Mangel, der Kenntniß von den Attributen und Zeichen der Monumente begehen die Ergänzer große Fehler, und

Ken-

Kenner lassen sich verführen: wie Winkelmann. — Aber das angeführte Beyspiel des Winkelmann führt dem V. die Phantasie zu: es entspricht nicht dem Context. Winkelmann kann das Attribut der Binde auf die Leucothea falsch angewendet haben: und es kann nach dem V. S. 10. diese Statue eine von den Göttinnen seyn, die für die Nahrung und Erziehung der Kinder gesorget haben. — Aber das Beyspiel sollte lehren, wie der Künstler bey der Ergänzung in den Attributen sich geirrt hat, oder wie die Gelehrten durch solche falsche angedichtete Attribute der Ergänzer sind betrogen worden. Eben daselbst glaubt der V., daß von der großen Seltenheit des Mars keine andre Ursache sey, als weil die Gladiatoren in Bildsäulen des Mars sind verwandelt worden: und er streitet dem Mars den Bart ab, welchen ihm Winkelmann auf einigen Monumenten geben wollte — S. 11. soll die Verstellung der Monumente Schuld seyn, daß man vielleicht den Apollo Tyaneus verkennt, und demselben den Namen dieses Philosophen giebt, weil die Attribute fehlen, oder die Ergänzer ihnen keine gegeben haben. „Man sieht also deutlich, sagt „der V., auf was für einen ungewissen Grunde die „meisten Schriftsteller ihre Erklärungen bauen, und „welches Zutrauen das Publikum zu ihnen haben „kann.„ Der Recensent muß noch einige Schritte auf der Bahn des V. zurück gehen, um noch einige Bemerkungen desselben nachzuholen. S. 2. Einige „Schriftsteller haben die Denkmähler durch die Ge„schichte zu erläutern gesucht, und sich auf Stellen „der Autoren bezogen, ohne die Monumente selbst „gesehen zu haben.„ — Aber immer schmält der Künstler, der die Kunst versteht, da doch im Gegensatz die Künstler ohne Wissenschaft und Gelehrsamkeit nicht erklären können: — der Gelehrte wagt aus

Kopien und Kupfern Erklärungen, so gut er kann. Nun helfe der Künstler auch den Wissenschaften mit wohlthätiger Erfahrung und Einsicht, und sage die Fehler, so kann der Gelehrte wieder helfen und bessern — S. 3. „Andre haben dunkle Stellen aus „Monumenten erläutert und in Gedanken zugesetzt, „was an der Sache selbst abgieng.„ — Dies thut freylich die Phantasie: aber thut sie es nicht auch bey dem Künstler, der oft mehr redet, als er sieht? der kritische Künstler schneide diese Auswüchse ab, so wird der Baum verbessert und gut gezogen — S. 3. Der V. folgert dies: „Ein Schriftsteller der Alterthümer „muß also eine vollkommene Kenntniß des Antiken „und Modernen, und das schärfste Auge haben, nicht „nur die neuern Nachahmungen zu unterscheiden, „die ausdrücklich, um zu betrügen, von solchen Künst„lern verfertigt worden, welche größtentheils davon „leben, daß sie Münzen, Gemmen und Statuen „verstellen, und gleichsam die Stipendiaten derjeni„gen Verkäufer sind, die nichts anders suchen, als „ihre Waare desto wichtiger zu machen.„ — Ja ja! in einer platonischen Republick ließe sich dies Gesetz verlangen, aber in dieser besten Welt der Unvollkommenheit wird dies Gesetz nicht befolget werden. Christ, Winkelmann, Caylus haben sich nach dieser Vollkommenheit zu formen gesucht, Leßing, Raspe und einige andere laufen nach dem Ziel, und Mengs, Casanova und Lippert als Künstler wollen ebendieselbe Bahn betreten, und am Ende der Laufbahn streiten dieselben um den Apfel der Eris. — Noch fodert der V. von dem antiquarischen Schriftsteller auch Erfahrung, um von den antiken Nachahmungen, von der Verschiedenheit des Stils, des Geschmacks, die Manier, und zwar eines Volks nicht nur überhaupt, sondern auch von den Epoken der Künste urtheilen zu kön-

können. — „Nunmehr frage ich, ob die Kenntniß „der Zeichnung, und zwar in keinem geringen Grade „nicht einem Alterthumskenner unentbehrlich sey? „Man sagt mir: wer von den Schriftstellern über „dergleichen Materien besitzt sie zu unsrer Zeit?„ — Der Recensent antwortet dreiste, daß alle diese Vorzüge eine einzige Person unmöglich besitzen kann und wird, wenn der Künstler den Gelehrten mit nichts unterstützen will. Es ist alles mögliche gethan, wenn der Gelehrte sein Auge gewöhnt hat, die Kunst zu sehen, zu fühlen und zu beurtheilen und die Oberfläche der Kunst kennt — das Detail der Kunst muß der Künstler bearbeiten. Genug alsdenn, wenn der Gelehrte Wissenschaft und Einsicht genug besitzt, die Einsicht des Künstlers zu nutzen. Warum soll der Gelehrte alles thun und der Künstler nichts? zumal da der Künstler auf den bescheidenen Gelehrten noch einen vielbedeutenden verächtlichen Blick wirft, (S. 4.) „wenn er sich bey seinen Arbeiten an den Künstler „hält — Dann soll Leidenschaft und Eigendünkel ihre „Führer in ihren Schriften seyn.„ S. 4. — Wenn die Musen unter einander selbst uneinig werden, und aufhören in freundschaftlicher Unterstützung zu leben: wie will das Reich bestehen? Leßing kann nicht Casanova und Casanova nicht Leßing seyn, und doch hat Leßing das antiquarische Publikum und auch mich Beyfall unterrichtet. Herr Casanova würde den größten Vortheil für das antiquarische Studium stiften und der Welt ein unschätzbares Werk liefern, wenn er nur in einer Schrift alles dies sagen wollte, was sein künstliches Auge in den alten Denkmälern der Kunst gesehen, untersucht, entdeckt und bemerket hat. Der Fleiß und Scharfsinn des Gelehrten wird dies gewiß zur Erweiterung der antiquarischen Wissenschaften zu nutzen wissen. S. 14. beschließt der V. seine

lehrreiche Vorrede, und fängt an von den egyptischen, hetruriſchen, griechiſchen und römiſchen Denkmälern der Dreßdniſchen Churfürſtl. Sammlung zu reden, da er die Monumente nach den Nummern der ſchon genennten herausgekommenen Kupfer anzieht.

Die alten egyptiſchen Künſtler ſollen ſich in Anſehung des Stils nach der Meynung des V. S. 15. auf ein gewiſſes Syſtem gegründet haben, an welches ſich die alten egyptiſchen Künſtler entweder wegen des Ueblichen oder aus Religion gehalten, und dieſen Stil ſollen die Griechen in vielen Stücken verlaſſen haben. „Dahin gehört die Grazie, das Ideal und der Ge„ſchmack. Der Stil der drey Löwen und eines an„dern iſt (S. 15.) nach dem beßten antiken Griechi„ſchen, der Ausdruck der Formen, die Simplicität „der Linien, und das ganze Großartige verräth die „egyptiſche Schule, die die Künſte auf Regeln ſetzte „und ſie in ein Syſtem brachte.„ — Beweiß! Petron. Sat. Ca. 2. Pictura quoque non alium exitum fecit, poſtquam Aegyptiorum audacia tam magnae artis compendiariam evenit, der V. mag aus dieſer Stelle und aus der Vergleichung mit der Rhodiſiſchen Beredſamkeit noch ſo ſehr vernünfteln, ſo kann unmöglich dieſe Stelle von der Mahlerey und von der Rhodiſiſchen Beredſamkeit auf die Bildhauerkunſt der Egypter angewendet werden. Die Egypter ſcheinen ſich an die Natur gehalten zu haben, ohne an ein Syſtem zu denken. Ihre Grazie war die Nachahmung der Natur, ihr Ideal ſchuf ſich, wie des Zeuxis ſeine Helena, aus der Zuſammenſetzung einzelner Schönheiten und ihr Grosartiges aus ihrem wollüſtigen Genie. Hierbey blieben ſie ſtehen, ohne zu wachſen, weil das Studium nicht ihre Sache war. Die Grjechen fiengen mit ihrer Kenntniß an, und machten ſich eine eigne Theorie durch ihr Genie, und

durch

durch das mit den Wissenschaften verbundene Studium der Kunst. Man sieht dies aus der Geschichte, da die Egypter zu Hadrians Zeiten noch an dem Ziel stunden, wo sie ausgegangen waren: und Hadrians Geschmack scheinet sie zu loben, weil er in ihnen die erste Simplicität verehrte, von welcher sie doch aus Saumseligkeit und Faulheit abgeartet waren. Bisweilen mag ein fleißiger Künstler von dem Geschmack der Griechen geleitet, weiter gegangen seyn; aber ihre Verfassung und ihr Genie war nicht zur Anlegung einer besondern Schule geschaffen. Und daher läßt sich auch Petronius erklären. In der Mahlerey war diese Nation grotesk; aber kühn: sie blieben bey dem Geschmack der Bildhauerkunst stehen: kühn im Erfinden, einschränkend kühn in der Ausführung. — Ueberhaupt läßt sich durch Muthmassung von einer verschwisterten Kunst auf die andre nicht muthmassen: wir können annehmen, was Hr. V. S. 15. gesagt hat, und doch dürfen wir mit Herr C. nicht auf ihre Vorzüge in der Bildhauerkunst aus der Mahlerey schliessen. Dies streitet wider die Erfahrung der Kunst. Denn wir haben in der Mahlerey einen Dietrich und Oeser, und doch leidet Knöfler keine Parallele. Aus diesen fällt für sich das Raisonnement weg, das der V. S. 16. 17. angebracht hat. Plinius hat recht und der V. scheint mit uns einig zu seyn, wenn er sagt, daß die griechischen Statuen den egyptischen ähnlich gewesen, daß aber der würksame Geist der Griechen eine neuere Manier geliebt, die man zur Vollkommenheit gebracht hat. — S. 17. In das Uebertriebene ist der griechische Geschmack nicht gefallen, der V. müßte denn die griechischen Künstler dahin rechnen, welche sich, als aufgenommne Künstler in den Sold der Römer, nach dem römischen Verfall des Geschmacks formeten. Die Egypter fielen

durch

durch Zerrüttungen ihrer Regierungsform selbst. Was S. 17. der V. von den Egyptern sagt, ist ein Beweiß für unsern Satz. — Die angebrachte geographische Bemerkung ist theils falsch, theils beweißt sie nichts. Der S. 18. angeführte Kopf beweiset, was wir gesagt haben, daß die Egypter bey ihren ersten Grundsätzen der Kunst stehen blieben, und mit der Zeit mehr von ihrer Kunst herab gesunken, als gestiegen sind. S. 21. beklagt sich der V. über Winkelmannen, der sich die Entdeckung einer Sphinx mit menschlichen Händen, deren Zeichnung Herr C. gemacht, sich zugeeignet hat. Ueber solche Kleinigkeiten war gewiß Winkelmann weg: die Entdeckung würde er gewiß dem Hrn. C. gerne zueignen: der Nutzen dieser Entdeckung bleibt doch dem Herrn W. zur Ehre. S. 22. 23. rettet der V. die N. 3. angegebne Ara Etrusca in der Dreßdnischen Gallerie wider die Einwendungen, die wider das Etruskische Original sind gemacht worden. In Ansehung Italiens hat der V. eine Verwirrung der Antiquarien bemerkt, daß sie die Völker Hetruriens und andrer Provinzen Italiens vermenget, die doch in Ansehung ihrer Regierungsform und Sitten, und auch durch ihre eigenthümliche Sprache von einander abgehen, so wie in ihrem Stil der Kunst. Er beweiset dies aus dem Unterscheid der Etruskischen Buchstaben, deren Anzahl bey einigen auf 20, bey andern über 30. steigt, und bemerkt S. 25. die Verwirrung in den Sammlungen der Gefässe, die man in Rom hetruriſche, und in Neapel campaniſche zu nennen pflegt, und bemerkt ihren Unterschied mit vieler Einsicht und aus geprüfter Erfahrung. Von der Statue N. 139. entscheidet also der V. S. 26. daß sie ein Monument des alten Posidoniens ist. „Die Kunst „wird aus dieser Statue nicht viel lernen, aber das „sonderbare und interessante betrift die Kunst.„

S.

S. 27. N. 19. iſt eine Venus, die an Würde der Kunſt und an Sauberkeit die Mediciſche übertrift. S. 28. N. 28. wieder eine Venus, die der Mediciſchen in keinem Stücke weichet.

S. 29. N. 17. iſt eine auſſerordentlich ſchöne Gruppe der Venus, die wegen des guten Stils und der Wahrheit der Handlung das höchſte Vergnügen macht. Der V. macht gute Anmerkungen über ihre Ergänzung. S. 31. iſt unter N. 35. eine unvergleichliche Bildſäule eines Frauenzimmers, die mit der Anzeige der Herausgeber Winkelmann für eine Agrippine hält, „die bisweilen in eben die Krankheit der Antiquarien verfallen die die Kenntniß von den Künſten aus bloſſer Lektüre beſitzen, und deren Auge nicht eben der feinſte Sinn ihres Körpers iſt. — Dies iſt eine nicht allzu freundſchaftliche Anmerkung über ſeinen todten Freund, ſo wie dieſe S. 32. ſo hat z. B. Winkelmann in ſeinem Werke einen Stein, der einen Liebesgott mit dem Schlüſſel vorſtellt, erklärt: „dieſer „Stein aber iſt niemals da geweſen, er brauchte „aber ein dergleichen Denkmal zur Erklärung ge„wiſſer Stellen„ Winkelmann hatte gewiß ein feines Auge, und hat Rom ſich ſelbſt kennen gelernt, und Italien ſeine eigne Schätze. Dem Winkelmanniſchen aufrichtigen und beſcheidnen Charaktere ſcheint dies nicht angemeſſen zu ſeyn: ſein Gedächtniß hat ihm können trügen, aber mit Fleiß war kein Betrug in ihm. S. 33. kehrt Herr C. zu ſich zurück, und weis ſelbſt nicht, was er aus der Statue machen ſoll, ob er gleich die Schrift der Statue vortreflich erläutert: hier kehrt er zu ſeiner Stärke und zu ſeinem Verdienſt zurück. Herr C. thäte beſſer, er ſagte als Künſtler, was er dächte, ohne in den Fehler der Italiäner zu verfallen, die ohne wahre Kenntniß der Philologie dieſelbe affektiren und mit einem vielſagenden aber allen

zeit

„Statue der ſitzenden Agrippine in Rom gleichet.
„Ich will jetzt nicht unterſuchen, ob Winkelmann
„nicht eine ganz andere Agrippine in Gedanken ge-
„habt, als von der ihn Herr Caſanova verſtehet. Son-
„dern was ich eigentlich hier anmerken will, betrift
„beyde Winkelmannen ſowohl als den Hrn. Caſanova.
„Winkelmann ſagte, es ſey eine Agrippine; denn ihr
„Kopf habe viel Aehnlichkeit mit dem Kopfe einer ſit-
„henden Agrippine in dem Vorſaale der Bibliothek
„zu St. Marcus in Venedig.„

„Hr. Caſanova ſagt, es ſey keine Agrippine; denn
„ihr Kopf gleiche keinem andern Kopfe der Agrippine.„

„Winkelmann ſagte, ihr ſchönes Geſicht zeuge
„von Sorgen und Kummer. Hr. Caſanova ſagt, ſie
„ſitze eher in einer nachdenkenden tiefſinnigen, als
„traurigen Stellung; und ihr Geſicht ſey das ſchönſte
„Ideal. Aber was reden Sie denn beyde uns ſo viel
„von dem Kopfe und dem Geſichte vor? Wußte denn
„Winkelmann nicht, und weis es Herr Caſanova ſelbſt
„nicht, daß aus dieſen Kopfe nichts zu ſchlieſſen iſt.„

„Dieſer Kopf iſt neu; dieſer Kopf gehöret, wie
„noch manches andere zu den Ergänzungen dieſer dem
„ohngeachtet vortreflichen Statue.„

„Sollte es möglich ſeyn, daß man dieſes in Dreſ-
„den nie gewußt hätte? und doch ſcheinet es faſt.
„Denn nur bloß vergeſſen, können weder die Ge-
„lehrten, noch die Künſtler daſelbſt einen Umſtand
„haben, auf den, bey allen Vermuthungen, was die
„Statue vorſtellen ſoll, es einzig und allein an-
„kömmt.„

„Indeß habe ich weder dieſen noch jenen nöthig,
„meine Bahauptung weitläuftig zu erweiſen. Herr
„Caſanova und die Künſtler haben das Werk ſelbſt
„vor ſich, das ſie nach ihrer Kenntniß des Alten und
„Neuen nur etwas genauer prüfen dürfen. Die Ge-

„lehr-

„lehrten aber werden mir leicht auf die Spur kom„men und es bald heraus haben, worauf ich mich „gründe. Denn wahrlich verlohnt es sich kaum der „Mühe, daß ich es ihnen sage: ob es sich schon sehr „der Mühe verlohnt, die Sache selbst wieder allge„mein bekannt zu machen.

„Leßing.„

III.

Johann Christoph Stockhausens kritischer Entwurf einer auserlesenen Bibliothek für die Liebhaber der Philosophie und schönen Wissenschaften. Zum Gebrauch akademischer Vorlesungen. Vierte, verbesserte und viel vermehrte Auflage. Berlin, bey Haude und Spener, 1771. 1 Alph. 19 Bogen in 8.

Nichts hätten wir weniger vermuthet, als daß der Verfasser dieses Werks, dem man gleich von seiner ersten Entstehung an, und bey den wiederholten Auflagen so viel Unordnung, Unrichtigkeit und Mangel an richtiger Beurtheilung vorgeworfen und überwiesen hatte, im Stande seyn könnte, es zum viertenmale in einer Gestalt herauszugeben, die, bey allen Vermehrungen, doch, wo möglich, noch mehr, Unordentliches, Unrichtiges und Seichtes hat, als die vorigen Ausgaben. Wir können dies hart scheinende Urtheil, zur Warnung unsrer Leser, unmöglich zurück halten, unmöglich den Verfasser, so sehr er sich auch durch eingestreute Höflichkeiten gegen Recensenten von allerley Art dawider zu sichern gesucht hat, so durchschlüpfen lassen, wie es wirklich

einige andre Journalisten gethan haben, denen Eine Höflichkeit der andern werth zu seyn schien. Wir wollen unsre Vorwürfe durch Beyspiele bestätigen, wiewohl das uns und unsern Lesern zu viel zugemuthet wäre, alle Fehler, wovon dies Buch wimmelt, mühsam aufzusuchen, zumal da wir uns bey einem solchen Schriftsteller nicht viel Nutzen davon versprechen können.

Die ganze Entstehungsart dieser neuen Auflage dünkt uns sehr wahrscheinlich folgende gewesen zu seyn. Der Verf. ließ sich von einigen seiner Freunde die Berichtigungen, Zusätze und Collektaneen, welche sie sich, vielleicht nur zu ihrem Privatgebrauche, zu den ersten Ausgaben seines Buchs zusammengetragen hatten, in der Absicht mittheilen, um davon bey dieser neuen Umarbeitung Gebrauch zu machen. Er belohnt sie dafür in der Vorrede sehr im Vorbeygehen mit einer flüchtigen Danksagung, und giebt sich überall selbst die Miene des Verbesserers seiner Arbeit. Wir tadeln das obige Verfahren an sich nicht; allein, um dergleichen Beyträge und Erinnerungen zu nützen, muß man selbst die Sache verstehen, alles in die gehörige Ordnung zu redigiren, und so das Ganze dadurch vollkommen zu machen wissen. Hieran fehlte es aber dem Verf. augenscheinlich. Anstatt die Lücken seines Gebäudes auf eine geschickte Art auszufüllen, die Erweiterungen desselben gehörig anzubringen, und dann dies Gebäude, wenn wir so reden dürfen, zu überwerfen, und nun die Augen des Beobachters so zu täuschen, daß er es für ein ununterbrochenes Ganze ansehen muß, kleckt er hie und da einen Erker, dort einen Vorsprung, hier einen Seitenflügel an, und macht es gerade so, wie der schlechte Dichter beym Horaz:

Inceptis gravibus — — et magna professis
Purpureus, late qui splendeat, unus et alter
Adsuitur pannus.

Diese *incepta gravia* findet man gleich zu Anfange des ersten Briefes, wo der Verf. seinen Plan entwirft. Aber wie schlecht wird dem armen Correspondenten des Verf. sein Versprechen gehalten! Er, und die übrigen Leser sollen nur als Liebhaber der Philosophie und schönen Wissenschaften angesehen, es sollen ihnen daher nur die auserlesensten Bücher bekannt gemacht, es soll nichts wesentliches ausgelassen, hie und da sollen kleine Betrachtungen und Urtheile eingestreuet werden; lauter gute Versprechungen! Aber wie? wenn nun in dem Buche selbst eine Menge Schriften vorkäme, die den Liebhaber gar nicht angiengen, sondern nur für denjenigen geschrieben wären, der die darinn vorgetragnen Wissenschaften zu seinem Geschäfte macht? wenn auch unter den übrigen keine Auswahl gemacht, sondern nur alles auf gut Glück zu einander gestellt wäre? wenn mancher wesentlicher historischer Umstand, mancher wesentlicher Charakter von dem Inhalte eines Buchs fehlte, und überhaupt die eingestreuten Bemerkungen und Urtheile sehr oft nichts sagten, und mehrentheils noch unfruchtbarer und trockner wären, als ein trocknes Register gewesen seyn würde? von dem allen fallen die Beyspiele auch nur bey einer flüchtigen Durchblätterung des Buchs gar zu sehr in die Augen.

Gleich das erste Buch, welches der Verf. im ersten Briefe, von der Philosophie, empfiehlt, ist des Montucla Geschichte der Mathematick. Wer dies Buch nur einigermaßen kennt, der weis, daß es bey seinem unstreitig großen Werthe doch für denjenigen wenig brauchbar seyn kann, der nicht mit dem Innern der mathematischen Wissenschaften, selbst der

Höhern, vertraut ist, daß es hauptsächlich die Geschichte der mathematischen Erfindungen betrift, und in dem historischen Theile nichts weniger ist, als ausgeführt und vollständig. Wenn das Werk also ja genannt werden sollte, so mußte doch wenigstens dies mit ein paar Worten dabey angemerkt werden; aber dafür bindet der Verf. seinem Liebhaber auf, „er „werde in diesem Buche alles das beysammen antref„fen, was man in einem solchen Buche zu haben „wünscht.„ Und nun setzt er dies Werk in der Anmerkung wieder so herunter, daß er Heilbronners, Weidlers und seines Bruders Werke dieser Art mit demselben in Eine Klasse stellt.*

Man weis nicht, was der Verf. S. 14. mit der schönen *Encyclopédie de Chambres* haben will, bis man unten in der Anmerkung den richtig geschriebnen Titel findet, und daraus sieht, daß es des Engländers Chamber Encyklopädie seyn soll. Aber was kann kälter seyn, als der Uebergang zu der Anzeige des großen französischen Werks dieses Namens: „Zu „Paris hat man ein ähnliches veranstaltet.„ Und dann wird davon als von einem noch unvollendeten Werke geredet; vermuthlich ist das aus der vorigen Auflage stehen geblieben.

Was über Bruckers philosophische Geschichte S. 17. gesagt wird, ist auch zu allgemein, und, so wie die meisten Urtheile des Verf. zu wenig charakteristisch. Auch war es wohl sehr nöthig, das eben so allgemeine Urtheil eines seichten Franzosen in der Anmerkung anzuführen, um den Deutschen ein Nationalwerk von so entschiedenem Werthe zu empfehlen!

Kannte denn der Verf. wirklich kein besseres Buch, als Gottscheds Philosophie, wenn die Frage von einem philosophischen Handbuche war? Und wie seltsam, eine solche Grundlage, die ganz dem System

ei-

eines Mannes folgt, durchaus Wolfisch ist, zu wählen, um darauf alles das zu bauen, was man aus allen den mannichfaltigen Systemen und philosophischen Schriften gesammelt hat!

Ueber die Schriftsteller von der Wahrheit der christlichen Religion wird der Syllabus derselben vom Fabriz S. 29. angeführt, ohne nur mit einem Worte hinzuzusetzen, wie unvollständig diese Sammlung durch die Menge der in den letzten vierzig Jahren herausgekommenen Schriften dieser Art geworden ist.

Den Fehler, der S. 35. in der Anmerkung steht, wo dem d'Alembert vortrefliche Observationen und Nachrichten von Geneve beygelegt werden, anstatt vom Genie, wollen wir lieber dem Setzer, als dem Abschreiber fremder Excerpten zur Last legen. Aber da irrt sich der Verf. sehr, wenn er glaubt, das Urtheil der Reviewers über einige Schriften des gedachten Franzosen, sie wären *in the true spirit of french criticism* geschrieben, sey ein Lobspruch.

Aus Mendelssohns Preißschrift über die Evidenz werden S. 37. zwo verschiedne Abhandlungen gemacht, oder es wird vielmehr die Schrift eines andern, die gleichfalls um den Preis geworben hat, und der Mendelssohnschen beygedruckt ist, mit auf seine Rechnung geschrieben.

S. 39. Nollets versprochnes Supplement ist längst da; er selbst schon vor ein paar Jahren verstorben; indeß wird hier von ihm als einem noch lebenden geredet. — Der Verf. entschuldigt dergleichen Anachronismen, die oft vorkommen, in der Vorrede mit der Verzögerung des Drucks, und diese wiederum mit seinen Amtsveränderungen. Aber so hätte er doch selbst einige Verbesserungen und Zusätze machen, oder das Jahr der Ausgabe auf dem Titelblatte zurück setzen sollen, um vielfältigen Irrungen vorzubeugen.

Dem de la Mothe le Vayer geſchieht ohne Zweifel zu viel Ehre, wenn er S. 76. Montaignen an die Seite geſetzt wird.

Die Ueberſetzung vom Tyrtäus (S. 92.) iſt nicht von Gleim, ſondern von Weiſſe, wie Jedermann wiſſen ſollte.

Das Verzeichniß derer Schriften, welche zur Kenntniß der italiäniſchen Litteratur dienen (S. 110. ff.) iſt ſehr verworren; auch fehlt das bekannte Werk des Fontanini, welches durch die Ausgabe des Apoſtolo Zeno vorzüglich brauchbar geworden iſt. — Bey der ſpaniſchen Litteratur S. 113. hätte auch Diezens Arbeit über den Velazquez, die einem Deutſchen am erſten zur Hand iſt, und mehr, als blos poetiſche Nachrichten giebt, nicht ſollen ausgelaſſen werden. — Von Johnſons Wörterbuche wird als von einem erſt kürzlich herausgekommenen Werke geredet, und der unterſcheidende Charakter deſſelben gar nicht angegeben.

Von der Sammlung des Grafen Caylus (S. 119.) iſt nicht der ſechſte, ſondern der ſiebente Band der letzte, der ſchon vor länger als vier Jahren, bald nach des Verfaſſers Tode, herausgegeben iſt.

Jobert, der bekannte Verfaſſer der Einleitung in die Münzwiſſenſchaft wird S. 128. zweymal, und hinten im Regiſter zum drittenmale Joubert genannt. Auch kennt man den Herausgeber der neuen Anmerkungen zu dieſem Buche weit mehr unter dem Namen Bimard, als unter ſeinem hier angeführten Beynamen de la Baſtie. Ungeachtet dieſe Ausgabe oben erwähnt wird, ſteht dennoch unten in der Anmerkung; „die neuſte Ausgabe iſt meines Wiſſens von 1716.„ und hinten im Verzeichniſſe ſteht wieder 1715. Der Verf. hätte noch 1717. hinzuſetzen können; aber alle dieſe Ausgaben ſind noch von Jobert ſelbſt, und der

ersten von 1692. nicht sehr unähnlich; die sehr vermehrte Ausgabe des Bimard ist zu Paris 1739. in zween Oktavbänden herausgekommen.

Die marmora Oxoniensia werden S. 132. als ein von den Arundelischen verschiednes Werk angeführt, da doch, wie bekannt, die letztere Sammlung itzt in der Beschreibung der erstern mit begriffen ist.

Mariettens klaßisches Werk über die geschnittenen Steine wird S. 133. ganz übergangen, da es doch zur Kenntniß derselben sowohl als zu den nöthigen Einsichten in die Kunst selbst die brauchbarste Anleitung giebt. In der Note wird er beyläufig, und noch dazu falsch, Mariotte, genannt.

Bey der Kappischen Uebersetzung des Carlencas hätte S. 141. angemerkt werden sollen, daß sie nach der ältern Ausgabe gemacht, da die neuere um die Hälfte vermehrt ist. Uebrigens sagt der Verf. von diesem seichten Werke noch immer zu viel rühmliches, und vom Goguet, auf der folgenden Seite, zu wenig.

Das Verzeichniß der Journale in den neuen Ausgaben des Morhof wäre S. 145. anzuführen gewesen.

Um nicht zu weitläuftig zu werden überschlagen wir die folgenden Briefe über die Historie und die Romanen. Der erstere verträgt sehr viel Verbesserungen besonders in Ansehung der Ordnung und der Auswahl; der letzte ist vielleicht der erträglichste und brauchbarste Theil des ganzen Buchs, wie er denn auch ohne Zweifel der leichteste war; indeß fehlt es auch hier nicht an Urtheilen, die sehr obenhin gefällt sind, ohne eine nähere Kenntniß der angezeigten Bücher wahrscheinlich zu machen. Was ist es z. E. gesagt, wenn man S. 241. vom Agathon ließt: „Einer meiner Freunde nennt es das nützlichste und schädlichste Buch, nachdem es der Leser findet?„

Anstatt S. 246., bey Gelegenheit der Horazischen Dichtkunst, in Ansehung ihres Plans ein Programm von Henrici anzuführen, der dem Dichter ein tabellarisch zu zergliederndes System aufbürden will, hätte er den vortreflichen Kommentar des Engländers Hurd nennen sollen, und dabey sicher von allen übrigen schweigen können. Dafür hätten wir ihm die Empfehlung der poetischen Vorlesungen des Trapp schenken wollen, die, wie er S. 247. zu glauben scheint, weder systematisch noch kritisch, sondern großentheils sehr trivial sind.

Wozu S. 250. die weitläuftige Auslassung über die Werkchen des Bouhours, die noch itzt immer mehr in die verdiente Vergessenheit gerathen? Diesen Platz hätte sich der Verfasser sparen, und dafür auf der folgenden Seite die beträchtlichsten Werke, als den Dubos, Home, Lowth, (bey dem Hr. Michaelis mehr gethan hat, als ihn blos nachdrucken lassen;) den Laokoon und Polymetis nicht so ganz kurz und mit der bloßen Anführung abfertigen sollen. Fast alle diese Werke gehören für den Liebhaber; es mußte ihm daher der Charakter eines Jeden gehörig entworfen werden. Aber dazu gehört freylich ein wenig mehr, als Kenntniß der Titel und Ausgaben!

Das Urtheil vom Muratori S. 252., daß sein Werk in dem gelehrten und historischen Theile vortreflich ist, bedarf einer großen Einschränkung; auch ist dieser Theil der kleinste seiner Schrift.

Vom Velazquez, sagt der Verf. S. 253. hat man dem Hrn. Prof. Diez in Göttingen eine gute deutsche Uebersetzung zu danken. — Nichts mehr als Uebersetzung? Oder ist seine Arbeit dabey nicht ungleich größer, mühsamer und beträchtlicher, als das ganze Werk des Spaniers?

Der

Der Verf. der Denkwürdigkeiten von Westmünster (S. 254.) heißt nicht Lange, sondern Langer.

Das vollständige Werk des Crescimbeni, (S. 256.) von dem der Verf. ganz verworrene Begriffe zu haben scheint, hat nicht drey, sondern sieben Bände.

Eben daselbst fängt er an, die deutschen Dichter zu erzählen, und wieder so durch einander geworfen, als möglich. Opitz und seine Nachfolger machen den Anfang, und erst hinten drein, nachdem die neuesten Dichter genannt sind, werden die Minnesinger erwähnt. Der Periode der Meistersänger ist mit keinem Worte gedacht, und überhaupt wird keiner von den ältern Dichtern vor Opitzens Zeiten namentlich angeführt.

S. 259. Vergier ist weit unter dem La Fontaine. — Ebendas. ist in der dritten Note Rivery für Rivary zu lesen.

Ueber unsre deutschen Fabulisten redet der Verf. im Tone eines Mannes, der doch gerne einem jeden in der Gesellschaft was Angenehmes sagen will, und darüber im Grunde nichts sagt. In Gleims Fabeln hat wohl noch Niemand vor ihm die Grazie des Ausdrucks bewundert.

Was heißt das S. 261. *Moore's Fables of the female sex?* — Es soll *For* stehen. Beyläufig bemerken wir, daß die englische Sprachkenntniß des Verf. uns in mehrer Beyspielen etwas verdächtig geworden ist. — Auch wird kein Engländer den Dennis über den Gay setzen, sondern weit unter ihm. Dryden gehört hieher eigentlich nicht, sondern unten zu den erzählenden Dichtern, wo er auch wieder vorkömmt.

S. 262. Die Arkadia des Sannazar ist eine Schäfererzählung in einem vermischten Vers? —

Es wird heiſſen ſollen: in einer mit Verſen untermiſchten Proſe.

S. 265. Kaiſers Ueberſetzung der Youngiſchen Nachtgedanken iſt längſt vollendet, und nicht erſt, wie der Verf. ſagt, ein Theil davon heraus. Ihr geringerer Werth hätte doch nicht ſo ganz müſſen verſchwiegen werden.

Auch in der Ode (S. 276.) giebt der Verf. ſo, wie gemeiniglich, den Franzoſen die erſte Stelle. Und doch vergißt er den Le Brun, Le Franc und La Harpe.

Von der Dosdleyiſchen Sammlung engliſcher Gedichte wird noch S. 277. die Ausgabe von 1755. in vier Bänden angeführt, da doch eine neuere, die aus ſechs Bänden beſteht, ſchon längſt heraus iſt. Ueberhaupt ſcheint der Verf. oft nur die Ausgaben zu loben, die er ſelbſt beſitzen und ſelbſt geſehen haben mag; und von beyderley Art giebt es vielleicht nicht viel. So nennt er die kleine Handausgabe des Petrarca in Duodez S. 276. eine neue ſchöne Edition, ohne der größern von Taſſoni, Muratori, und Caſtelvetro auch nur mit einem Worte zu gedenken.

Wie kommen (S. 283.) Hubers Gedichte zu dem Vorwurfe des zu freyen und anſtößigen, der vielen andern weit eher und allgemeiner gebührt?

Bey den Nachrichten über das engliſche Theater, die wenigſten zahlreich ſind, beruft ſich der Verfaſſer zum öftern auf den *Companion to the Playhouſe*, eine mittelmäßige Compilation, die nur, zur allgemeinen Notiz, nicht zur Gewährleiſtung dienen kann.

Die Nachrichten über das Italiäniſche Theater ſind größtentheils aus dem Riccoboni zuſammen getragen und treulich nachgebetet. Daher ſo viel Unvollſtändigkeit, und viel Unrichtiges. Crechi S. 310. ſoll Cecchi heiſſen; und wie ſollte dieſer keine Verliebte in ſeinen Stücken haben. Er iſt vielleicht unter

ter den Italiänern der glücklichste Nachahmer des Plautus und Terenz, deren Stücke ihm meistens den Stoff an die Hand gegeben haben. Auch hat er mehr als neun Komödien geschrieben. — Vom Ariost wird hier nichts weiter, als der Name, genannt. — Die Dramaturgie des Leone Alacci, nach der neuen Ausgabe des Zeno, Venedig 1755. 4. hätte nicht unangeführt bleiben sollen.

S. 314. Gellerts Orakel wäre vortreflich? — Nun Glück zu! — Die kurze Leichenrede auf diesen Dichter, welche man hier in der Anmerkung findet, gehört unter die vielen durch seinen Tod verursachten Aftergeburten.

S. 316. Von Klopstocks David wird als von einem schon gedruckten Stücke geredet.

Das abgeschmackte Lob des P. Bossu S. 318. hätte der Verf. dem Herzoge von Buckingham nicht nachschreiben sollen.

Die Charaktere der italiänischen Heldendichter S. 323. f. sind wieder gewaltig verzeichnet, und verrathen zu sehr, daß sie blos aus der Idee gemacht sind. Wie hätte der Verf. sonst vom Ariost so gar kalt reden können, wenn er ihn wirklich gelesen und empfunden hätte, wenn er ihn auch nur aus dem Meinhardischen Auszuge kennte? — Vom Bocardo und Pulci kein Wort. —

Die Ausgabe des Dante mit mehr als vierhundert Kupfern, die der Verf. S. 325. in der Anmerkung anführt, ist nicht im Jahre 1757. sondern 1759. in fünf Quartanten herausgekommen. Der Commentar ist nicht, wie er sagt, von einem Ungenannten, sondern von Volpi und Venturi.

S. 328. wird vom Fracastor ein lateinisches Gedicht Siphillide genannt. Vermuthlich fand der Verf. den Titel irgendwo in dieser Flexion, und schrieb

ihn

ihn ohne Ueberlegung nach. Das Gedicht heißt Syphilis und läßt sich mit den Georgicis des Virgils nicht zusammen halten.

Wartons Versuch über Popens Genie und Schriften ist noch unvollendet, wie kann denn der Verf. S. 330. sagen, daß alle Werke dieses Dichters darinn beurtheilt werden? Auch hätte er die Uebersetzung davon anführen sollen; die in der Berlinischen Sammlung vermischter Schriften steht.

Wozu die erste Note S. 334., daß auch eins von den Oratorien des Metastasio mit einer deutschen Uebersetzung heraus sey? wenn nicht etwa einem Freunde ein Compliment sollte gemacht werden!

Die komischen Opern des Goldoni hat wohl noch Niemand, selbst kein Italiäner, Meisterstücke genannt, wie S. 336. geschieht.

S. 349. ff. charakterisirt der Verf. die berühmtesten englischen und deutschen Kanzelredner nach seiner Art, das heißt, mit größtentheils verfehlten Zügen. Unter den ersten hätte noch Hoadly, und unter den letztern Zollikofer genennt werden müssen. Den seltsamen Platz, den Chrysostomus mitten unter den deutschen Rednern erhält, hat er wohl blos der Cramerischen Uebersetzung zu danken.

S. 362. Wer ist der in der Note genannte Desmaiz? Vermuthlich verkürzte derjenige, von dem sie herrührt, auf diese Art den Namen Demaizeaux.

S. 369. Die Digreßion, oder wie es heißt, das kleine Scholion über die Gespräche im Reiche der Todten ist ganz im Geschmacke des Verfassers.

S. 381. Pope hat einigen Antheil an dem Guardian; aber nicht, so viel uns bekannt ist, an dem Spektator. — Daß der Verf. den Tatler auch in dieser Ausgabe wieder den Tadler oder Schwätzer nennt, ist, aufs gelindeste zu reden, höchst unachtsam.

sam. — Von italiänischen Wochenschriften wird keine angeführt. Das *Caffè*, und der *Osservatore Veneto* hätten es doch wohl verdient, zumal da die erste auch schon übersetzt ist. — Die deutschen Wochenschriften sind ohne Wahl unter einander geworfen; manche darunter, besonders die Hallischen, verdienten doch nicht sehr empfohlen zu werden.

Die Ausgabe der Gedichte des Hrn. von Gemmingen, wovon der Verf. S. 393. sagt, sie sey nicht zu Stande gekommen, ist allerdings heraus, welches ihm auch aus den in mehr als Ein Journal eingerückten Erklärungen des Verfassers und Herausgebers hätte bekannt seyn können.

Bussy der Sevigne berühmter Vater? — (S. 395.) Wir wollen es immer für einen Druckfehler nehmen, und lesen Vetter.

Das achte Sendschreiben von der Musik ist an Zusätzen reicher, als die übrigen; aber auch ein Chaos, aus dem sich der Verf. wohl selbst nicht heraus finden könnte, um demselben eine regelmäßige Form zu geben. Bey aller der Mühe, die er sich hier gegeben hat, die Blöße der ersten Ausgaben zu bedecken, scheint es doch noch immer zu sehr herdurch, daß er selbst nicht Kenner der Kunst ist, und sich fremder Hülfe bedient hat, ohne bey dem Gebrauche, den er davon machte, an Auswahl und Konsistenz zu denken.

Mattheſons Schreibart, besonders seine Schwatzhaftigkeit (S. 413.) haben in der That viel verdrießliches; indeß müssen wir bey dieser Gelegenheit die Anmerkung machen, daß uns die Schreibart dieses Mannes in vielen seiner Werke ungemein viel originale Laune zu haben scheint, dergleichen wir bey wenig deutschen Schriftstellern zu finden glauben. Es ist hier nicht der Ort, Beyspiele davon zu geben; aber

der Umstand verdient, wie uns dünkt, Aufmerksamkeit.

Wie die Anmerkung S. 423. hieher kömmt, wissen wir nicht. So viel erinnern wir uns, einmal einige geschriebne Bände Telemannischer Musikalien gesehen zu haben, worinn gerade diejenigen Stücke enthalten waren, welche der Verf. dieser Anmerkung vor andern anpreißt. Und so hat sie uns weniger befremdet. Denn ausserdem muß sie Jedem sonderbar vorkommen, der mehrere und noch beträchtlichere oder doch eben so merkwürdige Arbeiten dieses zum Erstaunen fruchtbaren Komponisten kennt, als einige von denen sind, die man hier angeführt findet.

Hassens Oratorien werden unstreitig S. 428. zu kalt gelobt. In Rücksicht auf die Umstände ihrer Verfertigung wäre schon einige Nachsicht gegen den Modegeschmack, auch selbst einige Näherung des theatralischen Stils ihnen zu verzeihen; allein diese Stücke sind so meisterhaft, so ausdruckvoll bearbeitet, daß sie einer kalten Kritick kaum Raum geben, und daher in Italien sowohl als in Deutschland als Meisterstücke eines erfindungsreichen Geistes bewundert werden.

S. 436. Pergolese hat allerdings auch für das ernsthafte Theater gearbeitet; aber, so viel wir wissen, nur die einzige Oper, Olimpiade, gesetzt.

S. 437. „Piccini Arbeiten haben vielen wahren „komischen Ausdruck, und von der Seite vergnügen „sie den Liebhaber.„ — Das ist alles? — Und weiter haben sie nichts? und von keiner andern Seite vergnügen sie den Kenner sowohl, als den Liebhaber? — aber den Kenner, nicht blos des Kontrapunkts und einer ängstlichen Regelmäßigkeit, sondern der wahren Züge des Genies, der Mannichfaltigkeit, der Erfindung, und der reitzenden Melodie. — Eben das haben wir wider die frostige Art, mit welcher der Lon-

do-

doner Bach S. 457. und 468. erwähnt wird. Unter den Opernkomponisten ist er gar ausgelassen. Es liesse sich zu diesem Briefe nicht nur vieles hinzusetzen, sondern auch manches berichtigen. Die Quellen vieler Nachrichten scheinen nicht so oft eigne Kenntniß der Sachen, als andre in diesem Betrachte nicht immer ganz zuverläßige Bücher, als Walthers musikal. Lexikon, Marpurgs Beyträge, u. dgl. gewesen zu seyn. So ist z. B. die Nachricht von dem großen Psalmenwerke des Marcello unrichtig, daß nur drey Bände davon heraus wären. Es sind schon 1726. die drey übrigen herausgekommen; und diese sechs zusammen genommen enthalten die ersten funfzig Psalmen.

Auch das letzte Sendschreiben, von Gemählden und Kupferstichen hat alle Fehler des vorigen, und verräth zu sehr, daß der Verfasser, beym Mangel eigner Kenntnisse sich durch Kompilationen zu helfen gesucht hat. Einige Unrichtigkeiten, die uns in die Augen gefallen sind, wollen wir daraus anmerken:

S. 478. Die einzelnen Schriften des de Piles wären ordentlicher und vollständiger anzuführen gewesen, welches dem Verf. leicht gewesen seyn würde, wenn er die Ausgabe seiner sämtlichen Werke in fünf Bänden gekannt hätte, die doch schon über vier Jahr heraus ist.

Von Winckelmann ist uns nur ein einziges Werk über die Geschichte der Kunst des Alterthums bekannt; und doch scheint der Verf. S. 485. zu glauben, er habe deren zwey geschrieben.

Der Charakter des Michel Angelo, S. 488. ist ziemlich schief gerathen.

S. 492. Einen Dolpi kennen wir unter den Mahlern nicht, wohl aber den Carlo Dolce, einen Schüler des Vignali. — Eben so verstellt ist der Name

Lam-

Lambertus Suſtrus; es ſoll Suſtris, oder Zuſtris ſeyn, der unter dem Namen Fiaminghо noch bekannter iſt. — Auch der Name Roux S. 494. iſt vermuthlich aus einem franzöſiſchen Mahlerbuche genommen; der Künſtler war ein Florentiner, und hatte den Beynamen Roſſo. — Knipfer (S. 497.) ſoll, wie er S. 504. richtig genannt wird, Knupfer heiſſen.

S. 514. f. werden die deutſchen Kupferſtecher genannt, aber einige der beſten unter ihnen, Bauſe, Geyſer u. a. mit keinem Worte erwähnt. Dafür ſtehen Bernigeroth, Heumann und Fritſch. — Wer unter den Niederländern Waumanns ſeyn ſoll, wiſſen wir nicht. — So kommen auch S. 518. einige Namen franzöſiſcher Kupferſtecher vor, die entweder ganz verſtellt, oder ganz unerhört ſind; wenn gleich der Verf. fragt: „wer kennt dieſe Namen „nicht?„ — Von den Engländern hätte mehr geſagt werden ſollen.

W.

IV.

D. Siegmund Jacob Baumgartens ausführlicher Vortrag der bibliſchen Hermeneutic. Herausgegeben von M. Joachim Chriſtoph Bertram. Halle, bey Johann Juſtinus Gebauer, 1769. 3 Alph. 4 Bogen in 4.

So ſorgfältig wir auch dieſen ausführlichen Vortrag durchgeleſen haben; ſo können wir doch den Zweck nicht ausfindig machen, warum er der Welt mitgetheilt worden. Der kurze Entwurf, darüber er gehalten worden, ſcheint wenigſtens

ſtens uns, für den Leſer faßlicher und leichter zu beurtheilen zu ſeyn, als dieſes größere Buch; in welchem jener Entwurf unter einer Menge theils guter, theils unrichtiger, theils allenfalls für erſte Anfänger, aber nicht für das gelehrtere Publikum nöthiger Erläuterungen gleichſam verſteckt liegt. Selbſt Wiederholungen von einerley Sache, die zu verſchiedenen Zeiten nur in verſchiedenen Worten vorgetragen worden, hat der Herausgeber nicht fahren laſſen wollen; damit ja kein Wort ſeines Lehrers auf die Erde fallen möchte. Baumgartens Ruhm ſtünde aber gewiß ſicherer, wenn man mehr ſeine brauchbare Sachen, als ſeine Worte ſo ängſtlich als es geſchehen iſt, aufbehalten hätte. Selbſt die gute Wahl und Mannigfaltigkeit der bibliſchen Exempel, welche den ausführlichen Vortrag der hermeneutiſchen Regeln erſt recht brauchbar machen ſollen, ſucht man hier vergebens: einerley Exempel werden bis zum Ueberdruß wiederholt; auf ſolche hingegen, welche mit dem Geiſt der heiligen Schriftſteller näher bekannt machen könnten, trift man faſt gar nicht.

Indeſſen ſind uns doch einige Anmerkungen in die Augen gefallen, welche wir nach Baumg. hermeneutiſchen Syſtem nicht vermutheten; die auch mit demſelben nicht recht übereinſtimmen, und aus einer nachfolgenden richtigern Erkenntniß hinzugefügt zu ſeyn ſcheinen: dieſe auszuzeichnen, rechnen wir uns zur Pflicht.

So iſt es S. 298. eine ſehr wichtige Regel zur Erklärung der Schrift; „daß man die Begriffe zu den Redensarten, welche in den Büchern Moſis z. E. vorkommen, nicht aus dem Jeſaias, noch weniger aus dem N. T. entlehnen müſſe: denn alle Merkmale einer erweiterten Erkenntniß könnten nicht in den erſten eingeſchränktern Zeiten, bey geringern Stufen der

göttlichen Offenbarung, angenommen werden.„ Aber der V. ist mit sich selbst uneins, wenn er S. 311. wieder behauptet: „weil Gott der Urheber der Schrift sey, so könnten wir aus der deutlichern Offenbarung des N. T. mit vielen Stellen des A. T. mehr Begriffe verbinden, als es die damaligen Leser, ja selbst die Propheten gekonnt hätten.„ Wir können das freylich wohl; aber diese mehrern Begriffe sind hermeneutisch falsch in Absicht solcher Stellen. Ueberhaupt ist es ein unrichtiger Satz, ob es gleich S. 43. f. ein Grundsatz der Baumgart. Hermeneutick ist, „daß man alles das, was die Allwissenheit Gottes, des Urhebers der Schrift, bey einem Ausdruck hat denken, oder für alle künftige Zeitalter, zuvor sehen können, zum wahren Sinne desselben rechnen müsse.„ Dadurch wird der einzige sichere Grund aller Auslegung umgeworfen: die Worte bedeuten nur das, was sie den Leuten, an die sie gerichtet waren, bedeuten konnten. Ihr modus concipiendi bestimmt den Sinn der Worte, die Gott ihnen gesagt hat oder hat sagen lassen; was sie dabey gedacht haben, oder denken sollten und konnten, das ist der exegetische Verstand, nicht, alles was Gott dabey hat denken können, oder vorausgesehen hat, daß man denken würde. Die folgenden Zeiten können diesen Ausspruch mit nachfolgenden Aussprüchen Gottes vergleichen, und aus der Vergleichung Folgerungen ziehen, die logisch wahr sind, und deswegen von Gott gebilliget werden, und von seiner Allwissenheit vorausgesehn und intendirt sind; aber nicht als Auslegung dieser Worte, sondern als richtige Folgerung daraus. Der Verf. selbst sagt etwas ähnliches S. 259. Num. 2. Wo man das nicht unterscheidet, wird man allezeit die Auslegung der Schrift ungewiß machen, und gutgemeynte Deutungen und Accommodationen nicht

von dem richtigen Verſtande der Schrift abzuſondern wiſſen.

Baumg. ſelbſt, der hier von der Fruchtbarkeit des Verſtandes heil. Schr. redet, ſchränket ſie ſehr richtig ſo ein, daß ſie in ſolchen Begriffen beſtehe, welche den exegetiſch wahren Begriffen des Textes ſubordinirt ſind: (wiewohl auch hier noch die Beſtimmung fehlt; daß nur ſolche Begriffe für ſubordinirt zu halten ſind, welche nicht aus dem Satze des Textes abſolute, ſondern ſo wie er durch den Zuſammenhang und Zweck des Redenden beſtimmt iſt, hergeleitet werden können:) aber S. 353. hat er dieſe Einſchränkung ſchon vergeſſen, wo er grade wider alle hermeneutiſche Grundſätze behauptet, „daß man mit der Hauptvorſtellung connektirende Vorſtellungen verbinden könne, wenn gleich Chriſtus ſelbſt ſie damals nicht gedacht noch ausdrucken wollen.„ Als Exeget ſeiner Rede gewiß nicht; ſonſt kann jeder ſchwärmende Witz zu Chriſti oder der bibl. Verfaſſer Hauptvorſtellungen connektirende Vorſtellungen hinzudenken, und ſie für Lehren der Schrift ausgeben. Und in dem Hauptſtücke vom Nachdruck und der Fruchtbarkeit der Schrift S. 410. folg. giebt der Verf. ſolche Regeln und wendet ſie ſo an; daß es nach ſeiner Vorſchrift und ſeinem Exempel zum guten Exegeten gehören müßte, aus der Etymologie, ja ſelbſt aus Helleniſmen und Barbariſmen den Nachdruck aufzuſuchen. Freylich beſinnt er ſich endlich S. 447. daß man der Sache nicht zu viel thun müſſe: aber wie thut man der Sache nicht zu viel; wenn man keine beſtimmte Regeln hat, eine hingegen die andere wieder aufhebt?

Leute, welche ſo viel von der übernatürlichen Wirkung der Schrift zu ſprechen wiſſen, laſſen es ſich vielleicht lieber von Baumg. als von jemand anders ſagen S. 9., „daß ſie nicht ohne Nachdenken er-

halten werde, und bey Verabsäumung eines treuen Gebrauchs der natürlichen Kraft der Schrift nicht erreicht noch empfunden werden könne.„ S. 70. „daß einige Theile der Schrift dieselbe auf eine nähere, andre aber auf eine entferntere Weise hervorbringen;„ S. 73. „daß auch ein irriger hermeneutischer Verstand heilsame Wirkungen thun könne. — Andre, welche so viel auf die Glaubensähnlichkeit bringen, werden sich wundern, daß Baumg. Röm. 12,6. (ganz recht) nicht objektive, sondern subjektive versteht S. 299. und 309.

Das 2te Hauptstück von den Bedeutungen der Worte und Redensarten hat uns sehr wohlgefallen; alles brauchbare, was man darüber zu wissen nöthig hat, ist hier zusammengefaßt. Aber wider die Methode und Ordnung, nach welcher der Ausleger verfahren soll, ist noch manches zu erinnern. So soll er S. 135. „die historischen Umstände aufsuchen, nachdem er die Bedeutung der Worte gefunden hat, und S. 186. sie vorläufig genau prüfen, ehe er sich an die Auslegung selbst macht.„ Aber welcher Ausleger geht so methodisch zu Werke? Unter dem Auslegen bemerkt er historische Umstände: er verbessert und berichtiget nach und nach seine Auslegung, je nachdem er aus dem Text oder aus gleichzeitigen Schriften mit den historischen Umständen näher bekannt wird: aber erst alle mögliche Hülfsmittel zu sammlen, das würde eine Arbeit ohne Plan und bestimmten Zweck seyn. Unter den Eigenschaften, welche an den Verfassern der bibl. Bücher studiert werden müssen S. 143. ist ihre jüdische religiöse Denkungsart und ihre davon abhangende Religionssprache vergessen; wer mit diesem Hauptzuge ihres Geistes nicht vertraut bekannt ist, der kann auch nicht mit ihnen denken, noch sie gehörig erklären. — „Zur Kenntniß des Zusammenhangs

hangs ſoll die allergenaueſte Zergliederung bis auf die kleinſten Abſchnitte vorhergehen „ S. 229. dies iſt grade ein Hauptfehler aller Auslegung und beſonders der Baumgartenſchen. Nichts rückt dem Schriftforſcher den Zuſammenhang der Rede ſo ſehr aus den Augen, als wenn er das Ganze in ſo viel kleine Theile zerſtückt, daß er es nicht mehr überſehn kann: nicht zu gedenken, daß man den Sinn und die Beſtimmung der Theile nicht gehörig verſtehn kann, wenn man nicht ihre Einſchränkungen aus dem Zweck und Zuſammenhang der Rede bereits bemerkt hat. Baumg. erkennet ſelbſt etwas von dem Schaden einer ſolchen Zergliederung S. 233. Zuſ. Das wiederholte, aufmerkſame Durchleſen eines bibliſchen Buchs iſt, wie er auch S. 200. ſagt, ein vortrefliches Mittel, den Zuſammenhang und Zweck deſſelben zu erkennen: hat man beydes erſt gut gefaßt; ſo nehme man es zum Leitfaden, mit Hülfe der grammatiſchen Bedeutung der Worte, den Sinn der einzelnen Theile zu finden.

Wer den Unterſchied einer Hermeneutick, die aus dogmatiſcher Theorie gefloſſen, und nur hie und da nach der Hand verbeſſert iſt, von einer ſolchen, welche aus langer und geprüfter Uebung ihre Regeln geſammlet hat, recht deutlich kennen lernen will; der vergleiche dieſes weitläuftige Werk mit des H. D. Erneſti kernhaftem Interpres N. T.

Em.

V.

Nova Acta phyſico-medica Academiae Caeſareae Leopoldino - Carolinae Naturae curioſorum exhibentia Ephemerides ſive Obſervationes

historicas et experimenta a celeberrimis Germaniae et exterarum regionum viris habita et communicata singulari studio collecta. Tomus quartus. Accedunt Appendix et Tabb. aen. Norimbergae, impensis Wolffgangi Schwarzkopfii. Typis Fleischmannianis, Anno 1770. in 4.

Die Zugabe (Appendix) ist diesmal weitläuftiger, als das Hauptwerk (Acta) gerathen; denn dieses besteht aus 296., jene aus 332. Seiten.

Seit der Ausgabe des dritten Bandes hat die Akademie den Verlust ihres Präsidenten, Hrn. Büchner, und ihres Direktors, Hrn. Trew, erlitten, von denen nachher der Vorsitz dem Dechanten und Senior beym Nürnberger Collegio medico, Hrn. Friedrich Jacob Beyer, die Direktion aber dem preußischen Leibmedicus, Hrn. Christian Andreas Cothenius zugefallen ist. Bis auf das Jahr 1770. sind 728. Mitglieder aufgenommen, die hier nebst den, seit dem J. 1765. verstorbenen verzeichnet sind. Freylich muß es der Akademie schmerzhaft seyn, wenn ein Werlhof, Sauvages, Le Cat, Kaltschmied, Ledermüller mit Tode abgehen. Es sind der hier gesammleten Beobachtungen oder Abhandlungen 59. an der Zahl, wichtigere und unwichtigere, davon verschiedene von einem und demselben Verfasser her sind. Wegen der Mannigfaltigkeit sey uns erlaubt, eine Auswahl zu machen.

Des Hrn. Sandifort Beschreibung eines großen Pulsaderbruchs an der Aorta, die wir sonst Holländisch unter der Aufschrift, *Heelen Ontlead-Kundige Verhandeling over eenen Slagader-Breuk in de groo-*

groote Slagader, gelesen haben, sehen wir wegen der Merkwürdigkeit des Falles nicht ungern bekannter gemacht.

Der Kranke war an der rechten Seite schon lange gelähmt gewesen: allmählich entstund an der rechten Seite der Brust eine Geschwulst, die zuletzt aufbrach und eine Menge Blut von sich gab, das bald von selbsten zu fließen aufhörte, bald aufs neue sich wieder ergoß. Da der Kranke noch überdem aus Ungeduld die äusserlichen blutstillenden Mittel abriß: so war der Tod eine unausbleibliche Folge. Nach der Eröfnung der Leiche fand man den Sack des Aderbruchs sehr dünn, und in demselben eine Menge geronnenes Geblüt, fast zu 3 Pfund, womit verschiedentlich weisse Klumpen vermischt waren. Das Brustbein und die nahe gelegenen Rippen waren angefressen, und die dritte Rippe war aus ihrer Verbindung gerissen; auch waren daselbst die Rippenmuskeln mit dem Brustfell verzehrt. In dem Bruch selbst hatten sich hin und wieder knöcherne Erhabenheiten erzeugt. Den Anfang der Erweiterung bemerkte man dichte an dem Herzen. Der Hr. V. vergleicht diesen Fall mit andern angezeichneten, und stellt über ihn manche nützliche Betrachtungen an.

Hr. Gesner in Nördlingen hat bey einem jungen Menschen eine 13 Monat lang um ein Uhr Mittags wiederkommende Engbrüstigkeit bemerkt. Die Chinarinde hob endlich das Uebel, obgleich nach verschiedenen Rückfällen, bey denen Würmer abgiengen, welche die Verbindung von Wurmmitteln erforderten. Die mit dem Hauptübel verbundene, wie bey hysterischen Frauensleuten, unangenehme Empfindungen im Schlund verlohren sich durch Meerzwiebelhonig mit Spiesglasschwefel vereinigt. — Eben dieser Arzt erwähnt

wähnt des Nutzens des Bilsenkrautsextrakts bey einer hysterischen Frauensperson.

Die aus Zinn und dem Queckſilberſublimat zubereitete Feuchtigkeit gieng ſogleich in Cryſtallen über, als Hr. de Machy einen Tropfen Waſſer darinn einfallen ließ. Dies geſchahe, als er einer Quente dieſes Liqueurs nur einen Tropfen Waſſer zumiſchte. Daß aber ein Tropfen von Liqueur ein ganzes Glas Waſſer in Eis verwandeln ſollte, hat er ungegründet gefunden. Die Schwefelleber hält er zur Entdeckung der Verfälſchung der Weine eben ſo bequem als das Mittel aus Auripigment und Kalch, und dieſelbe läßt ſich auch als ſympathetiſche Dinte gebrauchen. — Das aus den Chamillenblättern deſtillirte Oehl ſieht nach ſeinen Verſuchen gelb aus, das Oehl aus dem Kraut aber blau. Durch beyder Vermiſchung iſt ein grünes Oehl entſtanden.

Von Hrn. Rouppes Beobachtungen erwähnen wir nur derjenigen von einem Matroſen, dem, ohne Verdacht eines Biſſes von einem tollen Thier, eine Waſſerſcheu nebſt convulſiviſchen Bewegungen ankam. In dem Körper entdeckte man nach dem Tode einen Brand des Grimmdarms. (Ileum)

Die Federn der Papagoy, Kakatu, hat Hr. Harkmann elektriſch gefunden. Die Häärgen derſelben gaben ſich, als ſie frey in der Luft ſchwebten, auseinander, zogen ſich aber bey dem Berühren des Fingers zuſammen. Dieſe Kraft verlor ſich eine halbe Stunde nach dem Ausfallen der Federn. Auch die noch an der Papagoy befeſtigten Federn ſind elektriſch.

Hr. Jägerſchmied hat eine halb knöcherne Frucht in dem linken Eyerſtock einer Frau geſehen. Die dadurch erzeugte Geſchwulſt war nicht größer, als ein Hühnerey.

Die

Die Geſchichte der Indianiſchen Seuche (Yaws) beſchreibt Hr. Allamand, der im Holländiſchen Antheil von Amerika einige Jahre geweſen. Sie hat mit dem veneriſchen Uebel große Uebereinſtimmung, und iſt mit dieſem oft verwechſelt worden. Sie iſt in dem unter der Linie liegenden Theil von Amerika endemiſch und erblich. Die Negern haben ſie faſt durchgängig im zarten Alter, die Europäer werden aber ſelten mit ihr, auſſer durch einen unreinen Beyſchlaf befallen. Nach vorgängigen Schmerzen der Glieder erweckt ſie Blattern (puſtulae) oder Knoten, die hernach in Geſchwüre ausarten. Oft heilen dieſe zu, brechen aber wieder aus, und erzeugen ein ſchwammichtes Fleiſch. Bisweilen entſtehen tiefe Narben, Contrakturen und Verdrehungen der Glieder, ſelten ein Beinfraß, am öfterſten Krümmungen der Schienen. Ein verſtändiger Gebrauch des Queckſilbers hilft oft, ſo wie auch der Steinmohr. Glücklich hat der Verf. den Swietenſchen Mercurialgeiſt angewandt. Ihm iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die veneriſche Krankheit daraus entſtanden. Eben der Verf. beſchreibt die Blüthen einiger ihm neu ſcheinenden Grasgeſchlechter, die er Aglaia, Euphroſine, Phragmites, Runcina, Cyrenea, nennt. Nur von dem erſten merkt er Surinam als das Vaterland an. Zeichnungen wären hier nicht überflüßig geweſen und Beſchreibungen der übrigen Theile.

Hr. Bergius macht den Cremor Tartari durch die Zumiſchung von Borax auflöslich. Nemlich zu 4 Theilen Cremor nimmt er einen Theil Borax, löſet dieſes in Waſſer auf. Ein Theil bleibt unauflöslich im Seihepapier zurück, das übrige läßt er bis zum Trockenwerden ausdünſten, welches dann ein Salz iſt, das ſich eben ſo leicht, wie der Zucker, auflöſen läßt. Dieſes verſchreibt er unter dem Namen Cre-

mor tartari ſolubilis, als ein erkältendes und abführendes Mittel.

Als ein Fragment der Geſchichte Spaniſcher Fiſche beſchreibt Hr. Osbeck deren 24 Stück.

Hr. Willich theilt botaniſche Beobachtungen über einige Pflanzen mit. Sie betreffen theils die Synonymen derſelben, theils ihre Charaktere. Einige werden auch nach allen Theilen beſchrieben, als die Argemone flore albo, ſaepe tripetato *Hall.*, die er nicht von der Argemone mexicana verſchieden hält, Cornus ſylveſtris fructu albo *Gmel.*, das Verbaſcum floribus aggregatis foliis rugoſis glabris *Koelreut.*, die Geniſta ſibirica.

Das kalte Bad hat Hrn. Hannes bey einer Frauensperſon, die mit Convulſionen behaftet war, gute Dienſte geleiſtet.

Hr. Hartmann aber erzählt den guten Erfolg der Elektricität in der Lähmung des Arms bey einem 64jährigen Mann.

Von Hrn. Schreber erhalten wir wiederum eine Beſchreibung eines Zehent ſeltener Pflanzen nebſt Abbildungen verſchiedener derſelben, die zuerſt durch die Linneiſche Mantiſſa bekannt worden ſind. Es verlohnt ſich der Mühe die Namen herzuſchreiben: Phaſeolus trilobatus, Aeſchynomene aculeata, Cleome viridiflora, Saponaria graeca, Gypſophila laricina, Avenaria gypſophiloides, Avenaria tetraquetra, Galium graecum, Staehelina fruticoſa, Lyſimachia ſerpyllifolia.

Hr. Bergius hat die Spermacoce capitata aus Surinam beſchrieben und abzeichnen laſſen. Browne hat erſteres nur unvollkommen gethan. Sie kömmt der Spermacoce hirta *L.* ſonſt nahe.

Die Wahrnehmungen von Misgeburten, deren ein Kind mit dem untern Theil des Körpers vorne an dem

dem andern angewachsen gewesen, dergestalt, als kröche es aus letzterm mit den Beinen heraus, vermehrt Hr. Sandifort mit einer neuen.

Hrn. Bucholz Geschichte der Pocken, die in Weimar 1767. und 68. geherrschet haben, enthält zwar nichts neues, zeigt aber einen aufmerksamen und die Simplicität liebenden Arzt an. Bey vielen waren sie bösartig, und auch bey denen, die einen Ausschlag an dem Kopf hatten. Zur Erläuterung werden einige besondere Fälle beygebracht. Flüßige Stuhlgänge zur Zeit des Ausbruchs hinderten denselben nicht. Ein Durchfall aber am 6ten 7ten und 8ten Tag fiel mehrentheils tödtlich aus. Um den 11ten Tag that derselbe aber ersprießliche Dienste. Im Eyterungsfieber halfen verschiedentlich Brechmittel und die Chinarinde. Den Mohnsaft hält er wider Sydenham und de Haen für schädlich. Um so viel höher schätzt er Freinds Lariermethode. Auch sind ihm Sydenhams Crystallpocken vorgekommen. Einige hatten den weissen Friesel zugleich.

Ein in das linke Nasenloch eingekrochener Wurm der aber nicht kenntlich gemacht wird, erweckte die heftigste Hemoranie. Sie vergieng nachdem derselbe durch Niesmittel ausgeprüstet worden war. Der sel. Präs. Büchner bringt andere ähnliche Fälle bey; unter denen sich die Geschichte des Hrn. Wohlfahrt befindet von einem Mann, dem nach heftigen Kopfschmerzen 18 Fliegenmaden aus der Nase abgiengen.

Bey einem Geistlichen (Religiosus) der sich an geistiges Getränke gewöhnt hatte, entstunden an den Beinen harte Geschwülste, die sich leicht entzündeten, und in brandichte Blasen und Geschwüre übergiengen. Ferner eine Entzündung und Geschwüre an der Spitze der Nase, wodurch dieselbe gleichsam gespalten wurde, und ähnliche Geschwüre in dem Gesicht selbst. Das

Uebel wurde doch durch den Gebrauch der Kunkelschen Morsellen, die Hr. Burggraf verschrieb, gehoben. In einem andern Aufsatz berichtet er die Schädlichkeit des über Kohlen ausgedunsteten Mooses bey zweyen Frauenspersonen.

Hr. Müller macht diejenigen Kräuter nahmhaft, die einen neu angelegten Gang in Zeit von einem halben Jahr besetzt haben. Es waren deren bis 143. verschiedene Gattungen. Die ersten Colonisten bestunden in Farrenkräutern und Gräsern. — Und darauf verzeichnet er die Isländischen Gewächse, die Hr. König im Jahr 1764. und 65. gesammelt hat, nach Linnäischer Ordnung und Nomenclatur. — Auch in Dännemark hat Hr. Müller sogenannte vegetirende Fliegen gefunden. Es ist aber nichts anders als die Clauaria militaris *L.*, die aus der Puppe eines Insekts hervorgewachsen. Bey der Gelegenheit wird der Schwamm beschrieben.

Hr. Kannengiesser beschreibt verschiedene Adlersteine. Auf einem hat der Verf. sogar chaldäische Buchstaben gelesen, die, aber wohl zu merken, von der Natur gebildet worden. (Ein schönes Stück neben der Liskovischen-Fensterscheibe) Ein anderer stellt inwendig einen Adler, der auf einem Baum sitzt und abermals ein anderer einen solchen Vogel auf den Eyern liegend, und ferner einen, diesen Vogel in fliegender Stellung vor, ohne desjenigen Adlersteins zu gedenken, der äusserlich wie ein Eulenkopf aussieht. Diese Seltenheiten verleiten den Hrn. V. überhaupt von diser Art Steine zu handeln. Er trägt doch kein Bedenken die dem Adlerstein zugeschriebene Kraft die Geburt zu befördern, in das Reich der Unwahrheiten zu versetzen.

Hr. Bucholz rühmt den Schierling sehr, und führt besonders dessen Nutzen in schlimmen Geschwü-

ren

ren des Schlunds bey einer Frauensperſon an, da man ſie einen Aufguß mit Waſſer trinken, und auch das Extrakt im Kalchwaſſer aufgelöſet und mit Roſenhonig vermiſcht aufpinſeln ließ. — Aus der Rinde des Roßcaſtanienbaums hat er, nach garayiſcher Art ein Extrakt oder ſogenanntes Salz verfertigt. Dieſes hat er mit Nutzen im Wechſelfieber nemlich anderthalb Quenten davon in einer Unze Zimmetwaſſer gegeben. Durch Verſuche mit Fleiſch hat er ſich von deſſen Kraft, der Fäulniß zu widerſtehen, überzeugt. Denn einen ganzen Monat iſt dieſelbe ausgeblieben. Löſet man etwas weniges davon in einer großen Menge Waſſer auf, ſo nimmt letzteres eine ſchöne blaue Farbe an.

Von Hrn. Delius finden wir eine Abhandlung von einem Mondkalb, das einer 58 jährigen Frau, mit heftigen Blutflüſſen, woran ſie auch ſtarb, abgegangen iſt.

Hr. von Rueff gedenkt zweyer Beyſpiele von der Ungewißheit der Kennzeichen der Bruſtwaſſerſucht, und geſteht, im Fall man ſie auch kennte, das Unvermögen der Kunſt ihr abzuhelfen, ein. — Eine andere Bemerkung die auch von ihm her iſt, betrift einen ſonſt ſaftvollen und vermögenden Mann, der durch das Einſaugen des Dampfs vom Bilſenſaamen, den man ihm wider die Zahnſchmerzen auf Kohlen zu werfen angerathen, auf einen Monat die männliche Fähigkeit verlohr, aber durch den Hrn. V. wieder hergeſtellt wurde.

Nun folgt der Anhang, Hr. Baier hat eine Reiſe in die Pfalz unternommen, und zeichnet das daſelbſt und unterwegens in der Naturgeſchichte geſehene Merkwürdige an.

Ferner ſind 9 Briefe, die zwiſchen dem Grafen Moncalli und Hrn. Triller mit Hrn. Burggraf von

der

der Einpfropfung der Pocken gewechselt worden, eingerückt. Da erstere dawider sind, letzterer aber der Inoculation zugethan ist: so wird man wohl schon die beyderseitigen Gründe sich vorstellen können. Die letzten Briefe sind vom J. 1765.

Hr. Grimm liefert hier die zweyte Hälfte seines Verzeichnisses der Eisenachschen Pflanzen von der Syngenesia an. Er folgt dem Hrn. von Linné in der Eintheilung und den Namen, fügt doch einige Hauptsynonyma nebst dem Geburtsort und der Blühezeit bey, und beschreibt einige noch näher zu bestimmende Gattungen. Als seltenere Pflanzen bemerken wir den Carduus defloratus und tuberosus, die Artemisia pontica, das Doronicum pardalinaches, die Inula salicina, die Othonna integrifolia, Pinus Pirea.

Drey Beobachtungen von einem sehr großen mit dem Wasserbruch verbundenem Fleischbruch haben Hrn. Stolle veranlaßt, sich ins Allgemeine des Uebels einzulassen. Er untersucht, warum dasselbe in dem linken Gailen öfter vorkömmt, als in dem rechten. Seine Natur setzt er in einem Scirrhus des Gailen.

Hr. Nic. Laur. Burmann hat uns den Papieren des Hrn. Felix Valle die von ihm in Corsica gesammelten Pflanzen genannt, und die darunter vermissten aus Hrn. Jaussins Buch ergänzet. Hr. Valle, der als Feldmedicus 1747. nach der Insel abgieng, wollte selbst seine dort gemachten Bemerkungen in der Naturgeschichte ausgeben. Er starb aber darüber weg, und die wenigen Ueberbleibsel seiner Bemühungen kamen in die Hände des Hrn. Allioni, aus denen Hr. B. diese Fragmente erhalten. Die Ordnung ist alphabetisch nach Linneischen Namen und mit Synonymen. Wir zeichnen davon aus die Alo-

per-

perfoliata vera, viele Ciſtusarten, den Cactus Opuntia, den Citronen- Pomeranzen- und Lorbeerbaum, den Piſtacien- den Terebinthinbaum, den Granatenbaum, das Schamum orientale.

Hrn. Linck hat die Geſchichte einer epidemiſchen Krätze und deſſen Heilung durch harntreibende Mittel zum Verfaſſer. Es wurden mehr arme, als reiche Leute damit befallen. Verſchiedentlich vereinigten ſich Catarrhalfieber damit. Einige verſpürten nur Fieberbewegungen und eine Kälte. Rückfälle ereigneten ſich oft, und nicht ſelten verband ſich die eine Art Krätze mit der andern. Hr. L. gab das Nitrum fixum, nachdem er vorher laxiert hatte, in einer wäſſrigen Feuchtigkeit. Einige zergliederte Fälle werden angehängt.

Den Schluß des Bandes machen die Lebensbeſchreibungen der Herren Werlhof, Ginanni, Büchner und Trew aus. Erſtere beyde ſind aus den Leipziger Commentarien hergenommen, letztere aber ſind von dem Erfurtiſchen Profeſſor, Hrn. Rumpel verfaſſet.

Pl.

VI.

Vorleſungen über den Horaz. Von J. C. Briegleb. Altenburg, 1770. in 8.

Uns ſind freylich Ausgaben vom Horaz bekannt, wo auch jede Ode in ſechſerley Sinn, grammatiſch, poetiſch, rhetoriſch, moraliſch und wie weis ich mehr? durchgenommen ſind: Uns ſind leider! mündliche Erklärungen dieſes und jedes andern Dichters bekannt, wo conſtruirt, analyſirt, para-

raphrasirt, invertirt und commutirt wird: aber solche Erklärungen schriftlich, mit aller Langenweile der Feder? solche Ausgabe zu unsern Zeiten öffentlich und dazu überall gelobt? — Das ist dem Recensenten unbegreiflich.

Wo das Buch auffalle, da könnte ich abschreiben: wenn ich nicht das ärmste Weibergewäsche abschreiben müßte. Da ist kein Wort, was Hr. Briegleb nicht allein nimmt, verhört, entkleidet: da ist keine Wendung, keine Wortstellung, kein O, kein et, kein hunc und illum, über welchem er nicht staune! bewundere! und die treflichsten Anmerkungen zur Verschönerung schöner Seelen und zu Schärfung „des ächten Gefühls des Wahren, des Guten, des Schönen, des Anständigen, des Erhabnen„ zu machen wisse. Und das alles in solchem süßlichen und dissoluten Styl, in einem solchen Gewäsche von Frag und Antwort, daß, wenn Horaz erschiene, und diesen Kommentar über sich selbst läse — er machte H. Briegleb gewiß zum Verschönerer seiner eigenen Seele! zum Schärfer seines eignen Gefühls! denn der Mann, der 99. Gründe angeben kann, warum er seine erste Ode mit Mäcenas anfängt, atavis und nicht atavo atavis und nicht avis, einmal o! und zweymal et, nicht nur praesidium, sondern auch decus, nicht qui mihi es praesidio, qui mihi es decori, sondern praesidium, decus schlechtweg, praesidium et decus zusammen, nicht carum, magnum decus, sondern allein dulce, warum decus meum und nicht decus des babyloni[illegible]en Thi[illegible] gesagt habe, und auf solche Weise (wir ü[illegible] [illegible]e- dem Leser das liebreiche Lesen selbst!) a[illegible] zu verschönern und auszuschärfen weis — [illegible] der nicht verschönern können?

Zu-

Zuerſt wird uns doch das H. B. zugeben, daß, wer Horaz leſen will, Menſchenverſtand haben müſſe: denn hat er den nicht, welcher Lektor könnte ihn ihm geben. Hat er ihn aber, was ſoll der Beweis, daß wenn ich an Mäcen ſchreibe, ich Mäcen nenne, daß wenn ich jemand loben will, ich ihn lobe, ihm danken will, ich ihm danke. Was ſoll der Beweis, daß ſchnelle Räder heiß ſind, daß Ehren Ehren ſind, daß unſre Scheure keine fremde ſey, kurz, daß der Dichter das ſagen müſſe, was er ſagen wolle, oder er ſagt das nicht, was er ſagen will — welcher Deutſche Irre begreift das nicht. Und ſo knabenmäßig ſind doch zwey Drittheile von den Anmerkungen des Lektors! Wehe den Schülern des Horaz in Koburg! ihr Kopf wird ſo geſchärft, daß er bey 6. Oden leicht ſtumpf und dumm werden kann und faſt muß.

Zweytens. Wer Horaz leſen will, will nicht lateiniſch buchſtabiren lernen, glaube ich wenigſtens. Und will er das nicht, ſo mag er auch nicht hören, daß Olympicus ſonſt auch Olympiacus heiſſe, daß palma die flache Hand, und wegen der Aehnlichkeit ein Palmbaum heiſſe, weil oben die Blätter ausgebreitet ſind und die Aeſte wie Finger ſtehen; und das ſchöne Sprüchlein dabey non cedit ponderi ſed ſurgit adverſus pondus, und daß vom Palmbaum der Palmzweig genommen ſey, und dieſer auch ſignum victoriae geweſen; und auch victoria ipſa bedeute. So will er nicht wiſſen, daß nobilis 1) notus 2) excellens in quacunque re ſive bona ſive mala &c. ſey, daß die Lateiner auch ihre Worte verwerfen, daß turba, multitudo non conſilio recta und was mobilis und Quirites ſey, und verritur hier proprie gebraucht werde, was ſarculum und ſarculus ſey, und ſecet hier ſo viel als traiiciat ſey — wo kann ich auch nur die erſte Ode mit dem Kinder-

gewäsche durchkommen? Eine andre fängt der Autor an, daß von der gegenwärtigen Zeit das praesens gebraucht werden müsse — wem das gesagt werden muß, ist der ein Schüler des Horaz? und so etwas sagen, heißt das den Schwall von Erwartungen erfüllen, den der V. in der Vorrede sich vorlispelt?

Drittens. Statt es besonders zu fodern, daß ein Schüler des Horaz doch auch ein bischen Geschichte, und auch ein bischen die Leute kennen müsse, die sich Römer nannten, und unter denen Horaz schrieb — statt dies besonders zu fodern, weil es schon zum Vorbegen, der lat. Sprache, gehört, und also dem Verf. wieder ein großer Theil seiner Prälektionsweisheit abgeht, füge ich nur hinzu: Horazens Gedichte sind meines Wissens Oden: jede von diesen Oden ist ein Ganzes, ein Gemählde, ein fortschreitendes Gemählde; und daraus folgt nun wieder so Manches, was des Hrn. B. Buch grausam wegschmelzt.

Jedes Gemählde hat nur einen Standpunkt; verrücke ich den; werde ich aus dem Leser Horaz, ein Wortschmelzer, ein Sylbenstecher, ein Abzeichner, wie tief das O! was hier und nicht da steht, aus dem Herzen komme? so sehe ich mancherley gute Sachen, aber kein Gemählde. Trete ich so dicht an, daß mein Auge nun recht jedes Härchen jedes Pinselstrichs und jedes Bestandtheil jeder Farbe zergliedert: streiche ich jedes Wort an den Wetzstein und finde Energien, wo keine sind, und schneide Kümmel, und werfe Linsen — wo bleibt alsdann, ich will nicht sagen, der Erste, der Hauptblick, nein! nur ein möglicher Blick des Jünglings auf das Ganze der Ode? auf den Geist, der diese Ode machte? Man hat von je her solche Kleinigkeitenschnitzler Pedanten genannt, und die größten Geister der Alten, Cicero, Virgil, Horaz, haben ange das Unglück gehabt, von Pedanten gehandhabt

zu

zu werden, aber wahrhaftig, ein süßlicher, zierlicher Pedant ist der ärgste, der eckelhafteste von allen. Jener macht doch wenigstens Antiquare, aber was dieser?

Wie aber, hat Horaz das nicht alles gedacht und dunkel empfunden, was Hr. B. hier mit so vieler „Feinheit entwickelt?„ Es ist nicht wahr, daß er das alles gedacht habe: denn auf jeder Seite werden ihm Energien und Gedankenreihen Schuld gegeben, wovon er wahrscheinlich nicht geträumt hat. Aber gesetzt, das wäre so: Horaz habe das dunkel empfunden, was B. seine Schüler hier so licht sehen läßt — Da sitzt eben die Wunde. Wenn ich statt des Anblicks eines Gebäudes zu einem Pfeiler gehe, und das Holz erforsche, so sehe ich doch das Gebäude nicht, und wenn ich bey einem Gemählde die Farben reibe, doch das Kunstbild nicht: und wenn ich bey Horaz nicht alles in seinem Lichte, jedes O! so dunkel und so kurz und so lebhaft empfinde, als ers empfand, als ers mich will empfinden lassen — so sehe, so empfinde ich nichts! Statt Sympathie mit der edeln Fassung, in der er, diese Ode dichtend, sich befand; statt des Gefühls, was ein Römer genoß, der diese Ode lebendig hörte; wie klein und verächtlich sind die süssen Empfindungen, die ich mir so erkünstle, und ausschmecke; und nicht blos als klein sind sie verächtlich, sondern auch falsch. Wenn die Lichtstrahlen, die mein Gesicht abwerfen sollen, auf zehn- und hunderterley Art weggebrochen werden, mahlen sie da ein reines, ganzes, helles Bild? Und der Schüler, dessen Blick zuerst, und zuerst so lange, so oft an dergleichen falsche Brechungen gewöhnt wird, lernt der jemals rein und deutlich sehen?

Meine Leser haben wohl alle in ihrer Jugend den Diepos getrieben: wenn sie aber mein Unglück gehabt

haben, ihn zuerſt und als den Qualenautor zu treil
an dem man lateiniſch lernt, der blos der Phraſ
wegen geleſen und alſo zerſtückt, zertrümmert, gere
brecht wird, daß Gott erbarm! hat wohl jemand d
mals den Nepos kennen lernen? wohl jemand ein
ſeiner großen Männer, als ſolchen, der er war, u
als ſolchen, den ihn Nepos aufſtellt, auch nur kenn
lernen mögen? auch nur einen Gedanken gehabt, i
ſich ſo ſo lebendig vorzuſtellen; Miltiades und Th
miſtokles, Epaminondas und Kato, was ſind doch
das unſrer ſtudirenden Jugend, die in ihnen Phra
botaniſirt, für Kerle! Sie und ihr Nepos, und
berühmte Briefſteller und Schulmeiſter Cicero,
ſolche Reden hat halten können, wie ſie unſre Herrn
Profeſſores halten — Das alles ſind Leute, bey
nen man Latein lernen muß, und nicht ein wen
mehr! — — Was hier die lateiniſche Sprache
ſind bey unſerm Autor hundert äſthetiſche Süßigk
ten und Energien! Mag es ſeyn, daß Cicero
und jener Phraſe ſich würklich ſo freute, wie
ſcholaſtiſchen Erklärer: ſie war bey ihm doch nimmer
Hauptwerk, nur immer ein Mittel zu Zwecken;
Freude darüber bey ihm, wie bey jedem, der ſich, in ei
lebendigen Sprache ausdrückt, ſo dunkel, ſo kurz, ſo
tergeordnet — oder machte er irgend eine Wortfügun
eine grammatiſche Schönheit zum letzten, deutlichen
Zweck: ſo war er der häßlichſte Wortpedant, der je
von einem Katheder über nichts Phraſes gebrech
Hat Horaz alle dieſe Schönheiten und Süßigkeit
anders, als im dunkeln Laufe ſeines Genies,
ſchaffenden Geiſtes empfunden, ſo wird er der g
belndſte, ſüßlichſte Odenfabrikant, der ſeyn kann!

Durchaus müſſen alſo Vorleſun über
raz anders ſeyn, als dieſe; und ſie ſind ſo
nicht. Horaz verſtehen und fühlen

ſtändlich und fühlbar machen, ſind gewiß zwo ganz verſchiedne Sachen. Jedesmal das rechte voraus zu ſetzen, was der Schüler ſchon weis und wiſſen muß; nichts zu ſagen, was hier geſagt, ihn zerſtreuen oder ihm falſchen Anblick geben würde, den rechten Geſichtspunkt zur Ode zu finden, nicht zu fern und nicht zu nahe, und dieſen, gefunden, nimmer zu verlaſſen; nimmer für ſich ins unendliche erklären, ſondern jede Empfindung auch in den Schatten, in das Licht zu ſtellen, in dem ſie der Dichter empfunden und empfinden laſſen will; alſo mit dem Strome der Sapphiſchen Ode, oder auf den Fittigen des Choriamben, ſich den Weg und in dem Maaſe der Bewegung führen zu laſſen, als der Dichter will — das iſt das ſchwere Geſchäfte des Vorleſers im Kreiſe fühlbarer und zu dieſer Lektüre vorbereiteten Jünglinge. In jedem Ueberfluſſe iſt ſonſt kein Boden, in jeder Abweichung des Irrweges kein Ende, und denn hat auch hier Hr. Walter Shandy recht, daß auch in Horaz „die Wiſſenſchaft des Schönen, wie die Materie in „infinitum theilbar ſey, daß die Grane und Scru„pel ſo gut davon Theile ſind, wie das Gewicht von „der ganzen Welt, daß Schönheit Schönheit ſey, „gleich viel, wohin ſie fiele, ob in ein Pfund oder in den „kleinſten Bruch„ wenn darüber gleich das Gewicht des Pfundes verlohren gienge.

Hinter ein paar Oden hat der Vorleſer Rammlers Ueberſetzung mit Horaz verglichen; der Leſer kann vermuthen, wie bey dem ſüßen, immer bewundernden, Energiengeſchmack die Vergleichung habe gerathen müſſen; es iſt die eckelhafteſte Ausfaſerung der Ode geworden, wo Wort für Wort gezeigt wird, daß die deutſche Sprache nicht die lateiniſche ſey, und Rammler nicht jedes Wort, jedes Komma, jede Bindung ſo geſetzt habe, wie ſie Horaz im lateiniſchen

ſetzte, kurz, daß Rammler würklich nicht die lateiniſche Ode des Horaz gemacht habe — und wer hat an ſolchen Wahrheiten je gezweifelt! Was beßres aber hat Hr. B. gewiß nicht bewieſen, und auf die Art, wie er zergliedert, wollte ichs wahrhaftig zu zergliedern, übernehmen, daß in Rammlers Oden weit, weit mehr Schönheit ſey, als in Horaz. Wenn er Seitenlang beweiſet, daß ſolvitur acris hiems grata vice Veris et Favoni mit jedem Wort und jeder Sylbe beſſer ſey, als „Siehe! der Winter zerrinnt! Favonius und der Lenz kehrt wieder!„ was könnte ich ihm nicht wieder in dieſem zeigen: wie weit ſchöner das Siehe! anfange, Aufmerkſamkeit gebiete und auf die Ode inſonderheit bereite, wo inſonderheit geſehen werden muß, weil es eine Frühlingsode iſt! wie weit ſchöner das harte zu rauhe acris ausgelaſſen ſey, und das Rauhe des Winters ſchon im Schalle Winter ſo unnachahmlich geſchildert werde, daß das Wort recht ein Echo zum ganzen weiten Sinne iſt, und nun mich auf das verſchiedne Rauhe inſonderheit der Winde des Winters einlaſſen! wie unendlich angemeſſener das Wort zerrinnt, als das nichtsſagende ſolvitur ſey; wie artig der Vers bey dieſem Worte ſtills ſtehe, und der rauhe Winter dem Ohr in dies ſanfte Wort ſo ſanft zerrinne; ſtatt daß man ſich dort am höckrichten hiems ſtoße! wie weit natürlicher das Verbum, als die vom Vers erzwungne Künſteley des grata vice! daß hier uns Handlung geſchildert, die Sache vors Auge gebracht, dort nichts beſtimmtes, Poetiſches ſey u. ſ. w. Iſt das Kritick des Schönen, und Empfindung, die man aus Horaz lernet — was eckelhafter, als ſolche Empfindung, ſolche Kritick! Das wahre Gemählde jenes Griechen vom ſpeyenden Homer.

Damit, daß wir geſagt und bewieſen haben, der V. habe ein ſchlechtes Buch geſchrieben, ſagen wir nicht, daß

er

er, bey der Liebe zur Philologie, die aus allen den Wolkenfiguren noch hervorſtrahlet, nichts beſſers liefern könne und vielleicht werde; aber denn wird ſich der Vater dieſer ſeiner milchichten Erſtgeburt gewiß am meiſten ſelbſt ſchämen.

L.

VII.

Jo. Frid. Meckel tract. de morbo hernioſo congenito ſingulari et complicato feliciter curato. Berolini, Nicolai, 1772. 148 S. gr. 8.

Ein mit ſehr reitzbaren Nerven und blinden Hämorrhoiden behafteter Gelehrter bekommt nach einer Windkolik und einem galligen Erbrechen einen Bruch an der linken Seite, der keinen Band erträgt, weil ein dünner Strang am hintern Theile des Bruchſacks beym Ausfalle ſowohl als beym Einbringen ihm unerträgliche Schmerzen verurſachte, die bey dem empfindlichen Manne bis zur Ohnmacht giengen. Man fühlte auch eine Härte einer Haſelnuß gros. In der Folge ſchwoll gleichfalls der rechte Hode, ward ſchmerzhaft und zog ſich oft krampfhaft gegen den Bauchring mit Schmerz und Schwäche der Gliedmaſſen dieſer Seite, die aber auch zu Zeiten nach der linken übergienge. Nur wenn der Kranke ſich rücklings und faſt wagerecht legte, war der Schmerz erträglich. Viele glaubten, am linken Samenſtrange wären Aderſäcke (naricocele) und der rechte Hode ſey verhärtet (ſcirrholus) und widerriethen daher die Operation. Immer auch abweſend hielt H. M. es für einen Ausfall des Netzes, die harte Stelle für eine Verhärtung in demſelben und den rechten Hoden blos vom gehinderten Umlaufe der Säfte für aufgetrieben.

So erkannte er es auch gegenwärtig. Nur den Strang, der so viel Schmerzen machte, konnte er nicht erklären. Die Operation ward beschlossen und von H. Generalchir. Schmucker, unter Beystand des Generalchir. Theden und des Staabschir. Pröbisch verrichtet.

Nachdem die Haut vom Bauchringe bis zu Ende des Hodensacks durchschnitten und der durch ein (wohl zu merken) höchst empfindliches fadiges Gewebe mit dem Hodensacke verwachsne Bruchsack, der aus dem dünnen durchsichtigen Bauchfelle selbst bestand, davon abgetrennt war, fand man den Hoden nackt, ohne seine gewöhnliche Hülle, (tunica vaginalis) die sonst eine Fortsetzung des Bauchfells ist, blos in seine weisse sehnige Scheide (albuginea) gewickelt, in der Höhle des Bruchsacks liegen. Um den Bruchsack herum hatte sich der Hebemuskel des Hoden (cremaster) mit seinen Fiebern und sehnigen Fortsätzen ausgebreitet und mußte, so wie der Pack der Samengefäße, der auch äusserlich angewachsen war, und nach hinten in den Hoden eintrat, äusserst behutsam vom Bruchsacke abgelöset werden, ehe man diesen öfnen konnte. Das ganze Netz war in denselben ausgefallen; der Hoden lag unten in diesem Bauchfellsacke, der über denselben, statt der gewöhnlichen Hülle, umgeschlagen war und vom converen Rande des Hoden, der nach oben sahe, gieng ein cylindrischer von Blutgefäßen röthlicher eine halbe Linie dicker und $1\frac{1}{2}$ Zoll langer Strang zum Netze empor und machte mit demselben die widernatürliche Verbindung, so die Ursache des Schmerzens und die Hinderniß des Bruchbandes gewesen war. Nachdem dies Angehänge zerschnitten und der Bauchring ein wenig erweitert war, ward das Netz, ohne etwas davon wegzunehmen, mühsam eingebracht, der Bauchfellsack am Ringe gebunden und so der Verband

band gemacht. Die weitere umständlich beschriebne Behandlung muß jeder selbst lesen. Sie verdient es und ist eben so vernünftig und sorgfältig, als die Operation selbst, so daß diese ganze Krankengeschichte so sehr dem großen Arzte als dem Triumvirate von würdigen Wundärzten Ehre macht.

Und wohl verlohnte es sich der Mühe, alle Sehnen der Kunst anzuspannen. Der Gelehrte, der dadurch vom Tode und von vielfachen Leiden gerettet ist, ist der verdienstvolle Zimmermann, ein akademischer Genosse und alter Freund des H. Meckel. Es macht dies die Geschichte noch interessanter und wie der Verstand lehrreich unterhalten wird: so theilt auch das Herz die Sorgen und die Freuden, die Leiden und den Dank zweener solchen Männer und solchen Freunde. Der Arzt hat seinem Geheilten die Schrift selbst zugeeignet.

Nicht blos indessen durch den seltnen und wichtigen Fall, sondern auch durch manche eingestreute gelegentliche Beobachtungen und Warnungen wird diese Schrift merkwürdig. Man hält das fadige Gewebe für unempfindlich: aber beym Durchschneiden eines jeden Faserchen desselben im Hodensacke, nicht nur, sondern auch im zelligen Felle neben dem Bauchringe empfand der Kranke den empfindlichsten schärfsten Schmerz. Eben so empfindlich war bey der Heilung das sich wieder erzeugende fadige Gewebe, besonders, wenn es mit ätzenden Mitteln bedupft ward. Weniger empfindlich war das Durchschneiden des Hebemuskels und ganz und gar nicht des Bruchsacks. Ueber den Eintrit der Hoden in ihren Sack, wohin sie ein Blat des Bauchfells als eine Hülle mitnehmen, die Abirrung von diesem Wege und die Erzeugung angebohrner Brüche wird §. 10. viel Licht aus anatomischen Beobachtungen angezündet. Die Hülle des

Hoden ist kein zusammengepreßtes fadiges Gewebe, sondern ein Blatt des Bauchfells. Wenn die Absonderung dieses Blatts und die Einsenkung desselben mit dem Hoden in den Sack nicht erfolgt: so entstehn die angebohrnen Brüche. Mit Recht warnt H. M. S. 62. die Charpie nicht gewaltsam wegzubringen und S. 74. nicht ohne die äusserste Noth einen Theil des Netzes wegzunehmen, da kleine Verhärtungen desselben ohne Schaden der Gesundheit getragen werden. Einschnitte in den Bruchsack zu machen, um durch die Verwundung eine schnellere Heilung zu bewirken, ist selten vom Nutzen und höchstens nur, wenn die Wände des Bruchsacks schwielig sind. Lächerlich aber ist es, den sehnigen Bauchring scarificiren wollen. S. 77. f. Um dem üppigen Wuchse des Fleisches abzuhelfen, versuchte man die bekannten Aetzmittel: aber der empfindliche Mann konnte deren keins ertragen und die Bleymittel mußten das Beste thun; Nicht lange nachdem das Netz eingebracht war und der Umlauf des Bluts im Unterleibe freyer ward, nahm der Geschwulst des rechten Hoden ab und durch eine sehr angemessene Nachcur mit seifenartigen auflösenden und stärkenden Mitteln ward die wankende Gesundheit völlig hergestellt. Wir bitten unsre Leser unter andern auch, diese Cur als ein Muster zu betrachten, wie man rasch seyn muß, wo es nöthig und sanft, wo es möglich ist. Gegen das *cito* in dem bekannten Brocardikon cito tuto et jucunde setzt Hr. M. sich mit Recht. Warme Bäder, mit Seife und Eisen geschwängert, richteten hier und in vielen andern Fällen alles das und mit mehrerer Sicherheit aus, was man den kalten Bädern nachrühmt, deren viel zu allgemeine Empfehlung H. M. ungemein einschränkt. Aber auch die warmen Bäder helfen wenig, wenn nicht schon der innre Umlauf der Säfte in Freyheit

ge-

gesetzt ist. Dergl. Anmerkungen findet man mehrere und wie sehr würde die Kunst gewinnen, wenn H. M. seine genauen anatomischen Bemerkungen und seine vortrefliche praktische Beobachtungen seinen Kunstgenossen mittheilen wollte.

Es ist von diesem Buche, eine wohlgerathene Uebersetzung, unter folgendem Titel erschienen:

Beschreibung der Krankheit des Hrn. Leibarzt Zimmermann und der dabey glücklich angewandten Operation und Cur, von Hrn. Prof. Meckel. Aus dem Lateinischen, von E. G. Baldinger. Berlin und Stettin, bey Fr. Nicolai, 1772. 208 S. in gr. 8.

X.

VIII.

Versuch eines bremisch- niedersächsischen Wörterbuchs, worinn nicht nur die in und um Bremen, sondern auch fast in ganz Niedersachsen gebräuchliche eigenthümliche Mundart, nebst den schon veralteten Wörtern und Redensarten in Bremischen Gesetzen, Urkunden und Diplomen gesammelt, zugleich auch nach einer behutsamen Sprachforschung und aus Vergleichung alter und neuer verwandter Dialekte erklärt sind: herausgegeben von der bremischen deutschen Gesellschaft. Bremen, verlegts Georg Ludewig Förster, 8. 1. und 2. Theil A-K. 903 Seiten, 1767. 3. und 4. Theil

Theil L--S. Seit. 1132., 1768-1770. 5
Theil T-Z. Seit. 467.

Die Verfasser haben nicht ein geringes Verdienst um die deutsche Sprachkunde, daß sie dieses Werk dem Alphabet nach zu Ende gebracht haben. Die Vortheile davon erstrecken sich viel weiter, als man anfänglich denken möchte. An den großen und wichtigen Vortheil, den es dadurch verschaft, daß es uns in den Stand setzt, alte Dokumente, Freyheitsbriefe und Gerechtsame zu verstehen und zu erklären, denkt ein jeder. Nächst diesem Vortheil, werden viele glauben, sey es nicht so wohl nützlich, als nur für Liebhaber angenehm, alle verschiedene niedersächsische Ausdrücke und Redensarten zu wissen. Zwar hat die niedersächsische Mundart aufgehört, in Büchern oder schriftlichen Aufsätzen gebraucht zu werden; und so scheint man, wenn man nicht auf den Nutzen sieht, den die Kenntniß derselben in Erklärung alter Urkunden hat, nur eine gewisse gelehrte Neubegierde zu befriedigen, wenn man ein Wörterbuch von jener Mundart und deren verschiedenen Gattungen schreibt. Allein ein Mann von Einsicht und Geschmack, der als Schriftsteller die hochdeutsche Sprache recht glücklich bearbeiten, das Gehalt der Wörter recht schätzen, und etwanigen Mängeln derselben mit weiser Wahl abhelfen will, macht, wenn er alle niedersächsische Mundarten studirt, ungemein viele vortrefliche Entdeckungen. Der Reichthum der Wörter und Redensarten, welche man in den verschiedenen Gegenden von Niedersachsen findet, ist unglaublich groß. Wer eine oder die andre der mit dem Deutschen verwandten Sprachen lernet, wird irgendwo in Niedersachsen eine ungemein große Anzahl der in der verwandten Sprache befindlichen Wörter finden. Und

die

die Kenntniß der niedersächsischen Ausdrücke giebt ihm also über den Sinn und den Werth des in eine andre Sprache hinübergetragenen Ausdrucks sehr oft ein Licht, das er oder selbst derjenige, dessen Muttersprache die verwandte Sprache ist, sonst nicht erhielt. In dieser Hinsicht haben wir den Verfassern des Bremschen Wörterbuchs gar vieles zu verdanken. Sie sagen mit Recht, daß es jedes sonst ans Licht getretene Idioticon weit übertreffe. Dennoch mußten sie diesem Wörterbuch den bescheidenen Titel eines Versuchs nur geben. So stark es auch ist, so gar wenig vollständig ist es dennoch geblieben. Die Sache konnte aber nicht anders seyn; und wir sind weit entfernt darüber den Verfassern einen Vorwurf zu machen. So lange nicht in jeder auch kleinen Abtheilung von Niedersachsen es Männer giebt, die das Sprachstudium lieben und vernünftige Sprach- und Wortforscher abgeben können, so lange kann nicht gehoft werden, daß irgend eine Vollständigkeit erfolge. Wir wünschen sehr, daß sich allenthalben solche Männer finden mögen und daß sie dann diesen Versuch zum Leitfaden gebrauchen. Ja wir möchten gerne wünschen, daß einer der besten Köpfe mit diesem Wörterbuch durch alle Gegenden Niedersachsens reisen, sich allenthalben eine geraume Zeit aufhalten, sich mit allen Arten von Leuten nach ihrem verschiedenem Stande und Berufsgeschäften bekannt machen, auf die Vorzüge der verschiedenen Aussprache acht haben, die Abweichungen in einerley Wörtern bemerken und endlich, die einer Provinz oder einem Ort eignen Ausdrücke aufsuchen möchte. Von der letztern Art ist die Anzahl ungemein groß. Der Recensent ist, ohne jene Absicht haben zu können, in vielen Gegenden von Niedersachsen gewesen und hat Personen fast aus jeder Gegend Niedersachsens gekannt, und er hat erstaunt über die Menge der Wörter,

ter, die jeder Gegend vor der andern eigen ſind. Wollte man mit Eifer daran arbeiten, das gegenwärtige Wörterbuch auf gedachte Art vollſtändig zu machen: ſo wäre noch zu wünſchen, daß dies nicht lange aufgeſchoben würde. Denn es wird wahrſcheinlicher Weiſe das Niederſächſiſche vielleicht nach 50 Jahren überhaupt nicht mehr häufig geſprochen werden. Das Hochdeutſche verdrängt es immer weiter, und Dorfleute fangen hin und wieder ſchon an, es für gemein zu halten, wenn einer platdeutſch ſpricht. In jeder kleinen Stadt, und in jedem Flecken vermiſcht ſich das platdeutſche auch unter den niedrigſten Leuten immer zuſehens mehr mit dem hochdeutſchen. Wenn am Ende das Wörterbuch ſo vollſtändig gemacht wäre: ſo könnte ein Mann von feinem Geſchmack, der die Schönheiten und Vortheile einer Sprache in Rückſicht auf Denken und Empfinden mit Einſicht unterſuchen könnte, eine unendliche Menge von nützlichen Anmerkungen machen, die dieſes Wörterbuch zum nützlichſten Magazin von vielerley Kenntniſſen machen würden. Es müßte nemlich mit einem ſolchen Geiſte alles beurtheilet und beſtimmt werden, womit des Hrn. Schmidlins Catholicon geſchrieben iſt. Der Raum, den wir einer Recenſion ſchenken können, verſtattet es nicht hier Ergänzungen anzubringen, oder über alles Mangelhafte Anmerkungen zu machen. Wir wollen alſo nur zeigen, daß wir auf das Werk aufmerkſam geweſen ſind. Im erſten Bande ſteht S. 2. Aebär oder Eber, welches einen Storch bedeutet. Im Holſteiniſchen und Meklenburgiſchen ſagt man ganz häufig Adebar und Adebade S. 4. hätte bey Achterbacken, Achterbellen, Achtercaſteel noch hinzugeſetzt werden können: Achterbrillen und Achterbelgen. Achterbellen und Achterbelgen ſind aber dem Sinn nach einerley, und es iſt blos eine verſchiedene Ausſprache.

In

In einem Wörterbuche, wo genau die Bedeutung angegeben werden muß, hätte man auch nicht anstatt des Hintern höflich Lenden in der Erklärung setzen sollen. Ebendaselbst wäre bey Achterklapp hinzu zusetzen: Naklapp, welches im Holsteinischen und Meklenburgischen gebräuchlich ist. S. 5. Anstatt Poten sagt man auch Potgen. S. 9. Ackersmännken, im Holsteinischen braucht man nie dies Diminutivum, sondern sagt: Ackermann. S. 10. anstatt Meßaat sagt der Holsteiner Meßaddel. S. 13. Amagt hat sicher hier nicht ein a privat. Fast in allen Gegenden Niedersachsens sagt man Ahnmagt, und ahnmägtig. S. 15. anstatt ambustig sagt man häufiger ambästig. S. 20. Aonte hat in der mehrern Zahl in vielen Gegenden Ennen. S. 25. anstatt Aerndte sagt man durchgängig in Holstein. und Meklenburg. Aaren. Aarenhahn heißt daher die Feyerlichkeit, da man den Arbeitsleuten in der Aerndte eine besonders gute Mahlzeit und vorzüglich ein Huhn giebt. S. 27. anstatt Ervetall sagt man häufiger Arvdeel. Das Niedersächsische Tall, welches auch vielerwärts ein langes A oder Ah hat, ist, wie aus allen verschiedenen Zusammensetzungen erhellt, das hochdeutsche Zahl, wie es auch im letzten Theil S. 9. angezeigt ist. Ervtall hieße also die Anzahl der Dinge die ich erbe, und Arvdeel eigentlich Erbtheil, wodurch die Verfasser Ervtall erklärt haben. Wenn S. 32. gesagt wird, die Lübecker sprechen Agurken: so ist dies nicht völlig richtig. Der Recensent kennt die Lübekſche Aussprache und hat bey der Aussprache dieses Worts bemerkt, daß die Lübecker wie die meisten Holsteiner eigentlich Augurken sagen, aber des Au gar dunkel und kurz aussprechen. Wenn S. 38. die Redensart: „He moot Bunk un Bak vull hebben,„ so erklärt wird, daß hier Back Rücken heissen soll: so ist dies wohl zweifelhaft. Die meisten

Nie-

Niederſachſen denken ſich hier bey dem Wort Back die Seitenhöhlung im Munde, die man mit Speiſen anfüllen kann. S. 34. hätte bey Balkedook, das gleichbedeutende Wort Slackerbärtgen, welches auch im 4ten Theile S. 798. fehlt,, angeführt werden ſollen. Im dritten Theil finden wir S. 217. Naamliesken. Hiebey wird angemerkt, vielleicht Namenloos. Es iſt dies gewiß und Naamenliesken iſt ohne Zweifel nur eine fehlerhafte Ausſprache. In den meiſten Gegenden Niederſachſens ſagt man wirklich: Naamenlöſken, welches unſtreitig ein Diminutiv iſt von Namenloos. Hier iſt nur einiges angeführt; es iſt aber faſt keine Seite, da nicht nur ſo viel, ſondern weit mehrers angemerkt werden könnte.

F.

IX.

Traité de la Caſtrametation et de la defenſe des places fortes; ou l'on propoſe de nouveaux ouvrages de fortification paſſagere pour les places aſſiegées et pour les camps retrenchés, avec des planches; A l'uſage de S. A. S. Monſeigneur l'Electeur de Saxe Frederic Auguſte IV. Par *Ioſeph de Fallois* Major des Ingenieurs de campagne au ſervice de S. A. El. ci- devant ſon precepteur pour les mathematiques; de l'Acad. des Arcades à Rome, et de la ſociété d'Agriculture à Leipzig etc. A Berlin, chez G. I. Decker, Impr. du Roi 1771. 13 Bogen Text in 8. 15 Kupfer auf halben Bogen.

In

In der Vorrede ſchmälet der H. V. auf das Urtheil, ſo über ſeine Ecole de la Fortification gefället worden .... dans un ouvrage ecrit en allemand, entitulée, la Bibliotheque univerſelle Allemande, imprimée en 1770: par une ſocieté de gens de lettres. Ob der Recenſent gleich, unwürdig auch zu dieſer Geſellſchaft gehöret: ſo nimmt er doch weiter keinen Antheil, weder an der Kritick, noch an der Vertheydigung. Doch muß er geſtehen, daß ihm erſtere weder unartig, noch incompetent, letztere aber allzu ſehr de haut en bas zu ſprechen ſcheinet. Er möchte lieber jene, als dieſe, gemacht haben.

Der Hr. V. vermuthet, ſein erſter Recenſent gehöre zu der Art Leute, die keine Vorreden leſen (das iſt nur ſelten der Fehler der Recenſenten; öfter leſen wir nichts als die Vorreden;) er vertheydiget ſich auch nicht förmlich, ſondern hat, wie er ſagt, nur im Vorbeygehen, zum Vortheil ſeines Verlegers, dieſer ſchwachen Kritick gedenken wollen; und iſt verſichert, daß geſcheite Leute ihn tadeln würden, wenn er, ohne dieſen Beweggrund, auch nur im mindeſten darauf geachtet hätte.

Gegenwärtiges Werkgen haben wir mit aller möglichen Unpartheylichkeit, Aufmerkſamkeit und Lehrbegierde durchgeleſen, und in der That viel gutes, aber wenig neues oder dem Verf. ganz eigenes, darinn gefunden. Er hat gute neue Schriften geleſen, Auszüge gemacht und, was ihm anſtändig war, ſich ſo zugeeignet, und dergeſtalt in ſeinen Vortrag eingeflochten, daß man nicht eigentlich ſagen kann, weſſen Gedanken man lieſet. Dieſes iſt, in unſern Augen, ganz und gar kein Grund zum Tadel; aber wer ſich ſeine Arbeit in Anſehung des Stoffes ſo ſehr erleich-

tert, der verſpricht ſtilleſchweigend, daß er deſto mehr Fleiß und Sorgfalt auf die Façon wenden wolle; auf Ordnung, Wahl, Zuſammenhang, Ueberzeugung u. ſ. f.

Statt einer Einleitung iſt eine Rede, über die Ehre und Einrichtung des Soldatenſtandes, vorangeſetzt. Der H. V. hat ſich dabey die Freymüthigkeit, mit der Vegez ſeinen Kaiſer, vom damaligen Zuſtande des Kriegsweſens, unterhält, zum Muſter gewählet. Und, in der That, freymüthig ſind ſeine Urtheile; vielleicht oft zu frey; auch wohl manchmal im privat Affekt geſprochen. Wir wollen einige Stellen auszeichnen.

Unſre heutige Kriegsperſonen kann man in drey Claſſen theilen. Die erſte beſtehet aus denen, die blos aus wahrer Ehrbegierde und Patriotiſmus den Soldatenſtand erwählen. Dieſe vergleicht der H. V. mit einem Schwarme arbeitſamer Bienen, qui courent ſans ceſſe ça et la (vielleicht hätten ſich Ameiſen zum laufen, und weil ſie einen ſolidern Vorrath ſammlen, beſſer geſchicket). Ein Fürſt muß nicht aus der Acht laſſen, eine zahlreiche Menge aus dieſer erſten Claſſe an ſich zu ziehen. Das geſchieht durch vorzügliche Achtung und durch Belohnungen. Und dieſe Belohnungen geben dem H. V. Gelegenheit, das ſcheußliche Bild des Undankbaren, aus einer in der Berliner Akademie gehaltenen Rede, nachzuzeichnen und mit der Frage zu begleiten: Apres un tableau ſi terrible de l'ingratitude, quel eſt le Prince, qui voudroit etre ingrat?

Die zwote Claſſe ſuchet nur hohe Stellen, Macht, Anſehen und was ſonſt die Augen blendet. Man kennet ſie daran, daß ſie ſich der niedrigſten Mittel nicht ſchämen, wenn ſie dadurch ihre Abſichten erreichen. On a vû dans certain ſervice (das gehet ſehr ins Beſondere; ſo drückte ſich Vegez nicht aus) des offi-

ciers chercher dans les Antichambres, dans les Garderobes, des femmes miſes à prix, *dont la main ſervoit d'echelle pour monter* (man gedenke ſich hier keine Schöne, die den Ritter auf ihre Hand treten läßt, damit er ohne Leiter aufſitzen könne; ſondern die man heyrathen muß, wenn man befördert ſeyn will). Der H. V. verſichert, er könne Beyſpiele anführen, aber die Klugheit verbiete es; et je mepriſe aſſés ces ſortes de gens, pour ne pas les nommer (Es iſt alſo gut für dieſe Herren, daß ſie der H. V ſo ziemlich verachtet, ſonſt hätte er ihre Namen herausgeſagt). Die dritte Claſſe regieret blos der Geiz. Sie meiden den Umgang ihrer Cameraden und betrinken ſich auf ihre eigene Hand, ſous pretexte d'Oeconomie (Bey dem Geizigen iſt die Oekonomie kein Vorwand, ſondern ſein wahrer Beweggrund).

S. 34. Daß eine ſtehende Armee die Einkünfte des Fürſten vermehre, davon ſind wir nicht überzeugt worden. Wenn der Staat ohne Heer iſt, heißt es, ſo werden nur ſo viele Einwohner im Lande ſeyn, als es durch ſeine Produkte ernähren kann; die übrigen werden ihr Glück auswärts ſuchen müſſen (hat wohl der H. V. an Holland gedacht?) Wo hingegen eine ſtehende Armee iſt, da ernähret der Sold, der dem Soldaten durch die Hand gehet, zugleich noch eine Anzahl Handwerksleute, die ſo viel beträgt als der dritte Theil der Soldaten. (Aber wer giebt denn das Geld her, davon die Soldaten beſoldet werden? beſtändige Armeen ſind nun einmal nothwendig worden, da es, von einem Krieg zum andern, nicht mehr der Mühe werth iſt, ſie abzudanken und wieder anzuwerben; und, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, iſt alles was der Staat auf ſie wenden muß, wohl angewendet. Aber, daß ſie den Bürger dadurch ernähren helfen, daß ſie das Geld, ſo ſie gratis von ihm

bekommen, ihm für Waaren und Arbeit wieder geben, das wird ſich der Nährſtand von dem Wehrſtande ſchwerlich weis machen laſſen.)

Der H. V. hält es für eine falſche Maxime, daß heut zu Tage Fürſten, ſowohl als Unterthanen, ihre Einkünfte zu ſehr in den Kiſten todt liegen laſſen, sans en depenſer que le moins poſſible. Das ſollte man eben nicht denken! Allenfalls wiſſen die Fürſten ſchon, zu was für einen künftigen Gebrauch ſie ihre Kiſten füllen; und wenn es der Unterthan nicht weis, warum er die ſeinigen gefüllet hat, ſo wird es ihm bey Gelegenheit ſchon geſagt. Der H. V. hält es ja ſelbſt für einen großen Fehler, daß es dem Hauſe Oeſterreich, nach Carls VI. Todte, an Soldaten und Geld gefehlet hat, und für eine höchſt weiſe Vorſicht, daß jetzt ſeine Heere glänzend, ſein Credit feſt gegründet und ſeine Kiſten mit Golde angefüllet ſind.

S. 39. Befehlshaber und gemeine Soldaten müſſen ſich, auf eine würdige und dem Dienſt nützliche Art, beſchäftigen. Ceſar n'eût certainement pas gagné cette bataille, ſ'il eût occupé ſes ſoldats à des metiers incompatibles à celui des armes, ſi ſes Officiers ne ſe fuſſent appliqués, qu'à chercher des ſoldats de haute taille, à une coupe d'habits differente de celle des autres Romains, à former des jarêts poſtiches aux ſoldats, pour rendre les jambes uniformes; enfin à des poſtures trop recherchées et hors du naturel pour paroitre ſous les armes. Schön und nachdrücklich! Doch glauben wir, daß auch die Römer und Griechen manche von obigen Kleinigkeiten nicht verachtet haben; ihre Schriftſteller ſchweigen aber davon, weil ſie uns wichtigere Dinge zu ſagen wußten.

Die Lagerkunſt gehöret für den Feldherrn; aus dem Grunde, weil die Lagerordnung der Schlachtord-

nung

nung gemäß ſeyn muß. Was eine Schlachtordnung ſey, ſagt der H. V. nicht, weil es auch dem jüngſten Soldaten bekannt iſt; davor erklärt er ihm was ein Zelt iſt: des eſpeces de baraques de toile u. ſ. f. (und was ſind Baracken? eine Art Zelter von Holz?)

Das Lager eines Sächſiſchen Regimentes hat 264 Schritte in der Tiefe, da le Blond für das franzöſiſche höchſtens nur 70 Schritte angiebt. Um dieſe Tiefe zu vermindern, und ſich leichter nach allerley Terrein richten zu können, hat es der H. V. verſuchet, die Ordnung der Zelte zu ändern, und ſie in zwo Linien zu ſetzen, mit einer ziemlich breiten Gaſſe darzwiſchen. Dadurch erſparet er 60 Schritte an Tiefe. Wir wüßten gegen dieſen Vorſchlag nichts zu erinnern, als daß auf dieſe Art die Länge der Front eines Lagers, ſich nach der jedesmaligen Stärke der Bataillons richten müßte, alſo eben ſo veränderlich wäre als dieſe, und keine beſtändige gleichformige Abtheilung, des Lagers der ganzen Armee, verſtattete. Ob dieſes erhebliche Unbequemlichkeiten ſind, und ob es nicht leichter angienge, zwiſchen den Officiers Zeltern einigen Raum der Tiefe zu erſparen, das wollen wir nicht entſcheiden.

Das dritte Capitel S. 78. bis 86. handelt von der Subſiſtenz der Armee, vom Proviantweſen, Fuhrweſen, Magazinen, Fouragiren, Hoſpitälern. Hier kommen nützliche, aber ganz bekannte, Dinge vor; und die keine nähere Beziehung auf die Caſtrametation haben, als andere eben ſo wichtige Stücke der Kriegswiſſenſchaft, von denen der H. V. nichts geſagt hat.

S. 87. Die bisherige Methoden, Lager zu befeſtigen, haben dem H. V. kein Genüge gethan; er hat ſich alſo nach einem Mittel umgeſehen, welches weder die Werke vermehret, noch die Arbeit vergrößert;

welches nicht fordert, daß man zahlreiche Armeen einsperre, sondern vielmehr mittelmäßige gegen große sicher setzet. Dieses Mittel glaubet er in denjenigen Werken gefunden zu haben, die er in seiner Fortification permanente, anstatt des bedeckten Weges vorgeschlagen hat. Sie unterscheiden sich von andern Linien dadurch, daß sie, nach lauter rechten Winkeln, in Gesichtslinien oder Fronten gebrochen sind, von denen einige Theile als gedeckte Flanken zurückgezogen sind; hier und dar lassen sie sichere Ausgänge zwischen sich. Hinter der Linie werden, in gehöriger Entfernung, Epaulements aufgeworfen und mit Artillerie besetzt; sie dienen auch der Reuterey, während dem Angriff auf die Linien, zur Bedeckung, und geben der Infanterie Gelegenheit, sich wieder zu setzen und den schon eingedrungenen Feind wieder aus den Linien zu treiben. Ueberhaupt findet sich bey der Lagerbefestigung so viel willkührliches und blos nach der Lage der Gegend und andern Umständen zu bestimmendes, daß es uns, bey aller Lehrbegierde, schwer fället, die Allgemeinheit der Vorzüge des gegenwärtigen Entwurfes, für hundert andern, eben so möglichen und in besondern Fällen vielleicht eben so vortheilhaften Entwürfen, einzusehen. Des H. V. zweyter Entwurf eines befestigten Lagers in einer wässerichten Gegend, für eine weniger zahlreiche Armee, ist einfacher, ungezwungener und von allgemeinern Gebrauch, als der vorhergehende. Wenn man die zurückgezogenen Flanken daraus wegnähme; so wäre es ein bloßes sägenförmiges Werk, nach lauter rechten Winkeln gebrochen, wo kleinere und größere Zähne abwechseln.

Um die Stärke der Vertheydigung recht begreiflich zu machen, hat der H. V. alle Schüsse, aus groben Geschütze und kleinem Gewehr, mit Linien ausgedrückt. Diese Linien durchkreutzen sich an man-

chen

chen Stellen mehr als einmal; welches, wie der H. V. glaubet, bey den bisher gebrauchten Manieren nicht ſo geweſen iſt. Dieſer Umſtand, der einen wichtigen Vorzug dieſer neuen Manier ausmachen würde, verdienet einige Beleuchtung. Daß ſich hier und dar mehr als zwey Feuer kreuzen, rühret nicht von der glücklichen Geſtalt der Linien, ſondern blos daher, weil der Hr. V. an ein paar Stellen vom rechten Winkel abgewichen iſt, den er ſich vorher zum Geſetz gemacht hatte. Es läßt ſich aus den erſten Gründen der Geometrie leicht darthun, daß ſich obiger Umſtand unmöglich ereignen kann, wo die Werke in lauter rechten Winkeln zuſammen hängen, und wo die Schüſſe mit dem Parapet rechtwinkelig geſchehen. Denn wenn zwey Feuer, die ſich rechtwinkelig kreuzen, noch von einem dritten durchkreuzt werden ſollen; ſo kann es nicht anders, als nach ſchiefen Winkeln geſchehen. Eben ſolche ſchiefe Winkel würden aber alsdenn auch die Batterien, von denen dieſe Schüſſe rechtwinkelig kommen, unter einander machen, es ſey nun würklich, oder wenn man ſie verlängerte; und das wäre gegen die Vorausſetzung. Es iſt demnach lauter vergebene Arbeit, wenn jemand bey obigen Vorausſetzungen, eine Vermehrung des kreuzenden Feuers durch die Lage ſeiner Werke erzwingen wollte. Dieſe Lage iſt vielmehr völlig gleichgültig, ſo lange nicht von Werken, die hinter einander liegen und über einander wegſtreichen, die Rede iſt. Der H. V. wird an ſeinen eigenen Zeichnungen bemerken können, daß, je mehr es Plätze um ſein Lager giebt, die ſehr ſchwarz ausſehen, deſto mehr andere Plätze deſto weißer ausſehen. Das Feuer, ſo an einem Orte gehäufet wird, muß nothwendig andern Oertern entzogen werden.

Nach unſern geringen Einſichten kommt es, bey Erfindung einer guten Lage für Feſtungswerke, über-

haupt nicht darauf an, daß die von ihnen gerade ausgehende Schüsse sich mehr oder weniger kreutzen, sondern daß sie sich am rechten Orte kreutzen, das ist da, wo sie nach Beschaffenheit der Umstände die gröste Würkung und die schleunigste Hülfe äussern; und daß man die Vertheydigung von einer Menge ausdrücklich dazu in Bereitschaft liegender Werke, nach Gefallen in diesem oder in jenem angegriffenem Punkte vereinigen könne. Daß alsdenn diese Schüsse nicht immer rechtwinkelig über die Brustwehre gehen können, das verstehet sich von selbst. Wir können uns aber auch nicht vorstellen, daß es sogar unmöglich seyn soll, den Soldaten zu gewöhnen, sein Parapetfeuer nicht blos maschinenmäßig und blindlings vor sich wegzumachen, sondern dahin, wo Feinde sind, und wo es ihm angewiesen wird. Ist diese Forderung unmöglich; was helfen uns alle Subtilitäten der Befestigungssysteme?

S. 98. u. f. zeigt der H. V. den Gebrauch seiner Cremailleren bey dem Uebergang über Flüsse und zu Circumvallationslinien. Alsdenn kommt ein Entwurf zu einer Brückenschanze, wo aber nicht mehr von Cremail. die Rede ist, sondern von einem, vor einer Tenaille liegenden, Hornwerke.

Der zweyte Theil, von Vertheydigung der Festungen, fänget S. 116. bis 118. mit einer heftigen Strafrede gegen diejenige Festungs-Commendanten an, die ihr Handwerk nicht verstehen und doch von niemand guten Rath annehmen, oder wenn sie ihn annehmen, sich die Ehre davon selbst zueignen. Weit edler verfuhr der General de Vaux, der, nach der Blokade von Göttingen, viel rühmliches nach Hof schrieb und Belohnungen für verdiente Officiere auswürkte: Quatre Officiers Saxons en portent encore aujourd hui les marques d'honneurs u. s. f.

S.

S. 124. Wer die Baukunſt lernen will, der reiſet nach Italien, und wer vorzügliche Einſichten in die Fortification haben will, der muß .... Europa durchwandern. J'ai beaucoup voyagé ſelon cette methode, ce qui m'a valu autant que l'experience, *et j'ai reconnu*, que la defenſe etoit beaucoup au deſſous de l'attaque (Wir begreifen nicht recht, wie man dieſes auf einer bloßen Reiſe wahrnehmen kann; denn da ſiehet man doch nur einen Theil der Vertheydigungsanſtalten, und von dem Angriff gar nichts.) S. 114. Il faut oppoſer l'artillerie à l'artillerie: ce ſeroit en vain qu'on oppoſeroit mille mouſquets à quatre pieces de canons placés à 300 toiſes &c. Dieſe Stelle kommt S. 140. mit eben den Worten wieder vor.

S. 143. enthält einen Vorſchlag zu Contreapproſchen. Wir wiſſen nicht, warum ſie ſo heiſſen; es iſt mehr eine Art Circumvallationslinien um die angegriffene Seite; wie man ſie etwa machen würde, wenn Truppen unter den Canonen einer Feſtung campiren ſollten. Sie laufen in einer Entfernung von 80. Toiſen, mit dem bedeckten Weg ohngefehr parallel. Auf den Capitallinien der angegriffenen Werke haben ſie Fleſchen, und dahinter liegende Batterien. Es werden ſieben Vortheile von dieſen Contreapproſchen angeführet, die man im Buche ſelbſt, und mit Zuziehung der Kupfer nachleſen muß. Die Kupfer ſind durchgehends ſauber gezeichnet und geſtochen.

X.

Geſchichte der drey letzten Lebensjahre Jeſu. Dritter Theil. Zürich, bey Orell, Geſner, Fueßlin und Compagn. 1771. 18 Bogen und

3 Bogen Vorrede. Vierter Theil, 1772. 20 Bogen und 2 Bogen Vorrede in 8.

Die Abſicht und Beſchaffenheit dieſes Werks iſt bereits aus den vorhergehenden Theilen bekannt. Der Leſer lernt mit Hülfe deſſelben die Geſchichte und Reden Jeſu beſſer verſtehen, ſieht ſie in dem lokalen Geſichtspunkte, darinn ſie geſehen werden müſſen, und gewöhnt ſich, über die beſondern Veranlaſſungen und Beziehungen, welche Jeſus Reden gehabt haben, mit dem Verf. zu raiſonniren. Denn ob man es gleich nicht immer recht trift, (wie es auch der Verf. nicht immer getroffen hat,) ſondern ſich mit Wahrſcheinlichkeiten behelfen muß, die es dem einen mehr zu ſeyn ſcheinen als dem andern; ſo erhält man doch die Fertigkeit dadurch, ſich in die Lage und Denkungsart der damaligen Zeit und beſonders des jüdiſchen Volks, immer richtiger hineinzudenken: wodurch man nichts geringers als das gewinnt, daß eine Menge Zweifel, die ſonſt gegen den Inhalt der evangeliſchen Geſchichte erregt werden, und einzig und allein aus einem nach unſrer gegenwärtigen Faſſung unrichtig ergriffenen Geſichtspunkte entſpringen, von ſelbſt dahin fallen und ihre Kraft verliehren; zugleich auch das Urtheil über die Art und Weiſe, wie eine gebeſſerte Religion Fortgang unter den Menſchen erhalten hat und erhalten kann, freyer und zuverläßiger wird.

Auch das iſt an dieſem Werke ſchätzbar, daß die Reden Jeſu von ihrem orientaliſchen Gewande entkleidet, meiſt immer ſimpel und gut erkläret, und die Ideen und Bilder der damaligen Zeit ſehr glücklich in unſre gegenwärtige Ideen übertragen werden; doch aber ſo, daß ſie nicht ſowohl das Anſehen einer weitſchweifigen und verwickelten Paraphraſe, als vielmehr ei-

einer Ueberſetzung, die zugleich Erklärung iſt, haben: und wir möchten beynahe ſagen, daß der Verf. oder Fortſetzer dieſes Werks, einige Sprachfehler ausgenommen, ſich in dieſer Abſicht gebeſſert habe. (Wir haben lange gewünſcht, daß die Bibel auf dieſe Art behandelt werden möchte, um dem Chriſten recht nutzbar zu werden.) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man nicht über jede beſondre Stelle mit dem Verfaſſer in der Erklärung einig ſeyn kann; welches auch unmöglich iſt. Zuweilen ſcheint er blos durch eine vorgefaßte Meynung auf eine Erklärung gerathen zu ſeyn, die uns erzwungen, und weder den Umſtänden noch der Veranlaſſung noch dem anderweitigen Charakter des Redenden gemäß zu ſeyn vorkömmt, ſo legt er z. E. im 3. Th. S. 118. f. Jeſu nach Joh. 10, 34. f. eine ſolche Antwort an die Juden in den Mund, die für ihre Faſſung und für den ſimpeln Charakter Jeſu zu erkünſtelt iſt, und nach allen Reflexionen, wodurch er ſie zu erläutern ſucht, in unſern Augen ein gewiſſes ſophiſtiſches Anſehn hat, das Jeſu nicht kleidet. Dies wundert uns um ſo mehr, da er zuvor in Beſtimmung des Sinnes verſchiedener Reden Jeſu, die wir in den vorhergehenden Kapiteln Johannis aufgezeichnet finden, viel natürlicher zu Werke gegangen war, und mit einer Art von Anſchauen, als wäre er ſelbſt bey der Unterredung zugegen geweſen, die Unterredungen behandelt hatte.

Bey Durchleſung dieſer Schrift iſt uns ein Gedanke wieder lebhaft geworden, den wir ausgeführt zu ſehn wünſchten, und zu deſſen Ausführung der Verf. gewiſſermaſſen vorgearbeitet hat. Es würde nemlich zur richtigen Beurtheilung der Religion und des Verhaltens Jeſu und zur genauen Schätzung der verſchiedenen Lehrſätze des Glaubens der Chriſten ſehr zuträglich ſeyn; wenn man nach den Evangeliſten die ver-

verſchiedene Gradation hiſtoriſch
cher Jeſus die Religions-Erkennt
verbeſſern, und die Lehren ſeiner
gion bekannt zu machen geſucht
zugleich die Urſachen und Bewegu
die ihn zur Beobachtung ſolches
richts berechtiget haben. Dies würde nicht allein ſei
Klugheit ins Licht ſetzen, und von ſeiner abgebr
nen, zuweilen dunkeln, zuweilen ausweichend
thode Rechenſchaft geben; ſondern uns auch in
theilung und Behandlung der verſchiedenen Denk
arten der Menſchen vorſichtiger und behutſamer m
chen, und mit Regeln bereichern, die Wichtigkeit
Lehrſätze nicht blos an ſich ſelbſt noch in ihrer
hung untereinander, ſondern, welches immer die
ſache iſt, in Beziehung auf die Subjekte, die m
vor ſich hat, abzuwägen. Aber freylich gehört d
ein Mann, der die Geſchichte Jeſu und das m
liche Herz tief ſtudiert hat, ſich aus dem erle
Syſtem, ja aus ſeinen eigenen Meynungen
ſetzen kann, und es ſeinem vollkommenen Lehrer
zulernen weis, wie man ohne Nachtheil der
heit in die verſchiedene Situation der Menſchen h
gehen, und mit ihrer Denkungsart fortdenken kön

Die Vorreden zu beyden Theilen ſind beyde
reich und leſenswürdig. In der zum 3. Theil
die Kürze, Beſtimmtheit und Einfalt, mit
die Evangeliſten Jeſu eſchichte erzählen, ſehr
theilhaft und g gt, und es an einigen Ex
peln bewieſen, r die heiligen Verf. dad
und durch die tfert vom Gepränge
der Bemühung Reflexionen zuſtre . v
Geſchichtſchreibern unterſch den. ſonde
dient der naive und empf ſame T ihrer Erz
lung bemerkt zu werden.

gleichsam selbst handeln; man hört sie sprechen: „das rührende, das empfindbare, wie der V. S. 39. „sehr richtig sagt, welches in der Handlung ist, wird „aus der Erzählung eben so geschwind und eben so „vollständig, als beym Anblicke der Sache selbst em„pfunden.„ Die Vorr. des 4. Theils ist durch eine Stelle der Recension des 2. Th. in dieser Bibliothek (Anhang zum 11. 12. Bande S. 451.) veranlaßt worden. Der Recensent hatte daselbst wider den Verf. die Meynung geäussert, daß geschehene Wunder eben sowohl zur Empfehlung und Bestätigung sittlicher Lehren, als zur Beglaubigung positiver Anstalten Gottes abzwecken könnten und müßten: und hierauf erklärt sich der Verf. in dieser Vorrede, und erläutert und bestimmt die Sache in einer genauern Untersuchung ungemein gut. Mittelbarer und zufälliger Weise (zufällig ist nicht der richtige Ausdruck,) tragen die Wunder nach S. 8. f. in der That dazu bey, daß die Lehren der Tugend von einem göttlichen Gesandten williger angenommen und ehrerbietiger befolgt werden: denn die Wunder geben ihm ein größeres Ansehen; (und dies Ansehn, würden wir hinzufügen, ersetzt den Mangel solcher Gründe, welche für gemeine Fähigkeiten zu tief liegen, und ertheilt denen, die er angiebt, eine überwiegende Kraft über gegenseitige Vorstellungen.) Doch nicht blos mittelbar sondern auch unmittelbar kann und muß, fährt er S. 14. fort, die Sittenlehre in dem Falle durch Wunder unterstützt werden, wenn sie mit solchen Motiven und Bestimmungen vorgetragen wird, die man auf die bloße Versicherung eines Menschen nicht annehmen kann. Niemand kann z. E. die Folgen der Tugend und des Lasters, welche das Evangelium für das künftige Leben verkündiget, als die Auferstehung, das Gericht, den Stand und die Art

der

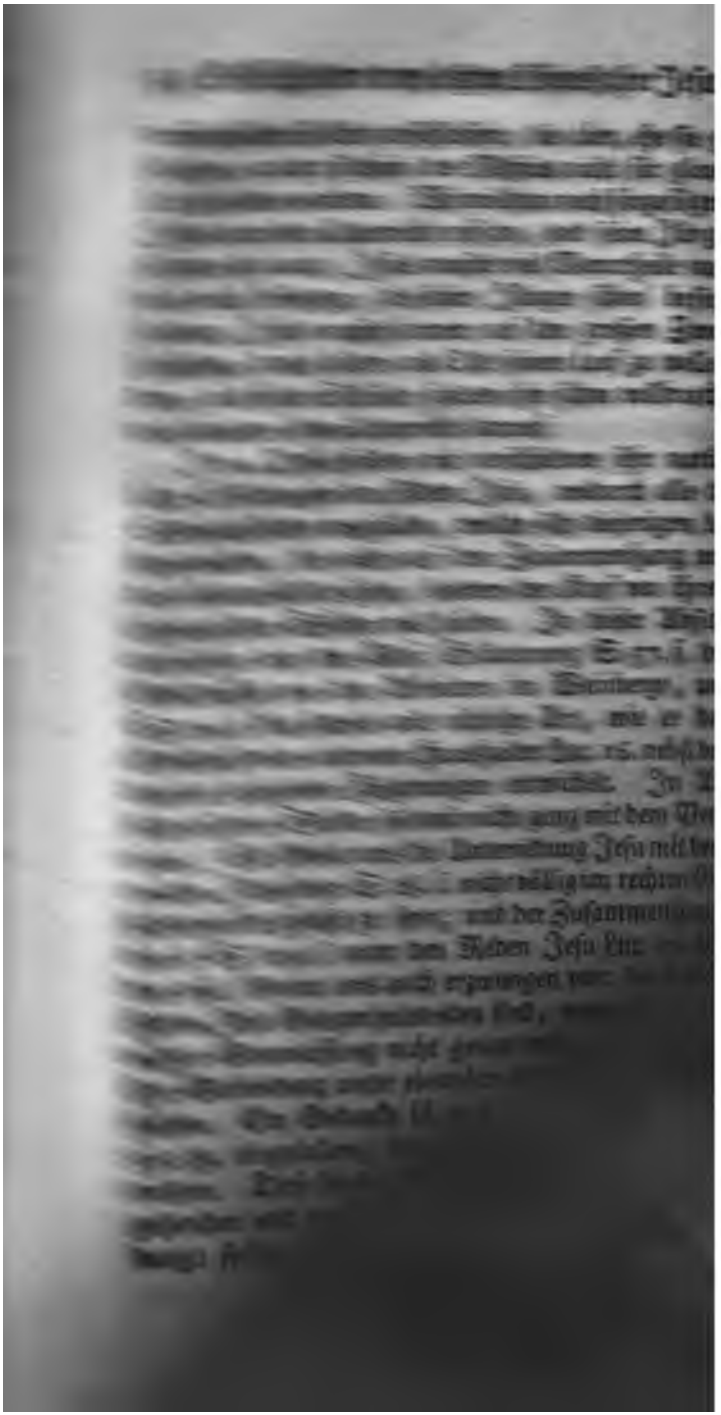
der Vergeltung, den Menſchen glaublich machen, wenn er es nicht durch Wunder beſtätiget, daß er von Gott Vollmacht erhalten habe, dieſe von ihm ſelbſt beſtimmte Folgen der Welt kund zu thun: ja noch mehr, wenn der Sittenlehrer gar ſelbſt Proben von dem ablegt, was er verkündiget, wenn er ſelbſt auferweckt, ins Leben zurückkehrt, und ſeine Macht und Gewalt in dem neuen Leben dadurch beweißt, daß andere durch Anrufung ſeines Namens eben ſolche Wunder verrichten können; ſo giebt das ſeinen ſittlichen Lehren bey jedermann großen Nachdruck, und befördert bey allen, die ihm glauben, Vorſatz und Beſtrebung zur Befolgung derſelben, mehr als alle andre raiſonirende, und doch oft nur wahrſcheinliche Gründe. — Dieſe Auflöſung, welche ganz nachgeleſen zu werden verdient, wird alle, die über die Frage ſelbſt nachgedacht haben, unſers Erachtens ſehr befriedigen.

Wir müſſen noch etwas von den Reflexionen ſagen, die der Verf. ſeiner Erzählung eingeſtreuet hat, und wollen einige Beyſpiele davon aus dem 4. Theile wählen. Bey Gelegenheit der Geſchichte vom reichen Jüngling aus Luc. 18, der auf Jeſu Anmuthen ſein Vermögen den Armen zu geben und ihm nachzufolgen, betrübt hinweg gieng, macht er S. 43. die gegründete Anmerkung, „es falle überhaupt dem Armen eben ſo ſelten als dem Reichen ein, daß der Reichthum ein ſo gar großes Hinderniß der Tugend ſeyn ſolle.„ In der That iſt es wahr, man braucht Jeſu Ausſpruch nur zur Belehrung für die Reichen, da er doch für alle lehrreich iſt und ſeyn ſoll: unter denen, die nicht reich ſind, würden gewiß nur wenige tugendhaft werden oder bleiben, wenn ſie reich werden ſollten. S. 82. bemerkt er ſehr wohl; „daß Jeſus ſeine Schüler, ohne ſo regelmäßige ſtrenge Uebungen, und

ohne

ohne ſich und ſeiner Lehre eben ſolch rauhes Anſehen, als Johannes der Täufer, zu geben, zu Geſinnungen der Gottesfurcht und Menſchenliebe umzubilden gewußt habe.„ Wir hätten noch hinzugeſetzt: die Methode und der Zweck war bey beyden verſchieden. Johannes erzog ſeine Schüler als ein Jude, der ſie zu frommen Juden machen wollte; Jeſus aber als ein Reformator, der das weſentliche vom zufälligen nach und nach ſcheiden, und ſie zu wohlgeſinnten und richtigdenkenden Menſchen erziehen wollte. Aus eben der Urſach gab ihnen Jeſus im Unſer Vater, (welches S. 84. bis auf die letzten zwey Bitten ſehr ſimpel in unſre gegenwärtige Denkungsart übertragen iſt,) eine Anweiſung, und nicht eine Formel, wie der V. S. 88. wohl erinnert, zum Beten, welche von den wortreichen Formularen der Juden, die in vielen Gebeten einen großen Theil ihrer frommen Uebungen ſetzten, ſehr verſchieden war: und lehrte ſie dadurch, daß man nicht beten müſſe um zu beten, ſondern Gott ſeine Angelegenheiten vorzutragen; wobey es nicht auf die Worte, ſondern auf das Vertrauen und auf die Freymüthigkeit ankomme, womit man ſich an Gott wende. — Noch eine Bemerkung des Verf. S. 150. dürfen wir nicht übergehn. Er wirft die Frage auf, warum die Jünger Jeſu ſich in ihrem Vortrage einer eigentlichern Lehrart bedient haben, da doch Jeſus faſt alles in Gleichniſſe und Fabeln eingekleidet habe? Und er antwortet darauf: die Jünger redeten mit ſolchen, die den Meßias ſchon kannten, und Jeſus konnte ſich nach den politiſchen Umſtänden und nach den Vorurtheilen der Juden, bey ſeinem Leben nicht grade zu für den Meßias zu erkennen geben; ferner konnten ſie ſich auch ſchon auf gewiſſe geſchehene Begebenheiten Jeſu (als auf ſeinen Tod, Auferſtehung u. ſ. w. berufen, welche die wahre Beſchaffenheit des

meßia-



endliche Antwort Jesu an den Menschen enthalten, der ihn V. 13. zwischen sich und seinen Bruder zum Schiedsrichter verlangt hatte?

Uebrigens hat uns zwar der naive Ton und Ausdruck, den der Verf. oft getroffen hat, ungemein gefallen; hingegen aber die Betrachtungen, wodurch er die Erzählung zu verbinden oder die Gelegenheit zu den vorgefallenen Begebenheiten und Reden aufzufinden sucht, an manchen Orten zu weitschweifig, ja auch wohl unnöthig geschienen. Ob der sel. Verf. nicht die letzte Hand daran legen können, oder ob sie Zeichen einer fremden Hand sind, können wir nicht entscheiden. Das Werk selbst bleibt dem ohngeachtet so lehrreich und führt den Leser so gut mitten in die Verfassung der evangelischen Geschichte; daß man die Fortsetzung desselben, welches jetzt mit der Auferweckung Lazari endiget, angelegentlich wünschen muß.

Sp.

Unbedeutendere Anmerkungen über Herrn Büschings Urtheile von den symbol. Büchern der lutherischen Kirche hätten wohl in der Welt nicht gemacht werden können. Dem V. ist alles und jedes daran bedenklich. Bedenklich, daß Hr. B. §. 2. seiner Anmerk. am Rande hat hindrucken lassen: Veranlassung zur Sammlung der evangelischen Kirche, weil ja Lutherus nicht eher aus der päbstlichen Kirche gewichen wäre, noch viel weniger eine besondere Kirche gesammelt hätte, bis er von dem Pabste Leo aus derselben wäre verbannt worden — bedenklich, daß der erste Grundsatz der lutherischen Kirche dieser seyn soll: Die h. Schrift ist der Erkenntniß- und Entscheidungsgrund der Lehrsätze der christlichen Religion. „Er ist es nicht, sagt Hr. J. S. 11. in Ansehung der Zeit, „denn obgleich Lutherus auf die heil. Schr. und deren Forschung gedrungen hat, so hat er doch nicht ohne Ursache unter seinen Sätzen denjenigen zum ersten gemacht, der von „der täglichen Buße der Gläubigen handelt. Jener Grundsatz ist auch nicht der erste zu nennen, weil er der wichtigste „ist. Denn die Lehre von Christo ist allemal wichtiger, als „die Lehre von der heiligen Schrift, so von Christo zeuget. „1 Cor. 3, 11. Will Hr. B. aber denjenigen Satz durch den„ersten Grundsatz verstehen, von welchem ein Lutheraner in „Erkenntniß der Wahrheiten seiner Religion den Anfang machen soll, so ist er dieser: Alle Schrift ist von Gott eingegeben. 2 Tim. 3, 16. Dieser Satz muß erst wohl erwiesen seyn, „ehe man die heilige Schrift den einzigen Erkenntniß- und „Entscheidungsgrund der Lehrsätze der christlichen Religion „nennen kann.„ (Aber wollte denn Hr. B. eine Dogmatick schreiben? durfte er dergleichen nicht als erwiesen voraussetzen?) „Vielleicht nennet Hr. B. denjenigen Satz, durch welchen „wir uns hauptsächlich von den Römischkatholischen und Reformirten unterscheiden, den ersten Grundsatz,„ (auch von den Reformirten? Wer dabey keine Miene verzieht, der muß sehr ernsthaft seyn. Oder weis der Hr. Probst im Ernst nicht, daß die Reformirten jenen ächten Grundsatz des Protestantismus mit uns gemein haben?) „In diesem Verstande „will ich ihm keinesweges widersprechen.„ Dann hätte also die ganze Anmerkung wegbleiben können.

Ferner ist dem V. bedenklich, daß die symbolischen Bücher keine Lehrvorschriften seyn sollen — bedenklich, daß daran manches zu verbessern wäre — Hr. B. schreibt ausdrücklich: die symb. Bücher zeigten, was die Verfasser derselben für wahre Lehrsätze des Evangelii, folglich der evangelischen

Kir-

Kirche, gehalten hätten; die Kirche aber hätte damit nichts ihrem Rechte und ihrer Pflicht entsagt, den göttlich gewissen Lehrsätzen weiter nachzudenken; d. h. wie aus dem Zusammenhange leicht erhellet, zu untersuchen, ob jene auch göttlich gewisse Lehrsätze sind? oder ob die Lehrsätze der symbolischen Bücher mit den göttlich gewissen Lehren der heiligen Schrift auch übereinstimmen? Hr. Hofmann aber meynt, Hr. B. habe damit alle und jede Lehrsätze der symb. Bücher selbst für göttlich gewisse Lehrsätze erklärt, folglich könnten sie ja nicht verändert und verbessert werden — bedenklich, daß Hr. B. sagt: die Augsb. Confession hätte billig die einzige Bekenntnißformel bleiben sollen, und sie sey keine Lehrvorschrift, wodurch die Verf. sich und allen ihren Nachkommen in der Untersuchung der Erkenntniß und des Bekenntnisses der christlichen Lehre hätten gewisse Schranken setzen wollen, welches sie auch nicht hätten thun können. „Was sie denn seyn sollte, „frägt Hr. H. S. 25., wenn sie keine Lehrvorschrift wäre? „da doch Herren, Land und Leute erklärt hätten, daß sie sich „nach derselben richten wollten; da die evangelischen Stände „auf dem Naumburger Convent 1561. die unveränderte „A. C. als eine Lehrform angenommen, und sich gegen den „Kaiser erklärt hätten, daß sie dabey einhelliglich bleiben wollten„ (Lieber Hr. Probst! es ist nicht davon die Frage, was damals geschehen, was damals von denen, die die A. C. verfasset und angenommen haben, als wahr und schriftmäßig in der christlichen Lehre ist erkannt worden? Darüber sind wir einig; sondern die Frage ist: ob wir itztlebenden Gottesgelehrten und Christen mit allen unsern Nachkommen, nachdem sich die zur Theologie gehörigen Kenntnisse und Hülfswissenschaften nach mehr als 200 Jahren um ein groß Theil erweitert haben, und wir nunmehr, alles wohl erwogen, finden, daß dieses und jenes in der A. C. nicht göttliche Wahrheit, nicht die Lehre der heiligen Schrift sey, wenn jene es gleich nach ihrer Einsicht dafür hielten; ob wir demohnerachtet immer und ewig gehalten seyn sollen, solches als göttliche Wahrheit zu glauben, zu bekennen und zu lehren, weil unsere Vorfahren dasselbe als der h. Schrift gemäße Wahrheit geglaubt, bekannt und gelehrt haben?)

Noch mehr, der B. findet bedenklich, daß wir itzo mehr im Stande der gründlichen Untersuchung theologischer Wahrheiten seyn sollten, weil es itzo nicht soviel streitens und vertheydigens bedürfte, als bey der ersten Kirchenverbesserung nöthig war. „Die römische Kirche, sagt er S. 28. unterläß

„ſet ja nicht die Grundſchulen der evangeliſchen Kirche zu unter„graben. Es treten auch täglich Männer auf, die verkehrte „Lehre reden. Man müßte die Schriften der Jüden, Re„formirten, Socinianer, Arminianer, Herrnhuter, Metho„diſten und der falſchen Brüder nicht kennen, wenn man be„haupten wolte, daß wir nicht nöthig hätten uns zu vertheye„digen. Eines muß man thun, nemlich die theologiſchen „Wahrheiten gründlich unterſuchen, und dabey das andere „nicht unterlaſſen, das iſt, die göttlich gewiſſen Lehrſätze ver„theydigen.„ Aber wie, wenn ſichs nun bey der gründlichen Unterſuchung findet, daß dies und das nicht Wahrheit, nicht ein göttlich gewiſſer Lehrſatz ſey, was die A. C. und Hr. Probſt Hofmann dafür annehmen, was iſt alsdenn zu thun? Wie läßt ſichs dann vertheydigen? Oder muß es ſich allemal bey noch ſo ſcharfer und tauſendmal wiederholter Unterſuchung als Wahrheit beſtätigen? Das iſt was anders. Alsdenn braucht es keiner Unterſuchung mehr. Man kann ſich auf die untriegslichen Augen der Verf. unſerer ſymbol. Bücher verlaſſen, und der iſt ein Feind der Wahrheit, ein Irrgeiſt und ein Lügner, der da ſagt, die guten Männer hätten hie und da falſch geſehen.

Abermals iſt dem V. bedenklich, daß Hr. B. die Trennung der Lutheraner von den Zwinglianern misbilliget und Melanchthons gemachte Aenderungen in der A. C. entſchuldiget. „Wenn Melanchthon, heißt es S. 36. in wichtigen Lehr„ſätzen des Glaubens ſeine Schriften beſtändig änderte, ſo „vergaß er der Ermahnung des Apoſtels: Laßt uns halten an „dem Bekenntniß (Ebr. 4, 14.) und ließ ſich dagegen wägen „und wiegen von allerley Wind der Lehre durch Schalkheit „der Menſchen und Täuſcherey (Eph. 4, 14.)„ Da haben wirs. Sey zufrieden, ſeliger Melanchthon! Du lieber, guter, gelehrter, ſanftmüthiger Mann, ſey zufrieden, daß dir ein Churſächſiſcher Probſt in deinem Grabe kein härter Urtheil ſpricht. Du haſt es ihm nicht recht gemacht, das iſt wohl wahr. Aber er würde dich frey ſprechen, wenn er dich nicht in eines Apoſtels Namen verurtheilen müßte.

Die Bedenklichkeiten des V. über Hrn. B. gehen noch viel weiter. Ihm iſt bedenklich, was dieſer zu dem Artickel von der Dreyeinigkeit, von der Erbſünde, und der natürlichen Anlage des Menſchen zum Guten, über den Pelagius, über die Höllenfarth und den Gehorſam Chriſti, von der Kirche, der Taufe und dem Abendmahl, über den Misbrauch der Beichte, über die Wörter Buße und Sacrament, über das Recht der Höl-

Höllenstrafen angemerkt hat; bedenklich, daß er einigen Heyden Tugend zuschreibt und sie sogar selig werden läßt — denn schließt er, wenn sie auch alles gethan hätten, so wären sie doch unnütze Knechte, und Röm. 2. würde ja νόμον ποιεῖν v. 13. von τὰ τοῦ νόμε ποιεῖν v. 14. offenbar unterschieden. Unter dem letztern wären nur einige Werke des Gesetzes zu verstehen. Wenn sie nun bey allen nicht einmal selig würden, so würden sie es noch weniger nur bey einigen seyn — bedenklich, daß Hr. B. dem Synergismus zugethan ist u. s. w. In Summa, ein und vierzig Punkte sind ihm an Hrn. B. bedenklich. Er ist zwar mit sich selbst uneinig, ob er ihn unter andern der pelagianischen Irthümer beschuldigen soll, oder nicht; er kann nicht vermuthen, daß ein evangelisch-lutherischer Theologe sich unterfangen sollte, zu sagen, die Verf. der A. C. hätten einige Irthümer vorgetragen, welches gleichwohl, wie er gründlich bemerkt, folgen müßte, wenn sie den Verstand der H. Schrift nicht allemal recht getroffen hätten (S. 27.) Indessen ist ihm doch die Sprache eines Mannes bedenklich, der seine Aemter, die er unter der Bedingung der unveränderlichen A. C. gemäß zu lehren, und folglich sie als eine Lehrvorschrift anzunehmen, erhalten hat, annoch bekleidet. (Woher mag Hr. H. wohl haben, daß die brandenburgische Oberconsistorialräthe unter dieser Bedingung angenommen würden?) (S. 32.) „Seine Absicht bey Herausgabe dieser „geringen Anzeige bedenklicher Stellen, ist nicht, eine Streitschrift wider Herrn B. aufzusetzen, welche wegen der Menge „seiner von der unveränderlichen (soll wohl unveränderten „heißen) A. C. abgehenden Sätze auf wenigen Blättern unmöglich wäre, sondern nur die Leser neuer Schriften zu „warnen, daß sie nicht ungewohnter Lehre folgen (denn ungewohnte Lehre ist wohl nothwendig falsche Lehre) sondern in „der Schrift forschen, nach Johannis Ermahnung die Geister „prüfen, und in dieser letzten Stunde der Welt das Vertrauen zu der allmächtigen Gnade Gottes nicht wegwerfen, „sondern vielmehr zuversichtlich glauben sollen:

„Gottes Wort, Lutheri Lehr
„Vergehe nun und nimmermehr.„

In einer Nacherinnerung recensirt Hr. H. des Hrn. Past. Götzes Erinnerungen gegen Hrn. B., preiset sie, wie leicht zu erachten, mit großen Lobeserhebungen an, und hoffet, „daß „der Geist der Gnaden, welcher Hrn. B. in die Versuchung „hat kommen lassen, den schwachen in der Gemeine öffentlich

„Aergerniß zu geben, werde ihn, wenn er unter Anrufung „seines heiligen Namens seinen Leitungen folget, mächtig her„ausreiſſen.„

A.

Vollſtändige Sammlung erbaulicher Canzel-Reden der berühmteſten Gottesgelehrten unſerer Zeit, über die ordentlichen Sonn- Feſt- Apoſtel- und Feyertagsepiſteln des ganzen Jahrs. Herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von Sr. hochwürdigen Magnificenz, Herrn Johann Rudolph Kiesling, der heil. Gottesgelahrheit Doktor ꝛc. Drey Theile in 4. Erlangen, 1771. gedruckt und verlegt von des ſel. Johann Dietrich Michael Kammerers Wittib. Erſter Theil, welcher die Predigten vom erſten Sonntage des Advents bis zum Sonnt. Exaudi enthält, 543 Seiten. Zweyter Theil, welcher die Predigten vom erſten heil. Pfingſtfeſte bis zum 27. Sonnt. nach Trinit. enthält, 452 Seiten. Dritter und letzter Theil, welcher die Apoſtel- Marien- und andere Feyertags- auch Buß- und Paßionspredigten enthält, 276 Seiten.

Der Verleger iſt in- und auſſerhalb Erlangen erſucht worden, dem gemeinen Weſen und den Liebhabern des göttlichen Worts mit einem ſolchen Jahrgange von Predigten über epiſtoliſche Texte zu dienen. Was konnte er beſſeres thun, als er gab einem der erſten unter den berühmteſten Gottesgelehrten unſerer Zeit, Hrn. Dr. Kiesling den Auftrag, für eine neue Poſtille in dieſer Art zu ſorgen. Hr. K. konnte ohne große Mühe ſo ein Werk zuſammentragen. Da ſteht ja in Mosheims, Jeruſalems, Cramers, Rautenbergs, Schmids u. ſ. w. Predigten eine über die und die Epiſtel, die kann in eine ſolche Sammlung gebraucht werden, alſo ſchreibt man ſie ab. Des Hrn. Dr. Kieslings hochwürdige Magnificenz, als Sammler und Vorredner, hatte ſelbſt einige vorräthig, die werden dazu gethan. Zur Ausfüllung des übrigen leeren Raums erbittet man ſich von guten Freunden und Bekannten, wo möglich von graduirten Perſonen, in Jena, Augsburg, Hamburg, Leipzig, und wo es nur berühmte Leute giebt, ſo viel

viel ungedruckte Predigten, als man zu einem Jahrgange braucht; läßt sie alsdenn nach der Ordnung der Sonntäge zusammendrucken, setzt so einen recht stattlichen Titel darauf, wie: Erbauliche Kanzelreden der berühmtesten Gottesgelehrten unserer Zeit, und damit ist die treflichste neue Postille fertig. Gelesen muß sie unausbleiblich werden; denn welcher Christenmensch wird nicht lesen wollen, was die berühmtesten Gottesgelehrten unserer Zeit, Hr. Magister Schade, Burray, Kühnöl, Sagen, Franz, Graf, Müller, Rüter, Metzel, Köselitz und andere dergleichen Männer zur Erbauung des gemeinen Wesens geprediget haben. Sollte etwa irgendwo ein Gelehrter seyn, der die Namen dieser Herren in seinem Leben auch nicht einmal nennen gehört hätte, der mag sich seiner wenigen Bekanntschaft mit den berühmtesten Gottesgelehrten unserer Zeit schämen und die Männer aus ihren Vorträgen schätzen lernen. Niemand hat uns mehr gefallen, als der berühmte Hr. weiland Mag. Johann Augustin Köselitz, in seiner Michaelispredigt über die Frage: Was soll der Teufel in der Welt? Er zeiget I. Wie und warum die Irrgläubigen das wirkliche Daseyn des Fürsten der Finsterniß vornemlich bestreiten und dann wird 2. die Möglichkeit, Wirklichkeit und der Endzweck desselben bestimmt. „Ein jeder „unpartheyischer und vernünftiger, welcher ächt zu denken „gewohnt ist,„ heißt es unter andern, „ersiehet — sogleich „mit völliger Ueberzeugung, daß ein solcher böser, verführerischer und unreiner Geist noch bis diesen Tag auf der Welt „vorhanden sey, der sich zwar bis hieher immer in einerley „Zustand der Verdammniß befindet, aber doch nicht an einen „Ort verbannet ist; sondern mit seinen Ketten, die ihn gefeßelt halten, und welche über und um das ganze Rund „dieser Erde reichen, noch allenthalben auf derselben herumwandern, und feindselige, ja höchst gefährliche Angriffe versuchen, nur aber nicht mehr durchgehends so glücklich und „siegreich, wie ehedem vollführen kann. Allein freche Gemüther, die einen besondern Vorzug darinn suchen, daß sie „frey oder vielmehr irrig denken, und sich für starke Geister „halten — ziehen das Daseyn des verdammtesten unter den „Geistern noch immer in Zweifel — und wollen recht mit „Fleiß nicht begreifen, zu was Ende er auf der Welt wallen „solle — ja brechen gar in die verwegene Frage aus: Was „soll der Teufel in der Welt?„ Eine Stelle, die allein schon das Geld werth ist, das die ganze Sammlung kosten mag.

Ab.

Io. Aug. Noesselti Opuscularum ad interpretationem Sacr. Scripturarum Fasciculus. Halae, Hendel, 1771. 8. 316 Seiten.

Ist eine Sammlung von Programmen, exegetischen Inhalts, die der Verf. von Zeit zu Zeit hatte drucken lassen. Sie betreffen folgende Schriftstellen: Matth. 18, 6. ff. Luc. 1, 69. Joh. 7, 37–39. Röm. 3, 21–28. Röm. 8, 19. ff. Röm. 9. ganz. 1 Cor. 12, 13. 2 Cor. 4, 10. ff. Ephes. 4, 15. den Brief an die Hebräer ganz, und Hebr. 9, 14; zusammen eilf. In der ersten Abhandlung, über Matth. 18, behauptet er: der Evangelist habe hier zwey verschiedne, zu verschiedner Zeit gehaltene, Reden Christi mit einander verbunden; so daß er die Veranlassung der erstern erzählt: der zweyten ihre aber verschweigt oder übergeht. Nemlich die Worte v. 1. bis 4. seyen von wirklichen Kindern; v. 5. aber und folgende, von Jüngern Christi, oder Gläubigen überhaupt, zu verstehen. Aus der Parallelstelle Marc. 9. sey aber ersichtlich, was die Veranlassung gegeben habe, nemlich der Einwurf Johannis (Marc. 9, 38.) als auf welchen dieses die Antwort sey.

Bey Joh. 7, 37. versteht er unter πνευμα nicht die Wundergaben; sondern die rechte seligmachende und lebendige Erkenntniß der göttlichen Wahrheiten. „Wer Christum im rechten Glauben annimmt, wird nicht nur selbst eine reiche Kenntniß der göttlichen Lehren haben; sondern auch viele andre reichlich darinn unterrichten„ und hat vorzüglich Jes. 58, 11. 12. dabey in Gedanken.

Die sich ängstende Creatur, κτισις (Röm. 8, 19. ff.) sind, seiner Meynung nach, die Heiden, und zumal die christlichen Proselyten aus denselben, die des Geistes Erstlinge haben οἱ την ἀπαρχην τȣ πνευματος ἐχοντες, nimmt er für die aus dem Judenthum Bekehrten. Dies sucht er aus dem Sprachgebrauch sowol, als aus dem Zusammenhang des ganzen Briefes zu bestätigen. Eine nicht ganz unbekannte; aber, wie uns dünkt, vorzüglich wohl ausgearbeitete Auslegung. Unter dem Taufen und dem Tränken 1 Cor. 12, 13. versteht er nicht, wie sonst gewöhnlich, die beyden Sacramente des N. T., sondern die Wundergaben der ersten christlichen Kirche: und unter dem ewigen Geiste πνευμα αἰωνιον (Hebr. 9, 14.) das ewige und vollkommne Opfer Christi „Christus hat sich selbst Gotte zu einem höchstvollkommnen

„und

„und ewigen Opfer (d. i. einem Opfer, welches Früchte zur „ewigen Seligkeit bringet) dargebracht.„ Die ausführlichste Abhandlung ist die über den ganzen Brief an die Hebräer, sie ist eigentlich kritisch, und beschäftiget sich mit Beantwortung der Fragen wenn? und an wem? dieser Brief geschrieben sey. Der V. bringet nach verschiednen Gründen, die er besonders aus der Apostelgesch. hernimmt, ungefehr folgendes Resultat heraus: Der Brief ist geschrieben zu Corinth, gleich nachdem Aquila und die übrigen Exulanten; (Ap. Gesch. 18.) eher als Timotheus; und gleich nachher, als Paulus, dahin gekommen: die Hebräer aber, an die der Br. gerichtet ist, sind die aus dem Judenthum bekehrten Christen in Macedonien überhaupt; besonders aber die Thessalonicher. Eine Folge hieraus ist; daß also der Brief, nach der Zeitfolge der allererste unter allen Briefen Pauli seyn müsse.

Die übrigen Abhandlungen müssen wir der Kürze halben übergehen. Wenn gleich gegen einzelne Behauptungen und Auslegungen sich noch wohl erhebliche Einwendungen vorbringen liessen; so wird doch, im Ganzen betrachtet, der Verf. durch seine allenthalben hervorleuchtende Wahrheitliebe, Bescheidenheit in den Widerlegungen seiner Gegner, und durch seinen schönen lateinischen Styl, allemal auf den vollkommnen Beyfall des besten Theils seiner Leser sichre Rechnung machen könne.

Mn.

Herrn Thomas Stackhouse Betrachtungen über die neun und dreyßig Lehrartickel der engländischen Kirche. Vierter und letzter Theil. Mit einem kurzen Vorbericht herausgegeben von D. Friedrich Eberhard Rambach. Rostock und Leipzig, verlegts Johann Christian Koppe, 1771. 2 Alphab. 12 Bogen in 8.

Das beste in diesem Theil, ist die im 1 Abschnitt enthaltene Erzählung, was wegen der neun und dreyßig Lehrartickel in der engländischen Kirche vorgefallen. Sie ist sehr lehrreich, ob sie wohl keine ausführliche und zusammenhängende Geschichte enthält: sie bestätiget es aber, daß alle kirchliche Streitigkeiten von kleinen Ursachen entstehen, durch Haß, Stolz und Herrschsucht unterhalten und vermehret werden; daß sie Spitzfündigkeiten zu wichtigen Lehrsätzen machen, und

endlich in Verfolgung und Zwiespalt ausarten, welche Unwissenheit und Wut bey dem Pöbel, und Freygeisterey bey den Verständigern veranlassen. Zwischen der bischöflichen Kirche und den Puritanern in England würde nie eine bis auf den heutigen Tag fortdaurende Trennung entstanden seyn, welche bürgerliche Kriege, Königsmord, bittere Feindschaft, grausame Verfolgungen, Gewissenszwang, und die so ausgebreitete Verachtung der Priesterschaft und der Religion nach sich gezogen hat; wenn einige ehrgeitzige und unbedachtsame Bischöffe nicht andere ehrliche Priester durch Gewalt und Absetzung hätten zwingen wollen, im päbstischen Chorrock das Wort Gottes zu predigen, worüber sich diese guten Leute ein Gewissen machten. Ganz eigentlich war also Peters besetztes Kleid, wie Swift erzählt, an allem Unheil Schuld. Hierzu kamen noch einige Gebräuche, Ceremonien und Gebetsformeln, an welchen die strengen Eiferer keinen Punkt verrückt wissen wollten; wovon aber jene einigen vernünftigen Leuten zu papistisch vorkamen; und diese theils anstößige Stellen hatten, theils als Formeln einen fortdaurenden Zwang auflegten, immer nur dieselbe Leyer herzusagen, ohne auf den Zustand und die Erbauung der Gemeine zu sehen. Hieraus entstanden politische Unruhen; es mischten sich Streitigkeiten über die Gnadenwahl und andere spitzfündige Fragen mit ein, und Heftigkeit, Eigennutz und Leidenschaften allerley Art machten dabey ihre eigene Sache zur Sache Gottes. Darf man sich wundern, daß Layen, die ruhige Zuschauer waren, eine Religion verachten lernten, welche von ihren Dienern, so entstellt ihres Wichtigkeit, so beraubt, und zu Behauptung läppischer Dinge und unnützer Grübeleyen, zugleich aber auch zu Ausführung gottloser und niederträchtiger Absichten gemißbraucht wurde?

In der 2. Abtheilung folgt die Erklärung der 39 Lehrartickel selbst nach Stackhousens Methode, die unter uns genung bekannt ist, nach welcher aller sein Vorrath, er mag gut oder schlecht seyn, ausgeschüttet wird, worüber er ins weitläuftige fällt, und viel unbestimmtes, historisch falsches und unwichtiges mit unterläuft. Die Lehrartickel selbst konnten uns in Deutschland willkommen seyn; aber was soll uns die Erklärung und der Erweiß derselben? Ueber verschiedene Punkte denken wir ja doch anders; und über die Hauptpunkte der protestantischen Lehren haben wir eben so gute, und noch bessere Erläuterungen. Sollen wir etwa nun dies symbolische Buch studieren, nachdem sich die Engländer selbst wider dessen unpra-

protestantische Autorität erklären? Die Erklärung der dissenters Abtheil. 3. was sie gegen den Gottesdienst der engl. Kirche einzuwenden haben, und worinn ihre Abweichung von ihr bestehe, hat einen historischen Werth für uns; das polemische derselben kann uns aber wohl wenig interessiren. Hierauf folgt noch: die 39 Artickel selbst, nebst einer weitschweifigen und ziemlich homiletisch verfaßten Apologie derselben, beydes in lateinischer Sprache; und damit das Buch seine völlige Dicke erhalte, eine Gratulatio Germaniae ad Angliam de restituta Evangelii luce, welche H. Rambach selbst in der Vorr. für nichts besonders erkennt.

Em.

M. Georg Johann Lud. Vogels, Beysitzers der Ph. Fak. zu Halle, Umschreibung des Propheten Jesaias. Halle bey Hendel, 1771. 8. 16 Bog.

Der Verf. hat diese Schrift zu einem Hülfsmittel bey seinen Vorlesungen geschrieben, und in dieser Absicht kann sie nützlich seyn. Vor jedem Kap. stehet eine Einleitung in die Sachen, welche im Kap. vorkommen. Diese ist gut. Darauf folget die Umschreibung, es ist aber so wenig eine Umschreibung als eine Uebersetzung. Er trägt nur den Hauptsinn des Propheten nach seiner Einsicht vor. Z. B. Jes. 7, 13. „Du und die deinigen sind damit nicht zufrieden, mich und „die übrigen Unterthanen zu plagen. Nein, sogar bezeigt „ihr euch so gegen Gott. Er will euch daher, um sich Ruhe „zu verschaffen, selbst ein Zeichen fest setzen. Es ist dieses: „Ehe der Untergang dieses Königreichs erfolgt, muß in demselben der Meßias gebohren werden. Zur Zeit seiner Ankunft, und so lange bis er sich der Welt wird gezeigt haben, „soll das Land in seiner Blüte und jetzigen Einrichtung bleiben.„ Man siehet von selbst, daß dies für seine Zuhörer nur geschrieben ist.

Das vernunft- und schriftmäßig aufgeklärte Glaubensbekenntniß eines Christen zum Hausunterricht für Alte und Junge. Berlin, bey Decker und Winter, 1771. 8. 14 Bogen.

Weil diese Schrift nicht in Fragen und Antworten verfaßet ist, auch die Sprüche nur angezeiget sind, so ist sie weitläuftiger als die vorige. Sonderlich hält er sich beym

Abend-

Abendmahl sehr auf. Seine Gedanken davon sind richtig, aber darinn gehet er zu weit, daß er die Formel will geändert haben: Nehmet hin und esset im Glauben den gesegneten Leib. u. s. w. Warum nicht die Worte Christi, wie sie da stehen, das ist der Leib Christi, ohne allen Beysatz. Vielen Vorstellungen des V. fehlet es noch an der biblischen Wahrheit. Z. B. die drey göttlichen Personen haben, eine vollkommene Gleichheit. Ferner, wenn die Lehre von den Engeln nicht offenbaret worden, so würde der Ursprung des Bösen unbegreiflich seyn u. d. gl. Indessen ist dieses Buch noch wohl zu gebrauchen.

Die Pflicht des Gesindes. Berlin, bey Himburg, 1771. 8. 14 Bogen.

Ein guter und nöthiger Unterricht. Aber wie wird er nützlich werden? da Dienstboten sich dergleichen Bücher selten kaufen. Die Herrschaften müßten es thun, und ihren Leuten diese kleine Schrift zu lesen geben.

Materialien zur Evang. Religions-Geschichte des Fürstenthums Troppau, von Gottlieb Fuchs, Pf. zu Hünern. Der Oberschlesischen Religions-Geschichte 2tes Stück. Breßlau, bey Korn, 1771. gr. 8. 5 Bogen.

Eine nützliche Sammlung, zu welcher der V. die Geschicklichkeit besitzet.

Fußstapfen des Glaubens Abrahams in den Lebensbeschreibungen der Patriarchen und Propheten von M. Magnus Friedrich Roos, Superint. zu Lustnau. Tübingen, bey Fues, 1771. 1. 2. und 3tes Stück, 8. 1 Alph. 9 Bogen.

Im ersten Stück findet man das Leben Abrahams, Isaacs und Jacobs, im 2ten des Moses, im 3ten des Josua und der Richter. Der Zweck des Verf. ist blos moralische Anmerkungen zu machen. Historische Erläuterungen muß man also hier nicht suchen.

Ver-

Vernünftige Gespräche eines guten Bürgers in der menschlichen Gesellschaft über wichtige Wahrheiten von Gott, und sich selbst, von M. Johann Karl Götzinger, Pf. zu Sebnitz. Dreßden und Leipz. bey Gerlach, 1771. 8. 11 Bogen.

Ein Prediger hat nicht nur mit einfältigen Christen zu thun, sondern auch mit Unglaubigen. Er findet sie in Gesellschaften, sie legen ihm wohl Fragen vor. Es ist also nicht nur nützlich, sondern nöthig, daß ihm ihre Scheingründe bekannt sind, damit er weislich darauf antworten könne. Gewinnet er sie nicht, so stopft er ihnen doch den Mund, und verhindert, daß sie durch schlechte Antworten nicht in ihrem Hochmuthe bestärket werden. Der Verf. ist also zu loben, daß er es, so weit seine Kräfte reichen, auf die Widerlegung der Ungläubigen anlegt. Diesesmal hat er es mit den Materialisten zu thun; er verspricht aber mehr Stücke heraus zu geben. Wir wünschen ihm noch etwas mehr Richtigkeit im Deutschen, weniger lobender Beywörter für Gelehrte von seiner Parthie, weniger Verächtlichkeit gegen die Feinde. Es kommt alles auf die Gründlichkeit an.

Erbauliche Betrachtungen über den Brief Pauli an die Ebräer, in Predigten von David Gottfr. Gerhard, Diakonen zu Elisabeth in Breßlau. Erster Theil. Breßlau, bey Meier, 1771. gr. 8. 1 Alph.

Der V. erklärt die Ep. an die Ebr. in Wochenpredigten, und seine Zuhörer haben ihn gebeten sie drucken zu lassen. In diesem Theil sind 23 Pr. von Kap. I. bis IV. v. 15, 16. Es werden also noch etliche Theile folgen. Hr. G. bleibt bey der alten gewöhnlichen Erklärung, und sucht solche auf gewöhnliche Art, seiner Meynung nach, erbaulich anzuwenden. Er macht zu allen Predigten einen doppelten Eingang, und hat in allen, außer einem allgemeinen Thema, noch ein besonders neben bey, welches wir überaus seltsam finden. Es möchten auch wohl nicht alle dem V. beystimmen, wenn er den Br. an die Ebräer über alle andre erhebt. Für einen Juden möchte es gelten. Der Apostel schreibt für Juden, führt eine jüdische Sprache, macht jüdische Allegationen und Accommodationen. Aber dieses giebt dem Briefe keinen Vorzug bey heutigen Christen. Man muß die Zuhörer ganz ins Judenthum

thum versetzen, ehe man ihnen diesen Brief erklären kann. Viel deutlicher, und also auch erbaulicher sind die andern Briefe des Paulus und insonderheit die Briefe des Johannes.

D. Daniel Heinr. Arnolds, Prof. und Konsistorial-Raths, Kirchenrecht des Königreichs Preußen. Königsb. und Leipzig, bey Zeising und Hartung, 1771. 4. 16 Bogen.

Damit die Prediger die gehörige Nachricht zu ihrer Amtsführung haben möchten, so hat der V. in Vorlesungen die Verordnungen gezeigt und aus der Kirchengeschichte erläutert. Das Wesentliche von den Vorlesungen ist hier gedruckt. Die Verordnungen selbst sind nicht beygefügt, doch ist der V. darzu erbötig, wenn es verlanget wird. Man findet darunter recht gute Einrichtungen in Kirchensachen.

Richard Pearsals, Predigers zu Tannton Gespräche zwischen einem Vater und seinen Kindern aus der Naturlehre. Nebst einigen moralischen Abhandlungen von J. Watts. Aus dem Englischen. Flensburg, bey Korte, 1771. 8. 1 Alph.

Es wird von einigen wenigen physikalischen Sachen Gelegenheit zu moralischen Betrachtungen genommen. Es sind wirklich viele recht schöne und rührende Stellen darinnen: zuweilen aber ist die Schreibart zu Blumenreich, die Uebersetzung ist fliessend. Ein Buch, welches der Jugend zur Lektür nützlich in die Hände gegeben werden kann.

Auslegung der Weissagungen Daniels, die in die Zeit des N. T. hineinreichen, nebst ihrer Vergleichung mit der Offenb. Johannis nach der Bengelschen Erklärung derselben, von M. Magnus. Fried. Roos, Superint. zu Lustnau. Leipzig, bey Saalbach, 1771. gr. 8. 22 Bogen.

Der Verfasser theilt die Weltzeiten in 4 Theile. Der erste faßt unter der Regierung der Hausväter 2445 Jahre in sich, der andere unter der alttestamentlichen Theokratie 990 Jahr, der dritte, worinn wir leben, heißt ihm die Zeit des Dienst-

Dienstbarkeit des heiligen Volks und währet 2441 Jahr, und der 4te, der im Jahr 1836 angehen soll, und worinn Christus regieren wird, währet 2000 Jahr, und ist die neutestamentliche Theokratie. Vieles aus dem Daniel und den andern Propheten setzt er in das Ende des 3ten und Anfang des 4ten Theils, und folget den Hypothesen des sel. Bengels. Er ist seiner Meynung sehr gewiß, doch hat er wohl gehandelt, daß er das Ende des 3ten Theils, so nahe er ihn auch angiebt, doch so weit noch hinaus gesetzt, daß er denselben nicht erleben wird.

Hr. Joh. Ludw. Vogels, Beysitzers der phil. Fak. in Halle, Umschreibung der prophetischen Bücher A. T. Zweyter Theil. Halle, bey Hendel, gr. 8. 1 Alph.

Der Verfasser hat zum Gebrauch seiner Zuhörer den Jesaias herausgegeben. Nun fährt er fort. Der Jeremias wird der 2te Theil, Ezechiel und Daniel sollen der 3te Theil, und die kleinen Propheten der 4te Theil werden.

Er setzt vor jedes Kapitel des Propheten eine Einleitung, den Sinn des Kapitels zu zeigen. Die Paraphrase ist kurz, deutlich, und dem Sinn des Propheten mehrentheils angemessen. Der bescheidene Verfasser verlangt nicht, daß seine Arbeit vollkommen heißen soll. Durch dergleichen Arbeiten wird die Schrift immer mehr ins Licht gesetzt, und das ist Vortheils genug.

Vernünftige Gespräche eines guten Bürgers mit einigen Freunden auf einem Gartenhause von M. Joh. Karl Götzinger, Pfarrern zu Sebnitz und der Societät christl. Liebe und Wissensch. zu Dreßden Mitgliede, 2tes Stück. Dresden und Leipzig, 1771. 8. 2½ Bogen.

Das erste Stück war schlecht, man hofte die Arbeit würde sich bessern: aber die Hofnung schlägt fehl. Die wichtige Sache der göttl. Vorsehung ist in diesem Stück gegen die Deisten schlecht vorgetragen.

Der V. hat viel gute Schriften gelesen, und wirft auf allen Seiten mit dem Nahmen großer Männer um sich: aber er denkt selbst nicht ordentlich. Es ist alles durch einander geworf-

worfen. Auch der Styl ist weitschweifig und schwankend, und selbst wider die deutsche Grammatick wird oft gefehlet. Vor anstatt für, mich anstatt mir, die anstatt der. Der Verf. sucht seine Gegner zu überschreyen, und scheinet harte Verweise, beissende Vorwürfe und bündige Beweise für einerley zu halten. Dieser Umstand kann vielleicht sein Buch für eine gewisse Art Leser nützlich machen, die aus dem Siegsgeschrey beurtheilen, auf welcher Seite der Sieg ist. Er bildet sich auch seine Deistischen Gegner so gutwillig und demüthig, daß sie grobe Vorwürfe mit kriechender Schmeicheley zuweilen beantworten. Und die Zueignungsschrift? Sollten die würdige Männer, an die sie gerichtet ist, die niederträchtige Schmeicheley wohl ohne Eckel und Verachtung gelesen haben?

Theophanis Procopowicz, Archiep. Novogr. Tractatus de Processione Sp. S. Gothae, 1772. gr. 8. 2 Alph. 4 Bogen.

Diese Schrift ist jetzt aus einem Manuscript zum erstenmal gedruckt. Der gelehrte Herausgeber hat nicht nur Noten hinzugesetzt, sondern auch ein Verzeichniß aller Schriftsteller durch alle Jahrhunderte, die sowohl für als wider den Ausgang vom Sohn geschrieben, ausgearbeitet. Er hat die vom Procopowikz angefangene Geschichte des Streits ausgeführet, auch die Lebensbeschreibung und das Bild dieses Ertzb. vorgesetzt. Er ist also zum Theil Verfasser mit von dieser Schrift.

Procopowikz ist ohnstreitig einer der gelehrtesten Theologen in der Griech. Kirche. Er hat 3 Jahr in Rom studieret, und die Irthümer der Röm. Kirche so eingesehen, daß er ihr scharfer Gegner geworden ist. Er ward Professor in Kiow, begleitete als Hofprediger den Großen Peter auf dem türkischen Feldzuge, ward 1711. Rektor und Doktor der Theologie zu Kiow, da er verschiedene Theile der Dogmatick seinen Zuhörern in die Feder diktirte. Er würde die ganze Dogmatick so ausgearbeitet haben, wenn nicht der Kaiser bey Abschaffung des Patriarchats und besserer Einrichtung des Kirchenregiments seines weisen Raths sich bedienen wollen, und ihn nach Moskau berufen. Er hat in den Synoden das Präsidium geführet, auch das Reglement entworfen, wornach in den Synoden verfahren wird.

Es gereicht zum besondern Ruhm dieses darauf gewordenen Erzbischofs, daß er allezeit 60 junge Leute in seinem Hause frey

frey unterhalten, und in Sprachen und Wissenschaften unterrichten lassen. Er war also nicht nur selbst ein Gelehrter, sondern auch ein großer Beförderer der Gelehrsamkeit in Rußland.

Was die Abhandlung des streitigen Satzes vom Ausgang des heiligen Geistes betrift: so kann kein Satz umständlicher und gründlicher ausgearbeitet werden, als dieser hier ausgearbeitet worden ist. Aber wozu dient alle diese Arbeit, dieser sorgfältige Fleiß? Ist wohl ein Satz von geringerer Erheblichkeit als dieser? Wir mögen hierinn glauben was wir wollen, so wird die Ordnung des Heils im geringsten nicht geändert, der Trost und die Pflichten des Christen werden nicht erhöhet, noch verringert. Und doch ist die Untersuchung dieses Satzes, wenn nicht um sein selbst willen, doch in anderer Absicht nützlich.

Die Christen glauben nur einen Gott den Vater, von welchem alle Dinge sind, 1 Cor. VIII, 6. sie glauben aber auch einen göttlichen Erlöser, der sein Daseyn von diesem Vater hat. Und da in der heiligen Schrift eines heiligen Geistes als einer Person gedacht wird, 1 Cor. 12, 4: 11, so glauben sie auch einen besondern göttlichen Geist. Da dieser göttliche Geist sein Daseyn von dem Vater sowol als der Erlöser haben muß, und kein besonderer Ausdruck davon in der Bibel sich findet: so hat die christliche Kirche die Worte Christi Joh. 15: der vom Vater ausgehet, in diesem Verstande genommen, daß er sein Daseyn vom Vater habe.

In dem Nicänischen zu Konstantinopel vermehrten Glaubensbekänntniß im 4ten Jahrhundert, wurde in dieser Absicht und in diesem Verstande der Satz fest gesetzet; der heilige Geist gehet vom Vater aus. Die Griechen und Lateiner waren damals noch eine einzige Kirche, und wie in andern also auch hierinn vollkommen einig, bis man nach etlichen Jahrhunderten in Spanien anfieng, den Ausgang des H. G. auch dem Sohn zuzuschreiben und ins Nic. Symbolum die Worte: Filioque einzuschieben.

Diese unglückliche und unnöthige Zänkerey fieng sich zu Ende des 8ten Jahrhunderts an, und zwar nicht zwischen der lateinischen und griechischen Kirche, sondern in der lateinischen Kirche selbst. Karl der Große, hielt darüber eine Synode zu Aaken im Anfang des 9ten Jahrhunderts, und schickte drey Bischöffe an den P. Leo den III, der sich zwar bereden ließ, den neuen Satz selbst anzunehmen, aber denselben nicht ins Symbolum eingeschoben wissen wollte: vielmehr um auf ewig

dem Zusatz vorzubeugen, ließ er das Symbolum einmal griechisch und einmal lateinisch auf zwo große silberne Platten eingraben, und in der Peterskirche zu Rom aufhängen. Johann der VIII, hat hernach diesem Satz widersprochen, bis derselbe unter dem Sergius, dem Schandfleck der Päbste, endlich in der lateinischen Kirche gemein geworden. Es sind dieses res facti, die der Verfasser gründlich erwiesen hat. Der Satz vom Ausgang des H. G. vom Sohn, ist also eine Neuerung, die in den bereits finstern Zeiten der Abendländischen Kirche angefangen worden ist.

Es ist aber vielleicht ein neuentdeckter Schatz, wie die Gesandten des großen Karls sagten. Der Verf. zeigt, wie wenig Grund diese neue Entdeckung habe. Er erkennet keinen andern Grund des Glaubens als die Bibel: weil aber die röm. Kirche so viel auf die alten Lehrer hält, so führet er auch dieselben wider diesen neuen Satz an, und widerleget darauf die aus der heil. Schrift angeführten Scheingründe. Und wir müssen es gestehen, die angeführten Sprüche beweisen nicht, was sie beweisen sollen. Es soll bewiesen werden, daß der H. G. sein Daseyn vom Sohn habe. Es ist wahr, er wird vom Sohn gesandt, aber hat der Gesandte nothwendig sein Daseyn vom Sendendem. Er heist der Geist Christi, eben weil er vom Sohn gesandt wird, wenn der Geist Christi nicht vielmehr den Sinn Christi bedeutet. Der Spruch: Alles, was der Vater hat, ist mein, wenn er uneingeschränkt genommen werden soll, beweiset zu viel. Denn so hätte der Sohn auch paternitatem. Und so sind alle Beweise beschaffen.

Ueberhaupt, wer die Lehre vom H. G. aus der Bibel studiret, wird bald einsehen, wie schwer es sey, das was das System von ihm lehret, zu beweisen. Viele Sprüche fallen weg, die das System wider allen Zusammenhang hieher ziehet. Er wird der Lehre und den guten Trieben, die die Schrift dem heil. Geiste zuschreibt, folgen, und dadurch seinen Taufbund zu erfüllen suchen. Das ist besser, als alle Zänkereyen über Geheimnisse, die keinen andern Zweck als die Zerrüttung der Christen und Anstoß der Schwachen haben können.

Wir müssen noch einige wichtige Anmerkungen machen.

1) Daß ein der ersten christl. Kirche sowol, als der Bibel unbekannter Satz ins System und gar in die symbolischen Bücher kommen könne.

2) Daß ein solcher neuer ungegründeter Satz ein Glaubensartickel werden könne.

3) Daß

3) Daß Trennungen der Kirche und die grausamste Verfolgungen darüber entstehen können. Die Menschlichkeit erschrickt, wenn man die Verfolgungen lieset, die die abendländische Kirche gegen die Morgenländer ausgeübet, wenn diese in ihre Gewalt gekommen, und den Ausgang des H. Geistes vom Sohn nicht annehmen wollen.

4) Daß es möglich gewesen, daß Luther und Kalvin einen neuen unerwiesenen Satz bey behielten, der das Wesen der christlichen Religion nicht betraf, und welchen sie daher nicht so genau untersuchten. Sie hatten am Wesentlichen genug aufzuräumen.

5) Daß die Vertheydiger der Systeme und der symbolischen Schriften nicht sogleich ihre Gegner der Neuerung beschuldigen, sondern untersuchen müssen, ob selbst die Sätze des Systems und der symb. Schriften nicht neu und wider die Lehre der ersten Kirche durch Unverstand eingeschlichen sind. Endlich siehet man deutlich

6) daß bey der unglücklichen großen Trennung der Kirche die griechische weniger fremde Zusätze in ihr theologisches System aufgenommen habe, als die lateinische. Sie hatte bey diesem Satz, worüber die Trennung entstand, das Recht auf ihrer Seite, und war nicht schuldig, einen unerwiesenen Satz sich aufdringen zu lassen. Sie machten ferner keinen Menschen zum Richter in Glaubenssachen, wie die Abendländer, sondern erkannten Gottes Wort, als die Richtschnur der Lehre. Das Abendmahl verstümmelten sie nicht, sondern gaben Brod und Wein. Die Taufe verrichteten sie, so wie die erste Kirche, und behielten also die Vorstellung von Ertödtung des alten Menschen, Röm. VI, 3-11. Wegen der Bilder erklären sie sich gut; und verwarfen die Anbetung der Heiligen schlechterdings: wie sie denn Exod. 20, 4. du sollt dir kein Bildniß u. s. w., als das andre Gebot noch jetzt ansehen, und die Eintheilung der Gebote beybehalten, wie die Juden und ersten Christen gehabt haben.

D. J. Goodmans moralische Unterhaltungen bey langen Winterabenden. Aus dem Engl. übersetzt von M. G. L. Richter. Mietau, bey Hintze, 1771. 8. 1 Alph. 7 Bogen.

Es reden ein Christ, ein ehrbarer Weltmann und ein Deist mit einander. Im ersten Gespräch wird von der Art, wie eine Gesellschaft sich unterhalten könne, geredet. Es wird gezeigt, wie niedrig es sey, mit Trinken die Zeit zu vertreiben. Das Spiel wird nicht ganz verworfen, aber erwiesen, daß die Unterredung für das Gemüth sowol, als den Leib weit vortheilhafter sey. Man könne mit allen Sachen sich angenehm und nützlich unterhalten, sonderlich aber mit Gesprächen von der Religion. In den folgenden Zusammenkünften wird dies beobachtet, und von den wesentlichen Lehren des Christenthums auf eine gründliche Art so geredet, daß sowol der Weltmann als der Deist gewonnen wird. Die Schrift ist angenehm und nützlich.

Simon Lud. Eberh. de Marees, F. Anhalt. Kons. Raths, Sup. und Hofpred. Untersuchung der Verbindlichkeit der göttlichen Gesetze von der Todesstrafe der Mörder und vor Vermeidung Blutschänderischer Heyrathen. Dessau, bey Heibruch, 1771. 8. 1 Alph. 3 Bogen.

Der V. beweiset gegen den D. Baumgarten und den Hofrath Michaelis, daß die moralischen Gesetze, die wir im A. T. finden, noch jetzt verbindlich sind. Er schreibt bescheiden, aber in einem Ton, der einem Gottesgelehrten, der die Göttlichkeit der Bibel wirklich glaubt, anständig ist. Die Schrift ist kurz, gründlich, wichtig und verdienet mit Aufmerksamkeit ganz gelesen zu werden. Mit Recht hält er keinen Fall der Heyrath verboten, als der ausdrücklich genennet wird. Nur wird der gründlich denkende Verfasser nicht übel nehmen, wenn Recens. das Vorbild im Levirat für zu weit gesucht hält. Des Bruders Frau möchte wohl nur auf eine geschiedene Frau des noch lebenden Bruders gehen. Das war der Fall, den Johannes am Herodes bestrafete. Daß vor der Sündfluth die Menschen kein Fleisch gegessen, sagt auch die Bibel nicht, Gen. 1, 28., sondern das Gegentheil. Die Herrschaft über das Vieh schliesset allen möglichen Gebrauch in sich, und wozu können die mehresten Fische sonst gebraucht werden als zum Essen? Der 20 v. ist keine Einschränkung des Rechts, sondern eine weitere Erklärung, daß insonderheit die Erdgewächse die Speise seyn würden. Gen. 9, 2. 3. ist eine Bestätigung des bey der Schöpfung gegebenen Rechts,

und

und Gott erkläret sich wegen des Fleisches deutlicher, weil er wußte, daß Menschen kommen würden, die den Genuß des Fleisches vor unerlaubt hielten.

M. Chr. Gottl. Steinbergs biblische Erzählungen. 2 Theil. Breßlau, bey Meier, 1772. 8. 1 Alph. 5 Bogen.

Wir beziehen uns auf das, was in d. A. d. B. vom ersten Theil gesaget worden. Dieser 2te Theil gehet von Saul bis Herodes den ersten. Je heftiger die Anfälle der Unglaubigen auf die biblische Geschichte sind: destomehr Einsicht und Gelehrsamkeit wird mit Recht von denen erfordert, die solche zu erklären und zu vertheydigen übernehmen. Man giebt sonst aller Orten Blößen, und ganz ohne Noth. Nur einige Exempel anzuführen, so kann die Zauberey 1 Sam. 28. ein bloßer Betrug des Weibes seyn, so wie zu unsern Zeiten die sogenannten weisen Frauen die Leute betriegen. Wer sahe denn den Samuel und die Götter aus der Erde aufsteigen? War es Saul und seine Gefärthen? Nein. Das Weib sagt: ich sehe. Aber Saul hörete doch die Stimme. Konnte nicht das Weib oder eine andere Person eine Stimme hervorbringen? Es ist ja jetzt gar nichts besonders, daß Taschenspieler Puppen reden lassen.

Bl.

Johann Lorenz von Mosheims vollständige Kirchengeschichte des neuen Testaments, aus dessen gesamten lateinischen Werken frey übersetzt, mit Zusätzen vermehret und mit einer Vorrede Hrn. D. Christian Wilh. Franz Walchs, von den Quellen der Kirchenhistorie, herausgegeben von Johann August Christoph von Einem, Pastor zu Genthin und Roßdorf. Zweyter Theil. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung, 1770. gr. 8. 509 Seiten. Vorrede und Vorber. 288 Seiten.

* * * Dritter Theil, mit Hrn. D. Archibald Maclaine Anmerkungen zur engländischen Uebersetzung, 1771. 608 Seiten, Anmerk. 112 Seit.

Bey Gelegenheit des ersten Theils (XV. 1. 149.) ist bereits angezeiget worden, wie Hr. v. E. dieses Werk aus den Mosheimischen zur Kirchenhistorie gehörigen Schriften zusammenträgt. Der zweyte Theil enthält die Geschichte der christlichen Kirche nach ihrer äusserlichen und innerlichen Verfassung im dritten und vierten Jahrhundert.

Die lesenswürdige und interessante Vorrede des Hrn. D. Walch ist schon besonders abgedruckt. Sie wird denjenigen, welche die Quellen der Kirchengeschichte studieren und nutzen wollen, nicht nur dienlich, sondern unentbehrlich seyn.

Der Vorbericht des Uebersetzers ist ein kleiner Commentar über die Nachricht, welche das Publikum durch die Eckenbrechtsche Buchhandlung zu Heilbron von einer anderweitigen Uebersetzung der Mosheimschen Kirchengeschichte, die aber blos aus dessen kleinern Institutionen gemacht werden soll, erhalten hat. H. v. Einem vertheydiget sich darinn sehr bescheiden gegen die Anzüglichkeiten, mit welchen der Verf. jener Nachricht, von seiner, des Hrn. v. E., Uebersetzung gesprochen hat. Der heilbronsche Uebersetzer hätte erst was besseres als Hr. v. E. liefern sollen, und auch dann wäre es noch immer ruhmräthig gewesen, des andern frühere Arbeit, die noch dazu durch Hrn. D. Walchs Hände geht, herunter zu setzen, um seine eigene desto mehr zu erheben. Wir verdenken es dem Hr. v. E. nicht, daß er für seine Uebersetzung spricht. Aber das wollten wir ihm doch wohl selbst freundschaftlich rathen, mit den Zusätzen, die er aus fremder Gelehrten Werken in die Mosheimsche Geschichte einwebt, so sparsam als möglich zu seyn. Hätte z. B. der weitläufige Auszug aus Cramers Leben des Chrysostomus, S. 351. bis 366., welches vor dessen übersetzten Predigten befindlich ist, nicht kürzer seyn sollen? In einer Biographie der Kirchenväter wäre er gut. Aber wenn jedes Leben eines merkwürdigen Mannes der vorigen Jahrhunderte so umständlich sollte beschrieben werden, so möchte die Mosheimsche Uebersetzung der Urschrift zu unähnlich und zu weitläufig werden, mit der doch anderweitige zweckmäßige Abkürzungen geschehen.

Auch die Anmerkungen unter dem Text würden wir bisweilen mehr in die Enge ziehen, welches sich gar gut thun liesse, wenn manches was auf bloße Deklamation hinausläuft, daraus wegbliebe. Z. B. S. 317. in der langen Anmerkung wider den Kaiser Julian. „Was für ein redender Beweis für „die christliche Religion? Er ist der letzte auf dem Kaiserthron, „der sich für einen offenbaren Feind Jesu erklärt. Er gedenkt,

„den

„den Galiläer vom Thron zu stossen: und Jesus sitzt noch auf „seinem Throne, ihn aber hat er zum Schemmel seiner Füsse „gelegt. Er ist bemühet, dem Evangelio einen unüberwindlichen Stoß beyzubringen, und Gott macht aus ihm wider „seinen Willen einen Zeugen der Wahrheit„ die nächste eigentliche Absicht des Geschichtschreibers ist doch zu erzählen, nicht zu predigen. Noten, die zur Bekräftigung einer historischen Wahrheit dienen, als S. 335. das Zeugniß des Ammianus Marcellinus von dem prächtigen Leben der römischen Bischöffe seiner Zeit, lieset man gern.

Der dritte Theil enthält die Geschichte der folgenden sechs Jahrhunderte, nemlich des fünften, sechsten, siebenten, achten, neunten und zehnten. Wir finden es sehr gut, daß Hr. v. E. bey diesem Theil angefangen hat, die Anmerkungen, Zusätze und Anhänge, die Hr. Maclaine, Prediger der englischen Gemeine im Haag, seiner englischen Uebersetzung der Mosheimischen Kirch. Gesch. beygefügt hat, hinten anzuhängen. Hr. R. Crome zu Eimbeck hat sie auf Anrathen und unter Aufsicht des Hrn. D. Walch ins Deutsche übersetzt. Die zu den vier Jahrhunderten der beyden ersten Theile gehörigen sind hier mit nachgeholt worden; die folgenden werden künftig ebenfalls mitgetheilt werden. Diejenigen darunter, welche blos die englische Uebersetzung als Uebersetzung angehen, mußten in der deutschen natürlicher Weise wegbleiben. Die übrigen Anmerkungen, welche entweder Zusätze zum Mosheim oder Erinnerungen gegen ihn sind, sind den Lesern sämtlich mitgetheilt. Daß sie aber nicht unter dem Text am gehörigen Ort eingerückt, sondern am Schlusse des ganzen Theils zusammen gedruckt worden, ist darum geschehen, damit der Noten zur Belästigung des Lesers nicht zu viele werden möchten.

Eine Kleinigkeit möchten wir noch erinnern. Der Uebersetzer hat noch die Gewohnheit, wenn er einen itztlebenden Gottesgelehrten namentlich anführt, daß er gemeiniglich die Prädicata von hochverdient, hochwürdig, hochberühmt u. d. gl. beyfügt. Wenn das zu oft kommt, so lieset es sich nicht angenehm und es ist wirklich in unsern Zeiten gegen den guten Geschmack. Ein um die Wissenschaften verdienter Mann, findet sich ohne das dem Autor, Setzer, Correktor und Leser beschwerliche Anhängsel von Titulaturen durch seinen bloßen Namen geehrt genug.

A.

D. *Ioh. Hermanni Benner*, Prof. Theol. Prim. Ser. Princ. Haſſ. a Conſiliis Eccleſ. Superint. Prim. et Paedagogiarchae Suffragium pro Gloria Chriſti, Rom. IX. 5. Gieſſae, 1771. 8. 303 Seiten.

Dieſe Schrift iſt dem Hrn. Dr. Semler entgegengeſetzt, der in ſeiner Paraphraſe des Briefs an die Römer, die bekannte Stelle Kap. IX. 5. nicht von der Gottheit Chriſti erklärt hatte. Sie beſtehet aus verſchiednen Abtheilungen. Bey dem erſten Abſchnitt, worinn einige Einwendungen des Kaiſers Julian gegen die Gottheit Chriſti aus der Schutzſchrift des Cyrillus von Alexandrien, nebſt den Beantwortungen dieſes Kirchenvaters angeführet werden., wollen wir uns nicht aufhalten. Der Werth der Einwürfe dieſes Kaiſers iſt bereits feſtgeſetzt und entſchieden. Die Gründe des Cyrillus ſind auch von der Art, daß man kein großer Ausleger der Schrift ſeyn darf, um ihre Schwäche und Unzuverläßigkeit einzuſehen, denn wer wird wohl in den Worten des Engels: Jeſus wird ſein Volk ſelig machen von ihren Sünden; und in den Worten Chriſti zum Petro: „Du meyneſt nicht was göttlich, ſon„dern was menſchlich iſt.„ Die Gottheit des Erlöſers finden? Ueberhaupt hätte dieſer ganze Abſchnitt füglich weggelaſſen werden können. Er enthält nichts zur Sache gehöriges, als des Cyrillus Zeugniß von der Stelle, Röm. 9, 5. deſſelben aber hätte, wie auch geſchehen iſt, bey den Zeugniſſen der andern Kirchenväter gedacht werden können.

Der zwoten Abtheilung hat der Verf. die Aufſchrift gegeben: quibus conatibus Cyrilli apologia impetatur, und er zeiget darinn die Verſuche, die man gemacht hat, Röm. 9, 5. anders, als von der Gottheit Chriſti zu erklären. S. 33. behauptet er, daß der Apoſtel die Worte: der da iſt der hochgelobte Gott, von Chriſto öfter gebraucht und er beruſet ſich auf 1 Tim. 3, 16. Apoſt. Geſch. 20, 28. ja er bemühet ſich zu zeigen, daß Paulus nothwendig von Chriſto ſo hätte reden müſſen. Wir können ihm in dieſen Behauptungen nicht beyſtimmen. Denn wenn wir auch der verſchiednen Lesarten der beyden angeführten Stellen nicht gedenken wollen, ſo iſt zwiſchen ihren Ausdrücken und dem Ausdruck Röm. 9, 5. kein geringer Unterſchied. In den beyden erſten wird das Wort, Gott ohne allen Zuſatz gebraucht, hingegen heißt es in der letzten Stelle der hochgelobte Gott. Der Styl des Apoſtels ſcheis

scheinet der alten Erklärung nicht günstig zu seyn. Man wird weiter keine Stelle in seinen Schriften finden, wo er Christum den hochgelobten Gott nennet. Was der V. S. 35. vorbringet, um die Meynung, daß der Apostel, wenn er Christum Gott nennet, ihn nicht in dem Verstande, wie den Vater also nenne, sondern denselben als geringer und vom Vater unterschieden beschreibe, zu entkräften, möchte für die Anhänger derselben wohl nicht überzeugend seyn. Sie werden noch immer einwenden, daß Christus alle hier genannte Vorzüge vom Vater erhalten habe, und sich dabey auf die Schriftstellen berufen, wo er selbst dies von sich bekennet, wo er z. B. saget, daß der Vater dem Sohn alles Gericht übergeben habe. Die von S. 38. an folgende Bemerkungen, wegen der Absicht des Apostels bey dem ersten Verse des 9ten Kapitels, sind zwar richtig, allein mit vieler Umständlichkeit vorgetragen. Unsrer Einsicht nach, entscheidet der Zweck weder für die eine, noch die andre Auslegung, er erfordert kein Bekenntniß von der Gottheit Christi, allein er schließt auch dasselbe nicht aus. Weil auch die Worte: ich wünsche verbannt zu seyn von Christo, zur Unterstützung der neuen Erklärung waren gebraucht worden, so prüfet der V. S. 50. u. f. die derselben gegebne Bedeutung und suchet ihre Unrichtigkeit darzuthun. Einige seiner Einwendungen sind gegründet; von andern können wir dies nicht sagen, wenigstens fehlet es ihnen an der nöthigen Deutlichkeit und Bestimmung. Auch in der Redensart: nach dem Fleisch hatte man einen Schutz für die neue Erklärung gesuchet. Der V. will ihr auch diese Stütze nehmen, und untersuchet von S. 61. bis an das Ende dieser Abtheilung den dieser Formel beygelegten Sinn. Seine Beantwortungen sind hier etwas richtiger und treffender wie die vorigen; doch läßet er sich auch von dem Geiste des Widerspruchs zu sehr leiten, und leugnet Dinge, die unsrer Einsicht nach, unwidersprechlich sind. Z. B. S. 79. will er nicht zugeben, daß die Redensart: nach dem Fleisch 2 Cor. 5, 16. einen äusserlichen Vorzug oder Eigenschaft bedeute. Gesetzt, wir wollten dies auch in Ansehung der letzten Hälfte des Verses einräumen, so müßte diese Bedeutung doch in den Worten: wir kennen nun Niemanden nach dem Fleisch, statt haben. Es sind aber noch mehrere Stellen vorhanden, wo diese Redensart in eben dem Sinn genommen wird. Z. B. 2 Cor. 11, 18.

In dem dritten Abschnitt will der V. mit exegetischen Gründen darthun, daß die Worte der hochgelobte Gott sich auf Christum beziehen. Seine Argumente sind der grammatische

und logicalische Zusammenhang, und weil hier nichts gelehret werde, als was Paulus in andern Stellen und andre Apostel dem Erlöser beygeleget hätten. Die weitere Ausführung vermisset man, und es werden dagegen 2 Programmen, das eine vom Carpzov, und das andre vom Baumgarten, wo man sie finden kann, angeführet. Es werden auch noch viele Erinnerungen gegen die Semlerische Erklärung der streitigen Worte gemacht. Sie haben nicht durchgängig unsern Beyfall, und wir haben nichts neues und vorzügliches, das wir auszeichnen dürften, bemerket.

In dem folgenden will der V. die gewöhnliche Auslegung durch die Zeugnisse der Kirchenväter bestätigen und die Unwichtigkeit des Arguments, als wäre diese Stelle von ihnen zum Beweis der Gottheit Christi nicht gebraucht, darthun. Er schickt eine kleine Einleitung voran, worinn einige Betrachtungen über die Gültigkeit dieses Zeugnisses vorkommen, die aber zu bekannt sind, als daß wir sie anführen dürften. S. 131. gedenkt der V. der Nicäischen Kirchenversammlung und bey dieser Gelegenheit vertheydigt er die symbolischen Schriften. Das, was er saget, ist in einer so wichtigen Sache viel zu unbestimmt und unhinlänglich. Sein sehr entscheidend abgefaßtes Urtheil S. 135. Neque auctoritas quaedam humana, quanta cumque sit, privata certe, id officii imponere potest cuiquam Academiae Protestantis doctori, ut a symbolis tum communibus ecclesiae Christianae, tum Augustanae Confessionis nominatim, recedat, praetexta hac ratione, quod iis subscripserit, aut scribendum esse putet, quatenus concordent sacro codici — Dieser Machtspruch möchte wohl nicht zureichend seyn, das gesunkne Ansehen der symbolischen Bücher wieder herzustellen. Von der 144. bis 156. Seite suchet der V. mit vieler Weitläuftigkeit darzuthun, daß die Berufung auf die Kirchenväter falsch und unrichtig sey, weil sie weder die Stelle, so wie der Hr. D. Semler erkläret, noch den Schluß derselben für eine Doxologie gehalten, auch kein Colon bey den Worten: nach dem Fleisch, gesetzet hätten. Allein dies ist ein Mißverstand der Meynung des Hrn. D. Semlers. Derselbe will nicht seine Paraphrase durch das Ansehen der Kirchenväter bestätigen, wie der V. S. 145. selbst gestehet, sondern nur zeigen, daß sie den Ausspruch ὁ ων επι παντων θεος vom Vater und nicht von Christo verstanden haben.

Die Zeugnisse der Väter fangen auf der 168. Seite an. Wir können uns aber nicht auf die einzelnen Untersuchungen

des

des V. einlassen, ohne zu weitläuftig zu werden. Wir wollen unser Urtheil über diesen Abschnitt seiner Schrift in einigen Anmerkungen zusammenfassen, 1) es sind nur wenige Kirchenväter, die der V. für sich anführet, in Betrachtung der Menge, die vor der Nicäischen Kirchenversammlung gelebt haben; nicht zu gedenken, daß gegen einige noch wohl etwas könnte eingewandt werden. Die von ihm genannten sind Irenäus, Tertullian, Cyprian, Novatian, Hilarius, Basilius, Athanasius, Chrysostomus, Epiphanius, Ambrosius, und Cyrillus von Alexandrien. 2. Es sind viele Lateiner unter ihnen, und auch die mehresten Griechen sind Männer, die keine sonderliche Einsicht in die Auslegung der Schrift gehabt und nur durch den Widerstand gegen gewisse Ketzer berühmt geworden. Der V. will zwar nicht zugeben, daß die lateinischen Väter in diesem Stücke den griechischen nachstehen. Wir glauben aber, daß es ihm schwer werden sollte, seinen Satz zu beweisen. Wenn wir den Hieronymus ausnehmen, so ist kein einziger Lateiner, so viel wir wissen, der die nöthigen Kenntnisse zur Auslegung gehabt hätte. 3. Die von dem V. genannten Väter bedienen sich dieser Stelle nur sehr sparsam. Er hat aus den meisten nur eine, und aus dem Chrysostomus zwey Stellen, angemerket. In Ansehung des Basilius, Athanasius, Hilarius, und Epiphanius hat er nichts bestimmt. 4) Die Oerter, wo die Väter die Formel ὁ ων επι παντων θεος dem Verstande nach anführen, gehören nicht hieher, indem nicht die Rede davon ist, was sie sich für Vorstellungen von Christo gemacht, sondern ob sie den Spruch Röm. 9, 5. von ihm erkläret haben. Wir halten deswegen alle beym Irenäus angewandte Mühe für verlohren. Die aus ihm angeführten Formeln und Ausdrücke beweisen nichts weiter, als daß er Christum für den Gott über alles erkannt habe. Nehmen wir alle diese Umstände zusammen, so scheinet das Uebergewicht auf die Seite des Hrn. D. Semlers zu fallen. Denn hätten die Väter diesen Spruch für so entscheidend und zuverläßig, wie man jetzo glaubet, gehalten, so würde derselbe sowol von allen orthodoxen Vätern, als auch häufiger in den Streitigkeiten mit den Feinden der Gottheit Christi, die schon bey der Stiftung des Christenthums und die folgenden Jahrhunderte hindurch vorhanden waren, gebraucht und angeführt worden seyn.

Der V. hat seiner Schrift eine Zugabe angehänget, worinn er dasjenige prüfet, was der Hr. D. Semler in seiner

Ab-

Abhandlung über die rechtmäßige Freyheit der theologischen Lehrart und dem Anhange derselben zur Vertheydigung seiner Paraphrase und zur Widerlegung der Jenaischen und Tübingischen Streitschriften geschrieben hatte. Wir sind bey der Beurtheilung der Schrift selbst schon zu weitläuftig gewesen, und können uns hiebey nicht länger aufhalten. Neue Gründe findet man hier auch nicht. Der V. berufet sich mehrentheils auf seine Schriften, und setzet dann und wann etwas zur Berichtigung und Bestärkung der gebrauchten Argumente hinzu. Das übrige sind Erinnerungen gegen Hrn. Semler. Wir können es indessen nicht leugnen, daß derselbe seinem Gegner etwas Blöße gegeben habe, wenn wir nach den hier mitgetheilten Auszügen urtheilen.

Eines müssen wir doch noch an dem Hrn. Dr. Benner rühmen, welches bey Männern von seinem Stande eben nicht gewöhnlich ist. In der Hauptschrift nemlich beweiset er, wenn wir einige Ausdrücke, die gelinder hätten seyn können, ausnehmen, sehr viele Mäßigung und Bescheidenheit. Er verkennet nicht die große Gelehrsamkeit und Verdienste seines Gegners, und in der Abhandlung hat er ihn nicht mit Namen genennet, so, daß wer die Paraphrase des Hrn. Semlers nicht besitzet, noch sonst von dem Streite unterrichtet ist, kaum den Gegner erkennen wird. Nur in der Zugabe und besonders in der Vorrede hat er sich von der Hitze etwas hinreissen lassen und verschiedne harte Ausdrücke gebraucht. Das Urtheil S. 301. celeberrimum auctorem ita tractasse oraculum Pauli sanctissimum, ut hujus licentiae nullum habeat inde ab exordio novi foederis in hunc usque diem exemplum, halten wir für unrichtig, und es sollte ihm schwer werden, dasselbe zu beweisen. Er gestehet ja selbst, daß die Socinianer einige Worte in diesen Spruche eben also erklären, und wenn ein Crell und andre die Lesart ändern, die Worte umsetzen oder einige herauswerfen, sollte dies nicht eine stärkere Mißhandlung seyn?

Wäre die gegenwärtige Schrift mit mehr Ordnung und Präcision geschrieben, und der lateinische Styl reiner und fließender, so würde sie ihren Endzweck besser erreicht haben, und sich leichter lesen lassen.

Johann Georg Rosenmüller historischer Beweis von der Wahrheit der christlichen Religion. Meinin-

gen,

gen, verlegts Johann Gottfried Hanisch, 1771. 8. 128 Seiten.

Hier ist dieser Beweis, wie ihn der Verfasser selbst in einen Auszug gebracht hat. „Die Schriften des A. Testaments „sind lange vor dem Kaiser August vorhanden gewesen, und „sie unterscheiden sich unter andern auch dadurch von allen „Schriften der damaligen Zeiten, daß die Lehre von Einem „Gott, durchgängig darinn vorgetragen wird, welche man in „keinem gleichzeitigen heydnischen Schriftsteller, auch in den „allerältesten nicht findet.„ (Wider diesen letzten Satz ließe sich manches einwenden, insonderheit wenn, wie es sehr wahrscheinlich ist, die Offenbarung der Braminen, oder der Chnestah Bhade von dem Alterthum und Inhalte seyn sollte, als uns der Engelländer Zolwell und andere berichten) „In der „Sammlung dieser Schriften sind auch einige Bücher, welche „mehrentheils Weissagungen von künftigen zufälligen Begebenheiten enthalten. Sonderlich wird darinn zu einer Zeit, „da die ganze Welt heydnisch war, von Zeiten geweissaget, da „der Gott der Juden auch von andern Völkern würde verehret werden, und zwar wird derjenige, der den Götzendienst „zerstöhren, und den Dienst des wahren Gottes aufrichten „würde, nach gewissen Kennzeichen beschrieben, an welchen er „würde erkannt werden können. Dieser große Prophet und Gesandte Gottes, welcher schon damals von den Juden Meßias „genannt wurde, ist um die Zeit, da Augustus römischer Kaiser war, und unter einigen nächstfolgenden Kaisern allgemein „erwartet worden. Und gerade zur selben Zeit, da diese Erwartung allgemein war, erschien Jesus von Nazareth, und „gab sich für jenen erwarteten Propheten oder den Meßias „aus. Er hatte auch wirklich alle angegebne Merkmale „an sich. Das deutlichste aber, woran wir, die wir in so „entfernten Zeiten leben, erkennen können, daß er wirklich „der Meßias sey, ist dieses: daß aus der ganzen Geschichte „unwidersprechlich dargethan werden kann, daß er den Götzendienst zerstöhret, und den wahren Gottesdienst unter heydnischen Völkern aufgerichtet hat. Er kann mit Recht das „Licht der Heyden genannt werden, denn wo nur irgend in „der Welt Erkenntniß des einigen wahren Gottes ist, die ist „nichts anders, als eine Wirkung seiner Lehre. Durch die „Erfüllung dieser merkwürdigen Verheissung hat er also auf „das nachdrücklichste bewiesen, daß er ein Gesandter Gottes, „der Meßias sey. Folglich ist seine Lehre wahr und göttlich

„u.

„u. ſ. w.„ Dieſen Beweis hält der V. mit Recht für einen der ſtärkſten und faßlichſten von allen denen, die für die chriſtliche Religion geführet werden. Er iſt aber auch nicht neu, ſondern von den meiſten Vertheydigern des Chriſtenthums wenigſtens beyläufig gebraucht worden, und es wird wohl nicht leicht ein verſtändiger Prediger ſeyn, der bey Erklärung der merkwürdigen Weiſſagung Jeſai 60. Mache dich auf, werde Licht u. ſ. w. das Weſentliche derſelben ſeiner Gemeinde nicht vortragen ſollte. Indeſſen verdiente dieſer wichtige Beweis allerdings ſo vollſtändig und gründlich ausgeführet zu werden, als von dem V. geſchehen. Was die Juden noch mit irgend einem Schein demſelben entgegen ſetzen möchten, und auch wirklich entgegen ſetzen, hätte noch wohl können angeführt und beantwortet werden.

Conrad Friedrich Streſow, Probſten auf Femern, Theodicee der göttlichen Offenbarung oder Darlegung der hohen Weisheit und allgemeinen Menſchenliebe Gottes in Kundmachung ſeines Worts und Willens. Lübeck, 1771. bey Chriſtian Gottfried Donatius in 8. 1166 Seiten.

Die allgemeine und unpartheyiſche Menſchenliebe Gottes und ſeinen ernſtlichen Willen alle Menſchen durch ſeine Offenbarung ſelig zu machen, ins Licht zu ſetzen und wider alle Einwendungen zu retten, iſt die Abſicht dieſes weitläuftigen Werks, das übrigens mit der Leibnitziſchen Theodicee faſt nichts als den Titel gemein hat. Der Verf. bemühet ſich durchgehends zu zeigen, daß Gott durch die Offenbarung, von ſeiner Seite alles gethan habe, was nur möglich war und der Freyheit der Menſchen unbeſchadet geſchehen konnte, um ſeine liebreiche Abſicht völlig und an allen Menſchen zu erreichen; und daß es die Schuld der Menſchen ſey, wenn der gröſte Theil derſelben nicht zur Erkenntniß und Ergreiffung ihres Heils gebracht worden — Man ſetzet, wie bekannt, dieſer Behauptung entgegen, daß die auſſerordentlichen Offenbarungen nie allgemein geſchehen, nicht allen Völkern, am wenigſten allen einzelnen Perſonen bekannt geworden, daß inſonderheit die altteſtamentiſche Offenbarung recht vorſetzlich auf ein beſonderes Volk eingeſchränkt worden u. ſ. w. Hierauf giebt der V. die bekannte Antwort, daß es vor der geſchriebnen, manche mündliche göttliche Offenbarungen ſowohl des geſetzlichen als des evan-

evangelischen Willens gegeben, daß dieselben allen Völkern der Erde hätten bekannt werden müssen und können, wenn die Menschen gehörig aufmerksam darauf gewesen wären, sie sorgfältig und treu aufbewahret, und die Wahrheit nicht in Ungerechtigkeit aufgehalten hätten; daß aber in der Folge, wie durch die geschriebne Offenbarung, die eine Sammlung aller vorhergehenden mündlichen gewesen, ein Volk und eine Kirche Gottes gesammlet worden, dies Volk, die Religion desselben, nebst den zur Bestätigung derselben geschehene Wundern und die glücklichen und unglücklichen Schicksale desselben, eine zureichende Anweisung und Anlockung für alle übrige Völker geworden, den Gott und die Religion Israels zu erkennen und anzunehmen; daß aber an sie keine Propheten und ausserordentliche Bothen gesandt werden konnten, weil dieselben mit ihrer Bothschaft nichts würden ausgerichtet haben, und Gott vorher sahe, daß seine Anträge und Offenbarungen nur würden verworfen werden — Diese Rettung ist, unsrer Einsicht nach, in mehr als in einer Absicht mangelhaft und ungenugthuend, insonderheit wird man folgendes dagegen einwenden können. Würden, nach dem eignem Geständnisse des Verf. ausserordentliche mit Wundern unterstützte Bothschaften Gottes bey den abgöttischen Völkern nichts ausgerichtet haben, so mußten ja die entfernten durch die Aufstellung der wahren Religion und Kirche, und durch die Bekanntwerdung der wunderbaren Begebenheiten Israels den Völkern gegebne Unterweisungen und Anlockungen um so vielmehr unhinlänglich und fruchtlos seyn: wozu dienten dieselben dann, und warum unterblieben sie, ihrer vorausgesehenen Fruchtlosigkeit wegen, nicht eben so wie die ausserordentlichen Bothschaften? hier wird ein Bayle noch immer sagen können: zur Rettung eines Elenden gar nichts thun, ist hart: aber ob man gleich weis, daß man ihm nicht helfen wird, gerade nur so viel thun, daß man den Vorwurf, an seinem Elende schuld zu seyn, von sich auf ihn wälze, ist noch härter — So ungegründet auch diese Beschuldigung in dem gegenwärtigem Falle ist, so wird sie doch durch den vom V. angegebnen unhinlänglichen Rechtfertigungsgrund veranlasset, und es müssen derselben ganz andre Betrachtungen, als der V. vorlegt, entgegengesetzet werden. Allein weiter, woher weis es der V., daß Gott den abgöttischen Völkern darum seine ausserordentliche Offenbarungen entzogen, weil er die Fruchtlosigkeit derselben vorhergesehen? woraus will er die gänzliche Verwerfung derselben, wenn sie ihnen geschehen wären, schließen? etwa daraus, daß weil sie das geringere Licht

nicht geachtet, sie auch gegen das gröſsere unempfindlich gebliben wären? dieſer Schluß gilt wie die Erfahrung lehret, nicht immer, und Christus selbst behauptet Matth. 11, 21. 23. mit deutlichen Worten das Gegentheil. Sollte aber dennoch dieſer Schluß hier gelten, so muß auch noch bewieſen werden, daß Gott mit allen den groſsen Anstalten und herrlichen Wundern, wodurch er seine Offenbarungen unter den Israeliten unterstützte, bey keinem Volke so viel würde ausgerichtet haben, als bey dieſem widerſpenſtigem, leichtſinnigem und zur Abgötterey so sehr geneigtem Volke. Wird dies nicht erwieſen, so ist noch immer die Einwendung zu machen, daß Gott zwar an dieſen einzigem Volke genug, wo nicht gar zu viel, an allen andern Völkern aber zu wenig gethan habe — Es ist wahr, Gott hat ohnſtreitig bey dem Vorzuge, den er dem Israelitischen Volke gegeben, weiſe und liebreiche Abſichten gehabt, aber dann waren dies ohne Zweifel weit ausgedehntere Abſichten, und höhere Bewegurſachen, als die, so der V. angiebt. Urſachen, die man nicht darinn ſuchen muß, daß bey allen andern Völkern die göttlichen Offenbarungen ganz fruchtloß geblieben wären, ſondern die uns gröſtentheils jetzund noch unerforſchlich ſind, und so lange bleiben werden, bis wir von dem ganzen Plane Gottes, der die Zeit und Ewigkeit umfaſſet, richtiger urtheilen und einſehen werden, wie der den Nachkommen Jacobs gegebne Vorzug die auf allgemeine Glückſeligkeit gerichtete Abſicht Gottes am vollkommenſten befördert habe.

So lange wird es auch zur Rettung der allgemeinen und unpartheyiſchen Menſchenliebe Gottes nur wenig beytragen, wenn man auch noch so ſorgfältig, wie der Verf. thut, dem Faden der bibliſchen Geſchichte nachgehet, um allenthalben Spuren göttlicher Bezeugungen gegen die abgöttiſchen Völker zu finden, und ſich zu dem Schluſſe zu helfen, daß Gott von ſeiner Seite alles gethan habe, um dieſelben zu bekehren, und daß ſie bey Verachtung der gegebnen Winke und Einladungen ohne Entſchuldigung ſind. Auf dieſem genug betretnen Vertheydigungswege läuft der Verf. allen ſeinen Vorgängern vor, ſo ſehr geſchäftig und ſcharfſichtig iſt er allenthalben, Veranlaſſungen und Lockungen zur Erkenntniß Gottes und Jeſu Christi, ſelbſt zu entdecken. Daher erlaubt er ſich auch ſo viele Zuſätze, Erweiterungen und Ausbildungen der bibliſchen Nachrichten, als ihm nur immer dienlich und nöthig ſind; häuft zuverſichtlich eine Bodenloſe Vermuthung auf die andere, und ſetzet dem Rufe einer merkwürdigen und wunderbaren Begebenheit, der höchſtens in die Nachbarſchaft des jüdiſchen

Lan-

Landes erschallen konnte, so gewaltige Flügel an, daß er bis an das Ende der Welt durchdringen muß. Hieben macht es ihn gar nicht irre, daß uns die noch vorhandenen Geschichtbücher der heidnischen Welt keinen Grund geben, zu vermuthen, daß den gesittetesten Völkern der Israeliten Geschichte, in den frühesten Zeiten überall bekannt geworden; er bedenkt nicht, wie mangelhaft und falsch die ihnen nach der Zeit von diesem merkwürdigen Volke gewordne Nachrichten waren, wie wenig dieselben vermögend gewesen, sie zur Annehmung der jüdischen Religion zu reitzen. — Wer hieran zweifelt, der lese das, was Justinus und Tacitus von dem jüdischen Volke, dessen Ursprung und Schicksalen melden. — Auch bringt der Verf. nicht in Rechnung den Aberglauben der abgöttischen Völker, vermöge dessen sie dem Jehova die Ehre, der Schutzgott der Israeliten und ihres Landes zu seyn, und die Macht, zur Vertheydigung derselben Wunder zu thun, gar nicht streitig machten, und dennoch ihren Götzen eine gleiche und noch größere Ehre und Macht in ihren Distrikten beylegen konnten, und auch wirklich beylegten. Ueberhaupt scheinet er die ältesten Zeiten zu wenig zu kennen, er weiß sich nicht in die Denkungsart der Völker, die er beurtheilet und verdammet, zu versetzen, sondern urtheilet von ihnen, als ob sie unsre Kenntnisse, Einsichten und Denkart gehabt hätten. Daher wird es ihm so leicht, unter den Israeliten, auch in den rohesten und finstersten Zeiten, so viele erleuchtete evangelische Glaubenshelden, und unter den Abgöttern, so viele scheinende Lichter, die einem verkehrten Geschlechte zur Erkenntniß des Heils leuchteten, zu entdecken. So findet er z. B. in dem Adoni Besek, dem die Daumen an Händen und Füssen abgehauen wurden, einen wahrhaftig Bußfertigen, der zum Heilande Israels seine Zuflucht genommen, und als ein zweeter Melchisedek, durch sein Beyspiel, vielen andern in Jerusalem, rührend und erwecklich geworden. Der Grund zu dieser großen Vermuthung aus dessen Worten, B. der R. 1, 7. **Wie ich gethan habe, so hat mir Gott wieder vergolten. Und man brachte ihn nach Jerusalem, und daselbst starb er,** ist freylich nur geringe, aber was läßt sich nicht heraus bringen, wenn man, wie unser V., die Kunst verstehet, den kleinsten Funken zu einem gewaltigen Feuer anzublasen! Noch eine Probe unsers V. von seiner Geschicklichkeit, aus allem alles zu machen, wollen wir anführen. Die Worte der Naemi zu ihrer Schnur aus dem Büchlein Ruth, welches ihm überaus wichtig und lehrreich ist. Kap. 1, 15. **Siehe deine Schwä-**

gerinn ist umgewandt zu ihrem Volke und zu ihrem Gott; kehre dir auch um, deiner Schwägerinn nach — werden so paraphrasirt: Deine Schwägerinn ist dem Leibe nach umgewandt zu ihrem Volk, gleichwie sie mit ihrem Herzen umgewandt ist und bleibet zu dem Gott Israel, welcher durch gläubige Ergreifung ihr Gott geworden. — Und so ward diese ungenannte Schwägerinn ein scheinend Licht unter den Moabitern. Man hat Ursache, setzet der V. hinzu, „bey „den beyden Schwiegertöchtern der Naemi den größten Abscheu an der moabitischen Abgötterey zu vermuthen, weil „zeitliche Vortheile sie gewiß nicht bewegen konnten, den „Fremdlingsstand im Lande Juda zu ergreifen.„ Also war wohl eine Leviratsehe, welche die Ruth zur Absicht hatte, kein zeitlicher Vortheil?

Doch es belohnet der Mühe nicht, daß wir uns länger bey diesem Buche aufhalten, um zu zeigen, wie wenig es geschickt ist, diejenigen, die an der Offenbarung Mängel zu finden vermeinen, oder die Art ihrer Bekanntmachung mit der göttlichen Gerechtigkeit und allgemeinen Menschenliebe nicht reimen können, zu beruhigen, oder irgend einen Supra, und Infra Lapsarien zu überzeugen. Wie viel weiser ist es, offenherzig unsre Unwissenheit der Wege Gottes zu gestehen, wie viel beruhigender, uns selbst und andre zu überzeugen, wie wenig solche Schwierigkeiten und vorgegebne Mängel uns berechtigen, eine sonst genugsam als göttlich erwiesene Offenbarung zu verwerfen, als eine Vertheydigungs-Methode zu gebrauchen, da man statt einer vermeinten Blöße, die man decken will, mehr als eine wirkliche giebt!

Historischtheologische Anmerkungen über die Geschichte des Arius, worinn der Gemüths-Charakter dieses Ketzers, die Quelle und Beschaffenheit seiner Irrthümer ausführlich untersuchet, wider ihn und dessen neuerliche Anhänger die Gottheit Jesu zureichend erwiesen, auch das in dieser wichtigen Lehre aufgesetzte symbolische Glaubensbekenntniß der allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa völlig erkläret worden, zum guten Gebrauche in der alten und neueren theologischen Streitlehre entworfen von M. Johann Carl Götzingern, Pfarrern bey der

der Stadt und Kirchfarth zu Sebnitz und der löblichen Societät der christlichen Liebe und Wissenschaften zu Dreßden Mitgliede. Wittenberg, 1779. gedruckt bey Carl Christian Dürr, Universitäts Buchdrucker, 4. 9 Bogen.

Wenig oder gar nichts von dem, was der Titel verheißt, leistet der Verfasser dieser sehr sonderbaren Schrift. Anstatt den Gemüthscharakter des Arius zu erörtern, thut er weiter nichts, als daß er ihn stattlich ausschendiret, anstatt die Quellen und Beschaffenheit seiner Lehren ausführlich zu untersuchen, leitet er auf eine sehr gezwungne und unverständliche Weise, die Meinungen des Ketzers aus der Metaphysick des Plato und der Dialektick des Aristoteles her, und anstatt wider den Arius und seine neuerliche Anhänger, die Gottheit Jesu zureichend zu erweisen, behauptet er dieselbe blos, trägt aber seine Vorstellung von derselben so verworren vor, daß man auf die Gedanken gerathen muß, er glaube, daß der Vater dem Sohn, durch die Mittheilung seines Wesens auch die Aseitatem und independentiam mitgetheilet habe; und dies würde denn eben so viel seyn, als daß der Vater, indem Er dem Sohne alles mitgetheilet, ihm auch den Vorzug mitgetheilet, daß er durch diese Mittheilung nichts erhalten, oder derselben nichts, sondern sich selbst alles zu verdanken habe. In der That, wenn der Verf. seinen Eifer für den Nicänischen Glauben und seine weite Entfernung von dem Arianischen Greuel hat bezeugen wollen, so hat er seine Absicht erreicht. Sollte er sich aber noch andre Absichten vorgesetzt haben, so sind sie, wie wir sehr fürchten, sämtlich verfehlet. —

Ueberzeugender Unterricht beunruhigter Christen von dem göttlichem Ursprunge ihrer Religion in der heiligen Schrift, herausgegeben von R. F. H. mit einer Vorrede begleitet von Sr. Hochwürden Herrn D. Joh. Peter Miller. Göttingen, bey Daniel Friedrich Kübler, 1771. 8. 166 Seiten, die Vorrede 3 Bogen.

Dieser Unterricht bestehet in sieben Gesprächen, zwischen einem gelehrten Christen, und einem zwar nicht unwissenden, aber doch nicht gelehrten Freydenker. Der Verfasser

hat, wie er in der Vorrede meldet, die Absicht, einen Beweis von der Göttlichkeit unsrer heiligen Bücher zu liefern, der überzeugend wäre, und doch Niemanden durch eine gar zu große Weitläuftigkeit abschrecken, oder bey einer gar zu gelehrten Verwickelung der Gründe, ermüden könnte. Diese Absicht führt er so aus, daß er seinen Gegner, oder vielmehr Schüler, zuförderst zu überzeugen sucht, daß die Neutestamentischen Schriften zu den Zeiten, und von den Verfassern geschrieben worden, denen sie zugeeignet werden; ferner, daß sie unverfälscht und mit aller nur erforderlichen Richtigkeit bis auf uns gekommen sind; daß die wunderbaren Geschichten, die das neue Testament erzählet, höchst glaubwürdig und zuverläßig sind, und daß sowol die Schriften des neuen als alten Bundes wahrhaftig göttliche Schriften sind. Endlich löset er einige Zweifel auf, die die Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion hindern, oder schwächen können. In dieser Ordnung, die nicht zu tadeln ist, hat der V. aus den besten Vertheydigungsschriften für das Christenthum, die stärksten und faßlichsten Beweisgründe ausgezogen, und nebst einigen eignen Anmerkungen, seiner Absicht gemäß, deutlich und kurz vorgetragen. Hin und wieder hätte der Unterricht, um desto überzeugender zu werden, wohl ausführlicher seyn sollen. So deucht uns z. B., daß, um den Vorwurf von den heiligen Scribenten abzulehnen, daß sie zum Theil Selbstbetrogne, oder Enthusiasten und zum Theil Betrieger zugleich gewesen, noch etwas mehrers und Stärkers hätte gesagt werden können. Und wenn es Seite 108. wo von dem Unterschiede der wahren und der falschen Wunder die Rede ist, heißt: „Es werden ja „noch Kennzeichen übrig seyn, woran vernünftige Leute Fabel „und Wahrheit unterscheiden können,„ so würde es, wo nicht nöthig, doch sehr dienlich und nützlich gewesen seyn, die wichtigsten dieser Kennzeichen, wodurch sich die biblischen Wunder von Gauckeleyen und erdichteten Wundern unterscheiden, kurz anzuzeigen. Als eine kleine Unrichtigkeit bemerken wir, daß der Verf. bey Anführung der Weissagung Daniels, von den siebenzig Wochen zuversichtlich behauptet, daß das hebräische Wort, das unsre deutsche Bibel durch Wochen übersetzet, eben sowohl sieben Jahre, als sieben Wochen bedeutet. Erwiesen ist diese Bedeutung, so viel uns bekannt ist, bisher noch durch keine einzige deutliche parallel Stelle, sondern beruhet blos auf einer Vermuthung. — Die Vorrede des Hrn. D. Millers handelt von der Ueberzeugung von der Göttlichkeit der christlichen Religion aus der Erfahrung. Sie enthält über die guten

und

und gesegneten Wirkungen, die das Christenthum, vom Anfange seiner Bekanntmachung bis hieher, sowol bey ganzen Völkern, als auch bey einzelnen Personen, hervorgebracht hat, sehr richtige und rührende Betrachtungen, und zeiget, wie daraus, insonderheit aus der eignen Erfahrung, eines jeden, auch des ungelehrtesten Christen, der zu seiner Berichtigung und Besserung diese Wirkungen an sich selbst wahrnimt, eine Ueberzeugung von der Göttlichkeit der Lehre Jesu gewirkt werden könne und müsse.

Vermischte Gewissensfragen, kürzlich doch gründlich erörtert, zum Nutzen der Christen überhaupt und ihrer Lehrer insonderheit. Leipzig, in Commißion zu haben, 8. 152 Seiten.

Der Einfall des Herausgebers dieser Sammlung ist nicht übel, aus den besten und gründlichsten Sittenlehrern brauchbare Auflösungen vorkommender Gewissensfragen, die sie bey Gelegenheit in ihren Schriften gegeben haben, auszuziehen und in der Kürze vorzulegen. Auch die Ausführung desselben verdienet Beyfall, indem er größtentheils erhebliche und interessante Fälle gewählet, und die Entscheidungen derselben aus bewährten Schriftstellern genommen hat. Zuweilen setzet er auch sein eignes Urtheil hinzu, und dies hat uns insonderheit in den Fragen, die Abschaffung des Beichtstuhls und des Exorcismus betreffend, wohl gefallen. Da die Kürze der Entscheidungen eine der angenehmsten Eigenschaften dieser Sammlung ist, so möchten wir diese dem Herausgeber, bey einer Fortsetzung derselben, vorzüglich empfehlen. Seine Leser werden auch vermuthlich gerne zufrieden seyn, wenn er die zu weitläuftigen Bedenken andrer, ins Kürze zöge; (welches bey dem zu wortreichen Bedenken des Hrn. Trinius über die Frage: ob ein Prediger oft einerley predigen dürfe? füglich hätte geschehen können) und ihnen, statt seichter und unbedeutender Auflösungen anderer, öfter seine eigne Gedanken mittheilte.

Glaubensbekenntniß Sr. Durchlaucht des Hrn. Erbprinzen von Darmstadt, von L. B. Ouvrier, Hessendarmstädtischen Hofprediger und Consistorialassessor. Berlin, 1771. bey August Mylius, 8. 68 Seiten.

Es ist sehr löblich, daß der Verf. bey dem Unterricht des Erbprinzen mit der natürlichen Religion den Anfang gemacht hat, und von derselben zu der geoffenbarten fortgegangen ist. Die Vorstellungen aus der natürlichen hätten an einigen Stellen dieses Glaubensbekenntnisses, unserm Bedünken nach, mehr entwickelt und auseinander gesetzt seyn sollen. Auch mit dem Vortrage der geoffenbarten Religion sind wir nicht recht zufrieden. Man merkt es demselben zu sehr an, daß er mehr aus den Systemen und Compendien, als aus der Bibel geschöpfet ist. Sonst hätte der V. wohl nicht von der Zeugung des Sohnes und dem Ausgehen des H. Geistes, welches die Bibel in dem Verstande nicht kennet, geredet, noch die Mehrheit der Personen in dem göttlichen Wesen und die Dreyeinigkeit aus dem Alten Testamente zu erweisen gesucht. In der Stelle 1 Mos. 1, 26. ist der den Morgenländern gewöhnliche pluralis majestaticus, und mit der zwoten Stelle 2 Mos. 4, 5. 6. muß ein Druckfehler vorgegangen seyn, denn sie enthält nichts zur Sache gehöriges; vielleicht soll es 2 Mos. 34, 5. 6. seyn, allein auch diese beweiset nichts. Bey dem Unterrichte der Personen vom Stande sollte man äusserst vorsichtig seyn, ihnen das Christenthum in seiner Einfalt und von allen wissenschaftlichen und Schulzusätzen gereinigt vortragen, und zu beweisen keine Schriftstellen wählen, als die ganz klar sind und gegen die mit Grunde nichts eingewandt werden kann. Die hierinn begangne Fehler sind bey der in unsern Tagen überhand genommenen Zweifelsucht und Freyheit zu denken, von höchst nachtheiligen Folgen.

Das vorangesetzte Gebet ist ganz ungekünstelt und erbaulich, und die Rede nach abgelegtem Glaubensbekenntniß ist sehr nachdrücklich. Mit einer edlen und lobenswürdigen Freymüthigkeit stellet der V. dem Prinzen die Vortheile vor, die sowol ihm, als seinen künftigen Unterthanen daraus erwachsen würden, wenn er an seinem Bekenntnisse fest hielte und die Lehren des Christenthums befolgte, und den unausbleiblichen Schaden, wenn er das Gegentheil thun würde. Möchten viele unserer deutschen Redner sich dies merken, die bey diesen und ähnlichen Vorfällen ihren adlichen Patronen die kriechendsten und unanständigsten Schmeicheleyen zu sagen, vermögend sind.

D. *Guilielmi Crichtoni* de Fide humana Libri quatuor. Ἐι γαρ ετι ἀνθρωποις ἠρεσκον, χριστου δε-

δηλος ἐκ ὧν ἡμιν. Gal. 1. 10. Trajecti ad Viadram impensis Antonii Godofredi Braunii. MDCCLXXI. 13 Bogen in 8.

Diese Schrift ist aus einer akademischen Dissertation erwachsen. Der Verf. bestreitet den menschlichen Glauben, oder den Glauben an Menschen in Religionssachen mit vieler Freymüthigkeit, verfolgt ihn bis in alle seine Schlupfwinkel und sucht ihn aus allen seinen Verschanzungen zu vertreiben. Er untersucht zu dieser Absicht, nach einigen allgemeinen Anmerkungen über die Unvernunft, Unschriftmäßigkeit und Schädlichkeit dieses Glaubens die hauptsächlichsten Gegenstände desselben, nemlich die Concilienschlüsse und die symbolischen Bücher. Von dem erstern prüfet er insonderheit die vier wider den Arius, Macedonius, Nestorius und Eutyches gehaltene sogenannte ökumenische Kirchenversammlungen, weil diese insonderheit das Glück gehabt, in der protestantischen Kirche zu einem hohen und beynahe canonischen Ansehen zu gelangen. Und ohne sich auf die Untersuchung einzulassen, in wie ferne die auf denselben festgesetzte Lehren aus der heil. Schrift zu erweisen sind, oder nicht, bemühet er sich zu zeigen, daß diese Concilia an und für sich, dieses großen Ansehens in aller Absicht unwürdig sind, und beschließt seine richtigen und mit historischen Zeugnissen bestätigte Anmerkungen mit diesen Worten: „Nicht blos um der wichtigsten Ursachen wil„len, die uns abhalten sollen, an irgend einen Menschen in „Religionssachen zu glauben, sondern auch um der Zeiten wil„len, da man den Gebrauch, Concilia zu halten, zuerst einführte, wegen der Unwissenheit, Herrschsucht, und andern „Lüsten der Glieder derselben, wegen der oft nichtswürdigen, „oft gottlosen Veranlassungen dieser Versammlungen, wegen „der auf denselben erregten Meuthereyen und Empörungen, „wegen der der göttlichen Wahrheit entgegenlaufenden Schlüsse, „wegen der Menge derselben, und weil endlich kein einziges „von diesen Flecken rein ist, sprechen wir allen Kirchenver„sammlungen, welche es auch immer seyn mögen, alles glaub„würdige Ansehen in Bestimmung der Religionslehren ab.„

Er kommt hierauf zu den symbolischen Schriften, und beweiset, daß auch diesen kein menschlicher Glaube zu statten kommen müsse, daß ihnen kein höherer Werth beyzulegen sey, als jeder andern menschlichen Schrift, und daß, wenn sie ein höheres Ansehen in Bestimmung dessen, was man glauben müsse, erlangt haben, dieses eine wider Vernunft und Schrift

ſtreitende Uſurpation ſey. Bey Anführung der Beweisgründe für ſeine Meynung, wiederholet der Verf., wie es auch nicht anders ſeyn kann, manches ſchon Bekannte, und in den Streitigkeiten über den Werth und Nutzen ſymboliſcher Schriften, inſonderheit ſeit einiger Zeit, häufig genug vorgebrachte. Indeſſen haben wir doch auch hin und wieder theils eigne Gründe, theils die alten in ein vortheilhafteres Licht geſetzt, gefunden. Da alles bey dieſem Streite darauf ankommt, ob neben der Bibel zur Erhaltung der nöthigen Glaubenseinigkeit und zur Vermeidung äuſſerſt ſchädlicher und die gemeinſchaftliche Erbauung ſchlechterdings verhindernder Verwirrungen, menſchliche Lehrvorſchriften nothwendig ſind, ob ſie hierzu das einzige oder das beſte Mittel ſind, ſo ſollte ein Gegner derſelben inſonderheit dieſe vorgegebne Nothwendigkeit beſtreiten, und das hat auch der Verf. in einigen ſehr treffenden Anmerkungen gethan. Er erinnert auch, wiewol wir wünſchten, daß er dies noch ausführlicher beygebracht hätte, daß dieſe Lehrvorſchriften an und für ſich, wie ſie nun beſchaffen ſind, und möglicherweiſe beſchaffen ſeyn können, höchſtärgerlichen Verwirrungen nicht vorbeugen können, weil ſie nemlich eben ſo zweifelhaft werden müßten, als es die Ausſprüche der Schrift jemals ſeyn können. Er bemerkt ſehr wohl, daß, wenn gleich die Ausſprüche der Schrift falſch erkläret werden können, die Schrift darum zum Erweis der Wahrheit und zur Widerlegung der Irrthümer nicht untauglich, oder wenigſtens nicht ſo ſchwach und unhinlänglich werde, daß ſie zu dieſer Abſicht die Unterſtützung menſchlicher Supplemente bedürfe. — Das große und wichtigſte Argument der Vertheydiger ſymb. Schriften, wird, wie bekannt, von den Societätsrechten der Kirche hergenommen, vermöge der ſie nach eignem Belieben, Bedingungen der Kirchengemeinſchaft machen, und alle diejenigen ihrer Glieder, ſie mögen Layen oder Lehrer ſeyn, die ſich denſelben nicht unterwerfen wollen, aus derſelben ausſchlieſſen kann. Auch dieſem Argumente ſetzet der Verf. ſehr gute Gründe entgegen, wir wünſchten indeſſen doch, daß er daſſelbe noch etwas genauer geprüfet, und ausführlicher beantwortet hätte.

D. Joh. Chriſtoph Köchers zwey Abhandlungen aus der philoſophiſchen Geſchichte zur Erläuterung einiger Stellen in der Augsburgiſchen Confeſſion und deren Apologie, aus dem Lateiniſchen überſetzt, und mit verſchiednen Zuſätzen vermehret, von M. Hermann

mann Friedrich Köcher. Jena, bey Felix Fickelscherr, 1771. mit der Vorrede 10 Bogen in 8.

Diese Abhandlungen sind von dem Hrn. D. Köcher schon vor vielen Jahren, während seines Rektorats zu Osnabrük geschrieben. Da sie eigentlich für Gelehrte bestimmt sind, so können wir eben nicht einsehen, warum sie ins Deutsche übersetzt werden mußten, insonderheit da weder der Inhalt derselben wichtig und gemeinnützig, noch die Ausführung vorzüglich und genugthuend ist. Die erste Abhandlung betrift die Worte Melanchthons in der Augsburgischen Confeßion: „Wie wir sehen an den Philosophen, welche sich unterstanden „haben, ehrlich und unsträflich zu leben, haben aber dennoch „solches nicht ausgerichtet, sondern seyn in viele große öffentliche Sünden gefallen.„ Der Verf. will diesen Ausspruch bestätigen, und er glaubt dies gethan zu haben, wenn er die Wahrheit desselben in Ansehung des Pythagoras, Socrates, Plato und Aristoteles, die er für die wichtigsten hält, erwiesen habe. Ob diese Art zu beweisen richtig sey, wollen wir eben nicht untersuchen, sondern nur sehen, wie der V. seinen Beweis geführet habe. Es bestehet aber der Beweis darinn, daß eine Menge Schriften und besonders viele Disputationen, in welchen von dieser Materie gehandelt ist, angeführet werden. Der Leser findet hier gute und böse Gerüchte, Wahrheit, Unwahrheit und Verleumdung unter einander. Freunde und Feinde dieser Philosophen, berühmte und unbekannte, gute, mittelmäßige und schlechte Schriftsteller kommen hier vor, und aus ihren Aussprüchen, denen zuweilen eine Anmerkung des V. angehänget wird, ist diese Abhandlung zusammengesetzt, ein Abdruck der Collektaneen ihres Verfassers. Eines müssen wir doch noch erinnern. Der V. redet in verschiednen Stellen von einem vollkommnen Tugendwandel, ja von der höchsten Vollkommenheit desselben. „Keiner von den Weltweisen„ heißt es S. 20. „hat es in seiner Tugend zur höchsten Vollkommenheit gebracht, sondern ein jeder derselben „hat noch immer seine Fehler und Unvollkommenheiten an sich „gehabt„ und S. 25. „ist wohl einer unter den berühmtesten „Weltweisen jemals gewesen, welchem nicht einige Laster beygeleget worden? die berühmtesten und vortreflichsten Weltweisen haben kein ganz unschuldiges und untadelhaftes Leben „geführet.„ Könnte den von dem V. aufgestellten Philosophen kein andrer Vorwurf als dieser gemacht werden, so hätte er sich ganz unrichtig auf sie berufen, und seinen Beweis sehr

schlecht geführet. Es sollte ihm doch wohl bekannt seyn, daß in diesem Leben, wo irren und fehlen das Loos aller Sterblichen ist, und gleichsam zur Natur des Menschen gehöret, keine vollkommne Tugend zu erreichen ist. Selbst unter Christen, die die vortreflichste Anweisungen, die dringensten Bewegungsgründe und die stärkste Unterstützung haben, findet derselbe nicht statt. Der V. untersuche nur, ob er wohl einen Einzigen, dem die S. 24. gegebne Beschreibung eines vollkommnen Weltweisen zukommen könne, antreffen werde. Die Verfasser der symbolischen Bücher reden auch nicht von solcher vollkommnen Tugend, sondern von großen Sünden und Lastern.

In der zwoten Abhandlung wird das Urtheil des Melanchthons von der Sittenlehre des Aristoteles: „Aristoteles de „moribus civilibus adeo scripsit erudite, nihil ut de his „requirendum sit amplius„ geprüfet. Melanchthon hat sich in demselben wohl geirret, und dies erreget bey uns, die wir nicht an die Unfehlbarkeit der Reformatoren glauben, weder Anstoß noch Verwunderung. Er war ein größerer Philologe als Philosoph, überdem war er in der aristotelischen Philosophie unterrichtet, und vielleicht wurde er auch durch den allgemeinen Beyfall, welchen Aristoteles damals hatte, bey seiner eignen Furchtsamkeit hingerissen — Die Uebersetzung ist verständlich und scheinet getreu zu seyn.

M. Friedr. Christoph Oettingers, Rath und Abten in Murrhart, Untersuchung der Preisfrage von der Sünde wider den heiligen Geist nach Anleitung der Stellen Matth. 12, 31. 32. Marc. 3, 28. 29. Luc. 12, 10. Frankfurt und Leipzig, 1771. 8. 68 Seiten.

Wir sind mit den Ideen und der Sprache dieses sonderbaren Schriftstellers zu wenig bekannt, als daß wir es uns getrauen könnten, seinen Begriff von der Sünde wider den heil. Geist aus seiner Schrift heraus zu finden und ihn mit unsern eignen Worten vorzulegen. Er mag es also selbst sagen, was er darunter verstehet: „Derjenige und kein andrer „lästert den heil. Geist, der 1) wider die allen offenbare Vernunft, oder wider das Licht das alle Menschen erleuchtet, 2) „aus lasterhaften und feindseligen Haß und Antipathie des „Teufels gegen Christum, 3) die Wirkungen des heil. Geistes, die Wahrheiten von dem Fleisch und Blut Jesu und

„von

„von seinem Hohenprieſterthum, und die gewiſſe und wahr„haftige Worte der Offenbarung des Geiſtes Jeſu an ſeine „Gemeine; 4) öffentlich und mit Vorſatz beſtreitet, jedermann „verhaßt zu machen ſuchet, und mit ſpitzfindigen Vorwänden „beſtärkt, 5) ohne daß er ſich ſagen läßt, daß er im ewigen „Gericht, welches Gott dem Sohne und ſeinen Heiligen zu „halten übergeben, einmal öffentlich werde verhört, protocol„lirt, und zum Feuer des Zorns Gottes, wie ſichs gezieret, „ſo lang verdammt werden ſolle, 6) bis der ganzen Creatur „die Bosheit des Satans, der durch ſie den Geiſt Jeſu ge„läſtert, durchaus kund und offenbar werde, daß ſie nicht ver„geben, ſondern beſtraft werden müſſe.„ Von der Sünde wider des Menſchen Sohn hat der V. folgende Begriffe: „derjenige aber redet wider des Menſchen Sohn, welcher „zwar 1) dem Lichte der Vernunft gerne folget, dabey aber „2) die zweifelhafte Meynungen von Jeſu Chriſto und ſeiner „Gemeine und ihrer Vorrechte, nach der vernünftigen Lau„terkeit des Evangelii nicht zu rechte legen kann, 3) doch der „Gemeine nicht feind, ſondern nach der Menſchenliebe hold „iſt, und 4) deswegen über ſeinen zweifelhaft ausgeſtoſſenen „Widerreden Vergebung und Pardon erlangen kann.„ —

Der V. glaubt, daß er die Sache völlig ins Licht geſetzt, und durch ſeine Realdefinition von der Sünde überhaupt, daß ſie nemlich ſey ein Mangel der Herrlichkeit Gottes, und durch die oekonomiſche Idee von dem willkührlichem Vorſatze der Aeonen in Chriſto (1 Tim. 1, 17.) alle die Schwierigkeiten, die von andern Hypotheſen über dieſe Sache zurückgelaſſen worden, gehoben, und folglich der Aufgabe, die ſeine Schrift veranlaſſet, genug gethan habe. Wir glauben dies nun zwar nicht, halten es aber für eine eben ſo unnöthige als vergebliche Arbeit, wenn wir uns bemühen wollten, ihm ſeine ſüſſe Einbildung zu benehmen.

Kl.

2. Rechtsgelahrheit.

Obſervationes Hiſtorico-juridicae in Concordata Nationis Germanicae cum ſede Romana. Anno 1771. 4. 48 Seiten.

Die

Die Beobachtungen, welche der ungenannte V. hier liefert, haben folgende Gegenstände:

1) Die Concordaten unter Carl Martel, Pipin, Carl dem Großen, Otto dem Großen, und Otto III. so weit sich die katholische Advocatie in Ansehung der Römischen und allgemeinen Kirche darauf gründet — vermög dieser Concordaten besonders vom J. 964. erlangte Otto I. als König von Deutschland und Italien, in der Regul das Recht den Pabst, die Erz- und Bischöffe einzusetzen, und zwar als Römischer König und Patricius. Dadurch hat der Kaiser oder damalige König nicht nur über den Kirchen-Staat und ganz Italien die Temporalien, sondern auch alle Rechte der vorigen christlichen Kaiser und römischen Patricien wie auch der Karolingischen Kaiser, in Ansehung der Kirche, besonders aber die Advocatie der römischen und allgemeinen oder katholischen durch die ganze Welt ausgebreiteten Kirche erhalten, welche Advocatie hauptsächlich darinn bestehet, dafür zu wachen, daß die Kirche auf keine Weise Schaden leide, wie zu aller Zeit, besonders im J. 1160. und auch zur Zeit der großen Abendländischen Spaltung, als unzweifelbar selbst von Ausländern erkannt worden. —

2) Das Concordat vom J. 1111. und die Excommunication des Königs. — Was diese betrift, so haben Kaiser Henrich V. und Pabst Paschalis II. ausdrücklich festgestellet: Papa penitus in personam Regis nunquam Anathema ponet. — Die Excommunication war anfänglich nur eine Ausschliessung von der h. Communion, nicht aber von der Kirche, in der Folge erstreckte man dieses nach Art der Juden auch auf die Kirche und zuletzt machte man gar eine Infamie daraus. Dieses gab Gelegenheit, daß man von dergleichen Strafen an die Reichsgerichte recurrirte und in den Chur-Mäynzischen Landen ist wirklich durch eine Verordnung vom J. 1733. die Erkenntniß über die Kirchenbuß den geistlichen Gerichten abgenommen und ganz alleine den weltlichen überlassen worden, auch selbst in den Oesterreichischen Landen sind verschiedene Verordnungen vorhanden, wodurch die Kirchenbuße als eine criminelle Strafe, den geistlichen Richtern alleine nicht überlaßen wird. —

3) Die Herstellung der Wahlfreyheit der Kirchen durch das Calixtinische Concordat vom J. 1122. Diese Wahlfreyheit hatte dadurch viel verloren, daß, anstatt vorher ein Bischoff oder Pabst von der Geistlichkeit und dem Volke gewählet ward, und der Gewählte nicht eher dafür erkannt und bestätiget wurde, als nachdem der Kaiser durch Ueberschickung

Ring

Ring und Stabs die Wahl genehmiget hatte, nachher unter Heinrich IV. die Geistlichkeit und das Volk fast gar keine Wahlgerechtigkeit mehr hatten; dieser Verlust wurde dann durch jenes Concordat wieder erstattet, daß von nun an nebst dem Clerus auch die Dienstmänner der Kirche (Ministeriales) anstatt des Volks die Wahl verrichteten, bis endlich doch wieder Otto IV. Fried. II. und Rudolph von Habsburg auch selbst der Pabst alle Layen durch die Kanones von den Wahlen ausgeschlossen, welche Ausschliessung hernach erst den Avignonischen Päbsten, die es nun auf diese Art mit der Geistlichkeit alleine zu thun hatten, Gelegenheit gegeben, sich überhaupt aus den Wahlen nichts mehr zu machen, sondern nach eigenem Gefallen Bischöffe zu bestellen, wie die Geschichten einzeler Bißthümer beweisen.

4) Durch diese Hintansetzung des Clerus und des Volkes bey der Wahl, litte nun freylich der Kaiser sehr unter den Calixtinischen Concordaten; die Rechte des Kaisers blieben aber doch so weit gewahret, daß keine Wahl ohne Gegenwart eines Kais. Gesandten geschehen durfte, mithin das alte Beystimmungsrecht in die geschehene Wahl nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern auch sogar bey zweyspaltigen Wahlen als nothwendig und entscheidend angesehen werden mußte. — — Hr. J. J. Moser war in der bekannten Kritick über H. Postel für den Päbstlichen Besitzstand gegen das Kaiserliche Entscheidungsrecht. — 5) In den Calixtinischen Concordaten war der Unterschied zwischen Wahl und Postulation noch nicht bekannt, weil er erst später durch die Dekretalen eingeführet worden und doch auch noch heut zu Tage, wie die Curialisten lehren, in einzelen Fällen, durch ein Breve eligibilitatis, wegen besonderer Verdienste aufgehoben werden mag; indessen müssen doch immer diese Concordaten dafür angesehen werden, als wenn die Postulation ausdrücklich darinn enthalten wäre.

6) Die Befugniß des Provinzialconciliums, das Wahlinstrument zu untersuchen und den gewählten oder postulirten zu bestätigen, wird durch jene Concordaten nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt, denn was auch hernach über diesen Punkt die Aschaffenburgische Concordaten geändert haben, das wurde nicht nur in den J. 1455. und 1457. von Churfürsten und Ständen, sondern auch noch im J. 1563. vom Kaiser selbst im Namen der ganzen Nation wieder aufgerufen; und es bleibt wenigstens so viel richtig, daß das Provinzialconcilium die Wahl selbst confirmiren könne, wenn die päbstliche

Con-

Confirmation zu lange nussbleibt. 7) Pabst Gregor. VII. und seine Nachfolger wollten dem Kaiser alle Investitur der Bischöffe aus den Händen reißen, weil es unanständig sey, eine geistliche Hand in eine weltliche einzuschlagen, und dieses gab Gelegenheit, alle Regalien aufzurufen; Pabst Paschalis II. billigte dieses durch ein förmliches Concordat; aber die deutschen Bischöffe wandten den Spies um und begehrten, daß der Pabst entweder die bereits an sich gerissene Regalien dem Kaiser und Reich erstatte, oder von seiner Anmaßung der Temporalien abstehe, und damit zerschlug sich dieses ganze Concordat. Daraus entstand die Nothwendigkeit, dem Calixtinischen Concordat einen eigenen Artickel einzuverleiben, daß die kaiserliche Investitur künftig keinem Widerspruch mehr ausgesetzt seyn sollte, und das wurde hernach auch in Ansehung der weltlichen Reichsvasallen eingeführt, nemlich, daß vor Berührung des Scepters der Leheneid geleistet und nachher zum Zeichen der Uebergab die Fahnen überliefert worden, wie bis auf den heutigen Tag noch geschiehet. 8) In dem Calixtinischen Concordat ward dem päbstlichen Stuhle also von Regalien der Geistlichen gar nichts, auch nicht mittelbar, vorbehalten, sondern alles dem Kaiser überlassen, und dieses hernach unter Friedrich I. Ludwig dem Bayer, Carl IV. selbst in der güldenen Bulle, in den Churvereinen, in der Wahlcapitul. Art. XIV. in den R. Abschieden, besonders in dem jüngsten §. 164. wie auch im Westph. Frieden und selbst im Trident. Concilium — bestätigt, auch unter K. Joseph I. Carl VI. und den folgenden öfters beobachtet, so daß hieraus die gründliche Lehre Maimburgs und Bossuets, gegen die falschen Sätze der Curialisten von der Gewalt des Pabsts über die Regalien der Könige und geist- und weltlichen Fürsten von einem deutschen Canonisten und Publicisten in ihr rechtes Licht gesetzet werden kann. 9) Eben dieses Concordat bestätigt dem neuerwählten Bischoffe das Recht über die Regalien noch vor der Consecration. 10) Die zum römischen Stuhl gehörige Regalien sind jedoch von der suchenden Renovation derselben durch dieses Concordat befreyet worden. Selbst in Rom war zu selbiger Zeit ein kaiserlicher Beamter. Indessen, gleich wie die deutschen Bischöffe nach und nach sich in Rechte geschwungen haben, die den Majestätsrechten ähnlich sind, eben so gieng es auch mit Rom; mit allen dem ist und bleibt doch das römische Territorium auf den heutigen Tag, ein Reichslehen. 11) In diesen Concordaten verspricht der Pabst dem Kaiser über alle Beschwerden Abhülfe, so wie sie der Kaiser dem Pabst schon vor-

vorher versprochen hatte, nemlich nicht nur über Beschwerden der ganzen Nation, sondern auch einzeler Stände und mittelbarer Reichsglieder, als in welchem Falle der Kaiser vermög der Wahlcap. Art. XIV. den Grund der Beschwerden untersucht und denn nach Rom zur concordatmäßigen Abhülfe gelangen lässet, zumal wo die Beschwerde so gros ist, daß schon nach dem Justinianischen Recht und den Capitularibus der Recurs an den Kaiser gegen eine von dem Pabst zugefügte Beschwerde gegründet ist.

12) Wird durch die bekannte Formul: do veram pacem die angemaßte päbstliche Bannbefugniß gegen den Kaiser aufgehoben. 13) Das Concordat vom J. 1176. zwischen K. Fried. I. und Pabst Alex. III. behält dem Reiche ausdrücklich alle päbstliche Regalien bevor (siehe oben 10.) 14) Der wichtigste Artickel dieser Concordaten für den deutschen Clerus. Nur blos der Clerus ausser Deutschland, (Clerus transalpinus) wurde der päbstlichen Jurisdiktion unterworfen, der deutsche Clerus hingegen hatte sein Provinzialconcilium, wo die mehresten Stimmen der Bischöffe entschieden und die römischen Appellationen nichts galten. Aber der italienische Clerus hieng sich an die falschen Isidorischen Dekretalen und zog seine Appellationen nach Rom, und in der Folge gieng Deutschland und Frankreich auf diesem Fuße nach; wozu die Sachsen, die den Kaiser Henr. IV. zu Rom verklagten, und denn die Thüringer, die von der Erfurtischen Synode nach Rom appellirten, den Anfang machten, die Universität Bologna aber das meiste beytrug, denn da wollte jedermann Weisheit lernen, und eben da war es, wo unsre Jugend die Cisalpinischen und Transalpinischen Grundsätze in eine Mässe zu werfen lernte; erst von selbiger Zeit an fieng der niedere Clerus Cisalpinus an, die päbstliche Absolutionen, Dispensationen, Confirmationen, Exemtionen und dergleichen zu suchen. Dieses nun abzustellen, war die Absicht des gegenwärtigen Concordats vom J. 1176. nachdem K. Fried. im J. 1157. sich bereits öffentlich dagegen gesetzet hatte.

15) Durch die Kreuzzüge wurden die Könige und Fürsten von Europa in die Fremde geschickt, damit indessen ungehindert ihrer die Curialisten die Isidorische Grundsätze aufspannen, oder vielmehr über alle Gränzen hinaus setzen und mit Hülfe der hohen Schule zu Bologna, ganz Europa damit überschwemmen konnten; denn weil die Falschheit dieser Isidorischen Waare damals noch geheim gehalten wurde, so konnte man auch noch nicht recht dagegen arbeiten; was man that,

das verdroß die Curialisten, es kam sogar zwischen dem Concilium zu Basel und dem Pabst Eugen IV. ein neues Schisma hinzu, welches nach einer sechsjährigen Neutralität, durch die Concordata Principum 1446. endlich beygeleget wurde, davon hier die Geschichte nach dem Aeneas Sylvius geliefert wird. 16) Durch die Concordata Principum sind verschiedene, der deutschen Nation vortheilhafte Schlüsse bestätiget und auch zu Abhelfung der Beschwerden, gegen die Curie alle 10 Jahre General-Concilien zu halten versprochen. Zuletzt schließt der V. überhaupt von den Canonen und Dekreten der General-Concilien, daß sie keine Achtung verdienen können, sobald sie über die Gränzen ihrer Befugnisse hinaus giengen, so wie die Concilien zu Kostniz und Basel sich anmaßten, über die Churwürde und das Tridentische de reformatione Principum zu urtheilen, oder sobald bey einer Materie, worüber das Concilium sich einlässet, schon besondere National- oder Provinzial-Gesetze vorhanden wären, wo die allgemeine Regul allezeit der besondern nachgehet. Deswegen denn auch in solchen Sachen, die offenbar gegen die Temporalien der Könige und Fürsten streiten, vermög der Wahlkap. dem Kaiser als höchstem Schutzherrn der Kirche obliegt, für die Aufrechterhaltung der besondern Reguln zu wachen, der Pabst aber nach den Calixtinischen Concordaten schuldig ist, den Beschwerden abzuhelfen.

17) Die Väter des Baselischen Conciliums haben insonderheit durch das Decretum de causis Sess. 31. den Beschwerden der deutschen Nation einigermaßen abzuhelfen gesucht, da sie in geistlichen Sachen die erste Instanz bey dem Bischoff, die zweete bey dem Metropolitan feste stellten, aber die dritte dem Pabste gaben, und zwar blos aus der falschen Idee der Isidorischen Dekretalen, jedoch mit der Einschränkung auf die sogenannte Causas majores und delegationes in partibus; aber Pabst Eugen erkannte den Schluß nicht, wenigstens nicht für den Schluß eines allgemeinen Conciliums; deswegen wurde er auf dem Convent zu Maynz 1439. förmlich dafür angenommen und zwar durch das nachherige unter dem Namen: Avisamenta Moguntiae bekannte Acceptations-Instrument vom J. 1440. wobey zugleich dem Uebergewicht der Stimmen in Ansehung der italiänischen Bischöffe vorgebauet wurde.

Im J. 1446. im Churverein verbanden sich dann die Churfürsten mit Einwilligung K. Fried. III, den Pabst Eugen nicht eher zu erkennen, als bis er versprochen haben würde, nach Constanz, Straßburg, Worms, Maynz oder Trier ein Concili-

cilium auszuschreiben, welches endlich auch der Pabst den deutschen Fürsten verwilligte, mit dem einzigen Vorbehalte, daß dem h. Stuhl von der Nation auch eine Vergeltung dafür angewiesen würde.

Nach dem Tode dieses Pabsts bestätigte sein Nachfolger Nicolaus V. die Handlung seines Vorgängers und nachdem Er die bedungene Vergeltung reichlich erhalten hatte, so wurden die vorigen Concordaten noch einmal bekräftiget und dabey mehr als einmal die Haltung des General-Concilimns versprochen, worüber die ganze katholische Kirche sich zu freuen und sowol dem Kaiser als Churfürsten und Ständen des Reichs zu danken Ursache gehabt hätte, wenn nur von der andern Seite die Concordaten erfüllet worden wären. Aber — das Concilium, welches innerhalb 10 Monaten sollte ausgeschrieben werden, wurde nicht ausgeschrieben, das Decretum: *frequens etc.* wurde vergessen, die General-Concilien wurden unterlassen, wahrscheinlich alleine den Curialisten zu gefallen, die blos auf ihren Beutel dabey sahen, wodurch die Kirchenzucht in der Folge dergestalt herunter kam, daß die nachherige große Spaltung allein darinn zu suchen ist; denn die protestantische Gesandten gaben auf dem Concilium zu Trient öffentlich zu erkennen, daß alle Misbräuche und alles Unheil aus der Verachtung des Dekrets: frequens etc.; und Unterlassung der General-Concilien entstanden seyen. 18) Dem Kaiser und dem Reiche ist sehr daran gelegen, die Concordata Principum bey Kräften zu erhalten, auf welche Art es auch sey. 19) Das Aschaffenburgische Concordat hat lange nicht die Festigkeit als die Concordata Principum; auch ist heute noch kein hinreichendes Mittel ausgefunden, den Beschwerden der Nation abzuhelfen, die Kaiser Ferd. I. dem päbstlichen Stuhle so angelegentlich vorgehalten, vornehmlich aber: die Delegationes in Partes, die Annaten, die blos wegen der Türken aufgekommen, die nach Rom gezogene und den Metropolitanen entzogene Bischaffswahl Bestätigungen, die Reservaten der Beneficien u. s. w. weil die römische Curie die Abhülfe verweigert, folglich die Nation genöthiget ist, auf andere Wege zu denken.

20) Die römische Curie muste wohl einsehen, daß das ganze Aschaffenburgische Concordat auf schwachen Füssen stehe, und fand daher für gut, es nicht blos bey den alten Beschwerden zu lassen, sondern die Nation durch mehrere und neuere Beschwerden dahin zu bringen, daß sie frohe seyn müsse, nur das Aschaffenburgische Concordat bey Ehren zu erhalten und ihre

Beschwerden darnach abzumessen. Diese neuere Beschwerden werden denn kürzlich der Reihe nach von A. bis S. erzählt. 21) Mit folgender Betrachtung beschließt der Verfasser:

„Verschiedenes in den Concordaten steht und fällt mit dem „Isidorischen Dekretalen; denn nach dem Tridentinischen Con„cilium fieng man an ihre Unterschiebung und Falschheit zu enti„decken, und jetzt kennt man sie allmählig überall. Die Rechts„gelehrten wissen, was man von einem Vertrag, der sich auf „einen Irthum, auf eine falsche Ursache oder auf falsche Urs„kunden gründet, zu halten habe, von den Grundsätzen des „natürlichen und Völkerrechts und deren Anwendung auf den „Fall, da ein Vertrag von einem Theil gebrochen oder der „Verbindlichkeit öffentlich widersprochen wird, gar nichts zu „gedenken, auch davon nicht, was einem jeden ehrliebenden „Rath eines geistlichen Fürsten einleuchten muß, sobald er sich „in die Vorzeiten des Isidors, da die höchste Gewalt in Kir„chen-Sachen bey den Land-Concilien und der Mehrheit der „bischöflichen Stimmen war, zurück gedenket. Dieses eins „zige wünsche ich nur, daß der Schlauigkeit der Curialisten, „die durch Verketzerung des Aschaffenburgischen Concordats „den Deutschen diesen Wunsch abdringt, ein Ziel gestecket und „ein allgemeines Reichs-Gesetz von der Nation zu Stande ge„bracht werden möchte, wie in ältern Zeiten besonders K. „Maxim. I. schon vorgewesen, um den Beschwerden der Nas„tion auf eine solche Art abzuhelfen, daß nicht allezeit einzele „Stände von Deutschland mit der ganzen Curie zu fechten „haben.„

Wir haben all obiges blos historisch und etwas umständlich erzählt, um unsern Lesern die Beurtheilung zu erleichtern, die wir ihnen selbst überlassen wollen.

E.

Johann Friedrich le Bret, öffentl. ord. Lehrers an dem Herzogl. Gymnasio, auch Regierungs- und Consistorial-Bibliothecarii in Stuttgard, Magazin zum Gebrauch der Staaten- und Kirchengeschichte, vornehmlich des Staatsrechts katholischer Regenten in Ansehung ihrer Geistlichkeit. Erster Theil. Ulm, 1771. zu finden bey A. C. Stettin, 584 Seiten in gr. 8.

Von

Von dem glücklichen Eifer des Verf. Deutschland mit den Früchten seiner Reisen und sonderlich seiner von Italien erworbenen Kenntnisse zu bereichern, ist dieses eine neue Probe, die wir mit Dank annehmen. In diesem ersten Theil stehen folgende Aufsätze. I. Relation und Prüfung der Durchl. Republick Venedig, des Hrn. Grafen Franz Della Torre, Kaisers Leopolds I. Gesandten bey derselben, von der Art ihrer Regierung; von den Mitteln, den Adel im Zaum zu halten; von den Primaten; von der Staatskunst, welche die Republick in Ansehung ihrer Unterthanen gebraucht; von ihrem Genie und Eifersucht mit den Fürsten; von ihrer ordentlichen Macht welche sie gebrauchen kann; von ihrer ausserordentlichen Armatur; vom Ueberfluß des Geldes, und der Sicherheit oder Unsicherheit ihrer Dauer. Eine heftige, aber auch eine der treffendesten Beurtheilungen dieser Republick; hin und wieder vom Herausgeber berichtiget. II. Peter Businello, Staats- und Gesandtschafts-Sekretairs bey dem Bailo von Venedig, historische Nachrichten von der Regierungsart, den Sitten und Gewohnheiten der Osmanischen Monarchie. Obgleich der Verf. in einigen Stellen, welche die Geschichte der muhammedanischen Religion betreffen, den Nachrichten der Griechen zu entscheidend gefolgt zu seyn scheinet; so ist doch übrigens seine Beschreibung sehr lesenswürdig, in manchen Stücken auch neu. III. Sammlung von Urkunden, die Griechen in Dalmatien und Albanien betreffend. Ein Ergänzung und Bestätigung der lateinischen Schrift, welche der Verf. vor einigen Jahren über den kirchlichen Zustand dieser Griechen herausgegeben hatte. IV. Bericht der Abgeordneten ad pias causas, als eines Zusatzes vom Rath der Zehen, an den Durchl. Fürsten, von den Schaden, den der allzugroße Reichthum der Geistlichen und Klöster dem Staat verursacht. Dieser wichtige Aufsatz ist zu Folge des Befehls des Doge vom 12 April 1765. verfertigt worden, und am 12 Junius 1767. unterschrieben. V. Von der Schädlichkeit der allzugroßen Reichthümer der Geistlichen in Absicht auf den Neapolitanischen Staat, als eine Rechtfertigung der Gründe, die in der Bittschrift an S. Maj. den König von Neapel angeführt worden, der Königl. Cammer von St. Clara in einer Rechtssache zwischen den Brüdern Bianco und den Ehrwürdigen Vätern der Congregation, der Mißion zur Kenntniß vorgelegt; 1769. VI. Briefe des Fra-Paolo Sarpi, aus einem Colbertinischen Codex, n. 2832. Erste Sammlung. Briefe an Jacques Lechaller. Sie betreffen die Verfassung der Römischkatholi-

schen Geistlichkeit, die Rechte der französischen Kirche, die Gewalt der Fürsten und Päbste über die Geistlichen. Lehrreiche Anmerkungen des H. L. B. begleiten sie. VII. Xaverius Mattei, von den Mißbräuchen bey den Spolien der Bischöffe, an den König von Neapel gerichtet, unterm 12 Jänner 1769. Ist mit vieler Gründlichkeit wider die Habsucht der obern Geistlichkeit gerichtet.

Z.

Vollständige Sammlung alter und neuer Gesetzbücher der Kaiserl. und des H. Röm. Reichsfreyen Stadt Bremen, aus Originalhandschriften herausgegeben von *Gerhard Oelrichs*, B. R. D. Ihro Röm. Kaiserl. Maj. Rath. Bremen, bey I. H. Cramer, 1771. 117 Bogen in gros 4. und 2 Bogen Kupfertafeln, die Proben der Schrift der Originalhandschriften enthalten.

Diese Sammlung Bremischer Gesetze ist nicht allein für die, die sich mit der Geschichte und der Verfassung der Stadt Bremen beschäftigen, interessant, sondern kann auch zur Aufklärung der Geschichte der deutschen Rechte überhaupt sehr viel beytragen. Man ist daher den Hrn. Rath Oelrichs für den Fleiß und die Genauigkeit, vielen Dank schuldig, mit der er diese Gesetze, den alten Handschriften ganz gleichförmig herausgegeben hat. Wir erwarten auch die neue Ausgabe seines Glossarii ad Statuta Bremensia, die er in der Vorrede nächstens zu liefern verspricht, mit großer Begierde. Es soll zugleich zu Erklärung der dunkeln Worte, der Lübeckischen, Hamburgischen, Stadischen, Rigischen und anderer in Niedersächsischer Sprache geschriebener Statuten dienlich seyn. Es wird also nicht allein zu Aufklärung der alten deutschen Rechte, sondern auch zur Erweiterung und Berichtigung unserer Muttersprache selbst, ein nützlicher Beytrag seyn.

Es sind uns bey der neuen Ausgabe solcher alten zum Theil gar nicht mehr geltenden Gesetze, oft folgende Gedanken eingefallen. Unsere Vorfahren haben in den dunkeln Zeiten, da die Gelehrsamkeit noch nicht so empor gekommen war, gute Verfassungen gemacht, die ihren damaligem Zustande angemessen waren. Wir bey weit größerer Gelehrsamkeit, und bey weit größerer Aufklärung unserer Geister, haben gewiß an nur sehr wenig Orten uns bemühet, die sich widersprechenden

den Gesetze zu vereinigen, und solche neue zu verfassen, die unserm itzigem Zustande angemessen seyn. Es werden vielmehr an den meisten Orten noch solche Gesetze beybehalten, die sich auf den itzigen Zustand gar nicht passen, bloß weil sie alt sind. Wenn das gemeine Recht und die gesunde Vernunft, den Besitz einer Befugniß abspricht, gründet sich darinn auf das alte Herkommen. Oft sind die weiseste neuern Verfügungen nicht durchzutreiben, weil ein veraltertes Herkommen dagegen streitet. Die Wissenschaft vieler Rechtsgelehrten bestehet nicht darinn, die itzigen Rechte zum besten der Menschen anzuwenden, zu verbessern, einfacher und dadurch nützlicher zu machen, sondern alte nicht mehr geltende Rechte, auswendig zu lernen, ihre Widersprüche unter einander zu vergleichen, aber durch das Studium der alten Rechte, die neuern noch verwirrter. Wie oft werden die alten Gesetzbücher, in denen wir lernen sollten, unsern Vorfahren gleich, solche weiße Gesetze, die sich für uns schicken, nicht nachgeschlagen, entweder blos eine leere Gelehrsamkeit zu zeigen, oder wohl gar, um den gangbaren Gesetzen, durch ein aus dem Staube hervorgesuchtes Herkommen zu widersprechen. Wer war weiser, unsere Vorfahren im 13. und 14ten Jahrhunderte, die Gesetze machten, um den Wohlstand ihrer Mitbürger zu befördern, oder wir, die wir diese Gesetze herausgeben, vergleichen, commentiren u. s. w. ohne darauf zu sehen, ob der Wohlstand unserer Mitbürger befördert werde oder nicht.

Wir sagen dies, ohne die Bemühungen des gelehrten Hrn. Rath Oelrichs und anderer Gelehrten, die ähnliche Arbeiten unternehmen zu verunglimpfen. Sie bleiben nützlich, aber sie können gemißbraucht werden, und es giebt noch nützlichere Arbeiten, die in Deutschland fast ganz vernachläßigt werden, dies nur sey einem Menschenfreunde erlaubt, zu bemerken.

Gr.

Kritisches Wörterbuch über juristische Sachen. Fünftes und sechstes Alphabet. Frankfurt am Mayn, bey Kochendörfer, 1771. 207 S. Siebendes Alphabet, 324 Seiten in 8.

Wir sehen mit Vergnügen, daß dieser Schriftsteller, dem es weder an Genie noch an Fleiße fehlt, der Kritick Gehör giebt, die Fehler vermeidet, die man an ihm getadelt hat, seine Materien besser wählt, besser ausführt und besser vor-

trägt. Kleine Abhandlungen, Recenſionen und Merkwürdigkeiten, alte und neue, machen den Inhalt auch dieſer Alphabete ſeines Wörterbuchs aus. In den Abhandlungen ſpricht er vom Abtrieb, von den Anhaltbernburgiſchen Landesrechten und theilt eine Regierungsordnung von 1606. mit; von dem Vaterlande des Epke von Repkow, von den Urſachen, warum es ſo viele ſchlechte Advocaten giebt, von der Befugniß eines Vaſſallen von einem Herrn, mehrere Lehen zu beſitzen ꝛc. Die Recenſionen ſind mit Unpartheylichkeit und Glimpf, viele auch mit Einſicht und Kenntniß der Sache geſchrieben. Schmidts inſtitutiones juris civilis ſind nirgends ſo gut beurtheilt worden, als hier, bey Lenneps Werk von den Landſiedelleyhen aber iſt doch immer noch das Gute zu ſehr verkannt; Weſtphal vom Pfandrecht wird zu ſehr gelobt; die großen Mängel werden verſchwiegen. Doch wir wollen keine Antikritiken ſchreiben; nur noch eine Anmerkung müſſen wir bey Seite 81. im 5. und 6. Alphabet machen. Der Verfaſſer der Abhandlung de teſtatore teſtibus incognito, heißt nicht Piſtorius, ſondern Piſtor, und eine gewiſſe Juriſtenfakultät hat ein Teſtament, das an einem auswärtigen Orte gemacht war, deſſen Zeugen den angeblichen Teſtator ſo wenig kannten, als den Kaiſer von Marocco, wo es an der Gewißheit des Willens ſchlechterdings fehlte; dennoch für gültig erkannt. Unter den Merkwürdigkeiten war uns die intereſſanteſte die Nachricht, daß in dem Knopfe eines gewiſſen Kirthurms ein Document gefunden worden iſt, worinn Chriſtian Thomaſius, Spener und andere Gelehrten ſtattlich ausſchendiret werden.

D. Johann Heinrich Fricke, ordentlichen Lehrers der Rechte auf der Großfürſtlichen Univerſität Kiel, Grundſätze des Rechts der Handwerker. Göttingen und Kiel, bey Boßigel, 1771. 141 S. in 8.

Ein nützliches und lobenswürdiges Werkchen. Es enthält die Quinteſſenz aus Beyers und Strubs Schriften über das Handwerksrecht, mit den einzelnen Bemerkungen der neueren Schriftſteller und den Verordnungen des Reichsſchluſſes vom Jahr 1731. vermehrt. Plan und Inhalt iſt folgender. — Erſter Abſchnitt: von Handwerkern und Zünften überhaupt. II. Von Innungsartickeln und Zunftgeſetzen. III. Von der collegialiſchen Form der Handwerker. IV. Von der Zunftgerichtbarkeit. V. Von denen zum Handwerk gehörigen Perſonen. VI. Vom Zunftzwang, Pfuſchern und Bön-

hau

Hasen. VII. Von der Freymeistetschaft. VIII. Von den Hofhandwerkern. IX. Von der Werkstatt und den Handwerksinstrumenten. X. Vom Handwerkskram. XI. Von Grenzirrungen mehrerer Zünfte. Einige Anmerkungen müssen wir machen. Manches hat der V. für allgemein ausgegeben, das an vielen Orten Abfall leidet. Dahin gehören z. E. alle Sätze, welche dem Stadtmagistrat gewisse Rechte über die Handwerker zuschreiben. Es giebt Städte, worinn er ganz keine hat. Dahin gehört ferner der Satz im 31. §., daß alle Gesellen ihre Kundschaft in die Lade liefern müssen; der Unterschied, der im 32. §. zwischen der Zunftlade und Zunftbüchse gemacht wird; die Assertion im 46. §., daß die Erkenntniß des ordentlichen Richters vor der Ausstossung aus der Zunft vorausgehen müsse; im 47. §., daß man zuerst die Aufnahme in die Zunft und alsdann das Bürgerrecht suchen müsse; im 73. §., daß der Meister dem Gesellen acht Tage zuvor, ehe er ihn wegschickt, aufsagen müsse; im 74. §., daß der Gesell Kost bekomme. An verschiedenen Orten bekommt der Schuhknecht keine Kost, und die Buchdruckergesellen bekommen solche, soviel der Recensent weiß, nirgends. Diesen Mängeln ist nicht anders abzuhelfen, als wann der V. gereisete Handwerksleute über seine Sätze ad articulos vernimmt, oder Gelehrte in verschiedenen Provinzen Deutschlandes ersucht, dieses zu thun. Unter verschiedenen Unterlassungssünden ist die beträchtlichste, daß im 54. §. die Frage, in wie weit der annus decretorius bey der Aufnahme in die Zünfte zu attendiren, und die Kortholtische Disputation darüber, nicht angeführt ist. Zum Schlusse ist ein Programm des V. angehängt, von der Nothwendigkeit einzelne Theile des deutschen Privatrechtes besonders in Schriften abzuhandeln und auf Akademien zu lehren. Die Vorrede giebt Hofnung, daß der V. das erstere leisten werde. Wir bitten um die Erfüllung dieser Hofnung.

Otia in otio minime otiosi, enthaltend verschiedene rechtliche praktische Anmerkungen, besonders über die Eisenhardische Erzählungen von besondern Rechtshändeln nebst einem Muster dergleichen Erzählung. Lemgo, in der Meyerischen Buchhandlung, 1771. 266 Seiten in 8.

Farrago libelli, in eilf Abhandlungen. Die erste beurtheilt die Eisenhardische Rechtshändel, und tadelt den Mangel von Auswahl und die Weitschweifigkeit in der Erzählung (ein

Urtheil, das wir von ganzem Herzen unterschreiben) geht so nach der Reihe durch, zeigt den Inhalt an, und streut praktische Anmerkungen ein, denen wir meistens beypflichten. Wann aber der V. in der zweyten Abhandlung selbst einen Rechtshandel erzählt, und glaubt, daß er ein Muster vorstellen könne: so hat ihn die Eigenliebe verblendet. Uns scheint der Fall weder sehr merkwürdig noch gut erzählt zu seyn. Die dritte Abhandlung enthält Anmerkungen über Montesquieus esprit des loix. Bach, den der V. selbst anführt, und andere haben sie fast alle schon weit besser und ausführlicher gemacht. Vierte Abhandlung: über die Dreistigkeit und Unwissenheit einiger französischen Journalisten in Beurtheilung juristischer Bücher von deutschen Gelehrten (in Beurtheilung aller deutschen Bücher hätte der V. sagen können. Allein cui non dictus Hylas?) über die glücklicherweise hintertriebene Uebersetzung des corporis jur. rom. in die französische Sprache; (Man fürchtete die lateinische Sprache würde in Frankreich alsdann vollends vergessen werden. In so weit lobt unser U. das Verbot der Uebersetzung mit Recht. Aber wann er sagt, daß man auch auf der andern Seite zu weit gehe, daß man sich mit den so gelahrten als nutzbaren Untersuchungen Noodts, Bynkershoecks und Otto's begnügen solle, und glaubt, daß zum Verstand der römischen Gesetze Nieuports und Heineccius Antiquitäten gar wohl hinreichten, so kann man sich des Lachens nicht enthalten.) Ueber die übertriebene Disputationomanie, (das heißt bey unsern U. Begierde Disputationen zu sammeln, wovon doch so viele schlecht seyen.) Fünfte Abhandlung: von dem Widerspruch verschiedener Artickel der juristischen Terminologie, mit den philosophischen Begriffen, und ob der purismus in der juristischen Sprache einzuführen. (Sehr triviale Dinge) Sechste Abh. warum ein Ablauf von 30 Jahren zur ordentlichen Verjährung erwählet sey, und ob die Verkürzung dieser Zeit anzurathen? (Ebenfalls gröstentheils längst bekannte Dinge.) Siebende Abh. Betrachtung über die Gerichtsprocuratores und deren Abschaffung bey einer Justizreforme (die Rede ist blos von den vormals in Brandenburgischen üblichen Procuratoren und ihrer Abschaffung. Der Aufsatz hat wenig Interesse.) Achte Abh. Ob zu wünschen, daß ein Chef sich in Justizangelegenheiten persönlich sprechen lasse, oder ob es besser sey, daß er die Sollicitanten zur Einreichung schriftlicher Aufsätze anweise (Eine weitläuftige Untersuchung, die am Ende zu nichts dienet. Ein Chef handelt nach seiner Neigung und nach dem Maasse seiner Musse,

man

man mag nun wünschen was man will. Durch die Gesetze läßt sich die Sache auch nicht wohl schlechterdings determiniren.) Neunte Abh. Warum die Enthaltung von Beziehung der Universitäten nicht anzurathen (das hier gesagte hat Gellert in einem Briefe weit besser ausgeführet. Wer eine gar feine Erklärung des Horazischen

Segnius irritant animos demissa per aurem etc.

lesen will, der schlage S. 232. nach. Horatz, meynt der V. wolle sagen, es sey besser ein Drama aufführen zu sehen als zu lesen.) Zehende Abh. Betrachtungen über die von Gabriel Naude gesammelte Staatsstreiche. Eilfte Abh. Rechtfertigung der strengen Regierung des Pabstes Sixtus V. Beyde enthalten nichts neues oder beträchtliches.

Vg.

Jo. Nic. Hertii Tract. de statuum Imp. R. G. jure reformandi juxta temporum seriem, compositionis scilicet Patavinae et Pacis Westphalicae; in supplementum commentationum atque opusculorum Hertianorum denuo recudi curauit et praefatus est D. *Jo. Christ. Koch.* Frankfurt am Mayn, bey Keßler, 1771. 332 Seiten 4.

Ein neuer Abdruck dieses noch jetzo klassischen Werks, welchen Herr Prof. Koch in Giessen besorgt, und mit einer Vorrede begleitet hat, worinn er die Geschichte dieser Schrift erzählt, und sie von einigen Vorwürfen des Herrn Etatsraths Mosers rettet.

Franz Lambert Humlers kurzer Begriff von dem allerhöchsten Range, Titel und Wappen des römischen Kaisers, nebst beygefügter Erläuterung der unbeschränkten kaiserlichen Majestätsrechten. Frankfurt, 1770. 13½ Bogen in 8.

Wenn jemand Lust hätte, die kaiserlichen Reservat- oder Majestätsrechte, wie sie der V. nennt, in ihrer größten Ausdehnung kennen zu lernen, so könnte man ihm Herrn H. Buch in die Hand geben, wenn man nicht besorgen müßte, daß die

Schwäche der hierzu angewandten Gründe mehr in die Augen fallen möchte, als selbst die übertriebensten Sätze. Die ganze Schrift hat mit einem Wort das Gepräge eines schlechtgerathenen Probestückchens von einem Clienten, der sein Glück bey dem kaiserlichen Hofe machen will, und der noch darzu seinem Gegenstand gar nicht gewachsen ist. Seine meisten Beweise gehen am Ende auf den allgemeinen Grundsatz von der kaiserlichen Machtvollkommenheit, die sich nach seinem Ausdruck um die Axe ihrer Herrlichkeit dreht; alsdenn folgt gemeiniglich etwas, das einen Beweis vorstellen soll, und endlich wird wohl gar auf diejenigen geschimpft, welche sich nicht durch des Verfassers Machtsprüche überzeugen lassen möchten. Seine Litteratur ist sehr eingeschränkt; er kennt nur wenige Staatsrechtslehrer, und beweißt wohl gar Sätze aus dem allgemeinen Staatsrecht, wie z. B. das Verhältniß der Unterthanen gegen ihren Regenten aus Gails Observationen (§. 20.) Seine Schreibart ist undeutsch, (er sagt z. B. geleitende anstatt geleitet, die Namen, das Hause, die Bann anstatt Bahn, suferäner anstatt souverain, er thut abfordern ꝛc.) und wegen der vielen Verbeugungen, die er dem kaiserlichen Hof im Canzleystil macht, äusserst schleppend. Nun zur Sache. Nach der Aufschrift zu urtheilen, sollte es scheinen, daß sich der V. hauptsächlich den Rang, Titel und Wappen des römischen Kaisers zum Gegenstand genommen habe; und es wäre wohl auch besser gewesen, wenn er dabey stehen geblieben wäre: er hätte nicht so viele Fehler begehen können, ob wohl auch dieses Stück nicht völlig davon frey ist. Denn so giebt, so viel wir wissen, seit K. Carls VII. Zeiten, der Kaiser nicht nur verschiedenen, sondern allen Königen den Majestätstitel u. s. f. Allein er hat, wie es die Ausführung selbst lehrt, hauptsächlich seine Absicht auf die Vertheydigung der kaiserlichen Majestätsrechte gerichtet. Schon seine ersten Grundbegriffe von den unbeschränkten kaiserlichen Majestätsrechten, wie er sie nennt, sind falsch, oder, welches eben so viel ist, äusserst unbestimmt. „Bis auf die Zeiten K. Carls V. sollen die deutschen Kaiser ohne einige Einschränkung regiert haben: nachher seyen Wahlverträge aufgekommen, wodurch zwar diese Gewalt eingeschränkt worden, aber dennoch einige Majestätsrechte übrig geblieben seyen, welche der Kaiser unter dem Namen der Reservaten aus eigener Machtvollkommenheit, im Gegensatz gegen diejenigen, wozu die Einwilligung der Reichsstände erfordert wird, ausübe.„ Daß die Kaiser bis auf die Zeiten Carls des 5ten ohne einige Einschränkung regiert haben, ist ein Satz, der wider alle, histori-

sche

ſche Wahrheit ſtreitet, und deſſen Anwendung hier um ſo mehr bedenklich iſt, weil daraus gefolgert wird, daß der Kaiſer ſeine Reſervatrechte in dieſer uneingeſchränkten Eigenſchaft noch jetzo ausübe. Daß vor Carls V. Zeiten den Kaiſern keine förmliche Wahlcapitulationen vorgelegt worden ſind, das beweißt noch lange nicht, daß ſie bis dorthin uneingeſchränkt regiert haben, und folglich übt zwar der Kaiſer ſeine Reſervatrechte ohne Zuziehung der Stände, aber doch nach der Vorſchrift der Reichsgeſetze, und nicht, wie es der V. zu nennen beliebt, als ſouverain illimité aus. Dies mußten wir voraus zur Berichtigung der neuen Definition von den Reſervatrechten anführen, um zugleich dem Abgott des Verfaſſers, der kaiſerlichen Machtvollkommenheit, die er im völlig grammatikaliſchen Verſtande annimmt, ihre gehörige geſetzliche Schranken anzuweiſen. §. 19. 20. 21. 22. wirft der V. die Frage auf, ob der Kaiſer in einem dringenden Nothfall ſolche Handlungen vorkehren könne, die zwar zur Erhaltung des gemeinen Beſtens gereichen, jedoch aber mit dem Inhalt der Wahlcapitulation nicht übereinſtimmen, oder, ob der Kaiſer in ſolchen Fällen zu Ausübung eines Majeſtätsrechts die ſonſt erforderliche reichsſtändiſche Einwilligung nicht nöthig habe? Daß die Frage hier mit Ja beantwortet wird, das konnte man wohl voraus vermuthen. Es läßt ſich auch im Allgemeinen viel ſchönes von der Beſorgung des gemeinen Beſten ſagen, und daß es in auſſerordentlichen Fällen beſſer ſeyn könne, die Formalität der Wahlcapitulation bey Seite zu ſetzen, und einem gutgeſinnten Oberhaupt eine willkührliche Verfügung in ſolchen dringenden Fällen zu überlaſſen. Allein, für die Freyheit der Stände iſt wohl nichts gefährlicher, als eine ſolche Ausnahme von der Regel, wenn das Reichsoberhaupt nach ſeiner Willkühr zu beſtimmen hat, ob ein Nothfall da ſey oder nicht; und zudem ſteht ja in der Wahlkap. Art. II. §. 3. ausdrücklich, daß der Kaiſer wider die Reichsgeſetze unter keinerley Vorwand handeln ſolle. Nun haben zwar verſchiedene Reichsſtände mit ihrem Vorſchlage, daß dieſem Artickel die Worte: „es ſeye gleich neceſſitatis vel utilitatis publicae, periculi in mora oder anders„ beygefügt werden möchten, nicht durchgedrungen. Daraus aber folgt noch nicht, daß die Stände in ſolchen Fällen eine Ausnahme von der Regel eingeräumt haben, indem eben dieſes ſchon genug durch die Worte „unter keinerley Vorwand„ beſtimmt war, und überhaupt dasjenige, was die Churfürſten als überflüßig, oder auch wohl anderer Urſachen wegen, der Kapitulation einzuverleiben, bedenklich gefunden

hat

haben, nicht sogleich als von ihnen verworfen oder genußbilliget angesehen werden kann. Nun folgen die unbeschränkten kaiserlichen, sowol geistliche als weltliche, Majestätsrechte. Zuerst wird dem Kaiser das Entscheidungsrecht bey zwiespältigen Bischofswahlen zugeschrieben, worzu der V. die Gründe aus der Pesteliſchen Erörterung entlehnt, und noch darzu schielend und unvollständig vorträgt. Wir halten uns also bey der Widerlegung dieser Sätze nicht auf, sondern verweisen unsere Leser auf dasjenige, was gegen die Quelle unsers V., die doch, so unzuverläßig sie auch ist, noch eine Widerlegung verdiente, von dem Herrn Etatsrath Moser in den neuesten kleinen Staatsschriften, und dem Herrn Hofrath Dürr zu Maynz in der Dissertation de judice controversiarum in causis electionum Episcoporum Germaniae gründlich dargethan worden ist. Das ist aber doch unbegreiflich, wie der V. den Cöllnischen Fall vom J. 1688. und die Erklärung des Grafen von Pergen bey dem neuesten Lüttichischen Fall, mit welchen doch selbst der Erörterer nicht zurecht zu kommen wußte, geradezu vor seine Meynung anführen kann, und diejenigen einer Unwissenheit beschuldiget, welche diese Beyspiele zum Nachtheil der kaiserlichen Rechte anführen. Auch kann der Kaiser streitige Pabstwahlen nach unserm V. entscheiden: denn in ältern Zeiten bestätigte er sie, und weiter herunter sagt ja der Reichshofrath Mulz: „Quodsi vota Cardinalium alia ratione conciliari non possent, ne Ecclesia diu careat Episcopo, Imperator suas partes interponere et deberet et posset.„ Daß der K. Beschützer der christlichen Kirche ist, ist wahr; aber die Veranstaltung allgemeiner Kirchenversammlungen möchte wohl heutiges Tages mit einigen Schwierigkeiten verknüpft seyn. Bey dem Recht der ersten Bitte, das der Kaiser ausübt, merkt der V. (§. 48.) an, daß das Wort Bitte nach der Sprache der vorigen Zeiten doch wohl eben so viel, als Befehl bedeuten könnte. (Aus der Bitte mag wohl endlich ein Befehl geworden seyn, so viel aber dem Rec. bekannt ist, heißt doch „primariae preces„ nicht der erste Befehl.) Nun kommt der V. auf sein Lieblingsthema, auf die kaiserliche Machtvollkommenheit. Diese soll in der Beherrschung des römischen Reichs enthalten seyn, und aus ihr sollen die Machtsprüche entspringen, wodurch Sachen auf eine ausserordentliche Weise ohne einige Einschränkung abgethan werden; wie denn auch die Stände im Receß zu Speyer von 1544. anerkannt hätten: „Daß der Kaiser aus kaiserlicher Macht und Vollkommenheit Ordnung vor-

nehs

nehmen und geben würde, daß sie solches geschehen lassen und gedulten müssen, und in denselben dem Kaiser keine Form noch Maas zu setzen wüßten ꝛc.„ — Wer läugnet denn aber, daß der Kaiser gewisse Rechte habe, welche er ohne Zuthun der Stände ausübt, und folgt denn hieraus, daß der Kaiser Machtsprüche thun könne? Wenn diese nöthig seyn sollten, so ist dies ein Gegenstand der gesetzgebenden Gewalt, welche doch wohl der V. nicht auch unter die unbeschränkten kaiserlichen Majestätsrechte rechnen wird. Aus eben dieser Quelle fließt auch die Lehre, daß der Kaiser eine provisorische Verordnung ergehen lassen könne, wenn sich die Reichsstände auf dem Reichstag nicht vereinigen können. Der V. beruft sich deswegen mit dem Mulz auf den R. A. von 1544. §. 82. worinn zwar die Stände erkannten, daß der Kaiser dasjenige verfügen könne, was allen Rechten gemäß ist, nicht aber, daß er befugt sey, ohne ihr Zuthun Gesetze zu machen. Bey den Standeserhöhungen und insbesondere bey der Ertheilung der Churwürde sagt der V. (§. 66.) recht abentheuerlich: „Wir können nimmermehr glauben, daß jemand träumen wolle, man müsse hierbey der Stände Stimmen mit anhören. Ueberdas würde es wahrhaftig wunderlich lassen, wenn bey Conferirung der Churwürden die Reichsstände mit zur Berathschlagung gezogen zu werden verlangen wollten: da sie doch alle, und ein jeder insbesondere, ihre hohe Würden von niemand in der Welt, als dem römischen Kaiser ganz alleine, erlangt haben. Und der Schluß über diesen Gegenstand solle damit gemacht seyn, daß alle diejenigen, die von dem Widersprechungsgeiste gefolgert werden, sich in dem Stande der Unmöglichkeit befinden, ein Reichsgesetze fürzuzeigen, wodurch dem Kaiser dieses erhabene Majestätsrecht im geringsten geschmälert oder eingeschränkt wäre.„ Elendes schülerhaftes Geschwätz! Fiel denn dem V. das kaiserliche Commißionsdekret vom J. 1706. nicht bey, wo der Kaiser verspricht, daß künftighin neue und mehrere Churwürden ohne des gesammten Reichs Einwilligung nicht eingeführt werden sollen, oder glaubt er etwa, daß dies Decret, wie vielleicht seine Meynung, im Traum niedergeschrieben worden sey? Was der Verf. im ganz kaiserlichen Ton vom Postregal sagt, ist schon öfters bey Gelegenheit besserer Ausführungen widerlegt worden. „Bey Friedenshandlungen nehmen die Reichsstände auch Antheil, das heißt, kaiserliche Majestät berufen sie zu den Friedenstraktaten, legen ihnen das Verhältniß der Sachen und der Umstände vor, und vernehmen ihre Meynungen darüber.„ Schön! so sollten

also wohl die Stände bey Friedensschlüssen den kaiserlichen geheimen Rath vor! Wir brechen hier ab: unsere Leser werden schon wissen, was sie von Herrn Sumlern zu halten haben.

Positiones juridico-historicae de systemate Imperii Rom. Germ. ad usum collegiorum publicorum. Pars altera. Vindobonae apud Trattner, 1769. 160 Seiten in 8.

Ad usum collegiorum publicorum sind eben solche vermischte Sätze aus der deutschen Reichsgeschichte nicht sehr dienlich. Sollten sie die Grundlage zu einem historischen Staatsrecht des deutschen Reichs ausmachen, so sind sie viel zu unvollständig; und eine Reichsgeschichte können sie noch weniger vorstellen. Als historische Sätze aber, die zum Theil Origines Iuris publici enthalten, kann man sie gelten lassen. Besonders sind sie eben nichts: doch hat der V. gute Quellen, und unter diesen vornehmlich Urkunden, zu Rathe gezogen. Nur ist er bisweilen zu sehr kaiserlich gesinnt. Falsch ist es, und wider alle historische Wahrheit gesagt, daß unter Rudolfs I. die kaiserliche Gewalt keine Schranken gehabt haben solle; die churfürstlichen Willebriefe erstrecken sich nicht blos auf die Veräusserung der Reichsgüter, wovon man sich aus ihrer bloßen Ansicht überzeugen kann. Und wie kann der V. S. 121. gegen den klaren Buchstaben der goldenen Bulle behaupten, daß im funfzehnten Jahrhundert das Münz- und Zollrecht nicht auf den Churländern gehaftet habe, sondern bey jeder neuen Belehnung als eine Gnade des Kaisers anzusehen gewesen sey? Dergleichen Erinnerungen ließen sich leicht mehrere machen, wenn die Ausführung erheblicher wäre. Uebrigens geht dieser Theil von Rudolf I. an bis 1500.

Rm.

Lehrreiches Etwas für alle der Rechtsgelahrheit Beflissene in Deutschland, vorzüglich aber in Sachsen und Thüringen. Frankfurt und Leipzig, 1771. 190 Seiten 8.

Beym ersten Anblick vermuthete wirklich der Recensent, daß etwa der berüchtigte hinkende Staatsbote aus Erfurt seinen Stab wieder in die Hand genommen hätte, und jetzt

um

im Frieden im bürgerlichen Rechte Fortüne machen wollte. Am wenigsten glaubte er hier unter diesem veränderten Titel die juristischen Anmerkungen über einige Artickel des Gothaischen Stadtrechts wieder zu finden, welche schon im Jahr vorher Ludw. Ernst. Wilh. Sysen *Consul Gothanus* herausgegeben hätte, die also schon Makulatur worden sind, ehe wir sie haben anzeigen können."

Lange können wir uns bey diesem Etwas unmöglich aufhalten. Also nur eine Probe. Gleich zuerst kommt der 22 Artickel des Gothaischen Stadtrechts von Erbfällen, besonders von der Erbfolge in absteigender Linie. Die Anmerkungen: „die Nachfolge wird eingetheilt in successionem rerum et personarum; bey jener succedirt res in locum rei, bey „dieser tritt die Person in locum et jus alterius cap. 46. de „R. I. in 6to. Brunnem. ad l. 22. ff. de hered. petit. n. 2. „Diese successio personarum ist vel universalis, vel singularis; in letzterer erlangt einer des andern Recht und Stelle „titulo singulari v. g. per emtionem, donationem et legatum, so daß keine onera personae, sondern nur ipsi rei inhaerentia mit übergehen l. 2. C. de hered. vend. allein in „ersterer überkommt der successor titulo universali e. gr. institutionis testamentariae, vel ab intestato alle onera et „commoda personae, defuncti inhaerentia, weil er den „defunctum repräsentiret, und in dessen universum jus übers „schreitet l. 11. ff. de diverf. tempor. praescript. l. 62. ff „de R. I." — Wir brechen ab. — Wahrhaftig! so lehrreich für alle der Rechtsgelahrheit Beflissene in Deutschland, vorzüglich in Sachsen und Thüringen, als es je der Professor in den Institutionen lesen kann. — Der nächstfolgende Artickel handelt: wie die Erbschaft über sich in absteigender Linie verfället wird. Die Anmerkung: „Nach den Erben „in absteigender Linie folgen in der Erbordnung des Verstorbenen ascendentes, und zwar beruhet der Grund, daß die Eltern zu der Erbschaft ihrer zuerst verstorbenen Kinder gelassen werden, auf der commiseration l. 7. §. 1. ff. Unde liberi; daher wird auch diese Succeßion eine betrübte Erbschaft genennet l. ult. c. de instit. et substitut. l. fin. C. comm. de succeff. und hier nicht die Ordnung der Natur, „wie bey den Kindern beobachtet l. 15. ff. de inoff. testam. „Dahin beziehen sich nun die Worte im vorstehenden articulo" — Doch kein Wort mehr! Man sieht es ja wohl, daß der Verf. für andre Läden, als für Buchläden geschrieben hat, wohin sie auch kommen werden; so sehr sich der Verleger,

ger, dawider zu sträuben scheint. Denn da wir kaum mit diesem Etwas fertig sind, so kommt uns schon zur Gesichte:

Sammlung zweifelhafter Rechtsfälle und Urtheile zum Gebrauch derer, die Richter und Advocaten zu werden gedenken. Frankf. und Leipz. 1772. in 4.

Wir schlagen es auf, und finden, abermals des Hrn. Hofens Anmerkungen, die schon unter dem Titel des Etwas unvorsichtigen Lesern aufgedrungen worden, nun den Lesern unter dem dritten Titel feil geboten. Wir halten es für Pflicht unsere Leser, für einem Betruge zu warnen, der bey manchen Buchhändler sehr gewöhnlich, aber nichts destoweniger ein Betrug ist und bleibt.

Repertorium der gesamten evangelischen Religionsbeschwerden, welche bey dem hochpreißlichen corpore evangelicorum von 1720. bis 1770. theils fortgesetzt, theils neuerlich angebracht worden sind, aus Archival-Akten gefertiget von Christian Gottfried Oertel. Regensburg, bey Joh. Leop. Montag, 130 Seiten Fol.

Die von des jetztregierenden Kaisers Majestät durch das Rescript vom 8. Jenner 1769. bekannt gemachte preißwürdige Entschliessung, alle gegründete Religionsbeschwerden bey den höchsten Reichsgerichten ohne processualische Weitläuftigkeit abthun zu lassen, und die hierauf im Jahr 1770. zur Erleichterung und Unterstützung der an die Reichsgerichte zu bringenden evangelischen Beschwerden vom Corpore Evangelicorum selbst getroffene Verfügungen, haben dieses Werk veranlasset. Da die Struvische Historie der Religions-Beschwerden, und das *Corpus grauaminum evangelicorum* bis 1720. hinaus reicht: so hat H. O. von diesem Jahre wieder angefangen, und das traurige Verzeichniß der Beschwerden bis 1770. fortgeführt. Nach seinem Plan sind 1) die Beschwerden in alphabetischer Ordnung nach den Oertern, oder Familien, welche sie betreffen, aufgeführt, 2) ist die Lage des Orts und die Beschaffenheit der Beschwerde kurz angegeben, und 3) sind die von beyden Theilen auf dem Reichstag zum Vorschein gekommene Schriften, ingleichen die in der Sache erfolgte Schlüsse und Schreiben des Corporis Evan-

ge-

gelicorum mit Beziehung auf die Sammlungen, worinn sie sich befinden, dem Titel nach chronologisch erzählt, jedoch, daß bey neuern dictatis und distributis blos auf des V. Reichstags-Diarium Bezug genommen wird. — Wir trauen H. O. es zu, daß dieses Verzeichniß richtig und vollständig genung ist. Wir hätten aber gewünscht, daß seine Erzählungen der Beschwerden etwas weniger das Ansehen trockener Akten Rubriken hätten, und das ganze Verzeichniß weniger registermäßig geworden wäre. Und wenn gleich die meisten gravamina in ihrem Detail für das Publikum freylich nicht sehr interessant sind, so würde es doch sowol für den Leser eine wahre Erfrischung, als auch in der That belehrender gewesen seyn, wenn einige derselben, die vorzüglich illüster geworden sind, umständlicher von dem V. auseinander gesetzt wären. Z. E. die Mellische berühmte Pfarrsache, welche die klaßischen Falkischen Deduktionen über die Gerichtbarkeit der höchsten Reichsgerichte in evangelischen geistlichen Sachen hervorgebracht hat, und beym Corpore Evangelicorum in so große Bewegung gekommen ist, dürfte wohl etwas mehr Erläuterung verdient haben, als die magere Erzählung: „die Churbraunschweigische Religionsbeschwerde daselbst gehet contra „den dasigen katholischen archidiaconum in Gelegenheit einer „evangelischen Pfarr-Bestellung ꝛc.„ Einige Rubriken sind zu allgemein und unverständlich, als S. 70.: „Oesterreicher „und Steiermärker, Emigranten Religionsbeschwerden betreffend.„ — Weiter nichts. — „Oettingen-Oettingen, Hauptlinie des Oettingischen Hauses, und dessen Religionsbeschwerde contra Oettingen-Spielberg, das von daher bedrückte evangelische Religionswesen betreffend.„ — Wir wissen die besondere Veranlassung, die etwa H. O. zu diesem Repertorium gehabt hat, nicht. Ausserdem aber dünkt uns ein so mageres Verzeichniß, das dazu nach den Namen größtentheils obscurer Oerter und Dorfgemeinden geordnet ist, von sehr geringen Interesse, und fast von gar keiner Brauchbarkeit zu seyn. — Der gedoppelte Anhang enthält 1) ein chronologisches Verzeichniß der Aktenstücke von den allgemeinen evangel. Relig. Beschwerden seit 1720. und 2) ein Verzeichniß aller Schreiben des Corporis Evangelicorum an den Kaiser in Religionssachen seit 1653. bis 1767., welches auch schon in dem neuen Reichstags-Diarium befindlich ist. Dem sind noch zwey R. H. R. Concluſa, einzele Religionsbeschwerden betreffend, und die beyden merkwürdigen Schlüsse des Corporis über die Religionsbeschwerden, vom 24. April und

haben, nicht sogleich als von ihnen verworfen oder gutthätig liget angesehen werden kann. Nun folgen die unbeschränkten kaiserlichen, sowol geistliche als weltliche, Majestätsrechte. Zuerst wird dem Kaiser das Entscheidungsrecht bey zwiespaltigen Bischofswahlen zugeschrieben, worzu der V. die Gründe aus der Pestelischen Erörterung entlehnt, und noch darzu schielend und unvollständig vorträgt. Wir halten uns also bey der Widerlegung dieser Sätze nicht auf, sondern verweisen unsere Leser auf dasjenige, was gegen die Quelle unsers V., die doch, so unzuverläßig sie auch ist, noch eine Widerlegung verdiente, von dem Herrn Etatsrath Moser in den neuesten kleinen Staatsschriften, und dem Herrn Hofrath Dürr zu Maynz in der Dissertation de judice controversiarum in causis electionum Episcoporum Germaniae gründlich dargethan worden ist. Das ist aber doch unbegreiflich, wie der V. den Cöllnischen Fall vom J. 1688. und die Erklärung des Grafen von Pergen bey dem neuesten Lüttichischen Fall, mit welchen doch selbst der Erörterer nicht zurecht zu kommen wußte, geradezu vor seine Meynung anführen kann, und diejenigen einer Unwissenheit beschuldiget, welche diese Beyspiele zum Nachtheil der kaiserlichen Rechte anführen. Auch kann der Kaiser streitige Pabstwahlen nach unserm V. entscheiden: denn in ältern Zeiten bestätigte er sie, und weiter herunter sagt ja der Reichshofrath Mulz: „Quodsi vota Cardinalium alia ratione conciliari non possent, ne Ecclesia diu careat Episcopo, Imperator suas partes interponere et deberet et posset.„ Daß der K. Beschützer der christlichen Kirche ist, ist wahr; aber die Veranstaltung allgemeiner Kirchenversammlungen möchte wohl heutiges Tages mit einigen Schwierigkeiten verknüpft seyn. Bey dem Recht der ersten Bitte, das der Kaiser ausübt, merkt der V. (§. 48.) an, daß das Wort Bitte nach der Sprache der vorigen Zeiten doch wohl eben so viel, als Befehl bedeuten könnte. (Aus der Bitte mag wohl endlich ein Befehl geworden seyn, so viel aber dem Rec. bekannt ist, heißt doch „primariae preces„ nicht der erste Befehl.) Nun kommt der V. auf sein Lieblingsthema, auf die kaiserliche Machtvollkommenheit. Diese soll in der Beherrschung des römischen Reichs enthalten seyn, und aus ihr sollen die Machtsprüche entspringen, wodurch Sachen auf eine ausserordentliche Weise ohne einige Einschränkung abgethan werden; wie denn auch die Stände im Receß zu Speyer von 1544. anerkannt hätten: „Daß der Kaiser aus kaiserlicher Macht und Vollkommenheit Ordnung vor-

nehs

nehmen und geben würde, daß sie solches geschehen lassen und gedulten müssen, und in demselben dem Kaiser keine Form noch Maas zu setzen wüßten ꝛc.„ — Wer läugnet denn aber, daß der Kaiser gewisse Rechte habe, welche er ohne Zuthun der Stände ausübt, und folgt denn hieraus, daß der Kaiser Machtsprüche thun könne? Wenn diese nöthig seyn sollten, so ist dies ein Gegenstand der gesetzgebenden Gewalt, welche doch wohl der V. nicht auch unter die unbeschränkten kaiserlichen Majestätsrechte rechnen wird. Aus eben dieser Quelle fließt auch die Lehre, daß der Kaiser eine provisorische Verordnung ergehen lassen könne, wenn sich die Reichsstände auf dem Reichstag nicht vereinigen können. Der V. beruft sich deßwegen mit dem Mulz auf den R. A. von 1544. §. 82. worinn zwar die Stände erkannten, daß der Kaiser dasjenige verfügen könne, was allen Rechten gemäß ist, nicht aber, daß er befugt sey, ohne ihr Zuthun Gesetze zu machen. Bey den Standeserhöhungen und insbesondere bey der Ertheilung der Churwürde sagt der V. (§. 66.) recht abentheuerlich: „Wir können nimmermehr glauben, daß jemand träumen wolle, man müsse hierbey der Stände Stimmen mit anhören. Ueberdas würde es wahrhaftig wunderlich lassen, wenn bey Conferirung der Churwürden die Reichsstände mit zur Berathschlagung gezogen zu werden verlangen wollten: da sie doch alle, und ein jeder insbesondere, ihre hohe Würden von niemand in der Welt, als dem römischen Kaiser ganz alleine, erlangt haben. Und der Schluß über diesen Gegenstand solle damit gemacht seyn, daß alle diejenigen, die von dem Widersprechungsgeiste gefolgt werden, sich in dem Stande der Unmöglichkeit befinden, ein Reichsgesetze fürzuzeigen, wodurch dem Kaiser dieses erbene Majestätsrecht im geringsten geschmälert oder eingeschränkt wäre.„ Elendes schülerhaftes Geschwätz! Fiel denn dem V. das kaiserliche Commißionsdekret vom J. 1706. nicht bey, wo der Kaiser verspricht, daß künftighin neue und mehrere Churwürden ohne des gesammten Reichs Einwilligung nicht eingeführt werden sollen, oder glaubt er etwa, daß dies Decret, wie vielleicht seine Meynung, im Traum niedergeschrieben worden sey? Was der Verf. im ganz kaiserlichen Ton vom Postregal sagt, ist schon öfters bey Gelegenheit besserer Ausführungen widerlegt worden. „Bey Friedenshandlungen nehmen die Reichsstände auch Antheil, das heißt, kaiserliche Majestät berufen sie zu den Friedenstraktaten, legen ihnen das Verhältniß der Sachen und der Umstände vor, und vernehmen ihre Meynungen darüber.„ Schön! so stellten

also wohl die Stände bey Friedensschlüssen den kaiserlichen geheimen Rath vor! Wir brechen hier ab: unsere Leser werden schon wissen, was sie von Herrn Zumleern zu halten haben.

Positiones juridico-historicae de systemate Imperii Rom. Germ. ad usum collegiorum publicorum. Pars altera. Vindobonae apud Trattner, 1769. 160 Seiten in 8.

Ad usum collegiorum publicorum sind eben solche vermischte Sätze aus der deutschen Reichsgeschichte nicht sehr dienlich. Sollten sie die Grundlage zu einem historischen Staatsrecht des deutschen Reichs ausmachen, so sind sie viel zu unvollständig; und eine Reichsgeschichte können sie noch weniger vorstellen. Als historische Sätze aber, die zum Theil Origines Iuris publici enthalten, kann man sie gelten lassen. Besonders sind sie eben nichts: doch hat der V. gute Quellen, und unter diesen vornehmlich Urkunden, zu Rathe gezogen. Nur ist er bisweilen zu sehr kaiserlich gesinnt. Falsch ist es, und wider alle historische Wahrheit gesagt, daß unter Rudolfen die kaiserliche Gewalt keine Schranken gehabt haben solle; die churfürstlichen Willebriefe erstrecken sich nicht blos auf die Verausserung der Reichsgüter, wovon man sich aus ihrer bloßen Ansicht überzeugen kann. Und wie kann der V. S. 121. gegen den klaren Buchstaben der goldenen Bulle behaupten, daß im funfzehnten Jahrhundert das Münz- und Zollrecht nichs auf den Churländern gehaftet habe, sondern bey jeder neuen Belehnung als eine Gnade des Kaisers anzusehen gewesen sey? Dergleichen Erinnerungen ließen sich leicht mehrere machen, wenn die Ausführung erheblicher wäre. Uebrigens geht dieser Theil von Rudolf I. an bis 1500.

Rm.

Lehrreiches Etwas für alle der Rechtsgelahrheit Beflissene in Deutschland, vorzüglich aber in Sachsen und Thüringen. Frankfurt und Leipzig, 1771. 190 Seiten 8.

Beym ersten Anblick vermuthete wirklich der Recensent, daß etwa der berüchtigte hinkende Staatsbote aus Erfurt seinen Stab wieder in die Hand genommen hätte, und jetzt

um

im Frieden im bürgerlichen Rechte Fortüne machen wollte. Am wenigsten glaubte er hier unter diesem veränderten Titel die juristischen Anmerkungen über einige Artickel des Gothaischen Stadtrechts wieder zu finden, welche schon im Jahr vorher Ludw. Ernst. Wilh. Hessen *Consul Gothanus* herausgegeben hätte, die also schon Makulatur worden sind, ehe wir sie haben anzeigen können.

Lange können wir uns bey diesem Etwas unmöglich aufhalten. Also nur eine Probe. Gleich zuerst kommt der 22 Artickel des Gothaischen Stadtrechts von Erbfällen, besonders von der Erbfolge in absteigender Linie. Die Anmerkungen: „die Nachfolge wird eingetheilt in successionem rerum et personarum; bey jener succedirt res in locum rei, bey „dieser tritt die Person in locum et jus alterius cap. 46. de „R. I. in 6to. Brunnem. ad l. 22. ff. de hered. petit. n. 2. „Diese successio personarum ist vel universalis, vel singularis; in letzterer erlangt einer des andern Recht und Stelle „titulo singulari v. g. per emtionem, donationem et legatum, so daß keine onera personae, sondern nur ipsi rei inhaerentia mit übergehen l. 2. C. de hered. vend. allein in „ersterer überkommt der successor titulo universali e. gr. institutionis testamentariae, vel ab intestato alle onera et „commoda personae, defuncti inhaerentia, weil er den „defunctum repräsentiret, und in dessen universum jus übers „schreitet l. 11. ff. de diverf. tempor. praescript. l. 62. ff „de R. I.„ — Wir brechen ab. — Wahrhaftig! so lehrreich für alle der Rechtsgelahrheit Beflissene in Deutschland, vorzüglich in Sachsen und Thüringen, als es je der Professor in den Institutionen lesen kann. — Der nächstfolgende Artickel handelt: wie die Erbschaft über sich in absteigender Linie verfället wird. Die Anmerkung: „Nach den Erben „in absteigender Linie folgen in der Erbordnung des Verstorbenen ascendentes, und zwar beruhet der Grund, daß die Eltern zu der Erbschaft ihrer zuerst verstorbenen Kinder gelassen werden, auf der commiseration l. 7. §. 1. ff. Unde liberi; daher wird auch diese Succeßion eine betrübte Erbschaft genennet l. ult. c. de instit. et substitut. l. fin. C. comm. de succeff. und hier nicht die Ordnung der Natur, „wie bey den Kindern beobachtet l. 15. ff. de inoff. testam. „Dahin beziehen sich nun die Worte im vorstehenden articulo„ — Doch kein Wort mehr! Man sieht es ja wohl, daß der Verf. für andre Läden, als für Buchläden geschrieben hat, wohin sie auch kommen werden; so sehr sich der Verleger,

ger, dawider zu sträuben scheint. Denn da wir kaum mit diesem Etwas fertig sind, so kommt uns schon zu Gesichte:

Sammlung zweifelhafter Rechtsfälle und Urtheile zum Gebrauch derer, die Richter und Advocaten zu werden gedenken. Frankf. und Leipz. 1772. in 4.

Wir schlagen es auf, und finden, abermals des Hrn. Jesus Anmerkungen, die schon unter dem Titel des Etwas unvorsichtigen Lesern aufgedrungen worden, nun den Lesern unter dem dritten Titel feil geboten. Wir halten es für Pflicht unsere Leser, für einem Betruge zu warnen, der bey manchen Buchhändler sehr gewöhnlich, aber nichts destoweniger ein Betrug ist und bleibt.

Repertorium der gesamten evangelischen Religionsbeschwerden, welche bey dem hochpreißlichen corpore evangelicorum von 1720. bis 1770. theils fortgesetzt, theils neuerlich angebracht worden sind, aus Archival-Akten gefertiget von Christian Gottfried Oertel. Regensburg, bey Joh. Leop. Montag, 130 Seiten Fol.

Die von des jetztregierenden Kaisers Majestät durch das Rescript vom 8. Jenner 1769. bekannt gemachte preißwürdige Entschliessung, alle gegründete Religionsbeschwerden bey den höchsten Reichsgerichten ohne processualische Weitläuftigkeit abthun zu lassen, und die hierauf im Jahr 1770. zur Erleichterung und Unterstützung der an die Reichsgerichte zu bringenden evangelischen Beschwerden vom Corpore Evangelicorum selbst getroffene Verfügungen, haben dieses Werk veranlasset. Da die Struvische Historie der Religions-Beschwerden, und das *Corpus gravaminum evangelicorum* bis 1720. hinaus reicht: so hat H. O. von diesem Jahre wieder angefangen, und das traurige Verzeichniß der Beschwerden bis 1770. fortgeführt. Nach seinem Plan sind 1) die Beschwerden in alphabetischer Ordnung nach den Oertern, oder Familien, welche sie betreffen, aufgeführt, 2) ist die Lage des Orts und die Beschaffenheit der Beschwerde kurz angegeben, und 3) sind die von beyden Theilen auf dem Reichstag zum Vorschein gekommene Schriften, ingleichen die in der Sache erfolgte Schlüsse und Schreiben des Corporis Evan-

ge-

gelicorum mit Beziehung auf die Sammlungen, worinn sie sich befinden, dem Titel nach chronologisch erzählt, jedoch, daß bey neuern dictatis und distributis blos auf des V. Reichstags-Diarium Bezug genommen wird. — Wir trauen H. O. es zu, daß dieses Verzeichniß richtig und vollständig genung ist. Wir hätten aber gewünscht, daß seine Erzählungen der Beschwerden etwas weniger das Ansehen trockener Akten Rubriken hätten, und das ganze Verzeichniß weniger registermäßig geworden wäre. Und wenn gleich die meisten gravamina in ihrem Detail für das Publikum freylich nicht sehr interessant sind, so würde es doch sowol für den Leser eine wahre Erfrischung, als auch in der That belehrender gewesen seyn, wenn einige derselben, die vorzüglich illüster geworden sind, umständlicher von dem V. auseinander gesetzt wären. Z. E. die Mellische berühmte Pfarrsache, welche die klaßischen Falkischen Deduktionen über die Gerichtbarkeit der höchsten Reichsgerichte in evangelischen geistlichen Sachen hervorgebracht hat, und beym Corpore Evangelicorum in so große Bewegung gekommen ist, dürfte wohl etwas mehr Erläuterung verdient haben, als die magere Erzählung: „die Churbraunschweigische Religionsbeschwerde daselbst gehet contra „den dasigen katholischen archidiaconum in Gelegenheit einer „evangelischen Pfarr-Bestellung ꝛc.„ Einige Rubriken sind zu allgemein und unverständlich, als S. 70.: „Oesterreicher „und Steiermärker, Emigranten Religionsbeschwerden betreffend.„ — Weiter nichts. — „Oettingen-Oettingen, Hauptlinie des Oettingischen Hauses, und dessen Religionsbeschwerde contra Oettingen-Spielberg, das von daher bedrückte evangelische Religionswesen betreffend.„ — Wir wissen die besondere Veranlassung, die etwa H. O. zu diesem Repertorium gehabt hat, nicht. Ausserdem aber dünkt uns ein so mageres Verzeichniß, das dazu nach den Namen größtentheils obscurer Oerter und Dorfgemeinden geordnet ist, von sehr geringen Interesse, und fast von gar keiner Brauchbarkeit zu seyn. — Der gedoppelte Anhang enthält 1) ein chronologisches Verzeichniß der Aktenstücke von den allgemeinen evangel. Relig. Beschwerden seit 1720. und 2) ein Verzeichniß aller Schreiben des Corporis Evangelicorum an den Kaiser in Religionssachen seit 1653. bis 1767., welches auch schon in dem neuen Reichstags-Diarium befindlich ist. Dem sind noch zwey R. H. R. Conclusa, einzele Religionsbeschwerden betreffend, und die beyden merkwürdigen Schlüsse des Corporis über die Religionsbeschwerden, vom 24. April und

23. Mai 1770. beygefügt. — Mit dem Nominal-Register über das Repertorium hat sich der V. eine zwar leichte aber unnöthige Mühe gemacht.

FS*.

Jo. Gottl. Heineccii — Antiquitatum romanarum jurisprudentiam illustrantium Syntagma. — — — Frcf. ad Moen. 1771. m. 8.

Ein bloßer neuer Abdruck dieses sehr bekannten Buches, das auch bey seinen Fehlern dennoch sehr brauchbar bleibt, obgleich wir längst zum Gebrauch akademischer Vorlesungen ein anderes gewünscht hätten. Das Selchowsche Handbuch hat zu diesem Ende schon eine bequemere Einrichtung, und vielleicht würde eine neue verbesserte Ausgabe desselben, jenen Wunsch erfüllen. Dieser gegenwärtige Abdruck kömmt auf das genaueste, Seite vor Seite mit dem, der zu Strasburg im Jahr 1755. herausgekommen ist, selbst die rothen Buchstaben auf dem Titel nicht ausgenommen, überein. Es müssen daher die Worte: Editio nova prioribus emendatior et locupletatior niemand verleiten, hier Verbesserungen oder Vermehrungen zu suchen. Sie stehen auch eben so auf dem Titel jener Ausgabe. Wir haben vielmehr beym Durchblättern und der Vergleichung hier mehr Druckfehler gefunden, und gar nichts verbessert. So steht z. E. S. 7. §. 5. auch noch Basinstochius, als ein Geschlechtsname, da doch Bach in seiner Kritick juriſt. Schriften 4 B. 1 St. S. 13. längst angemerkt hatte, daß es heißen müßte: Richardus Vitus, qui Basinstochii natus est, da dies der Name seiner Geburtsstadt in Engelland ist. Hätte sich doch jetzt ein Bach gefunden, der wenigstens die neue Ausgabe dieses Buchs mit Anmerkungen begleitet hätte.

Fi.

D. Carl Friedrich Walchs, Hofraths und Prof. zu Jena, vermischte Beyträge zu dem deutschen Recht. Erster Theil. Jena, bey Gollner, 1771. 384 Seiten in 8.

Unter dieser Aufschrift veranstaltet der V. eine neue Sammlung von deutschen Land- und Stadtrechten, deren Einrichtung den Beyfall der Kenner erhalten wird. Es soll sel-

tige

lige, nebst litterarischen Nachrichten von gedruckten Statuten, wichtige, entweder noch niemals, oder auch nicht correkt abgedruckte Statuten, ohne Unterschied des Zeitalters oder der Provinzen, jedoch aber vorzüglich ältere, die dem Theoretiker interessanter als die neuern sind, enthalten. Ausserdem sollen in den Noten die Kunstwörter erklärt, besonders wichtige Stellen bemerkt, und, worinn sich der V. hauptsächlich von seinen Vorgängern unterscheidet, jedem Stadtrechte seine Geschichte vorangesetzt werden.

Nach diesem Plane ist dieser erste Theil erschienen, welches folgende wichtige Stücke enthält. 1) Alte Salfeldische Statuten aus dem dreyzehnten Jahrhundert. Der V. schließt dies Alter (wie uns dünkt, mit genugsamen Grunde) aus der unordentlichen Verbindung der Materien, der Form der langen gothischen Buchstaben, der alten Rechtschreibung, welche mit der alten pergamentnen Handschrift des Sachsenspiegels zu Leipzig sehr übereinkommt, aus den sehr seltenen Spuren des römischen Rechts und desto häufiger vorkommenden ächten deutschen Grundsätzen der ältern Zeiten, wie z. B. von den verschiedenen Bestrafungen gewisser Verbrechen, den Bußen, der Abstoßung des Hahns mit einer Weinbrechen Dehle, den sogenannten Sacramentalen, wie auch von der Art, in Gerichten zu verfahren, in Kämpfen u. s. w. Auch ist noch dies ein Zeugniß von der alten städtischen Verfassung, daß öfters den Bürgern selbst das Stadtregiment beygelegt wird. Die fahrende Habe wird drollicht genug beschrieben: „Was uf dem gute stet daz der Wint bubet und die sunne beschint.„ 2) Erfurtische Statuten vom J. 1306. Die Zusätze vom 14ten Jahrh. hat der V. weggelassen. Von mittlern durch den Druck bekannt gemachten Erfurtischen Verordnungen, kommt in der den Statuten vorangesetzten Geschichte, eine vollständige Anzeige vor. 3) Die noch jetzt geltende Statuten zu Salfeld v. J. 1558. Ungeachtet der häufigen Vermischung mit römischen Grundsätzen, kommen doch noch Spuren des deutschen Rechts bey der Lehre von der Gemeinschaft der Güter unter Eheleuten, vom Voraus, von der Pflicht eines Eigenthümers, ein zu veräusserndes Gut seinen Freunden anzubieten, und vornemlich merkwürdige Einschränkungen bey der Errichtung eines lezten Willens vor. 4) Frankenhäusische noch jetzt geltende Statuten v. J. 1558. Die ältere von 1534. sind noch ungedruckt. S. 327. enthält eine merkwürdige Stelle, welche den Satz bestätiget, daß das ächte deutsche Wittum durch Verrückung des Wittwenstuhls aufhört. Bedeutend ge-

nug sträuben sich die Bürger gegen den Einbruch der fremden Rechte, durch welche diese Gewohnheit verdrängt werden sollte.

5) Enthält eine Anzeige der neuern Gesetze und Verordnungen der Reichsstadt Lindau, und endlich kommen 6) Nachrichten von gedruckten und seltenen alten deutschen Rechten vor, als von einer Heßischen Gerichtsordnung v. J. 1497. und 1559., von einer Münsterischen Hof- und Landgerichtsordnung v. 1617., von der Brandenburgischen Halsgerichtsordnung, nach der ältesten Ausgabe v. 1516., von den Statuten der Stadt Freyburg im Breißgau v. 1520. und der Stadt Embden v. 1625. Solchen Sammlungen, in welchen etwas mehr, als das Verdienst des Sammlers, kenntlich ist, wünschen wir eine lange Fortsetzung.

Rm.

3. Arzneygelahrheit.

Kurzgefaßte Anweisung zur Hebammenkunst, zum Nutzen der Hebammen; von Herrn Raulin ꝛc. aus dem Französischen übersetzt; mit einigen nöthigen Zusätzen vermehrt von M. F. Alix, der Wundarzney-Kunst Doktor, zu Erfurt öffentl. Demonstrator der Hebammenkunst und prakt. Wundarzneykunst, wie auch Geburtshelfer. Langensalza, bey J. C. Martini, 1772. 8. 120 Seiten.

Abermals eine Anweisung für Hebammen, und noch dazu eine aus dem Französischen übersetzte! Freylich stecken die Hebammen noch größtentheils in der tiefsten Unwissenheit, und wäre daher ein richtiger Leitfaden für sie allerdings eine wünschenswürdige und wichtige Sache. Aber ein gutes Handbuch für Hebammen zu schreiben, ist auch ein so schweres Werk, daß sich nur große Meister in der Entbindungskunst daran wagen sollten. Schwer, weil es den eingeschränkten Fähigkeiten dieser Leute angemessen, in populärer Schreibart abgefasset seyn, und nur den Kern derjenigen Lehren enthalten müßte, welche in der Erfahrung richtig und zuverläßig, in der Anwendung aber brauchbar, und für Hebammen hinreichend sind. Die Gränzen ihres Handwerks (denn bis zur Kunst werden

es

es nur wenige bringen) müßten darinnen genau bestimmt, und was einer Mißdeutung unterworfen wäre, oder wovon schädlicher Gebrauch gemacht werden könnte, müßte mit weiser Vorsicht verschwiegen, ihre Vorurtheile aber müßten tief in der Wurzel angegriffen, und die schrecklichen Folgen derselben durch Beyspiele in das stärkste Licht gesetzet werden. Kurz, man müste sie mehr für dasjenige warnen, was sie nicht thun; als sie lehren wollen, was sie thun sollen: denn so lange dieser Boden nicht von dem wuchernden Unkraute tief eingewurzelter Vorurtheile gereiniget werden kann, wird der Saame guter Lehren erstickt, ehe er Wurzel schlägt. Keine Gattung Menschen hat es in der unglücklichen Fertigkeit, Irrthümer zu verewigen, vielleicht so weit gebracht, als Hebammen. Durch eine treue Ueberlieferung pflanzen sie einen Wust uralter Vorurtheile von Hippocratis und noch entferntern Zeiten her, als Heiligthümer auf ihre Lehrtöchter fort; alles gute und brauchbare hingegen, was seitdem in ihrer Kunst erfunden worden ist, scheint gar keinen Eingang bey ihnen zu finden. Noch immer haben sie für abgeschmackte Meynungen ein offenes Ohr, und die meisten scheinen aus Aberglauben und handwerksmäßigem Schlendrian ihr Hauptgeschäfte zu machen. Lieber opfern sie hundert unschuldige Menschen, als ein einziges ihrer Vorurtheile auf: und wehe dem, der sie von dieser kützlichen Seite antastet! Stolz auf ihre Erfahrung, verachten sie alle, die nicht so denken wie sie; sehen alle, die sie zu rechte weisen wollen, als ihre geschworne Feinde an, und bieten alle Waffen der Dummheit und Bosheit auf, sich an ihnen zu rächen. Mit den meisten hat man schon Ursache zufrieden zu seyn, wenn sie nur noch Gewissen und Menschenliebe genug besitzen, in ihrem Amte nichts böses zu thun, und nichts gutes zu verhindern.

Alles dieses muß man wissen und bedenken, wenn man ein nützliches Lehrbuch für Hebammen schreiben will. Der geringste Fehler, ein einziger falscher Satz, kann hundert Menschen das Leben kosten. Kann man nun wohl in den Forderungen und in der Beurtheilung solcher Bücher noch zu strenge seyn? Wir wollen nunmehr sehen, in wie ferne des Hrn. Raulins Anweisung ihrem Zwecke entspricht. Die Ueberschriften der Kapitel und jedes kleinern Abschnittes, welche auch hier, so wie in manchen andern französisch hingeschleuderten Schriften, das beste sind, füllen das Ohr und reitzen die Aufmerksamkeit des Lesers: aber wie sehr wird man nicht durch die seichte und magere Ausführung getäuschet! die Schreibart ist nicht herablassend und deutlich genug, vieles ist verworren

und unbestimmt, die wichtigsten Umstände oft ganz vernachläßsiget; die Gränzen sind nicht genau beobachtet, sondern oft bis zum Unsinne überschritten; und was das traurigste und unverzeihlichste ist, so sind die Räthe eben so oft falsch, unsicher, gewagt, und unzureichend. Doch der Leser soll selbst urtheilen: hier sind einige Proben. Hr. R. ist geneigt, diejenige seltene, und für Mutter und Kind so gefährliche Geburt, womit einemmale das ganze Ey zur Welt kommt, auch bey Menschen für die natürlichste zu halten. Die Wände der Gebährmutter sollen 12 bis 15 Linien dick seyn; der Mutterkuchen im Durchschnitte 17 bis 18 Zoll halten; die Nabelschnur eines Fingers dick seyn und ihre gewöhnliche Länge 4 Fuß betragen. Der Mutterkuchen verbindet sich mit der Gebährmutter nicht eher, als im 2ten Monathe. Das Kind liegt beynahe die ganze Schwangerschaft über mit dem Kopfe in die Höhe, macht aber zuletzt einen Burzelbaum vorwärts über. Eine gründliche Anweisung zu der bequemsten Geburtslage erhält die Hebamme nirgends. Gegen seine eignen Vorschriften hält Hr. R. noch gar zu viel auf die künstliche Ausdehnung der Mutterscheide und äussern Geburtswege, und räth mehr als einmal, solche auszuspreitzen und auszuspannen. Leider sind dumme Hebammen in dieser verdammten Kunst ohnehin mehr als zu geschäftig, und nur gar zu geneigt, über Nebendinge die Hauptsache zu versäumen. Viele Räthe sind von der französischen Einrichtung hergenommen, leiden aber auf die unsrige keine Anwendung. Z. B. der Gebrauch ihrer gewöhnlichen Betten zum Geburtslager; die Hülfe der Wundärzte; die Fleisch- und Hünerbrühen, auch bey Fiebern ꝛc. ꝛc.

Ist es nicht Unsinn, in einem Buche für Hebammen zu lehren, wie man die Geburtshäute mit einem zwischen den Fingern eingebrachten Bistourie sprengen sollte! die rechte Zeit zur Abhohlung der Nachgeburt ist nicht durch Kennzeichen bestimmt; und das wäre doch Hebammen zu wissen sehr nöthig. Des Ruysch Vorurtheil, daß der Mutterkuchen ohne Schaden zurücke bleiben und erst bey Gelegenheit der nächstfolgenden Geburt in verhärteter Gestalt abgehen könne, wird hier auch wieder aufgewärmt. Hr. R. macht noch zwey Unterbindungen der Nabelschnur, und fürchtet von einem zu fest zugeschnürten Bande eine Entzündung in den benachbarten Theilen des Unterleibes.

In der schweren Geburt wegen des zu großen Kopfs sagt Hr. R.: „Wenn die Kräfte der Natur nicht hinlänglich sind, „und das Kind noch nicht zu weit eingetreten ist, so muß man

„die

„die greißende (anstatt kreißende) Frau auf den Rücken legen, „mit den Schultern tief, mit dem hintern hoch, und es so „einrichten, daß das Kind wieder in die Gebährmutter zurück „gehe, die Wasser stellen lassen, die Häute öfnen, und die „Geburt mit den Füssen unternehmen.„ Wird denn der Kopf dadurch kleiner, wenn er zuletzt kömmt? In allen den Fällen, wo die Hebamme nichts ausrichten kann, soll sie ihre Zuflucht zu der Wundarzneykunst nehmen. Sie wählen ohnedem lieber einen unwissenden Feldscheer, als einen geschickten Geburtshelfer, damit nur ihre Fehler ungerügt bleiben. Möchten nur alle Wundärzte auch Geburtshelfer seyn! dann wollten wir unsern Schönen selbst rathen, sich auch in diesem Stücke auf französischen Fuß zu setzen, und ihr Leben nicht mehr dummen Weibern anzuvertrauen.

Hin und wieder schweift der V. aus, und giebt namentlich dem Geburtshelfer Unterricht, wie er wassersüchtige Kinder mit dem trois-quart abzapfen soll. „Man kann auch ver„meiden, sie (die Operation) mit dem Messer zu machen, „(avec le fer, dem trois-quart nemlich.)„ Mehr als einmal lehret er die Hebamme, wie sie zu verfahren habe, wenn das Kind todt ist: und doch giebt er, ausser dem von der Nabelschnur hergenommenen, kein einziges Unterscheidungszeichen an, woraus sie des Kindes Tod wissen könnte. Die den Hals umschlingende Nabelschnur los zu machen, soll die Gebährende in eine umgekehrt abhängige Lage gebracht, das Kind zurück getrieben, die Nabelschnur in der Gebährmutter von dem Halse abgewickelt, und alsdann die Geburt von neuem angefangen werden. Abwechselnde unschädliche Blutflüsse leitet er von einem geöfneten Gefäße des Muttermundes her.

Die ganze Lehre von der schiefen Lage der Gebährmutter füllet nur ein einziges Blat, und die Hülfe geht dahin, dem Muttermunde eine bessere Richtung zu geben, oder zu wenden. Des Hrn. Alix Anmerkung zu diesem Kapitel verdient ihrer Seltenheit wegen ganz abgeschrieben zu werden. Hier ist sie. „Dieses Kapitel ist ganz überflüßig, weil die schiefe „Lage der Gebährmutter in der That keine schwere Geburt „macht, sondern vielmehr natürlich ist. Denn wenn die Ge„bährmutter in der Schwangerschaft ausgedehnt wird, und „in die Höhle des Unterleibes in die Höhe tritt; so gehet sie „nicht in der Axe dieser Höhle des Unterleibes fort, sondern „neigt sich mehrentheils gegen die linke Seite, und wird von „der Leber, welche mehreren Widerstand thut, links zu ge„drückt. Die Frucht behält aber doch ihre Richtung in der

und unbestimmt, die wichtigsten Umstände oft ganz vernachläßiget; die Gränzen sind nicht genau beobachtet, sondern oft bis zum Unsinne überschritten; und was das traurigste und unverzeihlichste ist, so sind die Räthe eben so oft falsch, unsicher, gewagt, und unzureichend. Doch der Leser soll selbst urtheilen: hier sind einige Proben. Hr. R. ist geneigt, diejenige seltene, und für Mutter und Kind so gefährliche Geburt, womit einemmale das ganze Ey zur Welt kommt, auch bey Menschen für die natürlichste zu halten. Die Wände der Gebährmutter sollen 12 bis 15 Linien dick seyn; der Mutterkuchen im Durchschnitte 17 bis 18 Zoll halten; die Nabelschnur eines Fingers dick seyn und ihre gewöhnliche Länge 4 Fuß betragen. Der Mutterkuchen verbindet sich mit der Gebährmutter nicht eher, als im 2ten Monathe. Das Kind liegt beynahe die ganze Schwangerschaft über mit dem Kopfe in die Höhe, macht aber zuletzt einen Burzelbaum vorwärts über. Eine gründliche Anweisung zu der bequemsten Geburtslage erhält die Hebamme nirgends. Gegen seine eignen Vorschriften hält Hr. R. noch gar zu viel auf die künstliche Ausdehnung der Mutterscheide und äussern Geburtswege, und räth mehr als einmal, solche auszuspreitzen und auszuspannen. Leider sind dumme Hebammen in dieser verdammten Kunst ohnehin mehr als zu geschäftig, und nur gar zu geneigt, über Nebendinge die Hauptsache zu versäumen. Viele Räthe sind von der französischen Einrichtung hergenommen, leiden aber auf die unsrige keine Anwendung. Z. B. der Gebrauch ihrer gewöhnlichen Betten zum Geburtslager; die Hülfe der Wundärzte; die Fleisch- und Hünerbrühen, auch bey Fiebern ꝛc. ꝛc.

Ist es nicht Unsinn, in einem Buche für Hebammen zu lehren, wie man die Geburtshäute mit einem zwischen den Fingern eingebrachten Bistourie sprengen sollte! die rechte Zeit zur Abhohlung der Nachgeburt ist nicht durch Kennzeichen bestimmt; und das wäre doch Hebammen zu wissen sehr nöthig. Des Ruysch Vorurtheil, daß der Mutterkuchen ohne Schaden zurücke bleiben und erst bey Gelegenheit der nächstfolgenden Geburt in verhärteter Gestalt abgehen könne, wird hier auch wieder aufgewärmt. Hr. R. macht noch zwey Unterbindungen der Nabelschnur, und fürchtet von einem zu fest zugeschnürten Bande eine Entzündung in den benachbarten Theilen des Unterleibes.

In der schweren Geburt wegen des zu großen Kopfs sagt Hr. R.: „Wenn die Kräfte der Natur nicht hinlänglich sind, „und das Kind noch nicht zu weit eingetreten ist, so muß man „die

„die greißende (anstatt kreißende) Frau auf den Rücken legen, „mit den Schultern tief, mit dem hintern hoch, und es so „einrichten, daß das Kind wieder in die Gebährmutter zurück „gehe, die Wasser stellen lassen, die Häute öfnen, und die „Geburt mit den Füssen unternehmen.„ Wird denn der Kopf dadurch kleiner, wenn er zuletzt kömmt? In allen den Fällen, wo die Hebamme nichts ausrichten kann, soll sie ihre Zuflucht zu der Wundarzneykunst nehmen. Sie wählen ohnedem lieber einen unwissenden Feldscheer, als einen geschickten Geburtshelfer, damit nur ihre Fehler ungerügt bleiben. Möchten nur alle Wundärzte auch Geburtshelfer seyn! dann wollten wir unsern Schönen selbst rathen, sich auch in diesem Stücke auf französischen Fuß zu setzen, und ihr Leben nicht mehr dummen Weibern anzuvertrauen.

Hin und wieder schweift der V. aus, und giebt namentlich dem Geburtshelfer Unterricht, wie er wassersüchtige Kinder mit dem trois-quart abzapfen soll. „Man kann auch ver„meiden, sie (die Operation) mit dem Messer zu machen, „(avec le fer, dem trois-quart nemlich.)„ Mehr als einmal lehret er die Hebamme, wie sie zu verfahren habe, wenn das Kind todt ist: und doch giebt er, ausser dem von der Nabelschnur hergenommenen, kein einziges Unterscheidungszeichen an, woraus sie des Kindes Tod wissen könnte. Die den Hals umschlingende Nabelschnur los zu machen, soll die Gebährende in eine umgekehrt abhängige Lage gebracht, das Kind zurück getrieben, die Nabelschnur in der Gebährmutter von dem Halse abgewickelt, und alsdann die Geburt von neuem angefangen werden. Abwechselnde unschädliche Blutflüsse leitet er von einem geöfneten Gefäße des Muttermundes her.

Die ganze Lehre von der schiefen Lage der Gebährmutter füllet nur ein einziges Blat, und die Hülfe geht dahin, dem Muttermunde eine bessere Richtung zu geben, oder zu wenden. Des Hrn. Alix Anmerkung zu diesem Kapitel verdient ihrer Seltenheit wegen ganz abgeschrieben zu werden. Hier ist sie. „Dieses Kapitel ist ganz überflüßig, weil die schiefe „Lage der Gebährmutter in der That keine schwere Geburt „macht, sondern vielmehr natürlich ist. Denn wenn die Ge„bährmutter in der Schwangerschaft ausgedehnt wird, und „in die Höhle des Unterleibes in die Höhe tritt; so gehet sie „nicht in der Axe dieser Höhle des Unterleibes fort, sondern „neigt sich mehrentheils gegen die linke Seite, und wird von „der Leber, welche mehreren Widerstand thut, links zu ge„drückt. Die Frucht behält aber doch ihre Richtung in der

„Axe fort, obgleich die Gebährmutter etwas schief liegt, so „wenig als dieses den Gebährmutterhals aus seiner Richtung „bringen kann, wegen der Verbindung mit den Nebentheilen, „und weil er in den letzten Monathen der Schwangerschaft „nur eine Höhlung mit der Gebährmutter ausmacht, und in „eine dünne Haut ausgedehnt wird.„ Das ist doch wohl alles mögliche! Wir wünschen dem Hrn. A. Glück, daß er die schiefe Lage und ihre oft schrecklichen Folgen noch nicht aus eigner Erfahrung kennt: daraus, dächten wir, folgte aber noch lange nicht, daß andre Geburtshelfer, die doch zum Theil weit mehr Observationsgeist besitzen, als Hr. A. nur davon geträumet haben.

Wenn bey einer Kopfgeburt sich der Kopf vom Rumpfe trennet, räth Hr. A. auch zur Wendung und zum Hacken. Den zurückgebliebenen abgerissenen Kopf lehrt er den Geburtshelfer aushirnen. Wozu dies, in einem Buche für Hebammen?

In der Ausstoßung (expulsio) soll die Frucht schon mit allen ihren Theilen deutlich zu erkennen seyn.

In den Abschnitten von unzeitigen Geburten, von den schlimmen Folgen nach der Geburt ꝛc., welche, als Zusätze des Uebersetzers, zum Theile aus dem Anhange zum R. entlehnt sind, giebt Hr. A. seiner Hebamme Unterricht in der praktischen Arzneykunst, wie sie Krankheiten erkennen, und wenn sie kühlen, abführen, clystiren und Aderlassen soll. In dem sehr seichten Kapitel von den Blutflüssen nach der Geburt sind die wichtigsten Ursachen und die geschwindesten Mittel in dringenden Fällen, ganz mit Stillschweigen übergangen. Die Milchgeschwulst und Entzündung der Brüste, die doch so oft kritisch sind, und an deren Zeitigung so viel gelegen ist, will Hr. A. mit einem Umschlage aus der aqua vegeto-minerali zertheilet wissen. Nur bey dem Frieseln wird die sonst geschäftige Hebamme angewiesen, nichts zu thun, und lieber einen Arzt rufen zu lassen. Den Beschluß machen die Folgen des Kindtauschmauses.

Die hin und wieder eingeschalteten Zusätze des Hrn. A. haben wir nicht sehr erheblich gefunden. Wo bey Fußgeburten von der Lösung der Arme die Rede ist, setzt Hr. A. hinzu: „doch darf dieses niemals geschehen, ausser wo die Arme des „Kindes kreutzweis auf dem Rücken liegen„ Bey Hindurchführung des Kopfs, soll eine andre Frau den Leib des Kindes halten, und mit an demselben ziehen helfen. — Des Hrn. A. Zusätze sind im Register mit Sternchen bezeichnet.

Die

Die zwölf Figuren der verschiedenen Geburtsstellungen des Kindes sind in der Uebersetzung weggelassen. Wäre die Gebährmutter so geräumig, als sie Hr. R. in diesen Figuren vorstellt, so würde es dem Kinde freylich ein leichtes seyn, Purzelbäume darinne zu machen.

Nun auch noch einige Proben von der Genauigkeit im Uebersetzen. Der Wirbel am Kopfe (sommet) soll in einer natürl. Geburt voran kommen. Schmerzen, anstatt Wehen, kommt ofte vor. Schon angehende Geburtsarbeit (travail deja avancé). Der Mutterkuchen ist ein breyartiger Bestandtheil (substance pulpeuse). Die gekrümmte (fortueux) — — durchsichtige Nabelschnur (transparent). Niedertreiben, anstatt herunter drängen (pousser en bas.) — — und die Befreyung der Frau von der Geburtsarbeit bewürke (et ne forme des obstacles à la delivrance de la femme en travail). Falsche Geburten (fausses couches). Doch wir sind des Abschreibens müde.

Wozu nun diese ganze Uebersetzung, da wir schon ungleich bessere deutsche Hebammenbücher haben? Man vergleiche einen Bössel, einen Chaufepie, mit H. Raulin und H. Alix: welcher Unterscheid! Warum theilen Leute, die gerne als Geburtshelfer bekannt werden wollen, der Welt nicht lieber ihre Wahrnehmungen mit, die doch allemal auf der einen oder andern Seite lehrreich seyn könnten?

Sm.

(Hall. Zeit. 85 St. 1771. p. 680. — Raulin, übersetzt von Alix. — — und mit Zusätzen vermehrt.

Wenn der Verf. für Geburtshelfer oder Studierende geschrieben hätte, so wäre sein Buch allerdings zu kurz; aber nach seiner Absicht durfte es gerade nicht mehr und nicht wichtigere Lehren enthalten. Das kleine Buch ist sehr faßlich geschrieben, und enthält keine falsche oder unsichere Räthe. Der Hr. Uebers. hat es ungemein fließend übersetzt, und zu dem noch einige ganz nützliche Zusätze an ihrem gehörigen Orte eingerückt, welche im Register mit * bemerkt sind, so daß man dies kleine Buch allerdings zu dem Gebrauche empfehlen kann, für welchen es bestimmt ist.)

Briefe über verschiedne Gegenstände aus dem Reiche der Arzneywissenschaft, von D. Leon Elias Hirschel. Dritter Theil. Berlin, bey Bosse, 1771. 8. 226 S.

Der sechste Brief: Eine nach einer zurückgetriebnen Krätze entstandne Engbrüstigkeit hat der V., nachdem verschiedne Mittel umsonst gebraucht worden waren, durch 2 Fontanellen an den Aermen völlig gehoben. Er glaubt, daß die gekünstelten Geschwüre bey allen eingewurzelten Engbrüstigkeiten einen ungemeinen Nutzen stiften können. In einem andern Falle, wo nach einer zurückgetriebnen Krätze heftige Gichtschmerzen entstanden waren, ließ er die Tinktur von spanischen Fliegen mit Kampher vermischt in die Haut des ganzen Körpers, besonders auf den Händen und Füssen, einreiben. Als man dieses einigemal widerholt hatte, kam die Krätze wieder zum Vorschein, und die gichtischen Zufälle verlohren sich. Durch dieses Mittel kann man nicht allein chronische, sondern auch hitzige Ausschläge, besonders eine zurückgetretene Rose wieder hervor bringen. Man kann es beym Seitenstich — doch warum sollen wir alle diese Fälle erzählen? — man sieht leicht ein, daß man es in allen Fällen, wo man spanische Fliegenpflaster zu brauchen pflegt, auch gebrauchen kann. Ich kann ihnen, sagt der V., kaum beschreiben, was dieses Mittel, oder eine Salbe, die mit dem Pulver von spanischen Fliegen vermischt ist, in den gefährlichsten Colicken für herrlichen Nutzen äussert, wenn es nach vorhergehenden Aderlasse oder Clystiere auf den ganzen Unterleib gerieben wird, und alsdann erweichende Umschläge drauf gelegt werden.

Der siebente Brief enthält kürzlich die Geschichte der asa foetida, und einige Nachrichten von den guten Wirkungen derselben in mancherley Fällen. Einer Frau, welche nach heftigen Gemüthsbewegungen Eckel, Zuckungen, Ohnmachten, hysterische Erstickungen, und nach dem Gebrauche hitziger Mittel, Kopfschmerzen und Rasereyen bekam, gab der V., nachdem er die Ader geöfnet, und die ersten Wege gereiniget hatte, asa foetida in starken Dosen, und alle üble Zufälle verschwanden. Die stinkende Asa ist ein vorzügliches Nervenmittel, vornemlich wider die vapeurs. Sogar in der Windsucht hat sie der V. ungemein wirksam befunden. Sie löset die Verstopfungen der Därme auf, und führt den Schleim ab. Sie befördert den Auswurf des Schleims aus der Lunge weit mehr als das Ammoniakgummi. In Beförderung der periodischen Blutflüsse und in hysterischen Zufällen ist sie allen andern stinkenden Gummiarten vorzuziehen. In bleichsüchtigen Zufällen thut sie, mit Eisenfeile vermischt, vortrefliche Dienste. Nur muß sie immer in starker Dose gegeben werden.

Im

Im achten Briefe handelt der V. von den Vorbauungsmitteln gegen die Blattern; und vertheydigt sich gegen einige Einwürfe, die ihm der Recensent seiner Abhandlung von den Vorbauungsmitteln gegen die Blattern im 13. B. 2. St. dieser Bibliothek gemacht hat. Er nennt den Rec. einen hochgelahrten, hocherfahrnen Mann u. s. w. Alle diese Complimente betreffen die Person des Rec. und verdienen keine Antwort. Wir beurtheilen nicht die Person, sondern die Meynungen des V., aber auch diese hiemit zum letztenmale; denn wir sind nicht gesonnen, diesen kleinen Krieg, bey dem nichts erhebliches zu verliehren oder zu gewinnen ist, länger fortzusetzen. Der Recensent behauptete an dem angeführten Orte, daß die Meynung, daß künstliche Geschwüre die Blattern vermindern, bekannt, aber auch oft unwahr befunden worden sey. Nun glauben wir, daß man nicht leicht etwas behaupten kann, das Widersprüchen weniger ausgesetzt ist; denn auch das beste Mittel verlässet zuweilen den Arzt. Aber nein; dies glaubt der V. nicht. Und was thut er denn nun? Er beweißt aus dem Brendel, Kirchheim, Konstantinus, Stracke, Medicus u. s. w. daß künstliche Geschwüre in der Pest den Blattern, der Schwindsucht u. s. w. gute Dienste leisten. Aber in aller Welt, wozu dieses Heer von Schriftstellern? Wozu diese Menge Citationen? Was beweisen sie anders, als daß der Rec. die Wahrheit sagt, wenn er behauptet, daß diese Meynung vor der Wirkung der künstlichen Geschwüre bekannt sey. — Und nun, daß diese Mittel nicht allezeit, ja oft, das nicht leisten, was man in diesen Fällen von ihnen erwartet — ja davon ist nun der V. sehr schwer zu überzeugen; denn unsern Erfahrungen, die wir ihm anführen, trauet er nicht, und ihm ist wunderbarerweise in seiner Praxis, die, nach seinen Schriften zu urtheilen, doch sehr groß seyn muß, nicht ein einziger Fall vorgekommen, wo ihn die künstlichen Geschwüre in seiner Hoffnung betrogen haben. Wir haben ihm das Beyspiel der Suttonianer, dieser glücklichen Blatternärzte, angeführt, die sich der künstlichen Geschwüre nicht bedienen, und sich doch derselben gewiß bedienen würden, wenn sie das leisteten, was einige von ihnen erwarten. Aber die Suttonianer sind Geheimnißkrämer, denen darf man nicht trauen; sie suchen das durch schweißtreibende Mittel zu erhalten, was der V. durch künstliche Geschwüre zu erhalten sucht. Schweißtreibende Mittel brauchen, und dennoch den Kranken der freyen Luft auch bey strenger Witterung aussetzen? doch weg mit den Suttonianern! der V. gehe in

öf-

öffentliche Hospitäler; hier giebts keine Geheimnisse, aber desto mehr Erfahrung, die alle unverdauete Projekte über den Haufen wirft. Herr Archer, der Arzt im Londner Inoculationshospitale, der Arzt, der unter allen jetztlebenden Aerzten gewiß die meisten Blatternkranken gesehen hat, kennt die künstlichen Geschwüre, und bedient sich derselben nicht. Er macht ganz kleine und flache Einschnitte, wenn er inoculirt.

Die China ist und bleibt auch ein Vorbauungsmittel wider die Blattern, denn es ist ein Vorbauungsmittel gegen die Pest. Hat denn die Pest wirklich so viel ähnliches mit den Blattern? Mit einem Worte, wir glauben, daß man, was die Vorbereitung zur Blatternkrankheit betrift, nur auf zweyerley zu sehen habe, nämlich erstlich darauf, daß der Körper, der die Blattern erwartet, wenn er nicht gesund ist, gesund gemacht werde; und zweytens, daß die Disposition des Körpers zu Entzündungen mäßig gemindert werde. Alle die Mittel, die man zu diesen 2 Absichten gebraucht, können Vorbauungsmittel gegen die Blattern genannt werden; und wer sieht nicht ein, daß hier die Fälle so mannichfaltig seyn können, daß fast kein Mittel in der materia medica ist, das nicht in diesen oder jenem Falle den Namen eines Vorbauungsmittels, und in diesen oder jenem Falle wiederum den Namen eines Giftes verdient? Was hilft es also, daß uns der V. einige wenige Mittel nennt? Und daß er von diesen Mitteln auf eine so unbestimmte Art spricht? Er sage uns genau, unter welchen Umständen, und in welchen Fällen dieses oder jenes Mittel zuträglich ist; denn in allen Fällen ist keins zuträglich. Er gebe einem jungen starken vollblütigen, oder einem mit scharfen gallichten Säften und Verstopfungen im Unterleibe beschwerten Körper China, und sehe, ob sie ein Vorbauungsmittel sey. Die Hauptsache kommt darauf an, daß die Blattern einen gesunden, und zu Entzündungen nicht sehr geneigten Körper antreffen: es ist also offenbar, daß einige wenige besondre Fälle ausgenommen, die China kein Vorbauungsmittel ist. In einigen wenigen Fällen ist sie es; aber welches Mittel ist es nicht in einigen Fällen. Es ist wohl nicht zu leugnen, daß die Engländer bisher die glücklichsten Blatternärzte gewesen sind; und dennoch ist ihre Vorbereitungscur ausserordentlich einfach. Als der Recensent einst den Doktor Maty fragte: auf was Art man gesunde Körper zur Blatternkrankheit bereitete: antwortete er; solche Körper sind ja schon bereitet: on ne se peut pas portermieux que bien. — Dies ist kurz unsre Meynung; und wir haben nunmehr sowol für jetzt als fürs künftige dem V. — sollte

er

er uns auch noch so viel verbindliche Complimente machen — von dieser Materie nichts weiter zu sagen. — Uebrigens hat er in diesem Briefe von den Vorbauungsmitteln auf eine bestimmtere und brauchbarere Art gehandelt, als in der vorerwähnten Abhandlung.

P.

Henr. Cope medici olim regii ad statum in Hibernia demonstratio medico-practica prognosticorum Hippocratis ea conferendo cum aegrotorum historiis in libro I. et III. Epidemiorum descriptis. Denuo edidit E. G. *Baldinger*, Prof. Ien. etc. Ienae, Hartung, 1772. 320 pp. 8.

Es hat H. B. ein wahres Verdienst, daß er dieses unter uns wenig bekannte Buch wieder hat auflegen lassen. H. Cope erläutert die 42 Krankengeschichten dieser ächten Hippokratischen Schriften durch eine beygefügte semiotische Erklärung. Diese Erklärung aber gründet er auf eine Reihe von semiotischen Aphorismen, die er aus den übrigen Schriften des Hippokrates gesammelt und hier so neben einander geordnet hat, daß sie ihm als Gewährstellen jedes seiner Sätze dienen. Der Leser des alten Arztes hat hier also Regel und Exempel neben einander, und wenn je ein Buch bequem ist, das Studium des Alten leicht und augenscheinlich nutzbar zu machen: so ist es dies. H. B. klagt, daß sein deutscher Nachdruck nicht zierlich genug gerathen (das geht doch hin) und daß er selbst die Correktur nicht übernehmen können, (das hätten wir mehr gewünscht) daher oft die Accente weggefallen wären. Dieser Fehler wäre auch nicht groß, wenn nur sonst der Text richtig ist.

Br.

Herrn *Adami Loniceri* der Arzney Doctoris, und weiland Ordinarii Primarii Physici zu Frankfurt am Mayn, vollständiges Kräuterbuch, und künstliche Contrefeyungen der Bäumen u. s. w. — mit eigentlicher Beschreibung deroselben Namen in deutsch- griechisch- lateinisch- französisch- italienisch- und

und hiſpaniſcher Sprache, wie auch deren Geſtalt, natürlicher Kraft und Würkung; ſamt ausführlichem Bericht von der Kunſt zu deſtilliren — Ingleichen von den fürnehmſten Thieren der Erden; und dann auch von Metallen, Erz, Edelgeſteinen u. ſ. w. — Ehedem von Hrn. *Petro Uffenbachio*, Med. Doct. überſehen; anjetzo aber mit einer Zugabe begleitet von Balthaſar Ehrhart, Med. Doct. Ulm, verlegts A. Fr. Bartholomäi, 1770. 2 Alph. 19 Bogen, ohne die 16 Bogen lange Zugabe, in Folio.

Wer mag den Verleger wohl auf den Einfall gebracht haben, dieſes Buch wieder drucken zu loſſen? Den Zeiten, da das lateiniſche Original zum erſtenmal erſchien, nemlich im J. 1551., kann man es noch allenfalls zu gute halten. Doch hätte Lonicer auch dazumal mehr als eine bloße mechaniſche Compilation liefern können. Jetzt aber, da Botanick und Naturgeſchichte Wiſſenſchaften ſind, und darinn, ſo wie in der Medicin, unzählich neue Entdeckungen gemacht worden, iſt es völlig unnütz. Uns kam ſchon vor, als wenn die vorhergehende Ausgabe vom J. 1737. den Geſchmack unſers Jahrhunderts verunehrete: was ſollen wir aber von der gegenwärtigen ſagen? Indeſſen iſt der Sevenbaum noch immer weg im dritten Grad trocken und ſehr dünner oder ſubtiler Natur; und noch bis dieſe Stunde lernen wir, daß der Coriams derſaamen über Peſtilenzblattern gelegt, dieſelben löſche; und daß der Saame von Liebſtöckel in Wein gelegt und darüber getrunken, gut iſt, den Weibern, ſo die Kinder von der Milch abſtoſſen. So iſt es mit allem übrigen Unſinn, Mängeln in der Kenntniß und dem Ausdruck, der hier eben ſo getreu wiederholt wird, als er vor 200 Jahren ans Licht trat. Die Lonicerſchen Holzſchnitte, die eben ſo wenig dem Verf. eigen waren, ſind dem Werk angemeſſen, und dienen nicht einmal Kindern zum Spielen. Hrn. Ehrharts Zuſätze ſind vom J. 1737. Niemals hätte Lonicer einen feinern Nachahmer ſeiner Lehrart und ſeines Stils finden können, als eben dieſen Mann.

Gr.

Der

Der Einwohner in Frankfurt am Mayn, in Abſicht auf ſeine Fruchtbarkeit, Mortalität und Geſundheit geſchildert, von J. Ad. Behrens, d. A. D. Frf. am Mayn, bey Garbe, 1771. 248 S. in 8.

Auſſer faſt 7000 Juden rechnet H. B. auf 36,000 Einwohner; die jährlichen 211 Ehen geben nur 1 Ehe unter 170 Lebenden. Eine ſehr geringe Proportion. Die Urſache davon iſt nach H. B. nicht die Menge der Handwerksburſche und Bediente, weil bey ihnen nur ein Schritt zur Ehe iſt. (Dieſer Schritt iſt doch immer gröſſer und ſchwerer, als H. B. denkt, ob wir gleich mit ihm glauben, daß hierin die Urſache der wenigen Ehen, wenigſtens nicht allein, liegt.) Er wälzt die Schuld nachher auf den Luxus. (Wir geſtehen, daß er uns hier nicht Genüge thut. Allein iſt der Luxus wohl nicht Urſache.) Eben ſo ohne Exempel gering ſind die Geburten. Jährlich iſt nur 1. unter 37. bis 38 Lebenden, und wenn man die Vorſtadt Sachſenhauſen trennt: ſo iſt nur 1 Gebohrner gegen 42 Lebende, welches weit weniger iſt, als ſelbſt in Rom. Und doch ſehen wir, es müſſe die eheliche Fruchtbarkeit da groß ſeyn, weil 10 Ehen 45 Kinder geben. Wirklich ſind wir hier ein wenig irre. Die Ehen ſo fruchtbar, als möglich und der Geburten in Proportion zu den Lebenden doch ſo wenig? Eben ſo geht es bey der Mortalität. Die Geſtorbnen ſollen zu den Lebenden wie 1. zu 28. und die Geſtorbnen zu den Gebohrnen wie 13. zu 10. ſich verhalten. Jenes zeigt eine ſehr mäßige und dieſes eine ſehr große Mortalität an.

Wir geſtehen frey, Frankfurt weicht ſehr ab von der Norm, die die Natur und Süßmilch für mäßig große Städte angegeben haben. Und iſt kein Irrthum in Liſten oder in der Berechnung: ſo fürchten wir, H. B. habe die Zahl der Lebenden zu hoch angeſchlagen. Er berechnet die Lebende nach den Häuſern und giebt jedem Hauſe 12 Einwohner. Wir können es nicht beurtheilen, ob es nicht zu viel ſey: aber wir beſorgen es. Verſteht H. B. unter Häuſern ganze Erben: ſo ſind 12 nicht zu viel: Gewiß aber ſind ſie es, wenn Feuerſtätten gemeint werden. Sachſenhauſen für ſich allein kommt durchaus mit den Süßmilchſchen Reſultate überein: aber Frankfurt geht allerwegen ab. Es iſt uns unwahrſcheinlich, daß bey fruchtbaren Ehen der Geburten, ſo wenig und an einem ſo geſunden Orte der Sterbenden gegen die Gebohrnen ſo viel ſeyn ſollten? Nicht wahr? ſind der Ehen gleich weniger, als ſollten: ſo ſind ſie doch auch fruchtbarer und die Zahl

der Geburten müßte doch der Regel nahe kommen? Man multiplicire die Gebohrnen und Gestorbnen nach Süßmilchs Regeln: so kommt eine so große Anzahl Lebende nicht heraus. Und in dem Augenblicke man eine geringere Summe von Lebenden annimmt, löseten sich fast alle Schwierigkeiten auf und Frankfurt tritt mit andern Städten ihres Gleichen ins Gleis. H. B. wird hierüber vielleicht mit der Zeit mehr Licht geben können.

Frankfurt ist gesund und dem Nordwinde ziemlich blos. Die Ausdünstung aus der Stadt nimmt H. B. wohl zu gering an. Die unter den Juden, so eine sitzende Lebensart führen, sind mit Hämorrhoiden, Krätze, Geschwüren und Fisteln geplagt. Der schnelle Mayn trägt viel zur Reinigkeit der Luft bey. Man befleißt sich überhaupt der Reinlichkeit und selbst die Juden sind weniger schmutzig, als man sie verschreyt. Die Begräbnißplätze sind ziemlich abgelegen und mit Recht werden die Schlächter und Gerber mit ihrer Handthierung in Aborte verwiesen. Der Ort hat auch gute Abzugskanäle. Das stinkende Pestilenzloch, welches ein Morast neben dem Gefangen- und Waisenhause ist, möchte wohl nach H. B. Wünschen, aufgefüllt werden. Viele Wasser sind schwer und hart. „Bey unserer kühlen und trocknen Luft, sagt H. B., waren sie uns nöthig. Denn sonst würde uns die Kälte weit empfindlicher fallen; die Gefäße der Haut würden mehr zusammen schrumpfen, und obgleich das leichte Wasser immer noch verfliegen könnte: so würden doch andre zähere auszuführende Theile zurück bleiben und tausend Uebel s. w. machen.„ Aehnliche nicht wohlbedachte Reflexionen, die Einen ans Encomium moriae erinnern, haben wir mehr getroffen. Mußte denn die Natur in keiner Sache gegen Frankfurt Stiefmütterlich handeln? Man findet wenig Nieren- und Blasensteine. (So ists an mehrern Orten, wo die Wasser der Art sind) H. B. schreibt es nachher der Säure des altgewordenen dortigen Weins zu. (Daran dürften wir doch zweifeln. Dem Biere, welches man dort mehr, als wir gedächten, trinkt, dürfte man es eher zu verdanken haben.) Kaffe liebt man bis zum Unsinn. Es sind Familien, die, wenn sie sonst nichts haben, Kaffe kochen, Brod darin brocken und also ihre Mahlzeit davon machen. Dem Rockenkaffe ist H. B. sehr abhold. Auf der nördlichen Seiten des kalkachtigen Mühlbergs schmilzt der Schnee eher, als auf der südlichen der Berger Höhen, die mehr Lehm haben. Es bestätigt dies den Satz des Hales, daß die Erde sehr von unten auf thaue. Der gemeine Mann

trinkt

trinkt in diesen Gegenden vielen Cider und liebt die Gartengewächse. Bey so vielem Guten, das uns H. B. von Frankfurt sagt, hätten wir doch die hohe Proportion von Sterbenden nicht erwartet. Unter den Krankheiten sind die schwarze Galle, trockne Auszehrungen mit Lungenknoten, Wassersuchten, ansteckende (das verstehen wir nicht recht) Krebse, Nervenfieber (die haben sich sonst standesmäßig nicht so gar gemein gemacht) hypochondrische und hysterische Uebel die gemeinsten.

Es ist Schade, daß H. B. nicht immer bey der nackten historischen Erzählung geblieben ist. In seinen Betrachtungen will es ihm nicht immer glücken. „Die Zubereitung des Malzes, heißt es S. 193. wird recht so gemacht, daß das zähe Wesen, welches mit den mehligen Theilen verbunden ist, verfliege.„ Das zähe Wesen soll verfliegen? und diese Verflüchtigung Getraide zu Malz machen? Weiter hin S. 196. geräth H. B. über die Klärung des Biers mit Hausblasen in Eifer: „Die Hausblase ist ein wahrer Leim, der mit dem Biere vermischt, dem Pöbel zwar die Idee der ihm gepriesenen Fettigkeit des Biers abgiebt, aber ihm einen garstigen Schleim in den Leib jägt, der ihm Uebelkeit, Kolicken und Durchfälle macht.„ Uns wundert, wie H. B. dergl. behaupten mag, das ihm jeder Brauer widerlegen kann. Wie gesagt: die Betrachtungen und medicinischen Warnungen gerathen H. B. selten, und er scheint sie doch eben so sehr zu suchen, als den gezierten Styl, der immer die gemeinste Sache besonders ausdrücken will. Von seinen Frankfurtern z. E. sagt er „sie seyn von Mittelgröße, hager und (vermuthlich wollte er sagen, handfest) von starken muskulösen Eindrücken.„ Warum so? warum beschrieben, da das Eine Wort deutlicher ist? Das ärgste ist, es giebt eine Nebenidee, die so unangenehm ist, daß H. B. sie sicher nicht hat veranlassen wollen. Es ist Schade, daß man im Lesen auf dergl. Dinge so oft stößt. Provincialworte, als Lechheit, Kerschel s. w. kommen auch vor, die man in andern Provinzen mit Noth erräth. Und H. B. hat doch gewiß nicht Manuscript für Frankfurter drucken lassen wollen.

S.

Sammlung von Beobachtungen aus der Arzneygelahrheit und Naturkunde. Dritter Band. Nördlingen, gedruckt und verlegt von C. G. Beck, 1771. 244 Seiten in kl. 8. ohne Register.

Die drey ersten Abhandlungen dieses Bandes sind nicht von dem Herausgeber, Hrn. Gesner, sondern von andern Aerzten: die folgenden aber scheinen ihn zum Verfasser zu haben. Wenn gleich nicht immer neue Wahrheiten darinn gesagt werden: so haben sie doch Materien zum Gegenstande, die noch fernere Bestätigung verdienen, und zu unsern Zeiten besonders Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Wir werden sie alle nach der Ordnung durchgehen.

1. Fragmente von Beobachtungen bey einer Pockenepidemie im J. 1768. Auch in der Gegend des V. herrscht das Vorurtheil, daß die Pocken nicht zeitig und häufig genug herausgetrieben werden können, daß die Verstopfung des Leibes nützlich sey, und man der Eslust der Kranken Gehör geben müsse. Das Verfahren des Verf. in der Diät und Cur ist vernünftig. Die Bähung der Arme und Beine und andere Mittel dorthin einen Zufluß der Säfte zu erwecken, hatten die Wirkung, daß die Pocken eben sobald daselbst als im Gesichte ausbrachen. Im ersten Zeitraum hielte er die Kranken weit kühler, als im 2ten, und beförderte in diesem letztern durch warme Getränke die Ausdünstung. Schon zu Anfang des dritten Zeitraums empfohl er Speisen, die den Leib gelinde öfneten und den Abgang des Urins vermehrten. Einige Kranken kamen doch bey gutartigen Pocken ohne den geringsten begangenen Fehler, im dritten Zeitraum in Gefahr. Bey einigen entstund sodann ein Frieselartiger Ausschlag, der doch den gewöhnlichen Abführungen nicht zuwider war. Auch die Pocken mit einem hellen Wasser, das zum Theil mit Blut vermischt war, hat er nützlich geöfnet. Dies in Verbindung innerlicher Mittel brachte einen guten Eyter zuwege. Dem Verf. sind auch tödtliche Pocken mit Petechien vorgekommen. In zusammenfliessenden Pocken bediente er sich der Tamarinden als eines zeitigen Abführungsmittels.

2. Geschichte einer tödtlichen Hirnwunde. Ein Mann wurde von einem andern von Pferde gerissen und mit einer Pferdetrense auf den Kopf geschlagen. Er hatte aber doch Kräfte genug, Hülfe zu suchen. Den Tag darauf erfolgte ein gallichtes Erbrechen und ein Seitenstechen, davon der Schmerz sich allmählig weiter über den Körper verbreitete. Mit dem Haare gieng ein wirklicher Eyter ab, dessen Ursprung nicht kenntlich war, und hernach erfolgte ein dem Anschein nach, kritischer Schweiß, unter solchen Umständen giengen 6 Tage vorbey, bis ihm unvermuthet ein Irrereden, Zittern und Hüpfen der Sehnen ankam, und sich eine Erhabenheit am

Kopfe

Kopfe zeigte, worauf er nach ein paar Tagen starb. Man entdeckte sodann ein Loch an dem Schlafbein und eine Menge Splitter in der harten Hirnhaut, eine starke Eyterung, ein Brand des Gehirns und ein zerschnittenes großes Blutgefäß.

3. Hrn. Faulhabers Aufsatz vom Bandwurm, deucht uns, hätte wegbleiben können. Wer Stücke vom Bandwurm abgehen gesehen hat, wird aus dergleichen Spalten an den Enden keine Seltenheit machen. Sie entstehen aus einer Verwesung; so nennen wir es lieber, als Fäulniß. Der V. wird von Rosensteins Buch von den Kinderkrankheiten nicht gelesen haben.

4. Hrn. G. eigene Abhandlung über den Friesel. Verschiedene selbst bemerkte Krankengeschichten werden unter des Verf. allgemeine Betrachtungen dieser Krankheiten eingemischt. Uns mißfällt der gezierte Styl, den der sonst lobenswürdige Verf. bey einer so ernsthaften Sache annimmt, der noch darzu öfters dunkel, unverständlich und nicht zutreffend ist. Schon der Anfang schreckt ab. „Verhüllen will ich in weise Seide „jene empfindsame Scenen auf dem tödtlichen Lager einer „liebenswürdigen Freundin, mein Auge soll, vom Herze „ungeleitet, die Wahrheit ohne Schmuck besehen, die unsere Kunst erforschet.„ An einem andern Orte: „Ein „Fraunzimmer, das seit langen Jahren die Bleichsucht „drückte, ergrief der Frost in ihrem Lager.„ Wie auch: „Sein cachectisches Kleid fällt von ihm.„ Oder: „Sie „brachten ihre Tage mit Seufzen und Klagen zu, bis ein „neuer Auftritt den Schmerz neben sich in Schatten setzte.„ Dies ist nicht die Sprache der Beobachter. Und gewiß, so sind die einzeln von Tage zu Tage gemachten Wahrnehmungen vom Hrn. V. nicht niedergeschrieben. Wir würden kein Wort hiervon sagen, wofern wir nicht befürchteten, daß sich Nachahmer finden möchten, die ohne das eigenthümliche Gute der Gesnerschen Schriften zu besitzen, das wesentliche in einem solchen Anstrich setzten. — Hr. G. nimmt ein Miasma als die materielle Ursache des Friesels an. Wider Fischers und anderer Hypothesen wird viel erinnert. Die Seltenheit eines einfachen Frieselfiebers hat zu manchen Anlaß gegeben. Er glaubt Grund zu haben, den Friesel in einem Antheil der Zeugungstheile zu suchen. Bey einem Patienten war ein Abscheu gegen das flüßige damit verbunden. Der wahre Friesel ist allemal bösartig und selten vollständig kritisch. Den einfachen Friesel hat er nicht ansteckend gefunden. Hr. G. bestimmt die Fälle, in welchen Aderlässe und Abführungen, Harntreibende

bende Mittel, Campher, Spanische Fliegen, nützlich sind. Weil man diesen letztern eine auflösende Kraft zuschreibt: so hat er verschiedene Versuche in der Absicht angestellt. Ein mit infundirten Cantharіden vermischtes Blut blieb noch am 10ten Tag unaufgelöset. Oft haben vegetabilische und mineralische Säuren nichts im Frieſel ausgerichtet, so wie auch die Chinarinde. Opiate sind niemals nützlich gewesen.

5. Kurzgefaßte Wahrnehmungen. — Es wird zweyer Kranken gedacht, die mit Petechien ohne Fieber behaftet waren. Bey dem einen, der ein Knabe war, drang das Blut durch das Zahnfleisch heftig, bey dem andern, einem Mädgen, aus der Naſe.

An einer Frau vereinigte sich mit der Bruſtwaſſerſucht ein Vorfall der Mutter. Das Gefühl verrieth 2 harte Geſchwülſte im Unterleibe.

Von der großen Kraft des kalten Waſſers giebt die Geſchichte eines Weibes Beyſpiel, die von dem Blutfluß aus den Geburtstheilen, und dem durch dieſen Weg, wie auch durch den After abgehenden Eyter, nebſt dem ſchleichenden Fieber durch einen heftigen Gebrauch des Waſſers genas.

Die Quaßia hat der V. ein paarmal bey Uebeln, die aus einer Schwäche des Magens und der Gedärme entſtanden, gebraucht. Er läßt ein halbes Loth mit 20 bis 30 Unzen Waſſer ſo lange kochen, bis 6 Unzen verdünſtet ſind, und davon täglich zweymal anderthalb bis 3 Unzen trinken. Wegen der Härte des Holzes zieht er das Kochen dem Aufguſſe vor.

Die Chinarinde ſtillete den Brand eines zerquetſchten Fußes glücklich, obgleich hernach Nervenzufälle den Tod zuwege brachten. Auch beförderte ſie die Cur eines an beyden Ellbogen nach den Pocken entſtandenen Geſchwürs und einer Unbeweglichkeit des Oberſchenkels. Ein anderesmal überwand man dadurch brändichte Pocken.

Der Schierling hat wieder einige Drüſengeſchwülſte, ſo wie auch eine hartnäckige Krätze, gehoben.

Hr. Zeller hat die Sandbeere in einem veralteten nephritiſchen Uebel mit Wirkung verſchrieben.

Das Edinburgiſche Vitriolelixir hat aber in der Lungenſchwindſucht die Hofnung nicht erfüllen wollen.

Gr.

Ant. Störk libellus de usu medico Pulsatillae nigricantis. Vindob. de Trattnern, 1771. 61 Seiten in 8.

Die Osterblume oder Beißwurz, ist die Anemone pratensis, nicht Anemone Pulsatilla Linnaei. Sie ist Eine von denen, die im Frühlinge zum Blutharnen des Viehs am meisten beyträgt. Vielleicht hat dies H. Störk bewegt, sie für die menschliche Gesundheit nutzbar zu machen. Wirklich hat sie ihre Urintreibende Kraft auch an Kranken erwiesen; oft und heilsam einen Bauchflus erregt; zu Zeiten stinkende Schweiße getrieben und sehr häufig brecherig gemacht. Sie scheint die monatliche Reinigung zu befördern, dient in Ausgenschäden, selbst im schwarzen Staare, in Lähmungen und Schwindungen der Gliedmaßen, in mancherley Verhärtungen, in venerischen Knoten und reinigt äusserlich alte böse Schäden. H. St. hat von der ganzen Pflanze ein Wasser destilliren und ein Extrakt machen lassen; auch die Blätter im Aufguß und in äussern Bähungen gebraucht. Das Extrakt ist gelinder, als das destillirte Wasser. u

Die heilsamen s. w. Wirkungen des Wasserfenchels oder sogenannten Peersaat bey verschiednen Krankheiten s. w. von D. Joh. Henr. Lange, Stadtphys. zu Lüneburg s. w. Frankfurt und Leipzig, 1771. 56 Seiten in gr. 8.

Mit Recht will H. L. man müsse den Bauer oft mit andern und kräftigern Mitteln curiren, als den Städter. Oft helfen Digestivpulver und China ihm nicht: aber Kellerhalssamen, (sem. Coccognidii) Wasserfenchel (sem. Phillandrii aquatici) und Blackfischbein (os sepiae) das H. L. unrecht weissen Fischbein nennt, befreyen ihn vom Fieber. Letztere beyde leisten oft im hartnäckigsten Quartanfieber wichtige Dienste. Dem Wasserfenchel indessen besonders sind diese Blätter bestimmt. Es ist ein schon altes Hausmittel, das man in vielen Fällen bey Vieh und Menschen bewährt gefunden und in eben so vielen vielleicht verkehrt und fruchtlos gebraucht hat. H. L., durch die Lobsprüche der Hausmütterchen gereitzt, versuchte es darauf in ähnlichen Fällen bey seinen Kranken und das kurze Resultat seiner Versuche ist dies. Ausser seiner antifebrilischen und blähungtreibenden Kraft dient er sehr im Asthma, in innern Blutergiessungen und selbst im Blutspeyen. In frischen

Wunden ist es nicht nur ein schnelles Heilmittel, sondern es beweist auch seine reinigenden und Heilkräfte in alten, faulen, brandigen, Schwären, selbst solchen, die man für krebsartig hielt, und die mit Knochengeschwellen (spina ventosa) begleitet waren. Der ofne Schaden wird dabey mit einem Brey aus Schwarzwurz (symphyl. off.) ungesalzne Butter und Bier verbunden. Auch ist der Wasserfenchel in Leisten- und Nabelbrüchen kräftig und hat dies schon Geister erkannt und gepriesen. Man giebt ihn innerlich, bindet über den zurückgebrachten Bruch einen Strang ausgekochten rohen Garns und hält sich etliche Tage in Ruhe. Wir wünschen sehr, daß H. L. in seinen Versuchen fortfahre: aber seinen Beobachtungen die möglichste Vollständigkeit und den Umständen die genauste Präcision gebe; auch uns die Fälle nicht verschweige, wo sein Mittel ihn verlassen habe. Wir gestehen es, daß bey dem besten historischen Zutrauen und mit dem warmen Wunsche, daß alle die gepriesnen Wirkungen sich bestätigen mögen, wir doch noch nicht recht durchsehen können, wie dies warme aromatische Mittel, zwar wohl bey Fiebern, in dem, was man das Verbrechen nennt, im schleimigen und blähungsasthma wirksam seyn; wie es auch in Schäden reinigend und antiseptisch seyn könne: aber nicht, wie eben dasselbe im Blutspeyen und in welcher Art es diensam seyn könne? wie ebendasselbe zum Innebleiben eines Bruchs etwas beytragen könne?

X.

H. S. A. D. Tissot vertheydigte Einpfropfung der Blattern, wider den Graf Roncalli s. w. Leipzig, bey Müller, 1771. 198 Seiten in 8.

Diese bekannte Schrift kam in Tissots epistolis medico-practicis Lauf. 1770. wieder vor, und da der Verleger Tissots Abhandlungen über verschiedne Gegenstände der Arzneywissenschaft, vor dieser neuen Ausgabe hatte verdeutschen lassen: so liefert er hier als einen Nachtrag die Antiroccallische Schrift und die Vermehrungen der gedachten Lausannischen Ausgabe.

Dominici Cottunnii regii Anat. Profess. de sedibus variolarum syntagma. Vienn. Graeffer, 1771. 274 p. 8.

Eine

Eine zwar etwas weitläuftige, aber doch merkwürdige Schrift, die bey uns durch den Nachdruck gemeiner zu werden verdiente. H. C. leugnet, daß eigentliche Blattern anderwärts, als auf der äussern Haut ihren Sitz haben können und was man innerlich will gefunden haben, wirklich nur Bläschen, und wenn man will, eine Art Hydatiden seyn, die sich vom Reitze des umher irrenden Blatterstoffes aufwerfen. Er beweist dies durch Leichenöfnungen und durch eine genaue Zergliederung der Pusteln selbst, die ihren eigentlichen Sitz im Malpighischen Gewebe haben. Allen wird freylich die Berichtigung dieser Streitfrage nicht gleich wichtig scheinen: durch eingeflochtne Anmerkungen aber über die Natur der Blatterkrankheit und durch Beobachtungen über die Würmer in Blattern, über die eingeschobnen Därme s. w. werden auch diese schadlos gehalten werden.

X.

S. A. D. Tissot Versuch von Krankheiten, welche aus der Selbstbefleckung entstehen. Frankfurt und Leipzig, bey Fleischer, 132 Seiten in 8.

Der Uebersetzer, der von den Vortheilen, so ein solches Werk stiften kann, sehr eingenommen ist, wußte nicht, daß Tissot diesen Versuch schon längst umgearbeitet und sehr vermehrt habe. Es sind bereits zwey deutsche Ausgaben nach der letzten französischen bekanntlich heraus, und hier kommt eine Uebersetzung des ersten lateinischen Versuchs, der hinter dem Tr. de febribus biliosis steht, nachgehinkt.

S.

Primae lineae Pharmaciae in usum praelectionum Suecico idiomate editae ab *Andr. Jo. Retzio*, Chem. et hist. nat. in acad. Lond. Goth. Doct. jam latine conversae. Goettingae, Dieterich, p. 91. 8.

Ein kleines, aber zu Vorlesungen sehr bequemes Compendium der Pharmacie, das zwar nur das allgemeine enthält; aber eben dadurch sich empfiehlt, weil die Anwendung auf einzelne Bereitungen so leicht ist. Gute Ordnung und richtige Wahl unterscheiden es von andern dieser Art. Es

verdiente daher, daß H. Prof. Murray zu Göttingen es in Deutschland durch eine Uebersetzung bekannter machte.

X.

Joh. Conr. Friedr Schweitzers, Hohenfolmsischen Hofraths und der Stadt Wetzlar Physici s. w. richtige physikalisch-chemische Versuche und neue Beschreibung eines vortreflichen Stahlbrunnens zu Langenschwalbach s. w. Wetzlar, bey Winkler, 1770. 244 Seiten in 8.

Diese neue Quelle ist die zehnte, so blos zu Langenschwalbach ein Mineralwasser liefert, welches wegen seiner Stärke und Durchdringlichkeit dem sonst so gerühmten und wirksamen Weinbrunnen zu Schwalbach vorgezogen wird. Dergleichen Quellen sind freylich wichtig genug, um beschrieben zu werden. Nur hätten wir dieser einen geschicktern Forscher und vernünftigern Beschreiber gewünscht. Im Anfange des Werks, da H. S. die andern Quellen zu Schwalbach beschreibt, ist Cardiluccius, aus dem er ganze Seiten ausschreibt, fast allein sein Gewährsmann. Die Versuche mit der neuen Quelle sind die alltäglichen hergebrachten und sind noch dazu eigentlich fast alle von D. Ratze zu S. Goar. Alles übrige vom Nutzen und Gebrauch dieses Wassers ist Gewäsche mit so sehr überflüßiger Gelehrsamkeit versetzt, daß unter andern von S. 163. bis 167. fast die ganzen Seiten mit einer elenden Beschreibung des Herzens angefüllt sind. Citiren mag daher H. S. auch sehr gerne. Unter andern ist H. Ernsting ihm ein wichtiger Mann. Wie sich doch die Leutchen begegnen! S. 216. führt er eine Menge Schriftsteller von der Kraft der Luft an und unter denselben sind folgende gerühmt: Moronland, Reuselius, Roberwal, Maignan, Plantade, Clapies. Was mögen das für Herren seyn. Das Ende jeden Kapitels wird auch fein artig mit einem Verschen beschlossen, und wenn H. Brokes, Triller u. dergl. keinen liefern: so macht H. Schweitzer selbst dergleichen, wovon einer auch eine Probe des Geschmacks seyn mag, der in dieser Schrift herrscht:

„Den Kräften bin ich nun bescheiden nachgegangen.
„Ich wünsche, daß sein Nutz mög diesen Ruhm erlangen,
„Daß so wie sein Gehalt in Wahrheit war zu lesen;
„Die Wirkung jedermann gesegnet auch gewesen.„

Das

Das wünschen wir nun den Kranken auch: H. S. aber zugleich, daß er nicht mehr schreibe, wenn er nicht gründlicher und besser schreiben will.

S.

Anweisung, wie durch Besichtigungen ein Kindermord auszumitteln sey, nebst 88 Obduktionszeugnissen von Christoph Gottlieb Büttner, D. und ord. Lehrer zu Königsberg. Königsb., 1771. 1 Alphab. 4 Bogen 4.

Der Kindermord ist freylich von tödtlichen Verletzungen Erwachsener sehr unterschieden und besonders abzuhandeln, da jener auf viele Arten geschehen kann, die bey diesen nicht passen. Es kommt bey dem Kindermorde immer auf die drey Fragen an: war das Kind vollzeitig? Hat das vollzeitige Kind in und nach der Geburt gelebt? Woran ist es gestorben? Hr. B. trägt diese ganze Lehre aus der gerichtlichen Arzneykunde mit allen hergebrachten Distinktionen und Fragen so vor, daß er die meisten Fälle und das ist das schätzbarste, mit eignen Besichtigungsberichten belegt. Unter den Zeichen einer unreifen Frucht finden wir die Beschaffenheit des Hodensacks übergangen und dagegen hält er es für ein Zeichen davon, wenn die Hoden noch nicht im Sacke sind, welches die neuern Zergliederer wohl schwerlich als richtig annehmen dürften. Sehr weitläuftig und gut handelt er von der Lungenprobe. Ist in den Lungen Luft gewesen: so sind sie nicht dunkel braunroth, sondern blaßroth; nicht am Rückgrade angesunken, sondern überm Herze ausgebreitet; nicht derbe, sondern schwammig und prall; sie sinken nicht im Wasser, sondern schwimmen. Auch ist alsdann Blut im Lungengeäder. (Dieser Charakter ist zu unbestimmt. Es giebt wirklich die Lungenpulsader, ehe sie das Blut in die Aorte ausgießt, etwas Blut den Lungen ab. Auch mußten ja zur Nahrung und Wachsthum der Lungen die eignen Adern derselben ihren Theil Blut empfangen.) Wenn bey erstickten und gedrückten Kindern die Lungen von Blute strotzen: so haben sie die Farbe und sinken, wie bey todtgebohrnen Kindern. Hr. B. scheint vorauszusetzen, daß auch Lungen, die noch nicht Luft zugelassen, eben so von Blute strotzen könnten (uns dünkt dies nicht hinlänglich bewiesen) und da soll man nur das Blut aus den Stücken der zerschnittenen Lunge drücken, um zu sehen, ob sie sinken oder schwimmen.

men. Die Fäulniß macht zwar oft die Lungen schwimmen: aber die andern Zeichen entscheiden, ob sie Luft gezogen haben. (Uns wundert, daß man dies nicht mehr auseinander setzt. Ausserdem, daß die Fäulniß die Farbe nicht ins Lichtrothe, auch die Derbheit und Ausdehnung wenig verändert, so lange nicht alles in der letzten Fäulung ist: so sind die gröstern Fäulnißblasen auf der Oberfläche der Lunge gar sehr von dem bläsigen Gewebe der Lungen, die geathmet haben, verschieden und Blasen den ersten gleich, finden sich im Unterleibe hie und da, besonders am Netze und Gekröse. Gegen Köderern leugnet H. B., daß die eingeblasene Luft blos in den Magen trete. Er hat bey gewiß todtgebohrnen Kindern die Lunge durch den Mund aufgeblasen. Der Abgang des Kinderpechs beweißt weder für noch wider das Leben etwas. Die Erweiterung des Brustgewölbes geht vor dem Einathmen her. Die Hauptverletzungen sind bey Kindern am häufigsten. Die Verletzungen, so der Druck beym Durchgange am Kopfe verursacht, unterscheiden sich von gewaltsamen dadurch, daß unter der Unterlaufung nicht schwarzes geronnenes Blut, sondern eine röthliche gallertartige Feuchtigkeit sich findet. Auch sehen dabey die Wirbelbeiner (vermuthlich versteht H. B. hier die Seitenbeiner des Schedels) sehr roth aus. Stellen, wo am Schedel noch die Verknöcherung fehlt, welches auch bey vollzeitigen sich zutragen kann, muß man nicht für Einbrüche und Zerschellerungen des Knochens halten. H. B. will auch den Rückgrad geöfnet haben, um die Zertrennungen des verlängerten Marks und Blutaustretungen zu suchen. Eine Verblutung aus dem Nabelstrange nimmt er doch als möglich an, so lange desselben Pulsadern schlagen, oder wenn der Strang beym Wegschießen des Kindes gedähnt und dem Leibe nahe abgerissen ist. Die Einwendung von dem Nabelstrange der Thiere hebt er dadurch, daß er sagt: sie brächten lange genug mit dem Abbeissen des Stranges zu, daß darüber schon das Blut im Strange stockte. (Das Durchnagen selbst verschließt aber schon für sich auch die Mündungen.) Bey erdrückten Kindern waren Lungen und Herz allemal mit Blute vollgepfropft, bey einem fünftägigen ausgenommen, bey dem Zeichen der Epilepsie waren. Bey einem Kinde, das wegen nicht genugsamer Milch mit Brey genährt war, fanden sich die sonst kleinen und röthlichen Gekrösdrüsen weiß und angeschwollen. Bey Kindern, die unter Kleidern und Betten erstickt sind, ehe sie wenigstens völlig geathmet haben, sind die Blutgefäße des Haupts und der Brust angelaufen. Viele aber

ster-

ſterben epileptiſch, welches man an blauen Nägeln und an der zwiſchen die Zaumen gebiſſenen Zunge erkennt. (Sollte dies blos der Epilepſie eigen ſeyn?) H. B. ſetzt zu, es wären das bey die Lungen gelbe. (Das verſtehen wir nicht recht, woher das ſeyn ſollte.) Bohns Einwurf, daß dergl. Bemühung zu erſticken nicht tödtlich genannt werden könnten, weil der Umlauf des Bluts auf eben den Wegen, wie in der Frucht seinen Fortgang haben könnte, will H. B. nicht gelten laſſen, obgleich er die Fälle eingeſteht, zu denen der Rec. einen ähnlichen ſetzen kann, da ein mit Kleidern beworfnes Kind in einem Kaſten noch nach 4 : 5. Stunden lebendig gefunden worden. H. B. ſagt recht: a poſſe ad eſſe non valet. (Es ſind mehr dergl. Sätze in der gerichtlichen Arzneywiſſenſchaft, die der Anwald der Beklagten anſicht, weil das Gegentheil ſich bisweilen gefunden. Es iſt wahr, bey dem böſen Willen der Mutter iſt das Kind beym Leben geblieben und im Gerichte kann dies für dieſen Fall die Strafe mildern. Aber einer eines vollbrachten Mordes Schuldigen, kann, da er ſich durch den Augenſchein veroffenbaret, dieſe Möglichkeit nicht helfen. Sie iſt durch die Wirklichkeit des Gegentheils aufgehoben, und da das Lebenbleiben eines Kindes von ſo vielen ungefähren Umſtänden abhängt, die nicht menſchlichen Ermeſſens und menſchlicher Macht ſind: ſo rettet dies eine Mörderin nicht, bey der dieſe Umſtände nicht eben ſo zuſammen getroffen ſind, ſo wenig der Umſtand, daß ein Menſch einen Schlag am Kopfe unbeſchadet kriegen kann, den Todtſchläger rettet, auf deſſen Schlag ein wirklicher Tod erfolgt iſt.) Wie ein Kind beſchaffen ſey, das in der Geburt durch die Feuchtigkeiten aus der Mutter ertränkt wird, hat H. B. aus Röderern beſchrieben. (Uns dünkt nur, es waren zum Wiederbeleben ſo kräftige Anſtalten vorgekehrt, daß die Folgen davon ſich mit den natürlichen des Ertränkens vermiſcht hätten.) Beym Tode von Preſſung des Kopfs im Durchgange hätte H. B. dagegen Röderers Sektion noch mehr nutzen können. Daß Aloe ſ. w. eine Abtreibung der Frucht verurſachen können, glaubt H. B. und wir mit ihm. (Freylich iſt nichts ſpecifiſches darinn: aber da ſie das Blut in Wallung ſetzen und nach dem Unterleibe locken und ähnliche Veranlaſſungen dazu einen Umſchlag befördern: ſo ſehen wir nicht, warum man ſeit einiger Zeit aus Exempeln, da es nicht geſchehen, ſchlieſſen will, es könne auch nicht erfolgen. Auch nicht jeder Stoß verurſacht einen Umſchlag, und ein Brechmittel bleibt was es iſt, wenn es auch bisweilen nach unten durchſchlägt.)

H. B. hat zwar den guten Lehrvortrag nicht in seiner Macht: auch ist er oft ohne Noth weitläuftig und nicht immer bestimmt genug: aber allemal bleibt sein Werk ein schätzbarer Beytrag zur Verbesserung der bey vielem neuern anatomischen und physiologischem Lichte noch sehr vernachläßigten gerichtlichen Arzneywissenschaft. Die neuern Schriften davon sind meistens schlechte Compilationen.

Jo. Friedr. Carl Grimms, Sachsengothaischen Raths und Leibarzts Abhandlung von den Mineralwassern zu Ronneburg und der Art diese u. a. eisenhaltige Brunnen wider langwierige Krankheiten zu gebrauchen. Altenburg, Richter, 1770. 236 Seit. 8.

Es sind jetzt drey Quellen, die Hauptquelle, die Eulenhöfer und die Nasenquelle, in und bey Ronneburg, die sich durch ihre Heilkräfte wirksam bewiesen haben. Nach einer Beschreibung der Gegend theilt H. G. die Versuche mit, die er mit allen drey Wassern, wie sie aus der Quelle kommen, wie sie in verschiednen Graden abgeraucht sind, und im nachbleibenden Bodensatze durch Zumischung verschiedner in sie wirkender Solutionen angestellt hat. Wir können sie nicht auszeichnen, da sie die gewöhnlichen sind: aber sie unterscheiden sich durch die Genauigkeit, die angemessene Absicht und die richtigen Folgen. Sie enthalten alle drey einen zärtern und gröbern Eisenvitriol, mineralisches Alcali, Brunnensalz, Kochsalz, selenitische Erde und eine der feinsten Naphtha ähnliche Fettigkeit, der in einem sehr leichten reinen Wasser schweben, das voll von eingeschloßner elastischer Luft ist, so lange dies Grundwasser durch Luft und Wärme keine Decomposition leidet. Die grüne Farbe, so der Violensaft erhält, schreibt er mit Modeln nicht dem Alcali, sondern dem gelblichen sich losmachenden Eisenocher zu. Deßwegen indessen leugnet er das Alcali darinn nicht: aber die kleine Menge desselben in einer großen Menge Wassers zerstreut und durch die Fettigkeit des Erdöls gebunden, kann so leicht nicht den zarten Eisenvitriol zerstöhren, so lange die Grundmischung der Wasser ihr Daseyn behält. Alle drey Quellen haben die gedachten Bestandtheile, nur führen die beyden letztern einen gröbern Eisenvitriol; die Hauptquelle aber mehr salzigen und selenitischen Bodensatz, mehr Luft und mehr vom feinen Brennbaren. Das Verfahren hat bisher noch nicht, als mit vieler Vorsicht gelingen wollen.

Die

Diese und ähnliche Mineralwasser, (denn in den erwähnten Bestandtheilen kommen sie alle überein) sind wirksam durch die Leichtigkeit und Durchdringlichkeit des Wassers, durch eine mineralische Seife, nemlich durch die mit einem Erdöle verbundnen alcalischen und Mittelsalze und endlich durch eine stäte kende selenitische Erde und Eisenvitriol. Daß letzterer aus den Mineralwassern mit ins Blut übergehe, wird, ausser der Wirkung, auch daraus wahrscheinlich, weil ein gleicher Grad der Wärme, als der im Körper ist, die Mineralwasser noch nicht decomponirt. Die sichtbaren Wirkungen sind ausser einigen Anfangs vermehrten Stühlen, die beförderte Ausdünstung bey völlerem Pulse und lebhafter Gesichtsfarbe, der reichliche Harn und die verstärkte Verdauung. Vielfältig findet sich ein Ausschlag, das Badefriesel, ein. Vorzüglich also dienen diese Mineralwasser in hypochondrischen Beschwerden, in Nervenzufällen, Unreinigkeit der Blutmasse, kurz in allen Fehlern des Unterleibes. In Brustbeschwerden sind sie weniger brauchbar, es sey denn in rheumatischen Schmerzen, in Husten und Engbrüstigkeit, die aus Fehlern des Unterleibes entstehen. Desto kräftiger aber säubern sie die Harn- und Saamenwege. Alles dies führt H. G. so vernunftmäßig und so wenig prahlerisch aus, daß er darinn sowohl als in der ganzen Abhandlung allen Brunnenärzten zum Muster dienen kann.

Eben so vernünftig und ohne Vorurtheil beschreibt er die Art, Mineralwasser zu brauchen. Vorgängige Laxiermittel sind nur bey besondern Anzeigen nützlich und starke immer schädlich. Aderlassen wird eher im Laufe, als im Anfange der Cur erfodert. Magentropfen sind sicher unnöthig. Gar zu früh zu trinken ist nicht gut, weil die Ruhe sehr nöthig ist. (Doch möchten wir bey schwülen Sommertagen der stärkenden kühlen Morgenluft, bey Nervenzufällen besonders, gerne das Wort reden.) Das Trinken schränkt er am liebsten auf die Morgenstunde ein. Nachher zieht er andre Getränke, besonders blos Wasser und Limonade, den Mineralwassern vor, die doch den Zug der guten Verdauung etwas unterbrechen. (Sollte Hr. G. nicht Recht haben?) Es ist gut, anfangs nicht zu viel zu trinken: aber das pünktliche Auf- und Absteigen ist nicht nöthig. Das Wärmen des Wassers und Milch zum Brunnen rühmt er nicht. Wer so schwach ist, ihn ohne Milch nicht zu ertragen, der bleibe davon. (Dies dünkt uns doch zu allgemein.) Das Baden ist nur in bestimmten Fällen dienlich, wo das künstliche Fieber, so dadurch erregt wird, dienlich ist: aber alsdann befördert es die gute Wirkung des Wassers

auch

auch ungemein. Bey Hypochondrischen, Hysterischen und Nervenzufällen, bey Hämorrhoiden und Bleichsucht, gegen Ausschläge, doch hier nur erst in der Folge, empfiehlt er sie. Da Harn und Ausdämpfung beym Baden vermehrt werden: so wird dagegen die Oefnung träger und muß oft durch Mittel unterhalten; auch bey starken Wallungen Blut gelassen werden. Am besten ist gas ganze oder halbe Bad, Morgens nach dem Trinken oder gegen Abend nach der Verdauung. Nach Witterung und Tagezeit die Kleider wechseln ist um dergleichen Ausdämpfung willen nothwendig. In der Diät entfernt er Rind- Schweine- und schwarz Fleisch, als Wildpret, Tauben, Gänse, Enten, Wasser- und Kramnetsvögel; unter den Fischen die fetten, zähen; aus dem Gewächsreiche die Kreß- und Knoblauchartigen Gewächse; auch ungegohrnes und durch die Fettigkeit schädliches Mehlwerk. Alle Obstarten, Melonen und Gurken (auch die rohen ohne Unterschied? Immer kann der rohe Saft dienen: aber die Gurke selbst?) giebt er frey. Starke Frühstücke tadelt er mit Recht. (Wir wünschten, daß anderweitige Brunnenärzte gegen diese u. a. Arten Schwelgerey nicht so nachsichtig wären.) Zwo Mahlzeiten sind satt. Chocolate oder Kaffe sind den Morgen und etwas Obst den Nachmittag genug.

Wir übergehen viele andre richtige Vorschriften, wie auch 32 angehängte Krankheitsgeschichten, da die Ronneburger Wasser sich kräftig erwiesen haben, obgleich H. G., als ein vernünftiger Mann, auch andrè Mittel mit scharfsichtiger Ueberlegung zu Hülfe nahm, und treulich anzeigt. Die vornehmsten Krankheiten sind Lähmung, Gicht, langwierige Koliken und Rheumatismen, Glieder- und Hüftweh, Beinfraß und ofne Schäden, der Aussatz (ein merkwürdiger Fall) Knoten am Halse, Hypochondrische und Nervenzufälle, Wahnsinn und fallende Sucht. Es herrscht auch hier, wie in der ganzen Schrift, in der Cur, in der Beschreibung und im Vortrage Einsicht, Wahrheit und Einfalt.

Æ.

Nicolai Iosephi Iacquin Observationum botanicarum iconibus illustratarum Pars IV. et ultima. Vindobonae, ex officina Krausiana, 1771. 5 Bogen in Fol. von Tab. 76-100.

Der

Der Titel zeigt es an, daß Hr. J. diese Sammlung hiemit endigen will. In der Schrift selbst erinnert er nur, daß er hinkünftig nur selten eigene Zeichnungen liefern werde; so wie auch schon in diesem Theil wenige von ihm sind. Beyläufig erklärt er auch, daß er ein Werk unter der Aufschrift Icones Florae austriacae herauszugeben willens sey. Die mehresten der in dem gegenwärtigen Theil beschriebenen Gattungen sind schon von dem Ritter v. Linne aufgenommen; doch giebt er als solche, welche der Ritter nicht hat, den Gladiolus parui florus, das Cichorium pumilum, die Boerhaavia caribaea (*Sloane*), den Thymus patavinus (*Boccone*), Carduus pyrenaicus (*Tournefort*) und Cucumis acidus, an. Unsere Parentheſen zeigen aber die Männer an, welche einige davon gekannt haben. Einige der andern sind schon ziemlich bekannt, als Seriola aethnenſis, Crotalariaincana, Aſter tenellus, Chryſanthemum ſcrotinum, et tropa phyſalodes. Die Beschreibungen sind hier kürzer als gewöhnlich.

Die angezeigte Boerhaavia kömmt der B. diffuſa *L.* am nächsten. Sie wird von einigen Cariben zum Essen gebraucht. Hr. J. läßt es dahin gestellt seyn, ob man von dem Chryſanthemum graminifolium eine besondere Gattung machen müsse. Nützlich ist es, daß er verschiedene Arten dieses Geschlechts kenntlicher gemacht hat. Nunmehr nimmt er sein Wort zurück, daß der Cytiſus hirſutus im österreichischen Wachse, hingegen befindet sich eine andere dem ähnliche und vermuthlich von dem Hrn. v. Linne nicht gesehene Staude das selbst. Der Cucumis kömmt der gemeinen Gurke sehr nahe, unterscheidet sich aber an der Frucht, die pomum turbinato-oblongum glabrum genannt wird.

D. Johann Christian Daniel Schrebers botanisch-ökonomische Beschreibung und Abbildungen der Gräser. 2ten Theils 1te Ausgabe von Bogen A. bis E. und von der 21ten bis zur 24ten Platte. Leipzig, bey Siegfried Lebrecht Cruſius, 1770. in Folio.

Wir haben schon mehrmals von der Güte dieses Werks zu reden Gelegenheit gehabt. Jetzt liegt uns nur ob, die hier abgebildeten, Gräser nahmhaft zu machen und verschiedenes aus den vorgeſetzten Beschreibungen, auszuzeichnen.

Die

Die Gräſer ſind alſo folgende: Elymus ſibiricus *L.*, Aira minuta *L.*; Phalaris oryzoides *L.*; Cenchrus echinatus *L.*; Triticum criſtatum (oder der Bromus criſtatus *L.*; Milium lendigerum; Elymus crinitus (oder Gramen hordeaceum ſpica ariſtis longiſſimis circumvallata *Scheuchz.*) Elymus caput meduſae *L.* und die Avena fragilis *L.*

Die reißähnliche Phalaris iſt auch in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands, wie um Erlangen, in Sachſen, um Wien, gefunden worden. Sie iſt ein beſchwerliches Unkraut auf den Reisäckern in Italien. Vielleicht iſt ſie der in Amerika gefundene ſogenannte wilde Reis. Der Cenchrus iſt ein gutes Futterkraut in den weſtindiſchen Inſeln; nur ſind die Stacheln der Hülle den Fußgängern läſtig. Vom Triticum criſtatum (Honigweitzen) hat er 2 Abarten. Der deutſche Name bezieht ſich auf den klebrichten braunen Honig, den die Aehren ausſchwitzen.

Einige der hier geſammelten Gräſer hat Hr. Schr. nur nach trockenen Exemplaren abgebildet und beſchrieben.

Conradi Geſneri Philoſophi et medici celeberrimi Hiſtoriae plantarum Faſciculus quem ex Bibliotheca D. *Chriſtophori Iacobi Trew*, Sac. Caeſ. Maj. Conſil. et Archiatri etc. edidit et illuſtravit D. *Caſimirus Chriſtophorus Schmidel*. Norimbergae, impenſis Iohannis Michaelis Seligmanni typis Fleiſchmannianis, a. 1759. 11 Bogen in Regalfol. Faſciculus II. impenſis Adami Ludovici Wirſingi, a. 1770. 17 Bogen.

Dieſen beyden Heften iſt der allgemeine Titel Conradi Gesneri *Opera botanica Pars II.* vorgeſetzt. Der erſte Theil erſchien im J. 1754., alſo nach einem Zeitraum von beynahe zweyen Jahrzehenden. Geſner war willens dieſes Werk ſelbſt herauszugeben, und machte in der Abſicht ohngefähr 1500 Pflanzengemählde fertig. Als er aber, bald vor ſeinem Tode, die Abnahme ſeiner Kräfte bemerkte, übertrug er die fernere Ausarbeitung unter vortheilhaften Bedingungen einem Dr. Wolf und eröfnete ihm den Entwurf, den er befolgt haben wollte. Wolf machte zwar ſeinen gefaßten Vorſatz in einer öffentlichen Anzeige, nebſt einigen Proben der Geſnerſchen Bemühungen bekannt: es blieb gleichwohl dabey, und da ihm die Arbeit zu ſchwer wurde, verkaufte er

dem

dem Nürnbergischen Physikus, Joachim Camerarius, die Geßnerschen Handschriften. Aber auch er lieferte nichts weiter davon, als daß er seine Epitome des Matthiolus, und seinen Hortus medicus et philosophicus mit verschiedenen Abbildungen der Sammlung ausschmückete. Nach mancherley Schicksalen kaufte Trew im J. 1744. den Rest derselben, der doch einige Bände von Pflanzengemählden, wobey die Namen und einige kurze Anmerkungen beygeschrieben waren, ausmachte, von Georg Volkamer an sich. Die dahin gehörigen Papiere, deren Camerarius bey Gelegenheit erwähnt, müssen verkommen seyn. Drey Bände enthalten mehr als 1000 bemahlte Abbildungen, andere sind Holzschnitte. Einige wenige Camerarische befinden sich darunter. Bey sehr vielen sind die Blüthen und Frucht einzeln vorgestellt worden. Auch zeigen 2 darunter, daß Gesner schon die Kunst, Pflanzen durch Buchdruckerschwärze abzubilden, gewußt habe.

Dies ist der Schatz, den Hr. Schmiedel von dem sel. Trew zur Ausgabe erhalten hat, und der, wofern er zu rechter Zeit erschienen, und wofern Gesner die letzte Hand an ihn hätte legen können, der Welt eben so nützlich als seinem Verfasser ehrenvoll gewesen wäre. Er sahe den Werth der Blüthe und Frucht in Bestimmung der Verwandschaften ein; und schwerlich würde ein Clusius ihm den Ruhm einer so ausgebreiteten Pflanzenkenntniß streitig gemacht haben, wenn Geßner selbst hätte Herausgeber seyn können.

Es wird einigen Lesern angenehm seyn, auch den Inhalt des ersten Theils hier angezeigt zu sehen. Es findet sich darinn des Valerii Cordi *stirpium descriptionis liber quintus* nach dem Gesnerschen Codex verbessert und mit dessen Anmerkungen versehen; ein Fragment von Gesners *Historia stirpium*, so wie Wolf dieselbe nach des Verfassers Entwurf hat herausgeben wollen; darauf ein alphabetisches Verzeichniß der vorgefundenen Abbildungen. Weil es Mühe gekostet, die Camerarischen von den Gesnerschen zu unterscheiden: so sind beyde verzeichnet, so wie auch, wegen eben dieser Ungewißheit, die von beyden beygeschriebenen Namen angegeben worden. Der Holzschnitte sind 197. davon mehrere auf einem Blatte erscheinen. Fünf Zeichnungen sind in Kupfer gestochen und ausgemahlt. Der unbemahlten Kupfer sind 171. davon ebenfalls mehrere einerley Platten einnehmen. Die Genauigkeit des Botanisten und die Geschicklichkeit des Künstlers machen sie gleich schätzbar.

Hr. Schmiedel hatte die Fortsetzung versprochen, dem zu Folge auch 1759. funfzig andre Pflanzengemählde ans Licht traten. Wegen mancherley Hinderungen hat es sich mit der Ausgabe der folgende funfzig bis jetzt verzögert, die gleichwol Hr. S. schon im May eben dieses Jahrs, wie wir aus der Vorrede ersehen, hat abdrucken lassen wollen Er bindet sich hierbey an keine Ordnung. Eine Schwierigkeit ist gewesen, daß Gesner einzelne Theile einerley Gattung bisweilen auf verschiedenen Blättern abbilden lassen, und eine andere, daß er die Gattungen von einem und demselben Geschlecht so sehr getrennt hat. Auch waren die Gesnerschen Namen mehr von der Art, seinem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, als dadurch dem Publikum die Pflanzen kenntlich zu machen. Seine Benennungen sind zwar hier auch beybehalten, aber durch die von Hrn. S. hinzugefügten zahlreichen Namen der Neuern verständlich gemacht worden. Die Anmerkungen waren sehr kurz und oft ohne Verbindung. Hr. S. hat aber den Ausdruck durch Einschaltung einiger Wörter oder durch eine gering veränderte Construktion verbessert. Auch hat er eigene ausführliche Beschreibungen angehängt.

Die Abbildungen dieses Hunderts sind insgesamt illuminirte Kupferstiche und mehrentheils nach der natürlichen Größe. Die mehresten gehören zu den Geschlechtern Acer, Daphne, Saxifraga, Gentiana und der Familie der Stendelgewächse. Der Verzug des letzten Funfzigs hat den Vortheil gebracht, daß Hr. S. die Zeichnungen des Jungermann's, eines Neven des Camerarius, über eine Menge Pflanzen, deren jenem einige vom Rauwolf mitgetheilt worden, hat nutzen können. Einige dieser Zeichnungen stellen auch die Saamenblätter vor, woraus sich schon dieses Mannes Scharfsichtigkeit abnehmen läßt. Hr. S. ist willens, noch ferner mit der Gesnerschen Arbeit fortzufahren.

Gr.

Herrn Wilhelm Lewis, M. B. und der Königl. Akademie der Wissenschaften in London Mitglieds Materia medica, oder Beschreibung der einfachen Arzneymittel. Nach der zwoten vermehrt- und verbesserten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von Joh. Heinrich Ziegler M. D. der Gesellschaft für die Aufnahme der Künste, Wissenschaften und

der

der Handlung in London, der physikalischen medicinischen in Basel, und der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich Mitglied. Zürich, bey Orell, Gesner, Füeßlin und Compagnie, 1771. 3 Alph. 11 Bogen ohne Vorrede in gr. 4.

Es hat uns jederzeit dieses Werk des Hrn. Lewis vor vielen andern in dieser Materie gefallen, da es reich an Arzneymitteln ist, in der natürlichen Geschichte und der Lewisschen Zergliederung derselben nicht zu geschwätzig ist, die Heilkräfte nicht ins Unendliche ohne Rücksicht der Quellen häufet, doch auch die mehresten bewährten anzeichnet. Indessen erschöpft es eben so wenig, als die kürzlich erschienene Materia medica des Alston, seinen Gegenstand. Denn manche neue Arzneyen sind ausgelassen, und von manchen schon bekannten hätten später bemerkte Kräfte angegeben werden können. Daß Hr. L. keine andere zubereitete und zusammengesetzte Mittel anführt, als diejenigen der englischen Pharmacopöen, sehen Ausländer ungern; und auch aus diesen bringt er nicht alle bey. Nicht weniger ist dies ein Mangel, daß er nach keinem neuen System die Simplicien bestimmt hat. Wir wollen unsere Urtheile mit Proben bewähren.

Ganz übergangen sind die Acinella, das Geum rivale, der Gesnersche Helleborafter, die Quassia, der wilde Rosmarin, die Phytolacca, das Onopordon, die Lobelia, die Anthelmia, das Lythrum, die Faba Pichurim u. s. w.

Von dem angeblichen Nutzen der Anagallis, wider den Biß toller Hunde, lesen wir kein Wort. Die Pflanze, wovon der Sternanis kömmt, (Sie ist Illicium anisatum *L.*) hätte näher angegeben werden können, zudem, da man die aus Ostflorida nach England gebrachte untersucht hat. Umsonst suchten wir die antepileptische Kraft bey den Pomeranzblättern; wenigstens hätte sie mit eben dem Grund genannt werden können, als die Plenkischen Queckſilberpräparate. Bey der Brechwurz hätten wir wenigstens die Muthmaßung von der Pflanze gerne vernommen; auch hätte der Vorzug des rindichten Theils vor dem holzigten, und daß sie ein Gegengift des Opium sey, angemerkt werden sollen. So wie auch die Wirksamkeit der Färberröthe in der englischen Krankheit. Beym Alaun hätte, dessen Nutzen in Wechselfiebern eine Stelle verdient; und von den Magneteuren wünschte man auch etwas zu lesen.

Ueberhaupt fehlt es uns noch immer an einer guten praktischen materia medica, die alte und neue Entdeckungen verbindet, und die Wirkungen nach sichern Erfahrungen mit den Cautionen bestimmt. Gehen wir den Herren Autoren auf die Spur nach: so entdecken wir leicht, daß die mehresten einander nur ausgeschrieben, und daß die ersten Quellen mehrentheils die Alten sind, deren Namen wir nicht verstehen und bey denen wir für die Richtigkeit der Erfahrung nicht immer Bürge seyn können.

Der Hr. Uebersetzer hat einige nützliche Anmerkungen untergestreut, die mehrentheils chemisch sind. Anstatt der englischen sind deutsche Namen beygefügt.

Pl.

D. Joh. Christlieb Kemme, ordentlichen Prof. zu Halle ꝛc. Einleitung in die Medicin überhaupt. Halle, verlegts Hemmerde, 1771. in 8. 7 B.

Diese Einleitung hat der V. zu seinen akademischen Vorlesungen bestimmt. Sie handelt von der Natur, dem Nutzen und der Nothwendigkeit der Medicin überhaupt, von ihren Theilen, Quellen, von ihrer Gewißheit, ihrem Ursprunge und Schicksale, von der Art sie zu erlernen, und ihrer Ausübung, nemlich vom Gebrauche der Erfahrung und Vernunft, von den Pflichten und Eigenschaften des praktischen Arztes, vom mündlichen Unterrichte in der Medicin und von den Schriften der Aerzte. A. G. Baumgarten hat eine ähnliche Einleitung in die Weltweisheit geschrieben, die Jedermann bekannt genug ist. Bey der gegenwärtigen hat es uns gefallen, daß wir die meisten von den ersten Begriffen zur Arzneykunst ungewöhnlich logisch richtig bestimmt gefunden haben, und daß auch die Lehrart des V. genauer ist, als wir sie in unsern Schriften gewohnt sind. Es wäre zu wünschen, daß H. K. viele Schüler ziehn möchte: denn nichts hindert noch die Vollkommenheit der Arzneykunst mehr, als der Mangel genauer und gründlicher Begriffe und Sätze, wovon sich die Folgen durch die ganze Wissenschaft ausbreiten. Unsre meisten Erklärungen sind unbestimmt, unsern Lehrsätzen mangeln oft die nothwendigen Einschränkungen, und in unsern besten Schriften findet man die Verfasser, wenn sie besonders auf psychologische Lehren kommen, zuweilen so unbestimmt und unsicher, daß man glauben sollte, die Lehre von den Kräften

der

der Seele, die die Aerzte haben, wäre eine ganz andre Wissenschaft, als die der Philosophen.

Thomae Glaſſ, M. D. Commentarii duodecim de Febribus, ad Hippocratis disciplinam accommodati. Editio nova curante *Ern. Godofr. Baldinger*, Phil. et Med. D. etc. Jenae et Lipsiae, apud Hartung, 1771. 12½ Bogen in 8.

Der schöne Commentarius des Glaß über die Lehrsätze des Hippokrates von Fiebern, war in Deutschland wenig bekannt worden, und Herr B. hat ein gutes Werk gethan, daß er denselben neu drucken lassen. Man sieht hier mit vieler Befriedigung die in den hippokratischen Schriften zerstreuten Lehren und Maximen von den Fiebern unter verschiedene Kapitel zusammengebracht, und findet überall, auch nach so grossen Revolutionen, als die Arzneykunst seit jenen Zeiten erlitten, die Grundlage zu ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit bey diesem uralten ersten Lehrer derselben. Diese Arbeit des Herrn Glaß macht seiner Gelehrsamkeit und Einsicht viel Ehre, und wir zweifeln nicht, man werde ihrem Verfasser auch in Deutschland die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, es zu erkennen.

Simon. Henr. Adolph. Keiſer, D. Enarrationes quorundam morborum, junctis obſervatis medico-practicis. Lemgoviae, litteris Meyerianis, 1771. 8. 6 Bogen.

Herr K. sucht den Herrn v. Haen und Störk nachzueifern, und liefert hier zwölf Geschichte von Krankheiten, wovon er jede mit praktischen Bemerkungen begleitet. Die Fälle sind freylich nicht alle gleich wichtig und einige darunter fast allzugemein, um besonders beschrieben zu werden. Die praktischen Anmerkungen zeugen zwar von den guten medicinischen Einsichten ihres Verfassers, allein auch darinn wird ein etwas erfahrner praktischer Arzt wohl wenig erhebliches Neues finden. Nichts destoweniger können angehende Aerzte von diesen Beschreibungen Nutzen haben, und wir können uns in der Folge auch wichtigere Bemerkungen, als diese sind, von einem so fleißigen und fähigen Beobachter versprechen. — Kampfer

auf die Pulsadern gebunden, vermehrt ihren Puls, und, in die Gegend des Herzens beym Anfange eines Paroxiſmus gelegt, vermindert oder vertreibt er die Wechſelfieber: allein der Paroxiſmus wird davon ſo heftig gemacht, ut crederes, mortis adeſſe praeſagia. Daher wird dieſe Cur in Weſtphalen nur den ſtärkſten Leuten gerathen. S. 37. — Wollene Tücher mit Lein- oder ſüß Mandelöl einige Stunden um den Hals geſchlagen, haben in der Bräune, ſelbſt wenn die Kranken erſticken wollten, Wunder gethan. S. 49 — In Weſtphalen wird ſeit wenigen Jahren ein Frieſelfieber gemein, das ſich mit einer Bräune anfängt, und 1769. ſind viel Leute daran geſtorben. S. 52. — Zur Cur und Verhütung des Bluthuſtens rühmt Herr K. das Wedelſche abſorbirende Pulver mit der Fieberrinde zu gleichen Theilen, als ein valentiſſimum ac certiſſimum remedium. S. 62. u. ſ. w.

Phyſicaliſch- botaniſche Abhandlung von dem Nierenſtein und dem zuverläßig beſonders eigenem Mittel darwider, der Bärentraube, (Uva Urſi,) von Dom. Joſeph Quer, Königl. Mund- und Feldarzte, Mitgliede der Akad. der Wiſſ. zu Bologna, der Kön. Med. Ak. zu Madrit und erſtern Prof. der Botanick im Kön. Kunſt- und Pflanzengarten. Mit Kupfern. Aus dem Franzöſiſchen. Nürnberg, bey Schwarzkopf, 1771. 5 Bogen in 8.

Wer den Nutzen und Gebrauch der Bärentraube noch nicht wenigſtens aus des Herrn v. Haen Rat. med. kennt, der kann aus dieſer Schrift ſowol die botaniſche Beſchreibung derſelben nach dem Tournefort, denn mit der Linnäiſchen iſt Herr Q. gar nicht zufrieden, S. 43. als auch ihren mediciniſchen Gebrauch wider den Nierenſtein lernen. Beleſenen Aerzten iſt dies alles ſchon zur Genüge bekannt, und das, was Herr Q. vorläufig, im gemeinen Diſſertationsſtyle, vom Nierenſteine ſagt, wird ſie auch wenig erleuchten. Einige Fälle, wo der Gebrauch dieſer Arzney den Nutzen gehabt hat, die ſchmerzhaften Anfälle des Nierenweh zu mindern und fernerhin abzuhalten, können zu den ſchon vorhin bekannten geſammlet werden. Daß man die Blätter ſowol im Pulver als im Thee gebrauchen kann, iſt bekannt. Herr Q. giebt ſie lieber in Thee. Die reiſe Frucht wird in Pulver bis zu einer halben Drachme, die

die Wurzel in Thee bis zu einem halben Loth, die Blätter zum Thee bis zu anderthalb Handvoll auf ein Pfund Wasser, in Pulver bis zu einer Drachme, verordnet. Kleinere Dosen machen ein unnützes Erbrechen. S. 54. 55. Man nimmt die Arzney täglich drey bis viermal, allenfalls mit Zucker versüßt, und setzt die Cur einige Wochen oder Monate fort. Das, was der Herr D. Juan Joseph Garcia, von Sevilla, Leibarzt des Kön. Hauses ꝛc. in einem dieser Schrift vorgedruckten Schreiben an den Verfasser sagt: „Wahrhaftig, mein Herr, „ich habe in meinem Leben keine Schrift gesehn, die besser aus„gearbeitet, und richtiger auseinander gesetzt wäre, als die „Ihrige,„ beweiset ausser der Höflichkeit des Herrn Leibarztes auch, daß er wenig lieset. Indessen ist die Schrift des Herrn Q. nicht zu verachten, und verdient vielleicht in Spanien ein solches Lob reichlich. Die Kupfer, deren der Titel erwähnt, sind eine Abbildung der Pflanze auf einem Blatte. Die Uebersetzung ist ganz erträglich.

Prognostisches Handbuch, oder Erklärung der Zeichen, welche einen guten oder schlimmen Ausgang der Krankheiten vorher sagen. Aus dem Französischen des Herrn *D. T.* Breslau, beym ältern Korn, 1771. 14 Bogen in 8.

Die alphabetische Ordnung unterscheidet diese Zeichenlehre der Krankheiten, allein von der Menge der Uebrigen: man wollte nur auch gern ein semiotisches Dictionnaire schreiben, nachdem man beynahe von allen andern Wissenschaften schon dergleichen hatte. Es sind die letzten Worte einer sterbenden Mode. Man kann von dieser Sammlung semiotischer Lehrsätze nichts besonderes rühmen, aber auch nichts erhebliches daran tadeln. Die meisten Artickel sind sehr kurz und unvollständig: allein der V. eines prognostischen Handbuchs ist nicht verbunden eine vollständige Semiologie zu liefern. Dagegen sind einige Artickel unproportionirlich lang, enthalten aber auch nützliche Sachen, z. E. die epidemischen Bemerkungen des Hippokrates, unter Epidemie, die Lehre vom Pulse des Bordeu, unter Puls. ꝛc. ꝛc. Uebrigens ist der Werth, die Wahrheit und die Zu- oder Unzuverläßigkeit semiotischer Aussprüche sich nirgend, mithin auch hier nicht gleich. Das macht, ein semiotischer Ausspruch muß ein eben so deutlicher und genau bestimmter Satz seyn, wie eine nach den strengsten Regeln der

Logick verfertigte Definition, und noch muß der Lehrer die Kunst verstehn, sich zugleich kurz auszudrücken: zween Vorzüge, welche man besonders in medicinischen Schriften selten beysammen antrift. Bey dem Allen kann dieses kleine Werk, so wie es da ist, Anfängern nützlich und bequem seyn. Viele Mängel desselben sind freylich mehr Fehler der Sache selbst, als des Werks. Doch ist auch zuweilen der Ausdruck dunkel, z. E. S. 119.: „Wenn aus einem innerlichen Theile die Materie eines kritischen Versatzes (Metastasis) abgesetzt wird, „so folgt fast immer der Tod darauf.„ u. a. m.

Adam Julius Götzens, d. A. D. kurzer Beytrag zur Geschichte von den hysterischen Krankheiten. Meiningen, bey Hanisch, 1771. 5 Bogen in 8.

Diese Beyträge wollen allzuwenig sagen, und es ist kaum zu errathen, zu welchem Zwecke sie H. G. hat drucken lassen. Wollten alle Aerzte so verfahren, die einige hysterische Zufälle etwa in einem höhern Grade, oder mit nicht alltäglichen Nebenzufällen wahrgenommen hätten, so würde man mit überflüßigen Schriften, die höchstens nur Anfängern nützen könnten, welche doch daran gar keinen Mangel haben, beschwert werden. Wir hoften in den allgemeinen und besondern Betrachtungen über die hysterischen Zufälle, welche der Titel des 3 Kapitels verspricht, noch etwas zu finden, das sich auszeichnen ließe. Allein es ist alles von gleichem Schlage. Die hysterische Krankheit ist eine Nervenkrankheit; sie verbindet sich mit andern Fehlern, die nicht sie selbst sind; in den Anfällen dient Bibergeil, Liquor mineralis anodynus, sogar in schweren Fällen das flüßige Laudanum, oder Biesam. „Clystiere und Umschläge, trockne, oder feuchte, erfodert diese „Krankheit zuweilen mehr, als alle übrige Mittel.„ S. 73. Clystiere, was für Clystiere? ist nicht einmal gesagt, mithin eben so unterrichtend, als wenn H. G. gesagt hätte: Innerliche Arzneyen sind nöthig, ohne zu sagen, welche? Nach den Anfällen wird Fieberrinde, Eisen und bittere Arzney gebraucht. Dies ist der ganze Inhalt der allgemeinen und besondern Betrachtungen des 3 Kapitels. Wir hoften etwas von den neuern Streitigkeiten über das hysterische Uebel zu finden, die das Traité des affections vaporeuses des jüngern Herrn Pomme, vornämlich in Frankreich veranlaßt hat, und welche gewiß zu schönen Beyträgen zur Geschichte der hysterischen

rischen Krankheit dienen könnten, wenn sie ein geschickter Mann dazu anwendete und bearbeitete. Aber H. G. scheint von dem Allen gar nichts zu wissen. Selbst sein Styl ist schlecht. Z. E. S. 12. „Die Zeit und der Vorsatz, welche „ich bey diesen Bogen zu beobachten mir vorgenommen habe, „bringen mich u. s. w.„ und S. 15. „Zuweilen vergieng „ein halbes Jahr, ohne hysterisch zu seyn.„ u. dgl. m.

Des Herrn J. J. Gardane, Doktor Regens der med. Facultät zu Paris ꝛc. neue praktische Untersuchungen und Erfahrungen über die verschiedenen Arten, die Lustseuche zu heilen, hauptsächlich mit dem ätzenden Sublimate ꝛc. Aus dem Französischen übersetzt. Augsburg, bey Stage, 1771. 20 Bogen in 8.

Die Schrift des H. G. enthält viel gute praktische Anmerkungen über die Curarten der Lustseuche, die er insgesamt beschreibt, und die Vortheile und Nachtheile einer Jeden anzeigt. Die Schwitzcur, das Einreiben des Queckssilbers, das Räuchern, der innere Gebrauch des Queckssilbers in trockner und flüßiger Gestalt, die Curart durch Clystiere, und die zusammengesetzte, da verschiedene der vorigen Methoden mit einander vereinigt werden, beurtheilt H. G. mit viel praktischer Einsicht, und findet überhaupt den Gebrauch des ätzenden Sublimats vorzüglich bequem und am wenigsten mißlich, ohne doch denselben ganz unbedingt anzupreisen. Er beschreibt und beurtheilt verschiedene aus Queckssilber zubereitete Arzneyen, und hält sich besonders bey dem gummichten Queckssilber des Herrn Plenk auf, dessen wahren Werth er, wie uns deucht, richtig genug bestimmt. Das ganze Werk verdient allerdings von Kunstverständigen gelesen zu werden, aber wir rathen ihnen, das Original zu suchen. Die Uebersetzung ist höchst Schülermäßig, undeutsch, und an vielen Stellen ganz unverständlich.

D. *Balthas. Ludovici Tralles* etc. ad illustris Viri *Christ. Gottlieb Ludwigii* etc. Disquisitionem de Vi Opii Cardiaca adversariis medico-practicis insertam, humanissima responsio. Vratislaviae, sumpt. Meyeri, 1771. 9 Bogen in 4.

Die Einwürfe, welche Herr Ludwig in den Adversariis, Vol. I. P. III. wider die Herzstärkende Kraft des Opium gemacht hatte, veranlaßten den Herrn Tralles zu der gegenwärtigen, ihm gewöhnlich höchst bescheidenen Vertheydigung seiner Meynung. Der ganze Streit ist damit entschieden, daß ausgemacht werde, ob das Opium den Umlauf des Bluts vermehre und den Herzschlag reitze? denn blos in diesem Verstande hat Herr T. des Opium, wie den Wein, herzstärkend genennt, nicht aber, weil er es darum, nach einer ziemlich gewöhnlichen Verwirrung der Begriffe, für analeptisch, ermunternd, roborirend oder nahrhaft hielte. Da nun diese Wirkung des Opium ins Herz eine unstreitige Sache ist, so kann man auch nicht umhin, es für herzstärkend zu halten. Das erste erweiset H. T. überflüßig, und beantwortet auf die genugthuendste Weise alle Einwürfe dagegen, die einigen Schein haben. Bey dieser Gelegenheit wendet er den beträchtlichsten Theil seiner Schrift dazu an, um aus eben dieser unstreitigen Wirkung des Opium in die Bewegung des Herzens und Geblüts, die wahren Regeln seines vernünftigen Gebrauchs in Krankheiten zu bestimmen. Herr Tissot, der dieses in verschiedenen Arten der Krankheiten mit so großem Eindrucke auf die Aerzte, und zum größten Nutzen der Kranken gethan, dankt seine verbesserten Einsichten in dieser Sache dem güldenen Werke des H. Tr. vom Opium, und daher stimmen die Grundsätze der beyden großen Männer hierinn so sichtbarlich überein. In der gegenwärtigen kleinen Schrift hat Herr Tr. die wichtige Materie vom Gebrauche des Opium in Krankheiten aus ihren wahren und ganz entscheidenden Gründen so ungemein deutlich und überzeugend hergeleitet, daß wir nicht anstehn können, zu behaupten, es liege nun gewiß nicht mehr am Mangel eines hinlänglichen und genauen Unterrichts, wenn praktische Aerzte in der Verordnung dieses Arzneymittels irren.

B.

4. Schöne Wissenschaften.

Vermischte Gedichte von *I. C. Blum.* Berlin, bey Himburg, 1771. 4 Bogen.

Zwey Gedichte von *I. C. Blum.* Ebendaselbst 2 Bogen.

Die

Die erste Sammlung enhält ausser vielen Epigrammen eine Idylle Amyntas, die uns mehr gefallen würde, wenn der Schluß nicht aus einem Leßingischen Liede nachgeahmt zu seyn schiene. Das Gedicht an Ismenen S. 22. fällt in den lehrenden Ton darinn der V. sonst so glücklich ist, aber hier ist zu viel prosaisches und mattes. Weit schöner sind zwey poetische Sendschreiben an Lycidas S. 25. und an den Rittm. von B. S. 52. Das erste möchten wir mit Uzens Briefe an Pr. E. vergleichen, so natürlich, gedankenreich und correkt ist es, nur daß der Ausdruck nicht alle Stärke des utzischen hat; das zweyte ist inzwischen noch schöner, lebhafter und satyrischer. Die Schilderungen der Charaktere einiger jungen Krieger werden besonders gefallen. Das Gedicht an Laura S. 13. ist petrarchisch.

Die Epigrammen sind von verschiednen Werth. Viele sind nicht sowohl witzige, schalkhafte Einfälle, sondern edle, naive Gedanken, oder eine sanfte Empfindung in Verse gebracht. Doch findet man auch zuletzt einige von der beissenden Art, die recht gut sind. Ein paar, die aus alltäglichen Wortspielen bestehen, oder nicht fein genug sind S. 34. 35. 38. hätten wir weggelassen.

Alle diese Gedichte haben, ein paar überhüpfte Cäsuren ausgenommen, eine angenehme Versification und viel Richtigkeit der Sprache und des Ausdrucks. Von den beyden einzelnen Gedichten soll das erste die Hügel bey K* in Kleists Geschmacke Schilderungen der Natur enthalten. Allein der Dichter läßt sich zu sehr ins Kleine der Beschreibungen ein, seine Uebergänge macht er blos durch die Partickeln, da, dort u. s. w. spielt zu viel mit Beywörtern und seine Hexameter sind hart. Z. E.

Und dienen endlich einer Heerde zur Speise wie diese.

oder

Vergiß mein nicht blüht da; da rieseln die schäumenden Bäche durch Veilchen

S. 18. ist nach einem traurigen Gemählde der Uebergang:

Noch eine Scene voll Reitz, von keinem Sänger gesungen.

Zuletzt singt sich der Dichter ein bischen in Begeisterung, da ihn S. 20. die Schilderung einiger ehemals der Triglaf heiligen Hügel, auf das Lob der Brennen führt. Die darauf folgende feurige Anrede an die Preussen, hebt sich durch einen wohl

angebrachten Zug aus der alten brandenburgiſchen Geſchichte. Das andere Gedicht iſt Roſalia, eine Idylle, die wir ſchon in dem göttingiſchen Muſenalmanach geleſen haben, voll zärtlichen Gefühls und Natur.

Lo.

Lyriſche Gedichte von *I. C. Blum.* Dritte Auflage. Berlin, bey Himburg, 1771. 6½ Bogen 8.

Dieſe dritte Auflage hat wichtige Verbeſſerungen und Zuſätze erhalten. Es gereicht dem Dichter zur Ehre, daß er ſeine Arbeiten ſo vollkommen zu machen ſucht, und er wird ſich dadurch des erhaltenen Beyfalls völlig verſichern. Die Verbeſſerungen, welche in einigen Gedichten gemacht ſind, verrathen den guten Geſchmack des V. und keine ſcheint uns unnöthig geweſen zu ſeyn. Die Hexameter des Hochzeitgeſangs ſind nun viel wohlklingender, doch noch immer nicht ſchön genug. Es ſind 15 neue Oden und Lieder hinzugekommen, die des V. nicht unwürdig ſind. Die beſten darunter fallen alle ins dogmatiſche, ſind ſchön verſificirt, reden eine ungekünſtelte Dichterſprache, und ſind voll Empfindung. Folgende ſcheinen uns die vorzüglichſten zu ſeyn: Auf A. G. Baumgarten eine feurige Ode, worinn nur die Frage zu lange fortgeht. An die Grille nach Sarbiev, das wir aber lieber an die Nachtigall gerichtet hätten. An Hr. Hofiſkal Gilbert von Troſte der Unſterblichkeit, eine ſchöne Lehrode, worinn nur einige matte Stellen vorkommen. Lied der Gefangenen Iſraeliten nach dem 137 Pſalm, vortreflich. Klagen über Laurens Tod, wo die letzte Hälfte voller Empfindung iſt. An eine Nonne ein lebhaftes halb ſcherzendes Gedicht. An die Diane nach Horazens 22 Ode im 3 B. Unſers Dichters Wendung ziehen wir noch vor:

Dieſe meinen Meyerhof ſchützende Linde
Sey dir hülfreiche Tochter Latonens geweihet
Weil mein Amyntas eines jungen Amors
Fröhlicher Vater ward.

T.

Von der Urbanität der Künſtler. Bey der feyerlichen Austheilung der Preiſe in der K. K. Zeichnung- und

und Kupferstecherakademie gelesen, den 5ten März 1771. von J. v. Sonnenfels — — Wien, bey Kurzböck, 1771. 3 Bogen in 8.

Sowol in Ansehung ihres Zwecks, als ihren innern Gehalts, verdient diese Rede vieles Lob. Der Verf. versteht unter der Urbanität des Künstlers das gesittete, anständige Verhalten desselben im Umgange mit der großen und niedern Welt, seine Gelehrigkeit gegen die Kritick, seine Billigkeit gegen fremde Talente, kurz, wie er sich selbst S. 44. ausdrückt; er entwirft das Bild eines Mannes, dessen Denkungsart den Künsten Hochachtung, dessen Sitten ihnen Freunde erwerben, um dasselbe zum Kanon des schönen Betragens aufzustellen. Der ganze Aufsatz ist, überhaupt genommen, mit Würde und Ueberredung geschrieben; doch gestehen wir, daß uns die erste Hälfte besser gefallen hat, als die letztere, weil die fortgehende Schilderung des idealischen Künstlers vielleicht etwas Ermüdendes hat. Auch befremdete es uns ein wenig, daß der Verf. S. 11. wo er die neulichen Streitigkeiten zweyer Gelehrten über Kunstsachen berührt, von beyden sagen kann, sie wären von ihren großen und allgemein erkannten Verdiensten bestimmt, der Stolz der Nation zu seyn, und als Richter bey den Wettkämpfen der Schriftsteller zu sitzen. Und die Behauptung, daß dergleichen Begebenheiten verheerender wären, als die Barbarey der Gothen und Vandalen, oder die berufene Finsterniß der unwissendsten Jahrhunderte, ist unstreitig übertrieben.

Das Bild des Adels, eine Rede, von J. von Sonnenfels, gehalten zum Anfange des Studiums in der K. K. Savoy. Akademie. Wien, bey Kurzböck, 1771. 2¼ Bogen in 8.

Auch diese Rede hat den ruhmwürdigsten Zweck, den jungen Adel über die wahre Beschaffenheit seiner Vorzüge zu unterrichten, und ihn zur Erfüllung derer Erwartungen aufzumuntern, welche der Staat und die Gesellschaft von ihm zu haben berechtigt ist. Einkleidung, Wendung und Schreibart sind diesem Zwecke und der redneriſchen Kunst gemäß, welche ihre eindringendsten Belehrungen allemal mit einer gewissen Schonung des Zuhörers, ohne Schmeicheley zu verbinden weis. Die letztere Hälfte ist wiederum, wie in der Rede über die Urbanität, das idealische Gemählde eines solchen Adlichen, der alle

die

die Vorzüge hat, die man von ihm erwarten kann; und das durch ist wieder eine gewisse Monotonie entstanden, die wir schon bey jener Rede angemerkt haben. — Der Abdruck ist ziemlich fehlerhaft.

Ueber die Liebe des Vaterlandes, von J. v. Sonnenfels. Wien, bey Kurzböck, 1771. 8¼ Bogen in 8.

Diese ausführlichere Abhandlung des Verfassers, die das wärmste menschliche Gefühl und den redlichsten Trieb, seine Mitbürger zu belehren, durchgängig verräth, haben wir mit vielem Vergnügen durchgelesen, obgleich sowol Gegenstand als Ausführung mit Abbten und Zimmermannen eine auffallende Aehnlichkeit hat. Nachdem der Verf. einige allgemeine Betrachtungen über die Vaterlandsliebe vorausgeschickt und seine Begriffe von derselben näher zergliedert hat, zeigt er die Vortheile, welche zur Einpflanzung derselben aus dem Lande herzuleiten sind, welches eine Nation bewohnt, ferner diejenigen, welche aus den Gesetzen, der Regierungsform, und durch die Mitbürger entstehen. Er schildert darauf die reitzenden Bilder einer patriotischen Nation, eines patriotischen Regenten, Staatsbedienten, Soldaten, Gelehrten, Künstlers, Vaters und Ehelosen; doch sind die letztern Zeichnungen mehr entworfen, als ausgeführt.

Bey aller der Gerechtigkeit, die wir den unläugbaren Verdiensten des Verf. wiederfahren zu lassen schuldig sind, können wir die Erinnerung nicht verschweigen, daß uns seine Schreibart zuweilen einen ängstlichen Zwang anzunehmen scheint, oft sogar auf Kosten der Sprachrichtigkeit. Beyspiele davon findet man auch in diesen drey angeführten Schriften häufig, die dem kritischen Leser desto unangenehmer sind, da sie mit andern korrektern und oft ungemein glücklich ausgedrückten Stellen abwechseln. Wir wollen nur ein Beyspiel anführen: „(S. 57.) „Beynahe alle Völker hatten gewisse Ueberlieferungen, ge„wisse Sagen, wodurch sie den Ursprung ihrer Gesetze hel„ligten, Jupiter, Osiris, Bachus, Mango Capac, Odin, „waren ihre Gesetzgeber; ihre Gesetzgeber hatten Altäre, „oder sie setzten sie darauf.„ Man siehet wohl, was der Verf. sagen will, aber es ist undeutlich und unrichtig ausgedrückt. So wie es da steht, scheint es, der Verf. wolle sagen: Jupiter ꝛc. waren die Gesetzgeber beynahe aller Völker. Welche Gesetzgeber hatten Altäre, ehe sie Gesetze gaben? Setzt

Setzt man einen Vergötterten auf den Altar? und wie undeutlich ist das sie — sie?

Om.

Eraste Comedie, en deux Actes en vers, avec differens Morceaux de mettre en musique, imitation libre de l'Eraste allemand de Mr. *Gessner*. à Paris, chez C. L. Herissant, 1770. 48 Seiten in gr. 8.

Man weis schon, was die Franzosen Imitation libre nennen. Ein junger Autor nimmt die Hauptidee eines Stücks oder Gedichts im Ganzen etwa an, sagt aber in der Ausführung Sachen, die der Autor nicht gesagt hat, und vielleicht nicht hat sagen wollen. So ists auch mit dieser Imitation libre beschaffen, die in Versen mit dazwischen gestreuten Arien abgefaßt ist, durch welche Einrichtung, alle Naivität des Originals glücklich wegversificirt und wegariisirt worden ist.

Bl.

Daniels Webb's Betrachtungen über die Verwandschaft der Poesie und Musik: nebst einem Auszuge aus eben dieses Verf. Anmerkungen über die Schönheiten der Poesie. Aus dem Englischen übersetzt von J. J. Eschenburg. Leipz. 1771.

Hr. Eschenburg hat sich dieses Buch gewissermaßen eigen gemacht, theils durch die gute Uebersetzung, theils durch die hie und da statt der Englischen gewählten deutschen Beyspiele.

Webb, schon als Verf. der Gespr. über die Mahlerey bekannt und berühmt, nimmt hier auch Poesie und Musik vor die Augen, freylich 2 Gegenstände, die nicht so bleiben, sich nicht so beschauen und zergliedern lassen, wie die Mahlerey, die, insonderheit die letzte, in ihrer Würkung, wie das Kriegsheer der Scythen ist, fliehend-mächtig. Er hat sich also auch nicht sowol auf die Zergliederung ihrer selbst, als ihrer Würkungen eingelassen: omnis motus animi suum quendam a natura habet vultum et sonum et gestum: alle Leidenschaften haben ihre eigenthümliche Bewegungen in den feinsten Theilen des Körpers, und die Musik erregt ähnliche Vibrationen

tionen. Das ist sein Thema. Nun bringt er alles in vier Klassen: Die Nerven werden plötzlich angegriffen, oder sanft und ruhig fortgezogen, oder erhöht und ausgebreitet oder niedergeschlagen. Aller musikalischen Eindrücke sind also 4. Arten.

Die Beyspiele sind bey solchen Sachen das beste: denn die Benennungen selbst sind schon Metaphern, auch hat sie unser Verf. sehr gut gewählt. Nur hätte der Uebers. bey Beyspielen aus Milton nie die Zachariäsche Uebersetzung behalten sollen: in ihr ist nicht blos durch die schlechte Hexameter, sondern durch die Gattung Hexameter aller Miltonsche Wohlklang verschwunden, und oft macht in Kadenzen und würkenden Tönen das Deutsche und Englische ganz entgegengesetzten Eindruck. Die deutschen Beyspiele sind meistens aus Klopstock, und oft glücklich gewählt. Nur zur Traurigkeit hätte statt des Miltonschen: me miserable! which way shall i fly, vielleicht lieber eine Klage Abadona angeführt werden können — an Beyspielen dieser Art ist Kl. ja so reich, und kaum fängt eine Elegische Ader bey ihm mit dem ersten Tropfen Bluts zu strömen an, so wird seine Poesie gleichsam von selbst Musik. Was für einen Kontrast macht der deutsche Milton gegen solche Stellen an musikalischer Würkung; und doch ist im Englischen fast kein Dichter (Pope's Studium des Wohlklanges gieng auf Etwas anders) der seinen Epischen Vers mit Wort und Schall und Kadenz so ausgedacht hätte als Milton! Seine Materie, die fast ganz Phantastisch ist, ließ ihm dazu so sehr Zeit: der gelehrte Dichter hatte sich theils durch die Lateiner, die er so gut kannte, und durch Italien, das ihn so sehr gebildet, das feinste musikalische Ohr erworben, wie z. B. auch sein Allegro, Penseroso, u. s. w. zeigt: der blinde Mann studierte auf einige Verse oft ganze Nächte, um alles zu setzen, und auszudrücken — und siehe da kommt im Deutschen ein Mann der nicht blind ist, der nicht auf einige Verse ganze Nächte studiert, der kaum die Mühe übernimmt, sich in die Materie zu setzen, vielweniger in die Sprache und in die Fälle und Biegungen der Sprache; der also flugsweg übersetzt den ganzen Milton in einer Zeit, wo der wahre Milton vielleicht kaum einen Gesang dichtete — nun komme ein deutscher Rambler oder Webb, aus ihm Beyspiele des Miltonschen Wohllautes zu suchen — der Leser verzeyhe uns die scheinbare Ausschweifung, sie war an diesem Ort nöthig, und es ist immer ein empfindlicher Schade, wenn ein Zachariä eben uns Deutschen einen Milton verdirbt.

Auch

Auch das Beyspiel vom Fall der Töne ins Sanfte, ist vom Uebersetzer (S. 33-35.) nicht gut gewählt: der Gang ist theils umgekehrt, theils, da es fortgehende Ausrufung ist, zu auffallend, wie wenn ein Prediger in der Applikation auf sein sanftes Evangelium mit einmal das Wehe hinab donnert und das wollte Webb hier nicht sagen. Auch der entgegengesetzte Fall, von Traurigkeit zu Stolz, ist (S. 35.) in der Rede Lebbäus gar nicht glücklich gewählt.

Webbs Anmerkungen vom Musikalischen in der Sprache sind fein, obgleich selten neu; nur bey den Peruanischen Liedchen hätte wenigstens (S. 68. 69.) der Text der Originalsprache (er steht in den allgem. Reisen) neben gedruckt werden sollen, sonst beweisets hier wenig.

Die folgenden Beyspiele sind meistens aus Klopstocks Salomo, und mich freut, daß man anfängt, von dieser Seite dies Drama zu studieren und zu nutzen. Die Stellen aus Shakespear, oft lange Stellen, sind meistens sehr gut übersetzt, und zeigen wenigstens, daß an Wahrheit, Reinigkeit und Stärke, gewiß eine Uebersetzung Sh. möglich sey, die die Wielandsche sehr übertreffe. — Dies führt uns zugleich auf eine andre Schrift desselben Uebersetzers

Versuch über Shakespear's Genie und Schriften in Vergleichung mit den Dramatischen Dichtern der Griechen und Franzosen. Aus dem Englischen übersetzt und mit einem doppelten Anhange begleitet von J. J. Eschenburg. Leipz. 1771. 8.

und er hat mit dieser fast noch mehr Verdienst, wie mit jener. Alle, die den deutschen Shakespear haben, werden diese Schrift sehr gerne lesen, theils wegen des Inhalts, der angenehm und eine gute Hervorbringung der wahren, Englischen Kritik ist, theils wegen der meistens sehr gut übersetzten Stellen aus Shak. Das Buch ist in England so gut aufgenommen, daß wir nicht umhin können, den Inhalt etwas durchzugehen, wie ihn ein Deutscher etwa durchgehen kann.

Der ganze Versuch scheint durch die Voltairsche, so oft wiederholte, unverschämte Kritick über Sh. entstanden zu seyn, und wer ist, der sich über diese nicht schon geärgert. Der alte, selbstsüchtige Lästerer entblödet sich nicht vor seiner Semiramis und in seinem Korneille, und wo es sonst sey, die schändlichsten Erdichtungen witzig hinzuschreiben, um dem französischen

Theater, und das heißt immer, ihm selbst, Komplimente zu machen — welcher Franzoſe und welcher franzöſirende Spasmier, Italiener, Deutſche, Ruſſe und Kamtſchadale weis nun das Ding beſſer, und wird nicht dem Hrn. von Voltaire, der ja in England geweſen iſt, der ja ſelbſt vor ſeiner Henriade eine franzöſiſch engliſche Vorrede geſchrieben hat, glauben. Da ſtehen nun die Witzlinge des franzöſiſchen Parterre und ſpotten über den tollen Hamlet, der den Polonius für eine Ratte anſieht, und bewundern ihren elenden Hamlet, ihre Semiramis und Zaire! — — Was hilfts aber auch für dieſe, Sh. zu rechtfertigen, zumal Engliſch — Können ſie ihn, können ſie ſeine Rechtfertigung leſen und fühlen? Ich ſehe alſo das Buch als eine Probe der Kritick überhaupt an, und über die Veranlaſſungen hinweg.

Die Einleitung iſt etwas zu allgemein, ſonſt aber voll treffender Anmerkungen. Wenn z. E. die Franzoſen alle witzige Köpfe, Dichter und Kunſtrichter Englands des Vorurtheils für ihren Sh. beſchuldigen „ſo kann man ſagen, daß ein groſſer „Grad eignes Vorurtheils dazu gehört, zu behaupten, daß „man in einem Lande, wo Sophokles und Euripides ſo gut „verſtanden werden, als in irgend einem andern Lande in „Europa, die Vollkommenheiten der dramatiſchen Poeſie ſo „wenig einſähe, als unter den Chineſern. — — Die Gelehrſamkeit ſchränkt ſich in England nicht blos auf die Geiſtlichen oder auf einige wenige akademiſche Gelehrte ein. Die „Erziehung eines jeden Engländers von Stande iſt ſo beſchaffen, daß er eine frühzeitige Bekanntſchaft mit den Werken „der Alten erhält. Seine Känntniß der ſchönen Litteratur „fängt nicht bey derjenigen Periode an, welche Voltaire das „Jahrhundert Ludwigs des 14. nennt. Ehe er ein Zuſchauer „des Theaters zu London wird, hat er gemeiniglich die tragiſche Muſe gehört, wie ſie in Athen ſprach, und wie ſie zu „unſern Zeiten in Paris und Italien ſpricht. Er verſteht den „Unterſchied unter der natürlichen Sprache, mit welcher ſie „das menſchliche Herz traf und der künſtlichen Art des Ausdrucks, welche ihr die Vorurtheile einer einzelnen Nation „in den Mund gelegt haben, oder der wunderlichen Miſchung „von Sprache, die man von dem Tone des Hofes hergenommen hat u. ſ. w.„ Dies alles für Wahrheit angenommen, wird ſo und ſo allein ein wahres Publikum fürs Theater gebildet — wo haben wirs in Deutſchland nach unſrer Erziehung? Und ſollte nicht auch das dem Geſchreye nach, ſo gebildete franzöſiſche Parterre, das man ſo oft mit Athen vergleicht,

gleicht, nicht ein Blendwerk seyn? Freylich kann bloße Routine und Geschwätz des Umganges auch Bildung für das Theater, wahre Kenntniß der Sitten, der Leidenschaften, der Charaktere, und ihres Ausdrucks geben: so ist Paris das einzige Athen in Europa. Ist das aber nicht, sind die französischen Sitten eben die, die Leidenschaft, Charakter, Geist, Menschheit am meisten mastiren: ist die französische Erziehung eben die in ihr Land eingeschränkteste, glätteste und superficiellste: sieht man auf ihrem Theater nie Stück, sondern Akteur, Actrice, und klatscht nur am besten über ihr hervortreten aus der Koulisse, und über das herrlichste Auskramen von Sentenzen: klebt man durchaus am Namen des Verf. oder an den Schönheiten des Detail, und kennt wohl nichts minder, als Illusion, und Entzückung, die uns die Gegenwart der Handlung geben soll — ist dies alles nicht, und man urtheilt um so dreister, weil das alles nicht ist — wahrlich! so dürfte es kaum ein schlechteres theatralisches Publikum in der Welt geben, als eben das, was sich selbst am meisten preiset.

Der Verf. fährt fort zu zeigen, wie Corneille seine Helden verunstalte, und in seufzende Schäfer verwahdle: wie wenig er Römer schildere: wie wenige wahre Handlung auf dem französischen Theater sey u.s.w. Alle diese Anmerkungen sind so wahr, daß sie sich für einen fühlenden, denkenden Menschen, für jedes fremde, unpartheyische Auge überall, zumal auf den Stelzen des französischen Theaterverses unleugbar aufnehmen müssen. Lasse sich einbilden, wer da will, daß Corneille Römer geschildert und sie gar veredelt habe: Spanier, Abentheurer hat er geschildert und von den Römern nichts als die Stelzen des Seneka geborgt — In Manchen von diesen trift unser Engländer mit dem Dramaturgen so sehr zusammen, nur daß der Deutsche seinen Tadel bis zur bestimmtesten Philosophie erhebet, daß wir doch endlich hoffen, die Stimme der Wahrheit, die auch Franzosen selbst z. E. Rousseau, Diderot ꝛc. nicht ableugnen können, werde stark gnug reden — — — Wo er Shakesp. entschuldigen muß, da ists aus den gewöhnlichen Gründen.

In den Abhandlungen vom historischen Drama hätten wir von einem Landsmann Sh. weit mehr Eindrang in die Materie und Beyspiele von dem Genie gesucht, das historische Fabeln, Legenden, elende Annalen so gut nutzen konnte! Beyspiele, sage ich, denn ein allgemeines Lob ist hier nicht hinreichend, und jedes Beyspiel, so bestimmt aus der Geschichte genommen, wäre ein Wink für das Genie, der Kunstgriff eines Geistes wie nur ein Shakespear war. Insonderheit vermis-

sen wir diesen historischen Versuch selbst in den Abhandlungen über Heinrich den 4., wo sie doch insonderheit bey Harri Percy, der in den Englischen Annalen, Liedern, Romanzen, und selbst in der ältesten Romanze Chary-Chace, die Schlacht bey Ottenboum, so berühmt und so anders erscheint, Platz gefunden hätten. Jetzt entwickelt der Kunstrichter blos die Schönheiten Sh., wie sie da liegen, nicht wie sie geworden sind: seine Geschöpfe, nicht seine Schöpfung. Und so ist auch die Abhandlung von den übernatürlichen Wesen in der dramatischen Poesie, und von den Schönheiten des Trauerspiels Macbeth — voll Wahrheit und schöner Entwickelung, die aber freylich nur auf den Weg bringen soll: denn Schönheiten, die sich so abschöpfen lassen, sind bey Sh. nur Tropfen aus einem Ocean.

Eine Abhandlung über den Cinna des Corneille, und den Jul. Cäsar Shakespears wird mit einer Parallele des Uebersetzers über Voltaire's Jul. Cäsar begleitet, wo der deutsche Kunstrichter dem Engländer nicht nachbleibt, und das Buch mit einer Abhandlung über Shakespear's Sturm aus dem Adventurer beschlossen, die den Addisonschen Stücken dieser Art im Spectator gewiß beykommt, und in Entwicklung des schönen Wilden, und Uebernatürlichen in diesem Stück die feine Kritick zeigt, die dem Verf. des *Rambler's* und dem neuesten, nur zu sehr gepriesenen Herausgeber Shakespear's, S. Johnson, bekanntermaßen eigen ist. Die Liederchen Ariels hat Hr. E. aus Wielands Uebersetzung genommen, vielleicht aber auch selbst übersetzen sollen, ob das Eine gleich schon 4 mal von verschiednen übersetzt ist.

Hr. E., der sich nun schon durch die Uebersetzung Brown's, Webb's und dieses Versuchs verdient gemacht hat, verspricht in diesem kritischen Fache fortzufahren, und nächstens Hurt zu liefern. Ein würdiges Versprechen! nur vermuthen wir, daß Hr. E., so wie im Englischen, auch die beyden Stücke Horaz werde beydrucken lassen, auf die sich alles beziehet. Alsdenn schlügen wir ihm noch so manche andre Schriften dieser Art vor, die in Deutschland noch immer unbekannt sind: die letters on Chivalry and Romances, mit dem was in den Dodsleiischen Reliques of ancient Poetry Erläuterndes wäre: einen mehrern Auszug aus Warton über die Fairy-Queen, aus Spence's Polymetis; in der Kritick der Sprache aus Harris' Hermes, so viel für uns wäre u. s. w. Insonderheit bedauren wir die Reihe von Unglücksfällen, die Shaftesburi trift, um den Deutschen nie recht bekannt, sondern vielmehr immer mehr verekelt zu werden, da ein Zufall alle gute Hände

von

von ihm abwendet, und nur die Denzki's, Wichmann's, Schmidts sich seiner erbarmen. Wie wäre es, wenn Hr. E. noch einmal zugriffe; die Untersuchung über die Tugend, die überdem Sh. auszeichnendstes Werk nicht ist, möchte bleiben: die Sittenlehrer, so vortreflich sie sind; so eine entzückende Platonische Akademie sie für die ewigen Wahrheiten, fast, wie sie Leibniz entwickelt hat, machen, so mögen sie auch noch bleiben: Aber der Enthusiasmus, und die Berichtigung desselben im Gespräch über Witz und Humour, zusammt einem Theile seiner Miscellanies, das würde ein Bändchen geben, für welches gewiß nicht an Lesern zu sorgen wäre. Die Folge der Miscellanies, die Lehren an einen Autor u. s. w. ein zweytes — Denn was brauchts bey Shaft. in der Welt ein Wichmannsches Notengeschmier, da seine eigne Arbeiten ja fast nur Noten über einander sind? — Am angenehmsten aber wäre es uns freylich von einem Titel überrascht zu werden: etwa: Richard 3. Macbeth, Hamlet, Lear, von Eschenburg übersetzt, mit dem Original und mit einer Auswahl der besten Anmerkungen seiner Englischen Herausgeber und Commentatoren begleitet. Hr. Eschenburg füllt die Fußstapfen des seel. Meinhards so rühmlich aus, und kommt ihm im Poetischen der Uebersetzung so weit vor, daß vielleicht dies eine Probe wäre, daß Sh. so gar unübersetzlich nicht sey, wie uns manche einreden wollen. Wie würde ich mich freuen, wenn mein Wink aufmunterte! und welch' eine Arbeit des Lebens nur einige Stücke Shakespears seinem Vaterlande gegeben zu haben, wie sie sind!

Noch ein Wort vor dem Schlusse. Bey der Rec. dieses Englischen Buchs mußte ein gewisses gelehrtes Blakt freylich Sh. mitloben, fand aber endlich noch den Tadel an ihm, „daß „er keine wahre, reine, zärtliche Liebe zu schildern wisse.„ Keine Liebe? so sehe man doch in der Johannsnacht Lysander und Hermia, in dem wat you will Orlande und Rosalinde, im Sturm Miranda und Ferdinand und am meisten Romeo und Juliet. Ist diese Liebe nicht wahr, rein, zärtlich und Romantisch gnug? Aber doch keine „eheliche, Unromantische „Liebe„? Und wo kann die auf dem Theater, als Hauptleidenschaft eines Stücks geschildert werden, da sie keine Leidenschaft ist? Und so fern sie auf dem Theater als Incidenz, und bey regen Gelegenheiten geschildert werden kann: was ist denn Othello's Liebe vor der Eifersucht, die Liebe Mortimers zu seiner Italienischen Lady, die Trauer der Konstantia im König Johann, die Trauer der Königin und ihr Abschied in Richard 2., die Si-

tuation der Lady Percy gegen ihren Gemahl, ja selbst die schreckliche Einigung Macbeths mit seinem Teufelsweibe, anders als eheliche Liebe, so fern sie Auftritte giebt? Giebt sie aber keine Auftritte, so ist sie die Sache der Kammer, nicht aber des Theaters.

L.

Yariko, ein Trauerspiel in einer Handlung. Von Joseph Pelzel. Wien, bey Trattnern, 1770. 2 Bogen in 8.

Der Inhalt dieses Stücks ist aus dem Zuschauer, und aus der Gellertschen Erzählung, Inkle und Yariko, bekannt genug. Schon da empört diese Geschichte das ganze Gefühl der Menschheit; aber das ist noch nichts gegen den Grad des äusserſten Schreckens, den die Vorstellung dieses kleinen Stücks hervorbringen müßte, dessen Verfasser in Zusammenhäufung des Gräßlichen alles übertrift, was wir tragisches kennen. Nicht genug, daß überhaupt ein Mensch einer solchen That fähig ist, wie Inkle begeht; er macht ihn noch oben drein zu einem Manne von Gefühl, der noch immer voll Zärtlichkeit gegen seine Wilde ist, und sich doch von einem Freunde zu einer That verleiten laßt, die ohne Zweifel eine Verläugnung alles Gefühls voraussetzt. Kaum ist Yariko verkauft, so gereuts ihn wieder; er wirft den Sklavenhändlern das Geld wieder vor die Füsse; aber diese sind unerbittlich. Yariko ersticht sich, und Inkle hält über ihren Leichnam, an der Seite zwey Pistolen, einen langen Monolog. Am Ende desselben kömmt sein Freund, der ihm den Rath gab. Und nun folgt die letzte Scene:

Begley. Inkle! Unglücklicher, was thust du?

Inkle. Ich räche Yarico. (und ein Pistolenschuß streckt Begley zur Erde.) Yarico! (und die zweyte Pistole durchschmettert Inklen das Herz.)

Kein Furienchor des Aeschylus muß von stärkrer Wirkung gewesen seyn, als die Vorstellung dieses Stücks, in dem sich Ausrufungen über Ausrufungen, Thränen, die, wie der Verf. vorschreibt, in schweren Tropfen flieſſen sollen, die tragischsten Situationen, Dolchstösse, in Strömen hervorquellendes Blut, und Pistolenschüsse vereinigen, den Zuschauer zu erschüttern.

Die

Die Waisen. Ein Drama in fünf Handlungen. Von Joseph Pelzel. Wien, bey Trattnern, 1770. 6 Bogen in 8.

Auch in diesem Stücke erkennt man, wiewohl in geringerm Maasse als in dem vorigen, ein brausendes, durch keine Kritick gezähmtes Genie, das nicht ohne Anlage ist. Alles geht rasch und wild durch einander. Die Sprache ist zuweilen gar nicht unrecht; sehr oft wird sie übertrieben und unnatürlich. Ueberhaupt sieht man wohl, daß der Verf. die Manier der Engländer hat nachahmen wollen; nur scheint er davon nur noch die Oberfläche studiert zu haben; auch hat er seinen spielenden Personen Englische Namen gegeben. Der Plan hat zu wenig Zusammenhang und Einheit; die Vorfälle sind nicht aus einander hergeleitet, sondern so aufgerafft, wie sie das Bedürfniß der äussern Einrichtung foderte. Von der Art ist besonders die Gefangennehmung des Silly und die That, wodurch er dieselbe veranlaßt. Man sieht zu offenbar, daß es dem Dichter nur um Scenen im Gefängnisse zu thun gewesen ist. Der Charakter des Kapitain Derby ist am stärksten gezeichnet, und, so wie seine Sprache, der lebhafteste; nur hätte er mehr in Handlung gesetzt werden müssen. Ueberhaupt hat dies Stück noch zu viel Unförmliches; und wir wünschen, daß der Verf. sich durch Studium und Kritick in Stand setzen möge, seine Mängel selbst zu fühlen und zu verbessern.

Die Soldatenliebe. Ein Lustspiel von drey Aufzügen. Wien, bey Trattnern, 1770. 98 S. in 8.

Dies Stück ist unter aller Kritick, und das elendeste theatralische Gewäsche, das man lesen kann. Zwey Frauenzimmer, die in ein paar Officiere sterblich und bis zum Eckel verliebt sind; zwey Officiere, deren Charaktere mit einander kontrastiren sollen, die sich bald schlagen, bald schiessen; ein lächerlicher Vater, so ernsthaft er auch seyn soll; ein erzdummer Bediente, der sich anwerben läßt, und hernach in Frauenskleidern desertiren will! Und oben drein noch allerley schöne Raritäten! Stockprügel, die aber zum Glücke nicht auf dem Theater ausgetheilt werden, ein Marsch und Rückmarsch währenden zweyten Akts von vier Meilen, die Exekution des gedachten Deserteurs, die aber zum Glück nur bis aufs Anschlagen der Flinten gebracht wird, ein Trommelschlagen über das andre. — — wer Lust hat, lese selbst!

Die wüste Insel. Ein Schauspiel von einem Aufzuge. Wien, 1770. 2 Bogen in 8.

Man kennt dies Stück, aus dem Französischen, schon seit geraumer Zeit nach einer andern Uebersetzung auf dem deutschen Theater. Die Erfindung gehört bekanntermaßen dem Abte Metastasio. Diesem bittet es der gegenwärtige Uebersetzer, der sich der französischeSchauspieler B*** unterschreibt, im Vorberichte ab, „wenn die Begriffe dell' Isola disabitata, „welche vielleicht von dem ersten Nachfolger schon geschwächet, „anitzo noch mehr entkräftet worden, da es ihm sowohl an der „Feinigkeit der Feder, als auch an dem genauen Kenntniß der „Sprache, in welcher er diesen Versuch wagt, gebricht.„ Diese Abbitte war nicht überflüßig.

Vier Narren in einer Person. Ein Vorspiel in einem Aufzuge. Wien, bey Trattnern, 1770. 2½ Bogen in 8.

Ein Edelmann, der in das Possenspiel und die Staatsaktionen verliebt ist, läßt einen vernünftigern Schauspieler, der ihn besucht, von einem andern, den er bey sich hat, vier Rollen nach einander in seinem Geschmacke spielen. Jener Schauspieler stellt ihm das Abgeschmackte derselben vor, und ladet ihn zu einem bessern Stücke ein, das er itzt mit seiner Gesellschaft vorstellen will. Der Alte wird von seinem Geschmacke nicht sowohl durch diese Einladung und Vorstellungen, als durch den andern Schauspieler, der die vier Rollen machte, zurückgebracht, indem dieser gesteht, daß er ihm blos dadurch habe zeigen wollen, wie leicht es sey, in dergleichen Possen Meister zu werden. Dies Vorspiel kann, wenn es gleich für sich nicht viel sagen will, doch vielleicht in Wien, wo das Vorurtheil für das Possenspiel noch nicht ganz verschwunden ist, von gutem Nutzen gewesen sey. Uebrigens hat es mit dem *Impromtü de Campagne* einige Aehnlichkeit.

Die stolze Schöne, oder, das verwöhnte Kind. Ein Lustspiel in einem Aufzuge. Wien, bey Trattnern, 1770. 3 Bogen in 8.

Ein von ihrer Mutter verzärteltes Mädchen hat ihrer Schönheit wegen eine Menge von Anbetern, die sie aber, gleich der Spröden beym Kabener, nach der Reihe abweißt, weil sie

sie ihr alle nicht vornehm genug sind. Unter denselben ist sie indeß einem Baron am geneigtesten; nur soll er Graf seyn. Er ist wirklich in den Grafenstand erhoben; giebt aber seine Hand nicht dieser Spröden, deren Stolz ihm unerträglich wird, sondern ihrer vernünftigern Schwester, die von ihrer Mutter zurückgesetzt wird, deren sich aber ihr Oheim annimmt. Jene geht also leer aus. — Die Ausführung dieses Stücks ist kalt und allkäglich.

Freymund, oder der übel angebrachte Stolz. Wien, zu finden beym Logenmeister, 1770. 82 Oktavseiten.

Unter dieser Gestalt hat man dies Stück vielleicht für ein Original ausgeben wollen. Es ist aus dem Französischen, und schon unter dem Titel: Der Kaufmann, oder die vergoltne Wohlthat, im vierten Theile der theatralischen Belustigungen nach französischen Mustern befindlich.

Der englische Waise, oder wenige denken so. Ein Lustspiel von drey Aufzügen. Aus dem Französischen übersetzt. Wien, bey Trattnern, 1771. 61 Oktavseiten.

Das heyrathmäßige Mädchen, oder allerley Liebhaber. Ein Lustspiel, in zwey Aufzügen, von Garrick, aus dem Englischen. Wien, bey Trattnern, 1771. 4 Bogen in 8.

Als Uebersetzungen wollen wir diese beyden Stücke nur blos anzeigen; denn die dabey gemachten Veränderungen sind ausserwesentlich. Das letztre scheint noch am geschmeidigsten übersetzt zu seyn.

Die Liebe in Corsika, oder welch ein Ausgang! Ein Drama in fünf Akten, von Stephanie dem ältern. Wien, bey Trattnern, 1771. 7½ Bogen in 8.

Wer die Erzählung, Dubois und Gioconda kennt, der weis den Inhalt dieses Stücks; und erspare sich die Mühe, es zu lesen, wenn er kein Freund des Gezerrten und Gedehnten ist. Manches, was in der Erzählung hingeht, ist bey der dramatischen Einkleidung unnatürlich und unwahrscheinlich geworden; der Dialog ist nichts weniger als fliessend.

Was neu hinzu gekommen ist, hat auch schon seinen Herrn anderweitig. — Doch die vorangesetzten demüthigen Verse an das Publikum brechen uns das Herz; sonst urtheilten wir weiter.

Die unähnlichen Brüder, oder Unglück prüft das Herz. Ein Originallustspiel in fünf Aufzügen, von Johann Heinrich Friedrich Müller, Mitgliede der kaiserl. königl. deutschen Schaubühne in Wien — Wien, bey Trattnern, 1771. 6½ Bogen in 8.

Ein Originallustspiel, wenn man will, aber keine Originalerfindung. Der ganze Inhalt dieses Stücks, sammt allen Charakteren desselben war uns aus einer Erzählung erinnerlich, die wir schon vor geraumer Zeit, wir besinnen uns nicht gleich wo, gelesen haben. Nur blos die Nebenrolle des Rentmeisters ist, wenn wir nicht irren, ein Zusatz des Verfassers; aber auch dieser Charakter ist auf der Bühne nicht neu. Sonst ist die Oekonomie des Stücks ganz leidlich, und der Ton des Gesprächs natürlich genug, so lange er nicht pathetisch werden soll; denn in diesem Falle wird er oft übertrieben. Der Inhalt selbst war allerdings zum Schauspiele sehr schicklich; es liegt viel Interesse darinn, welches durch einige unerwartete und lebhafte Situationen vermehrt wird.

Man sieht aus dieser zahlreichen Reihe von Stücken, die alle in Wien verfertigt sind, daß man daselbst wetteifere, die Bühne zu bereichern, und sie mit bessern Stücken zu versehen, als bisher das Possenspiel auf derselben vorgestellt, und zum Verderben des Geschmacks auf derselben behauptet hat. Es ist wahr, daß sich unter allen denen Stücken, die uns bisher von Wien aus zu Gesichte gekommen sind, keines findet, welches mit dem Gepräge eines Originalgeistes bezeichnet, und worinn die höhern Regeln der dramatischen Kunst ausgeübt wären; daß der Stof der meisten entweder aus Erzählungen entlehnt, oder aus andern schon bekannten Stücken zusammengesetzt ist, und man daher an keine neue treffende Charaktere denken darf; daß das Nationale, was diese Stücke dem Anscheine nach haben, meistentheils in unbedeutenden und sehr leichten Kopien gewisser einheimischen Gewohnheiten des Umgangs und der Lebensart besteht; daß endlich alle diese Stücke zu flüchtig gearbeitet sind, ohne gehörigen Fleiß in Betracht

tracht der Feinheiten der Komposition; wodurch freylich die hohe Idee, welche Schriftsteller und Leser und Zuschauer von der theatralischen Kunst haben sollten, herabgesetzt, und das eigenthümliche Werk des Genies die mechanische Beschäftigung eines jeden mittelmäßigen Kopfes sind. Bey dem allen bleibt der Patriotismus lobenswürdig, sich nicht blos mit Uebersetzungen zu behelfen; die Vorstellungen erhalten eine gewisse Mannichfaltigkeit, und schon diese wird viel dazu beytragen, die Augen der Zuschauer, die doch immer noch mehr durch Neugierde als Wahl getrieben werden, von dem Possenspiele abzuziehen. Denn daß auch dieses noch seine großen Beförderer habe, sieht man auch aus dem abgeschmackten Wuste einiger seynsollenden Singspiele, die unter aller Kritick sind, und von denen wir nur ein paar anzeigen wollen:

Die Judenhochzeit, oder Bernardon der betrogene Rabbiner. Ein komisches Singespiel in einem Aufzuge, von Joseph Kurz. Wien, bey Trattnern, 1771. 19 Seiten in 8.

Asmodeus, der krumme Teufel. Ein Opera Comique von zwey Aufzügen. Wien, bey Trattnern, 1770. 3 Bogen in 8.

Zu diesem letztern gehört ein Intermezzo:

Die Insul der Wilden, oder die wankelmüthige Insulanerinn, mit Arlequin, dem durch einen Zauberer zum Abgott Ram gemachten König von der Insul Tschaleley. Wien, bey Trattnern, 1770. 18 Seiten in 8.

Man hat vor hundert Jahren keine so eckelhafte Burlesken auf unsrer Schaubühne gehabt, als diese sind. Folgende Arie schickte sich sehr gut für den Verf. selbst:

Mein Verstand ist ausgegangen,
Ach! ich such ihn dort und da!
Wer denselben hat gefangen,
Geb ihn mir, ich bitt ihn ja.

Aber leider! auch der Schluß auf denjenigen Theil des Publici, der solches Zeug gelassen oder wohl gar vergnügt ansehen kann:

O das sind recht schöne Possen;
Gelt! ihr glaubt, ich bin geschossen,
Und ihr seyd die Narren da,
Daralla la, la, Daralla la la.

Wohlthaten gewinnen die Herzen. Drama in einem Aufzuge, aus dem Rußischen von Jakob Rodde. Riga, bey Hartknoch, 1771. 5 Bogen in 8.

Wenn dies Stück wirklich aus dem Rußischen übersetzt ist, so macht es uns von dem zunehmenden Geschmacke bey dieser Nation kein ungünstiges Vorurtheil, und verdient in diesem Betrachte mit Nachsicht beurtheilt zu werden. Die Scene ist zu Salonich, der Hauptstadt in Macedonien, und die Erfindung so unrecht nicht. Rustan, ein Türke, sucht seiner Frau, Selima, ihre Vorurtheile wider die Russen, und wider die Christen überhaupt zu benehmen. In dieser Absicht erzählt er ihr das großmüthige Verhalten eines Russen gegen ihn, dem er bey einer neulichen Schlacht die Errettung seines Lebens zu danken hatte. Um sie noch mehr davon zu überzeugen, geht er, einen Christensklaven zu kaufen. Selima läßt unterdeß auch eine Sklavin kaufen, bey deren Verkaufe ein andrer Sklave, der sie liebt, ganz trostlos wird. Eben diesen kauft Rustan, und erkennt in ihm den Erretter seines Lebens. Glücklicherweise findet er nun auch seine Geliebte in Rustans Hause; und so sind alle vergnügt. Man sieht schon aus diesem kurzen Entwurfe, daß es dem Stücke an Einheit des Inhalts, an ordentlichem Knoten und Entwickelung fehlen müsse, zumal da alles, was noch zur Verwickelung beförderlich seyn könnte, nur den spielenden Personen verborgen ist, und vor den Augen des Zuschauers vorgeht. Auch ist die Sprache mehr der Ton der Erzählung, als des dramatischen Dialogs, wiewohl sie übrigens nicht übertrieben, sondern natürlich, und da, wo Empfindung zum Grunde liegt, dem Charakter derselben gemäß ist.

Das Duell, oder das junge Ehepaar. Ein Lustspiel in einem Aufzuge. Zweyte verbesserte Auflage. Frankfurt und Leipzig, 1771. 2½ Bogen in 8.

Im Ganzen genommen, verdient dies Stück unter die besten deutschen Nachspiele gerechnet zu werden, deren es freylich noch sehr wenige giebt. Der Inhalt ist kürzlich folgender.

Ein

Ein junger Ehemann kömmt während der Abwesenheit seiner Frauen mit dem Bruder derselben in Wortwechsel, der sich mit Thätlichkeiten und einer Herausfoderung auf Pistolen endigt. Der Anfang des Stücks ist früh an dem Morgen, da das Duell vor sich gehen soll. Er setzt mit seinem Bedienten alles in Bereitschaft, schreibt voll zärtlicher Besorgniß einen Brief an seine Frau, den er auf den Tisch legt, und unterredet sich mit seinen Sekundanten. In diesem Augenblicke wird er von der Ankunft seiner Frau und ihres Vaters überrascht. Jene fällt über den Brief her, liest ihn, und geräth in die äusserste Bestürzung. Whigall wird abgerufen, weil sein Gegner da ist, ihn abzuholen. Der Vater seiner Frauen geht ihm nach, und stört den Zweykampf, indem er die Pistolen, die beyde schon ergriffen hatten, ihnen entreißt und in die Luft schießt. Dieser letzte Umstand, den der Verf. ohne Zweifel hineinbrachte, um den Ausgang des Stücks von neuen zweifelhaft zu machen, will uns nicht recht gefallen. Das Schrecken, das durch Pistolenschüsse erregt wird, ist für sich der theatralischen Kunst unwürdig und dem übrigen Charakter dieses Stücks nicht gemäß. Auch die Reden der Personen sind ein wenig lang gerathen, und die Monologen in einem so kleinen Lustspiele zu häufig.

Der dankbare Sohn. Ein ländliches Lustspiel in einem Aufzuge, von J. J. Engel. Leipzig, bey Dyks, 1771. 3 Bogen in 8.

Wir dürfen den Inhalt dieses Stücks nicht ausziehen, da wir mit Recht hoffen können, daß die meisten unsrer Leser dies Stück schon aus der Vorstellung oder Lesung desselben kennen werden. Es ist auf alle Weise empfehlungswürdig, und verräth durchgehends, daß der Verf. mehr als gemeine Kenntnisse der Bühne und des Lebens, und selbst ein gefühlvolles Herz besitzt. Bey dem Uebergewichte an Schönheiten vergißt man einige kleine Unvollkommenheiten leicht, worunter vielleicht eine gewisse Einförmigkeit in den Zügen der vorkommenden guten Charaktere die erheblichste ist. Diese erste Probe ist dem Verf. so glücklich gerathen, und so wohl aufgenommen, daß sie uns zu der Fodrung, mehrere theatralische Arbeiten von ihm zu sehen, auf alle Weise berechtigt.

Fr.

Miß Jenny, ein tragiſches Nachſpiel, nebſt drey kleinern Gedichten. Mietau und Haſenpoth, 1771. bey Hinz, 3 Bogen in 8.

Warum ſollen alle Nachſpiele luſtig ſeyn? oder warum ſoll ich nun die Empfindungen, die ein rührendes Trauerſpiel in mir erregt hat, durch ein kleineres Stück, oder Ballet, das zu lachen macht, wieder entreiſſen laſſen? — Dieſe Fragen erinnern wir uns öfterer gehört zu haben; und vermuthlich wurde der Verf. dieſes tragiſchen Nachſpiels dadurch auf dieſe Idee gebracht. Indeß wenn der Inhalt, den wir, wo wir nicht irren, ſchon aus irgend einer Erzählung zu kennen glauben, ſo tragiſch iſt, wie hier; ſo möchte es doch zu wenig menſchenfreundlich ſeyn, den Zuſchauer mit einem Herzen, nicht voll ſanfter Rührung, ſondern voll Entſetzen, von der Bühne weggehen zu laſſen. Die Ausführung verräth übrigens einen Verfaſſer, der noch Kritick und Uebung braucht, um aus ſeinem Stof alle Vortheile zu ziehen, und dem Tone der Unterredung die nöthige Geſchmeidigkeit zu geben. Von den drey angehängten Gedichten läßt ſich nicht viel ſagen. Ihr innrer Werth iſt geringe; und ihre Verſifikation äuſſerſt hart.

W.

***K. K. Reckerts* vermiſchte Schriften, erſter Theil. Münſter und Hamm, bey Perrenon, 1770. 22 Bogen 8. — Zweyter Theil, 13 B.**

Wir wiſſen den Verfaſſer weder beſſer zu charakteriſiren, noch unpartheyiſcher und gelinder zu beurtheilen, als wenn wir ſagen, daß er ein bloßer Nachahmer ſey, der bisher wenig oder nichts von jenen angebohrnen Talenten zeigt, die unter einer ausgebildeten Nation allein gegründete Anſprüche auf den Ruhm eines Dichters verſchaffen können. Nachtheiliger wird die Entwickelung dieſes allgemeinen Urtheils dem Verfaſſer ſeyn, ſo bald wir auf einzelne Stücke kommen. Wir wollen aber denn auch nicht vergeſſen, was etwan erträglicher iſt, anzumerken.

Der erſte Band enthält 43 Lieder, 23 Amazonenlieder, ein Gedicht in vier Geſängen unter dem Titel: der junge Held, und ein Schreiben an den Herrn von Bar.

Von den erſten iſt Wein und Liebe der vorzüglichſte Inhalt, und wie kann es da fehlen, wenn man Silben zu zählen

ken und Reime zu paaren weis, in einer so reichen Erndte als auf diesem Felde, das Gedächtniß und die Belesenheit genug mein kann, drey und vierzig Liederchen zusammen zubringen? Ein berühmter Poet fängt seine Sammlung an:

O du, durch die es mir gelungen,
Daß ich die Sorgen weggesungen u. s. w.

Hr. Reckert die seinige:

Muse ꝛc. ꝛc.
Durch dich ist es mir gelungen
Daß ich Gram und Ungemach
Und den Kummer fortgesungen.

(Dich als eine kurze Silbe zu brauchen, ist, beyläufig gesagt, ein gar zu großer Schnitzer wider die Prosodie.) S. 40. ist ein Lied:

Mäßig und bescheiden trinken,
Wenn uns volle Römer winken
Das will die Pflicht.
Aber ganze Nächte trinken,
Bis wir von den Stühlen sinken,
Das will sie nicht.

Hierzu rechne man das, was der Kanzeleystil der anakreontischen Poesie heißen kann, der zwar nicht gewisse Stücke eines oder des andern Poeten nachahmt, aber doch ohne die geringste eigne Erfindung die Locos communes von Wein und Liebe, wie in einer bekannten Melodie daher leyert.

Man nehme eines von diesen Liedern, welches man will; so findet man nichts, was uns beym Lesen fesselt, was uns die Verse ins Gedächtniß prägt, und was uns, ohne daß wir es merken, antreibt, es nur zum zweytenmal in die Hand zu nehmen. S. 34.

Ich sollte mir mein kurzes Leben rauben
Durch Sorgen und mich nicht erfreun?
Ein Weiser soll beym süßen Saft der Trauben
Nicht mißvergnügt und fühllos seyn.

Ich bin vergnügt, ich küsse, scherze, lache
Und stille meinen Durst mit Wein;
Ein Weiser soll bey einer schlimmen Sache
Nicht mißvergnügt und traurig seyn.

Wenn ich hier ausnehme, daß „die schlimme Sache„ in der zweyten Strophe keinen passenden Verstand hat, so trift man in

in diesen Reimen — und so auch in vielen andern — nichts an, was der gesunden Vernunft zuwider ist, was man elend oder unsinnig heißen könnte — aber wer fühlt nicht, daß sie mittelmäßig sind, wer sieht nicht, warum sie es sind?

Man glaube ja nicht, daß Bavius und Mevius solche Poesien geschrieben haben, als Westermann und Schönaich — nein, ich möchte beynah dafür stehen — ungefähr so, wie Hr. Reckert in manchen seiner Gedichte. Bey allem dem können wir ihm einige Anlage nicht absprechen, und da wir nicht wissen, ob er nicht vielleicht ein junger Dichter ist, aus dem mit der Zeit etwas bessers werden kann: so wollen wir auch eins von seinen bessern Stücken hersetzen (S. 8.)

Die Nacht.

Nun kömmt in leichter Hülle
Die Nacht, der Ruhe Sohn; *)
Und eine tiefe Stille
Drengt sich um ihren Thron;
Schon senkt ihr brauner Flügel
Sich über Thal und Hügel.

Der Mond in weiter Ferne
Hat sich schon eingestellt **)
Und hundert tausend Sterne
Bedecken unsre Welt;
Sie werfen ihre Stralen,
Den Himmel schön zu malen.

Noch poltern ***) die Palläste
Vom langen Abendschmauß.
Und die berauschten Gäste
Ziehn itzt beredt nach Haus,
Wo Kutscher und Lakaien
Sich zu der Ruhe freuen †)

Ach

*) Wie kann doch immer die Göttin Nacht der Ruhe Sohn seyn? Der Verf. sagt selbst, ihren Thron, ihr brauner Flügel.

**) Hans stellt sich wohl bey Greten ein — Aber so prosaisch ist Cynthia nicht.

***) Die Palläste selbst können ja nicht poltern, zu geschweigen, daß der Ausdruck so niedrig ist. †) Die beyden letzten Verse bezeichnen einen gar zu gemeinen Umstand.

Allein bey mattem Schimmer,
Mit blassem Angesicht
Sitzt im bestäubtem Zimmer
Herr Orgon, stöhrt ihn nicht;
Sich Weisheit zu entladen,
Schreibt er von den Monaden. *)

Die Thorheit laß ich bleiben,
Ich pflege meine Ruh:
Von Phillis will ich schreiben
Sie hört mir lüstern zu.
Ich schreibe solche Sachen,
Die Mädchen klüger machen.

Dasjenige abgerechnet, was wir unten angemerkt haben, ist dieses Stück noch leidlich. Desto schlechter und des Originals unwürdiger ist die horazische Ode über den Tod des Quinctilius. (S. 69.) —

Amazonenlieder. — Ein solcher Einfall, einmal und so vorzüglich, wie von Hr. Weißen ausgeführt, muß freylich gefallen. Aber nun die Nachahmer! — „Wissen Sie nicht ein Mittel (sagt ein vortreflicher Schriftsteller) die Deutschen zu steuren, daß sie nicht, wie die Schaafe, immer auf einen und denselbigen Weg hinstürzen, auf welchem etwan einer mit einem etwas oder halb glücklichem Erfolge vorangeht?„ Des Verf. Amazonenlieder sind mittelmäßig und schlecht durch einander. An einer Strophe wollen wir nur zeigen, wie viel kleine Fehler dem Hrn. R. aufgemutzt werden könnten. Es heißt von einem Jüngling, S. 115.

Wie blüht sein holdes Angesicht,
Sein rother Mund wie schön!
Nein, liebender war Paris nicht
Auch nicht der Gott Hymen!

Was soll das hier heißen, liebender? Ohne Zweifel, liebenswürdiger: aber wie falsch ausgedrückt! Und der arme Hymen! Der Verf. spannt ihn auf die schrecklichste Folter. Nicht genug, daß er ihm den langen Fuß kurz, und den kurzen lang macht;

*) Auch in solchen Kleinigkeiten kann man den Nachahmer sehen. Als Gleim und Uz der Monaden erwähnten, war es eine Modeseuche unter den Philosophen. Aber das ist itzt nicht der Fall mehr.

macht; er spricht ihn gar: Hymeen aus. Und wenn schön nur keinen Reim verlangt hätte, wäre er doch gewiß ganz und gar in Ruhe geblieben.

Schlechter, als alles Uebrige, ist der junge Held, in eben solchen Strophen, als die Kriegslieder geschrieben und in vier Gesänge vertheilt. Der Junker aus dem Schwabenland, so meisterhaft von Löwen geschildert, ist hier wieder das Vorbild gewesen. Die Verse sind schlecht: man schließe übrigens aus einem Zuge auf das Ganze. Der General läßt dem Helden des Stücks, einem jungen Fähndrich, weil er besoffen ins Hauptquartier ankömmt, funfzig Fuchtel geben. Wo hat der Verf. jemals hören können, daß die militärische Strafe für einen Officier im Fuchteln bestehe? — Das ganze Stück ist überaus schaal und unbedeutend. — Auch einen bessern Vertheydiger des Theiles von Deutschland, in welchem der Verf. gebohren ist, wider den Herrn v. Bar müssen wir Westphalen wünschen, als ihn sein Schreiben an demselben zeigt. Folgende Zeilen sind unter vielen matten und gezwungenen noch die besten:

Dein Eifer geht zu weit
Ein ganzes Land zu schmähen;
Bar! Diese Dreistigkeit
Ist mehr, als Ein Vergehen.
Wie grünet unsre Flur,
Wie blühen unsre Wiesen!
Wir leiden keine Noth,
Wenn unsre Nachbarn darben:
Uns wächst gesundes Brod
Von unsern eignen Garben.

Zum Beweise, daß es ihnen nicht an schönen Geistern und großen Männern fehle, führt der V. den Baron Bielefeld, den Richter Konsbruch, den Canonikus Jakobi, den Justizrath Möser, den Abt Jerusalem und einige andre an, die alle in Westphalen gebohren sind. — Was daraus für den Geschmack der ganzen Provinz folge, scheint er nicht überlegt zu haben.

Wir wären also nunmehr bis zum zweyten Bande, der weiter nichts, als 35 Idyllen in Prosa enthält, hindurch gekommen. Es soll schon die zweyte Auflage seyn, und ein gnädiges Fraeulein sie mit Beyfall gelesen haben. S. 144. hat uns Alcimna gefallen. Sonst ist auch hier viel Nachgeahmtes, und wenig, das sich mit Vortheil auszeichnet.

Ob

Ob der Verf., wenn er sich mehr auf eine Gattung einschränken, seinen Geschmack verfeinern, und alsdenn recht strenge gegen sich seyn könnte, vielleicht einmal im Dichten glücklicher seyn könnte, wollen wir nicht entscheiden.

Fl.

Les Avantures de Telemaque fils d'Ulysse composés par feu Messire *Fr.* de *Salignac*, de la *Motte Fenelon* etc. — Die Begebenheiten Telemachs, des Sohns des Ulysses, ein Heldengedicht. Mit Kupfern. Ulm, bey Wagner, in gr. 8. 1 Alph. 11 Bogen Text, 3 Bogen (sehr schlechter) Kupferstiche.

Da die Begebenheiten des Telemach, den französischen Sprachmeistern in Deutschland ein Schulbuch geworden sind, so kann auch der einzige mögliche Nutzen, einer solchen Ausgabe, worinn die deutsche Uebersetzung dem Original gegenüber stehet, blos in der Bequemlichkeit der Schüler gesucht werden. So scheint es uns wenigstens. Der Uebersetzer aber vermuthet in der Vorrede, daß eine solche Ausgabe auch wichtigere Zwecke haben könne. Er spricht von seiner Uebersetzung mit einer gewissen Zufriedenheit und Selbstgenügsamkeit, welche zeigt, daß er sie als ein überaus wichtiges Werk ansehe.

Diese Vorrede enthält so sonderbare Sachen, die man darinn nicht suchen sollte, daß wir unsern Lesern einen Gefallen zu thun glauben, wenn wir ihnen eine kurze Nachricht von dem Inhalte derselben geben

Der Uebersetzer meldet gleich im Anfange, „daß das, über „alles Lob erhabene Gedicht des unsterblichen Fenelons, endlich einmal eine ganz neue prosaische Uebersetzung verdienet „habe, da, seit der Zeit die Herren Talander, oder August „Bose, und Ludwig Ernst von Faramond *) ihre Ueber-

*) Uns wundert, daß der Verf. der Talanders rechten Namen anführt, seine Leser unwissend läßt, daß unter dem Namen L. E. v. Faramond, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller Philipp Sinold genannt v. Schütz, verborgen liege, eben derselbe, der sich in seinen theologischen Schriften unter dem Namen Gottlieb Creuzberg versteckte.

„setzungen davon verfertigt, die deutsche Sprache und der „Geschmack unserer Landesleute, sich ungemein verfeinert „haben.— Er hoffet seine deutsche Prose, werde der ita„liänischen des Hrn. Martin Deschners an die Seite gesetzt „werden, von der er sich erinnert, irgendwo, und wenn er „nicht irret, bey dem sel. Hrn. Baron von Bar gelesen zu „haben, daß diese Deschnerische Uebersetzung unter die so sehr „wenig guten in allen Sprachen zu setzen sey. Er stimmet „ihm diesfalls vollkommen bey, und wünschte seiner deutschen „ein gleiches Schicksal einer gütigen Aufnahme, von allen „polirten Nationen Europens, als jener wälschen.„ —

Von allen polirten Nationen Europens? Wir wußten, als wir dies lasen, nicht, ob wir unsern Augen trauen sollten. Also für alle polirte Nationen von Europa kann man die Begebenheiten des Telemachs übersetzen? Deschner, ein ehrlicher Sprachmeister in Wittenberg, den gewiß der geringe Theil unserer Nation, der ihn gekannt, nun schon vergessen hat, hat sich wohl nie den stolzen Gedanken einkommen lassen, für alle polirte Nationen Europens zu arbeiten. Wie kommt denn der deutsche Uebersetzer, der nach der steifen Genauigkeit seiner Uebersetzung, und nach der halblateinischen chriensmäßigen Wendung seiner Vorrede nichts anders, als ein ehrlicher Schulmann in Schwaben seyn kann, auf diesen stolzen Gedanken? Man höre an. Er versichert, die deutsche Sprache verdiene von allen gelehrten Ausländern gelernet zu werden, und hiezu soll — quod felix faustumque sit — seine Uebersetzung gebraucht werden. Wir hoffen — sagt er, in folgendem recht zierlich zusammengesetzten, ja, recht zierlich zusammengeketteten Perioden: „Wir hoffen also, diese neueste „Uebersetzung, die, wenn wir so reden dürfen, hoffentlich „im homerischen Geiste, und unter der Beschützung des „Fenelonischen Genius verfertiget worden ist, werde sowol „in Deutschland, als bey den benachbarten Nationen Beyfall „finden, die Liebe zu unserer Sprache noch mehr erwecken, „und also auch durch ihren Beytrag zum Verstehen so vieler „teutonischen großen Schriftsteller in ihrer eigenen Sprache, „den schönen Köpfen Europens neue Entzückungen erwecken, „die ihre Vorfahren wohl aus unserer Schuld, nicht gekannt „haben.„

Nunmehr redet er von der lateinischen Uebersetzung, die der Hr. Abt Trautwein im Wengenkloster zu Ulm gemacht hat. Er meldet, daß er selbst eine lateinische Uebersetzung angefangen habe, die er aber bey Erscheinung der Trautweinischen,

schen, die ihn entzückt habe, wieder habe liegen lassen. Er giebt zu verstehen, daß diese Trautweinische Uebersetzung allzublumicht geschrieben sey, weil er aber doch gegen einen Abt des Wengenklosters fein manierlich thun will, so drechselt er abermals folgende zierliche Periode, die wir hersetzen, um diejenigen zu überzeugen, die etwa noch zweifeln möchten, ob unser Uebersetzer Chrien machen könne:

„Seneca, Florus, Apulejus, und unter den neuen Barclay im Euphormia und in der Argenis, haben ihre gar zu „zauberischen, und nur gar zu verführerischen Netze, die mich „oft in schönen Stunden dahin reissen, daß ich ungeachtet der „Künsteleyen und gesuchten Zierungen, die man ihnen vorwirft, sie liebe, und also auch den blumigten Trautwein liebe, „der in seinem Telemach diesen Schmuck so unnachahmbar „verschwendet, dabey aber in seiner Vorrede, solcher Verschwendung wegen, sich schön und witzig verantwortet — „— Unterdessen, (setzt er hinzu) billige ich diese zu ängstlich gesuchten Verschönerungen nicht, ob sie mich schon einnehmen. Selbst unsers berühmten Thomas Abbts annalische Blumen billige ich nicht, so die tiefsinnigste Philosophie „zieren, wie etwa Tulpen- und Nelkenkränze eine arkadische „Schäferin schmücken würden; ich billige sie nicht, ob ich sie „gleich lieben muß.„

Nun geht es über die her, die den Telemach nicht für ein Heldengedicht halten wollen, weil er nicht in Versen geschrieben sey. Sie werden etwas weniges ausgefenstert, und werden ihnen fremde Autoritäten und eigene Gründe des Uebersetzers, in seiner gewöhnlichen zierlichen Schreibart vorgetragen, entgegengesetzt. Nun giebt er, um zu zeigen, daß er auch ein Poet sey, zwey Proben von deutschen Uebersetzungen in Hexametern, und fünffüßigen jambischen Versen, von welchen beyden er versichert, daß sie seiner prosaischen Uebersetzung nachzusetzen wären, welches wir ihm ohne weitere Untersuchung auf sein Wort glauben wollen.

Ferner versichert der Uebersetzer beym Abbt Prevot gelesen zu haben, daß eine türkische Uebersetzung des Telemachs existire. Warum sollten wir also nicht, sagt er, auch eine griechische wünschen. — „Sollte nicht die vortrefliche „russische Nation, deren kirchliche Bücher mehrentheils griechisch sind; ja was sage ich, sollten nicht alle Gelehrten, „welche die schönste Sprache, die Sprache Minervens und „der Musen, lieben, worinn alle Wissenschaften erfunden, „und mit einem beynahe unnachahmlichen Reize vorgetragen

in diesen Reimen — und so auch in vielen andern — nichts an, was der gesunden Vernunft zuwider ist, was man elend oder unsinnig heißen könnte — aber wer fühlt nicht, daß sie mittelmäßig sind, wer sieht nicht, warum sie es sind?

Man glaube ja nicht, daß Bavius und Mevius solche Poesien geschrieben haben, als Westermann und Schönaich — nein, ich möchte beynah dafür stehen — ungefähr so, wie Hr. Reckert in manchen seiner Gedichte. Bey allem dem können wir ihm einige Anlage nicht absprechen, und da wir nicht wissen, ob er nicht vielleicht ein junger Dichter ist, aus dem mit der Zeit etwas bessers werden kann: so wollen wir auch eins von seinen bessern Stücken hersetzen (S. 8.)

Die Nacht.

Nun kömmt in leichter Hülle
Die Nacht, der Ruhe Sohn; *)
Und eine tiefe Stille
Drengt sich um ihren Thron;
Schon senkt ihr brauner Flügel
Sich über Thal und Hügel.

Der Mond in weiter Ferne
Hat sich schon eingestellt **)
Und hundert tausend Sterne
Bedecken unsre Welt;
Sie werfen ihre Stralen,
Den Himmel schön zu malen.

Noch poltern ***) die Palläste
Vom langen Abendschmauß.
Und die berauschten Gäste
Ziehn itzt beredt nach Haus,
Wo Kutscher und Lakaien
Sich zu der Ruhe freuen †)

Ab

*) Wie kann doch immer die Göttin Nacht der Ruhe Sohn seyn? Der Verf. sagt selbst, ihren Thron, ihr brauner Flügel.

**) Hans stellt sich wohl bey Greten ein — Aber so prosaisch ist Cynthia nicht.

***) Die Palläste selbst können ja nicht poltern, zu geschweigen, daß der Ausdruck so niedrig ist. †) Die beyden letzten Verse bezeichnen einen gar zu gemeinen Umstand.

Allein bey mattem Schimmer,
Mit blassem Angesicht
Sitzt im bestäubtem Zimmer
Herr Orgon, stöhrt ihn nicht;
Sich Weisheit zu entladen,
Schreibt er von den Monaden. *)

Die Thorheit laß ich bleiben,
Ich pflege meine Ruh:
Von Phillis will ich schreiben
Sie hört mir lüstern zu.
Ich schreibe solche Sachen,
Die Mädchen klüger machen.

Dasjenige abgerechnet, was wir unten angemerkt haben, ist dieses Stück noch leidlich. Desto schlechter und des Originals unwürdiger ist die horazische Ode über den Tod des Quinctilius. (S. 69.) —

Amazonenlieder. — Ein solcher Einfall, einmal und so vorzüglich, wie von Hr. Weißen ausgeführt, muß freylich gefallen. Aber nun die Nachahmer! — „Wissen Sie nicht ein Mittel (sagt ein vortreflicher Schriftsteller) die Deutschen zu steuren, daß sie nicht, wie die Schaafe, immer auf einen und denselbigen Weg hinstürzen, auf welchem etwan einer mit einem etwas oder halb glücklichem Erfolge vorangeht?„ Des Verf. Amazonenlieder sind mittelmäßig und schlecht durch einander. An einer Strophe wollen wir nur zeigen, wie viel kleine Fehler dem Hrn. R. aufgemutzt werden könnten. Es heißt von einem Jüngling, S. 115.

Wie blüht sein holdes Angesicht,
Sein rother Mund wie schön!
Nein, liebender war Paris nicht
Auch nicht der Gott Hymen!

Was soll das hier heißen, liebender? Ohne Zweifel, liebenswürdiger: aber wie falsch ausgedrückt! Und der arme Hymen! Der Verf. spannt ihn auf die schrecklichste Folter. Nicht genug, daß er ihm den langen Fuß kurz, und den kurzen lang macht;

*) Auch in solchen Kleinigkeiten kann man den Nachahmer sehen. Als Gleim und Uz der Monaden erwähnten, war es eine Modeseuche unter den Philosophen. Aber das ist itzt nicht der Fall mehr.

macht; er spricht ihn gar: Hymeen aus. Und wenn schön nur keinen Reim verlangt hätte, wäre er doch gewiß ganz und gar in Ruhe geblieben.

Schlechter, als alles Uebrige, ist der junge Held, in eben solchen Strophen, als die Kriegslieder geschrieben und in vier Gesänge vertheilt. Der Junker aus dem Schwabenland, so meisterhaft von Löwen geschildert, ist hier wieder das Vorbild gewesen. Die Verse sind schlecht: man schließe übrigens aus einem Zuge auf das Ganze. Der General läßt dem Helden des Stücks, einem jungen Fähndrich, weil er besoffen ins Hauptquartier ankömmt, funfzig Fuchtel geben. Wo hat der Verf. jemals hören können, daß die militärische Strafe für einen Officier im Fuchteln bestehe? — Das ganze Stück ist überaus schaal und unbedeutend. — Auch einen bessern Vertheydiger des Theiles von Deutschland, in welchem der Verf. gebohren ist, wider den Herrn v. Bar müssen wir Westphalen wünschen, als ihn sein Schreiben an demselben zeigt. Folgende Zeilen sind unter vielen matten und gezwungenen noch die besten:

Dein Eifer geht zu weit
Ein ganzes Land zu schmähen;
Bar! Diese Dreistigkeit
Ist mehr, als Ein Vergehen.
Wie grünet unsre Flur,
Wie blühen unsre Wiesen!
Wir leiden keine Noth,
Wenn unsre Nachbarn darben:
Uns wächst gesundes Brod
Von unsern eignen Garben.

Zum Beweise, daß es ihnen nicht an schönen Geistern und großen Männern fehle, führt der V. den Baron Bielefeld, den Richter Konsbruch, den Canonikus Jakobi, den Justizrath Möser, den Abt Jerusalem und einige andre an, die alle in Westphalen gebohren sind. — Was daraus für den Geschmack der ganzen Provinz folge, scheint er nicht überlegt zu haben.

Wir wären also nunmehr bis zum zweyten Bande, der weiter nichts, als 35 Idyllen in Prosa enthält, hindurch gekommen. Es soll schon die zweyte Auflage seyn, und ein gnädiges Fraeulein sie mit Beyfall gelesen haben. S. 144. hat uns Alcinna gefallen. Sonst ist auch hier viel Nachgeahmtes, und wenig, das sich mit Vortheil auszeichnet.

Ob

Ob der Verf., wenn er sich mehr auf eine Gattung einschränken, seinen Geschmack verfeinern, und alsdenn recht strenge gegen sich seyn könnte, vielleicht einmal im Dichten glücklicher seyn könnte, wollen wir nicht entscheiden.

Fl.

Les Avantures de Telemaque fils d'Ulysse composés par feu Messire *Fr.* de *Salignac*, de la *Motte Fenelon* etc. — Die Begebenheiten Telemachs, des Sohns des Ulysses, ein Heldengedicht. Mit Kupfern. Ulm, bey Wagner, in gr. 8. 1 Alph. 11 Bogen Text, 3 Bogen (sehr schlechter) Kupferstiche.

Da die Begebenheiten des Telemach, den französischen Sprachmeistern in Deutschland ein Schulbuch geworden sind, so kann auch der einzige mögliche Nutzen, einer solchen Ausgabe, worinn die deutsche Uebersetzung dem Original gegenüber stehet, blos in der Bequemlichkeit der Schüler gesucht werden. So scheint es uns wenigstens. Der Uebersetzer aber vermuthet in der Vorrede, daß eine solche Ausgabe auch wichtigere Zwecke haben könne. Er spricht von seiner Uebersetzung mit einer gewissen Zufriedenheit und Selbstgenügsamkeit, welche zeigt, daß er sie als ein überaus wichtiges Werk ansehe.

Diese Vorrede enthält so sonderbare Sachen, die man darinn nicht suchen sollte, daß wir unsern Lesern einen Gefallen zu thun glauben, wenn wir ihnen eine kurze Nachricht von dem Inhalte derselben geben

Der Uebersetzer meldet gleich im Anfange, „daß das, über „alles Lob erhabene Gedicht des unsterblichen Fenelons, endlich einmal eine ganz neue prosaische Uebersetzung verdienet „habe, da, seit der Zeit die Herren Talander, oder August „Bose, und Ludwig Ernst von Faramond *) ihre Ueber-

*) Uns wundert, daß der Verf. der Talanders rechten Namen anführt, seine Leser unwissend läßt, daß unter dem Namen L. E. v. Faramond, ein sehr fruchtbarer Schriftsteller Philipp Sinold genannt v. Schütz, verborgen liege, eben derselbe, der sich in seinen theologischen Schriften unter dem Namen Gottlieb Creuzberg versteckte.

„ſetzungen davon verfertigt, die deutſche Sprache und der „Geſchmack unſerer Landesleute, ſich ungemein verfeinert „haben.— Er hoffet ſeine deutſche Proſe, werde der ita„liäniſchen des Hrn. Martin Deſchners an die Seite geſetzt „werden, von der er ſich erinnert, irgendwo, und wenn er „nicht irret, bey dem ſel. Hrn. Baron von Bar geleſen zu „haben, daß dieſe Deſchneriſche Ueberſetzung unter die ſo ſehr „wenig guten in allen Sprachen zu ſetzen ſey. Er ſtimmet „ihm diesfalls vollkommen bey, und wünſchte ſeiner deutſchen „ein gleiches Schickſal einer gütigen Aufnahme, von allen „polirten Nationen Europens, als jener wälſchen.„ —

Von allen polirten Nationen Europens? Wir wußten, als wir dies laſen, nicht, ob wir unſern Augen trauen ſollten. Alſo für alle polirte Nationen von Europa kann man die Begebenheiten des Telemachs überſetzen? Deſchner, ein ehrlicher Sprachmeiſter in Wittenberg, den gewiß der geringe Theil unſerer Nation, der ihn gekannt, nun ſchon vergeſſen hat, hat ſich wohl nie den ſtolzen Gedanken einkommen laſſen, für alle polirte Nationen Europens zu arbeiten. Wie kommt denn der deutſche Ueberſetzer, der nach der ſteifen Genauigkeit ſeiner Ueberſetzuug, und nach der halblateiniſchen chriemäßigen Wendung ſeiner Vorrede nichts anders, als ein ehrlicher Schulmann in Schwaben ſeyn kann, auf dieſen ſtolzen Gedanken? Man höre an. Er verſichert, die deutſche Sprache verdiene von allen gelehrten Ausländern gelernet zu werden, und hiezu ſoll — quod felix fauſtumque ſit — ſeine Ueberſetzung gebraucht werden. Wir hoffen — ſagt er, in folgendem recht zierlich zuſammengeſetzten, ja, recht zierlich zuſammengeketteten Perioden: „Wir hoffen alſo, dieſe neueſte „Ueberſetzung, die, wenn wir ſo reden dürfen, hoffentlich „im homeriſchen Geiſte, und unter der Beſchützung des „Feneloniſchen Genius verfertiget worden iſt, werde ſowol „in Deutſchland, als bey den benachbarten Nationen Beyfall „finden, die Liebe zu unſerer Sprache noch mehr erwecken, „und alſo auch durch ihren Beytrag zum Verſtehen ſo vieler „teutoniſchen großen Schriftſteller in ihrer eigenen Sprache, „den ſchönen Köpfen Europens neue Entzückungen erwecken, „die ihre Vorfahren wohl aus unſerer Schuld, nicht gekannt „haben.„

Nunmehr redet er von der lateiniſchen Ueberſetzung, die der Hr. Abt Trautwein im Wengenkloſter zu Ulm gemacht hat. Er meldet, daß er ſelbſt eine lateiniſche Ueberſetzung angefangen habe, die er aber bey Erſcheinung der Trautweiniſchen,

schen, die ihn entzückt habe, wieder habe liegen lassen. Er giebt zu verstehen, daß diese Trautweinische Uebersetzung allzublumicht geschrieben sey, weil er aber doch gegen einen Abt des Wengenklosters fein manierlich thun will, so drechselt er abermals folgende zierliche Periode, die wir hersetzen, um diejenigen zu überzeugen, die etwa noch zweifeln möchten, ob unser Uebersetzer Chrien machen könne:

„Seneca, Florus, Apulejus, und unter den neuen Barclay im Euphormia und in der Argenis, haben ihre gar zu „zauberischen, und nur gar zu verführerischen Reitze, die mich „oft in schönen Stunden dahin reissen, daß ich ungeachtet der „Künsteleyen und gesuchten Zierungen, die man ihnen vorwirft, sie liebe, und also auch den blumigten Trautwein liebe, „der in seinem Telemach diesen Schmuck so unnachahmbar „verschwendet, dabey aber in seiner Vorrede, solcher Verschwendung wegen, sich schön und witzig verantwortet — „— Unterdessen, (setzt er hinzu) billige ich diese zu ängstlich gesuchten Verschönerungen nicht, ob sie mich schon einnehmen. Selbst unsers berühmten Thomas Abbts annalische Blumen billige ich nicht, so die tiefsinnigste Philosophie „zieren, wie etwa Tulpen und Nelkenkränze eine arkadische „Schäferin schmücken würden; ich billige sie nicht, ob ich sie „gleich lieben muß.„

Nun geht es über die her, die den Telemach nicht für ein Heldengedicht halten wollen, weil er nicht in Versen geschrieben sey. Sie werden etwas weniges ausgefenstert, und werden ihnen fremde Autoritäten und eigene Gründe des Uebersetzers, in seiner gewöhnlichen zierlichen Schreibart vorgetragen, entgegengesetzt. Nun giebt er, um zu zeigen, daß er auch ein Poet sey, zwey Proben von deutschen Uebersetzungen in Hexametern, und fünffüßigen jambischen Versen, von welchen beyden er versichert, daß sie seiner prosaischen Uebersetzung nachzusetzen wären, welches wir ihm ohne weitere Untersuchung auf sein Wort glauben wollen.

Ferner versichert der Uebersetzer beym Abbt Prevot gelesen zu haben, daß eine türkische Uebersetzung des Telemachs existire. Warum sollten wir also nicht, sagt er, auch eine griechische wünschen. — „Sollte nicht die vortrefliche „rußische Nation, deren kirchliche Bücher mehrentheils griechisch sind; ja was sage ich, sollten nicht alle Gelehrten, „welche die schönste Sprache, die Sprache Minervens und „der Musen, lieben, worinn alle Wissenschaften erfunden, „und mit einem beynahe unnachahmlichen Reitze vorgetragen

„worden sind, eine griechische Telemachide gern lesen?„ Der Uebersetzer hat wirklich angefangen, den Telemach in griechische attische Prose zu übersetzen, und berichtet nicht allein, wenn sich ein Verleger fände, wolle er in einer Ausgabe, das Griechische dem Französischen gegenüber drucken lassen, sondern füllet auch hier gleich, unbarmherzigerweise, eine Seite, mit einer Probe dieser griechischen Uebersetzung an.

Dieser Uebersetzer hat überhaupt einen Uebersetzungsgeist, der ihn vermuthlich mit Fäusten schlägt, und zum Uebersetzen treibt, er mag wollen oder nicht, denn nicht zufrieden, daß er allein den Telemach ins deutsche, lateinische und griechische übersetzt hat, verspricht er hier, wenn sich ein Verleger finden würde, folgende Heldengedichte zu übersetzen: des Trissinus befreytes Italien, aus dem Italiänischen, die Araucana des Don Alonzo von Ercilla aus dem Spanischen, und die Lusiade des Camouens aus dem Portugiesischen, nicht weniger Popens Homer aus dem Engländischen, „welcher, „sagt er, da er modernisirt ist, gegen die platte und wörtliche „Uebersetzung des Herrn N. Damm gut abstechen solle.„

Endlich nachdem der Uebersetzer jedem berühmten Heldengedichte, der Ilias und Odyßee, der Aeneide, dem befreyten Jerusalem, der Henriade, dem verlohrnen Paradiese, dem Meßias, dem Orlando und dem Idris, jedem sein Stückgen Lob zugetheilt hat, so fodert er Hrn. Wieland, „den philoso„phischen Dichter der neuern Zeiten, diesen schöpferischen Geist, „auf, eine neue, die vierte Art des Heldengedichtes zu erfin„den, und den Deutschen, denen Hermann kein Genüge lei„stet, eine Nationalepopee, einen Friedrich Barbaroßa zu „liefern.„ Warum Herr Wieland unter allen möglichen Epopeen, gerade einen Friedrich Barbaroßa liefern soll, ist uns unbewußt, und wir zweifeln auch, daß es jemand werde errathen können, wenn nicht der witzige Vorredner es selbst irgend einmal entdeckt.

Uns ists genug, diesen Mann und diese Vorrede etwas bekannt gemacht zu haben. Alles schien uns an derselben so original, daß wir zweifeln, ob in Deutschlands weiten Kraisen, ja sogar in England, Frankreich, Holland und Italien, noch ein zweytes Individuum vorhanden sey, das eine solche Vorrede schreiben könnte, als diese.

Wl.

Sammlung der neuesten und besten Schauspiele für das deutsche Theater, aus dem englischen übersetzt.

I.

1. Sammlung. Leipzig, bey Junius, 1770. 14 Bogen 8.

Der Uebersetzer will zum besten unsrer Bühne arbeiten, und nur solche englische Stücke übersetzen, welche auch in Deutschland können gespielt werden. Dazu, meynt er, wären die neuesten Schauspiele welche in England mit Beyfall aufgeführt werden, die besten. Dies ist nicht allerdings wahr. Das erste welches hier geliefert wird: Die Brüder von Cumberland hat wenig vorzügliches. Die Fabel ist unwahrscheinlich, und mit Zwischenfabeln überladen; was aber noch schlimmer ist, die Charaktere sind ganz falsch gezeichnet. Der ältere Belfield ist ein Bösewicht mit Willen und Wissen, der eine ganz unnatürliche Sprache führt; so wie ihn die theatralischen Dichter freylich oft schildern, dergleichen aber die Natur nicht hat. Seine plötzliche Bekehrung ist noch sonderbarer. Der Charakter des Herrn Dowe (des Gellertschen Orgons) und seiner Frau sind nur zur Hälfte gut; daß der Muth des Mannes der sich auf einmal der Regierung anmaßt; sich gleich unbeweglich erhält, ist unnatürlich. Kurz das ganze Lustspiel brauchten wir nicht; vornehmlich, in einer so steifen, undeutschen, ja gar ungrammatikalischen Uebersetzung nicht. Da die Schiffersprache in einigen Rollen nicht beybehalten ward, so mußten auch die Stellen hinweg, die sich darauf bezogen; und was von dieser Sprache übrig blieb, sollte in ihre gehörigen Ausdrücke seyn übersetzt worden.

Hugh Kelly's ungegründete Bedenklichkeit verdiente allerdings übersetzt zu werden, aber richtiger und schöner, als hier geschehen ist. Wenn dies Urtheil wahr ist, so mag der Uebersetzer die Fortsetzung seiner Sammlung immerhin liegen lassen.

Lo.

Sinngedichte von Wilhelm Heinse. Halberstadt, bey Groß, 1771. 4 Bogen in 8.

Unter den eigentlichen Sinngedichten nimmt sich etwan nur das folgende aus:

Auf einen lästigen Correspondenten.

Man sagt, Barbill sey im Duell geblieben:
Ich glaub' es nicht — er hätt' es mir geschrie[ben].

Wir haben dabey die Ueberschrift geändert, weil der [Dichter] „auf den plauderhaften Barbill" setzet und [es]

kung des sonst artigen Einfalls verhindert. — Es sind aber auch andre Gedichte in dieser Sammlung, unter welchen eins nach dem Petrarch S. 47. stellenweiß Beyfall verdient:

In welchem Himmel, welchem Sonnenlichte,
In welcher heitern, milden Himmelsflur
War wohl zu diesem reitzenden Gesichte
Das Muster für die bildende Natur?

Hierauf kommen zwey matte Verse, und denn eben, da er eine unbedeutende Note von den Grazien macht, ein abscheulicher Reim! Wie kann er sich einbilden, daß die Huldgöttinnen wollte mit holde paaren werden? Das Folgende ist wieder sehr gut:

In Hainen welche Göttin? und in Flüssen
Welch eine Nimphe läßt so schönes Haar
So glänzend in die Luft hinfliessen?
Wo ist ein Herz, das, niemals hingerissen,
Der Sammelplatz von jeder Tugend war?

Auch gefällt uns noch, S. 50.

An Chloen im Mannskleide.

Wär ich ein Mädchen, o Chloe,
Ich weinte die ganze Nacht,
Daß, nach dem Huart, dein Vater
Dich nicht zum Knaben gemacht!
Itzt aber bin ich ein Jüngling,
Und werd' in Himmel entzückt,
Da ich dich habe — wie Bathyllen
Anakreon — erblickt.

(Mit einer von uns gemachten kleinen Aenderung in den zwey letzten Zeilen.) — Unpartheyisch haben wir das Gute angezeigt, zu welchem noch, mit einiger Feile, S. 8. 32. 49. 52. gehören würde. Aber alles Uebrige in diesen vier Bogen kann man ungelesen lassen, saluo tamen errore calculi — Denn es könnte ja wohl seyn, daß wir uns um eines verzählt hätten — Wie gesagt, das Uebrige ist entweder mittelmäßig, oder höchst elend. Das letzte ist besonders ein Ausfall auf die Journalisten. Man höre ihn selbst, um nicht zu glauben, daß wir es aus bösen Gewissen sagen:

Ich sah ein Kind,
Das f*** in die Stube,
Und zeigte die schöne That
Dem, den es sah u. s. w.

B.

O, weg damit in die Bierschenke! — Und, man denke einmal, was er S. 41. von Gerstenberg für Nachrichten hat:

Er recensirte — da flohn
Ihm Grazien, Amor, und Musen,
Cythere und Bachus und Chloe davon!
Und säng' er ihnen tausend Lieder,
So lieben sie den Kritiker nicht wieder!

Ey! Ey! zu Herr Heinsen sind sie doch wohl nicht hingeflohen? — Oder glaubt er, es sey eine Empfehlung für ihn, wenn er ein Geschwätz der Hallischen Zeitungen in Reime bringt, — so irrt er sich nicht wenig. Gerstenberg zwar wird immer einer unsrer vortreflichsten Schriftsteller bleiben; seintwegen, oder zu seiner Vertheydigung brauchen wir die Feder, nicht anzusetzen. Aber er recensirte — das heißt, er hielt gewissen Leuten den Spiegel vor, die nichts, als süssen Weyhrauch verlangten, — und da mußte nun freylich sein Name in die schwarze Liste gesetzt werden.

K.

Versuch in poetischen Uebersetzungen, meistentheils aus französischen Schriftstellern von J. J. Collenbusch. Zweyte Auflage. Dortmund, bey Bädecker, 1771. 6 Bog. in 4.

Uebersetzungen, die in den allerbesten Stellen sehr mittelmäßig, und in den übrigen schlecht sind. Man findet in dieser Sammlung, mit beygefügtem Original, eine Ode an die Poesie, aus Gentleman's Magazine, die Kriegskunst des Königes von Preussen, Horazens Ode an den Grosphus, Voltairens Genfersee, und eines Ungenannten französische Ode an den König von Preussen.

R.

Versuch in Fabeln und Erzählungen, nebst einem komischen Trauerspiel in Versen von Hedwig Luise de Pernet, gebohrnen von Kemmeter. (Grätz in Steyermark, 1770.) 12 Bogen gr. 8.

Diese Reime sind selbst für die Gegend, aus der sie kommen, gar zu steif, wässericht, und elend. Ein komisches Trauerspiel wird ein jeder für die Parodie des ernsthaften ansehen.

Aber gefehlt! — Es ist ein Schauspiel, das rühren soll, mit einem glücklichen Ausgange — Alles gleich schlecht.

K.

Aelurias, Epos iocosum. In latinum vertit *Bened. Christ. Avenarius.* Brunsvigae, impens. Orphanotrophei, 1771. 5 Bog. kl. 8.

Mors Christi, seu Messias, ex illustri Poemate Klopstockiano Cantus IX. Viennae, typis Kaliwoda, 1770. 11 Bogen gr. 8.

Joh. Bremlechner, e societ. Jesu, Carmina. Viennae, ap. Bernardi, 1771. 5 Bogen gr. 8.

Wir wollen diese drey Bücher, nicht, als wenn sie einen gleichen Werth hätten, sondern blos der Sprache wegen, nur mit einander nehmen. — Die Aelurias, oder Murner in der Hölle, von Herrn Avenarius übersetzt, verdient, gelesen zu werden. Auf das glücklichste hat er das Moderne in diesem Gedichte, oder, wie er selbst sagt, illam verborum et rerum quarundam apud veteres vel insolentiam, vel diversitatem, in wahre römische Sprache zu übertragen gewußt. Seine Verse sind harmonisch, und seine Uebersetzung ist durchgehends treu. Folgende vortrefliche Zeilen mögen alles, was wir gesagt haben, zugleich beweisen, aus dem zweyten Buche, als Murner todt ist:

Interea fugiens atrum conclave Rosaura
Advertit patrui dictis solantibus aures.
Nunc iter in thermas, nunc munera pulcra minatur,
De nitida vestes bombyce, novosque colores,
Ignotos veteri saeclo nostrique repertos
Temporis ingenio, quos sola, domine, forisue
Quos hera frugalis malit, quos bella puella,
Promittit, longumque jubet suspendere luctum.

Wir könnten in der nemlichen Absicht, noch die gleich folgenden, S. 18. abschreiben, aber dies mag genug seyn. Die Vorrede zeigt ihn von einer bescheidenen und liebenswürdigen Seite. Dem Recensenten ist bekannt, daß es der Wahrheit gemäß sey, was der Ueb. von dem Beyfalle schreibt, welchen die

die Aelurias bey dem Verf. selbst, bey Gellert, Gärtner und andern erhalten habe. Auch berichtet Hr. A. daß er von dem Hofrath Gesner aufgemuntert worden, diese Arbeit zu endigen, und daß er, sie dem Druck zu übergeben, am meisten durch die Furcht zurückgehalten wäre, „man möchte es tadelnswürdig, oder gar lächerlich finden, daß er deutschen Lesern ein deutsches Gedichte in einer fremden, ob wohl berühmten Sprache vorlegte.„ — Einige Fabeln, aus Gellert, Leßing, Lichtwehr und Hagedorn machen den Beschluß.

Der Uebersetzer der Meßiade nennt sich bey der Zueignungsschrift an den Erzherzog Ferdinand, Ludwig Neuman. Wir können aber seiner Arbeit das Lob nicht ertheilen, welches der vorigen mit Recht zukam. Stellenweise mag sie hingehen, aber in andern ist die Latinität nicht einmal ohne Tadel. Es ist auch vergebens, wenn der Ueb. in der Zueignung glaubt, es liege der Ehre unsrer Nation daran, ein so vortrefliches Werk den Ausländern durch dieses Mittel bekannt zu machen. Wahrlich das Mittel ist nicht das rechte! Und wenn man nicht, wie Herr Avenarius, zur abwechselnden Unterhaltung gelehrter Landesleute schreibt, wenn überhaupt, daß einige Scribenten wenigstens fortfahren, lateinisch zu schreiben, nicht aus einigen Ursachen nützlich zu seyn schiene; so möchte man sich der neuen lateinischen Dichter ganz und gar begeben.

Auch Premlechners horazische Nachahmungen, (denn nicht viel anders sind die angezeigten Carmina,) haben uns kein großes Vergnügen gemacht. Wir wollen ihm deswegen, was er wirklich zeigt, nicht streitig machen, Belesenheit in lateinischen Poeten. Die Parodie der ersten Ode des Horaz ist nicht nach unserm Geschmack; weil sie uns keine Nahrung gewährte. Doch trift man auch bessere Stücke in dieser Sammlung an. Der Verf. macht sich übrigens den Vorwurf, daß er lateinisch dichte;

Non jam Latino carmine barbitos
Fastidiosis auribus obstrepet.
Me Teutonorum gente natum
Teutoniae decuere plectra;

solche, fügt er in der folgenden Strophe hinzu, als den vortreflichen Denis und Mastalier berühmt gemacht haben.

Fl.

J. M. E. Merkin, geb. Neubauerin, d. Königl. d. Ges. in Göttingen und Erlangen Ehrenmitg. Versuche in prosaischen Stücken. 3te Saml. kl. 8. 127 S. Frankfurt und Leipzig, bey Fleischer, 1770.

Manches Wahre und Gute in vierzehn kleinen Betrachtungen, oder vielmehr zerstreuten oft unbestimmten Gedanken über Gegenstände der Natur und der Moral, in hundert ähnlichen Schriften schon gesagt, und für den feinern Leser unschmackhaft, ohne Phantasie in den Schilderungen, ohne Scharfsinn in sittlichen Bemerkungen, mit einer wohlgemeinten Absicht und in einer bis auf wenige Flecken reinen und fliessenden Prose. — Dies mag von diesem dritten, und vermuthlich letzten, Versuch genug seyn, da die V. über Mangel der Zeit wegen ihrer weitläuftigen Oekonomie klagt.

Ein Päckchen Satyren aus Oberdeutschland.

Haec quoque, quae facimus, judex mirabiliter aequus
Scriptaque cum venia qualiacunque leget.
Ovid.

München, 1770. bey Fritz, 136 Seiten in 8.

Der ungenannte V. scheint durch die Vorurtheile, Mißbräuche, und lächerlichen Gewohnheiten, die er um sich her besonders unter den Geistlichen zu bemerken wohl Gelegenheit gehabt hat, zu diesen vermischten Aufsätzen, die er Satyren nennt, veranlaßt zu seyn. Aber da die indignatio allein noch keinen Juvenal machte, so würde auch der noch etwas mehr, als ein judex mirabiliter aequus, seyn müssen, der diese Rhapsodien als gute Satyren anpreisen wollte. Einige Munterkeit des Geistes, einige leidliche Nachahmungen, Rabeners und Hallers, und eine bey verschiedenen Flecken doch noch reinere und fliessendere Schreibart, als man aus Bayern her gewohnt ist, kann man dem V. nicht absprechen. Allein seine Ironie erscheint fast immer in einem geborgten, und was noch schlimmer ist, in einem alltäglichen Aufputz, wird schwatzhaft und fade bis zum Eckel, und läßt sich zuweilen in die Gesellschaft der Handwerker und des Pöbels herab, wohin wir ihr nicht weiter nachsehen mögen.

Kz.

5. Schö-

5. Schöne Künste.

a) Mahlerey und Kupferstecherey.

Bibliotheque de Peinture, de Sculpture et de Gravure par Mr. *Christophe Théophile de Murr.* Tome I. II. à Francfort et Leipzig, chez Jean Paul Krauſs, MDCCLXX. 2 Alphab. 7 Bogen in 8.

Der Herr von Murr, unſer lieber Freund und Gönner, iſt uns als Bibliothekar der bildenden Künſte werther und angenehmer, als in jeder andren Geſtalt, in welcher er ſich der gelehrten Welt zeigen wollen. Noch niemand vor ihm hat *manibus pedibusque in omni ſcibili aeque verſatus* d. i. ſo arbeitſam in allen Theilen der Wiſſenſchaften und ſo weit gereiſt als er, eine gleich vollſtändige Sammlung der zu dieſen Künſten gehörenden Bücher-Titel angeſtellt; und ſo weit ſie auch entfernt iſt von der Vollſtändigkeit und Richtigkeit, die ſie haben könnte, ſo hat er ſich dennoch damit ein Verdienſt gemacht, das wir mit allen denenjenigen gern erkennen, die lieber mit dem Kopfe als der Hand arbeiten. Wir verdanken ihm auch dieſe Arbeit und laſſen uns die Vollkommenheit, de laquelle il avoit ſoin pendant ſes voyages de l'orner et qu'il lui était poſſible de lui donner depuis treize années (*Preface*) als eine ſehr relative Vollkommenheit gefallen, ohne ihm und dem Publico eben gefliſſentlich zu zeigen, daß man dreyzehn Jahre Bücher-Titel und literariſche Nachrichten ſammlen könne, ohne ſie darum alle gefunden und niedergeſchrieben zu haben. Das Gewiſſen müßte ſonſt dem Herrn von Murr ziemlich natürlich erklären, wie wir dazu gekommen wären. Wir wollen es aber lieber durch unſer Schweigen erwecken und die Unvollſtändigkeiten ſeines Buches der Beſchaffenheit des Gegenſtandes und andre Unrichtigkeiten den Zerſtreuungen auf ſeinen Reiſen zuſchreiben. Warum erwähnte er ſonſt derſelben in der Vorrede deſſelben, da es heißt: J'ai commencé cette Bibliotheque en 1757. *à Londres*, en faiſant un Recueil exact des Ouvrages que je connoiſſois.

Pen-

Pendant mes voyages ſuivans j'avois ſoin de l'augmenter et de l'orner de cette perfection qu'il m'étoit poſſible de lui donner depuis treize années?

Das Buch ſelbſt enthält unter gewiſſen oft ziemlich unbeſtimmten Rubricken die Titel der Kunſtbücher, ſie mögen nun aus philoſophiſchen oder hiſtoriſchen Biographien, Cabinetten, Beſchreibungen einzelner Kunſtwerke oder aber Kupferſammlungen beſtehen.

Zum Theil ſind denſelben die Namen der Journale und Schriften beygefügt, worinn ſie beurtheilt worden. — Zuweilen auch kurze Urtheile, nach angenommenen Urtheilen, ganz kurz und ſchlecht weg geſagt, wie in der Schmidiſchen Theorie, ohne Beweis oder auch in Auszügen.

Am fleißigſten hat Herr v. Murr über die geſchnittenen Steine geſammlet; denn die dazu gehörenden Schriften hat er im V. Kapitel des erſten Theils unter dreyzehn Rubricken aufgeführt.

Bey einigen derſelben wollen wir etwas verweilen: vorzüglich bey Sect. IV. Graveurs Anciens en pierres fines, qui y ont gravé leurs noms.

Hier hat Hr. v. Murr die Namen alle dieſer Künſtler nach alphabetiſcher Ordnung zuſammen getragen aus Stoſchens bekannten vortreflichen Buche und andern hieher gehörenden Nachrichten; doch nicht ihre Namen allein, ſondern auch kurze Beſchreibungen und Urtheile über ihre Werke, mit beygefügter Anzeige, wo ſie ſich befinden. Es iſt dies das vollſtändigſte Verzeichniß der Art, welches wir kennen und wir ſind Hrn. v. Murr vorzüglich dafür verbunden.

Unter der Rubrick Diſſertations ſur des gravures en creux Tome I. p. 364. ſind eingerückt Diſſertations ſur le Cachet de Michel Ange, namentlich ſo viel ihrer ſind, beurtheilt mit *Mariettens* eignen Worten, der nebſt andern auf dieſem ſchönen Steine nichts als eine Weinleſe erkennen und die in der Exegue befindliche Figur eines Fiſchers für ein rebus oder Logogryphe zur Andeutung des Namens des alten Künſtlers anſehen wollte. Neu und merkwürdig dünkt uns was Herr von Murr S. 375. von dieſem ſo berühmt gewordnen Steine berichtet. Es heißt: „Tous les connaiſſeurs „ſont à preſent d'accord, que *Pier Maria da Peſcia* (Va„ſari. Parte 3. Vol. 1. p. 291.) ait gravé cette pierre d'a„près le deſſein de *Michel-Ange*, comme la figure du pê-

„cheur

„cheur dans l'Exergue l'indique clairément. Cet Artiſte „illuſtra le Pontificat de Leon. X. L'amelioration de ſon „gout vient de l'etude conſtante qu'il fit des ouvrages des „Anciens et peut etre auſſi, comme dit Mr. *Mariette*, de „ce qu'il eut le bonheur de vivre à Rome en même temps „que *Raphael* et *Michel Ange*.„ Wir geſtehen, daß wir neugierig ſind, die Gründe zu vernehmen, warum denn die Kenner einmüthig einen neuen Künſtler für den Urheber dieſes Steines zu halten angefangen haben? Die im Bilde des kleinen Fiſchers liegende Anſpielung auf ſeinen Namen, deucht uns kein hinreichender Beweis zu ſeyn; ob gleich die Sache einigen Schein dadurch bekommt, welchen wir den Herrn von Murr erſuchen, in lautere helle Wahrheit zu verwandeln. Es muß ihm nicht ſchwehr ſeyn, *ſi tous les connaiſſeurs ſont à preſent d'accord.* Wir werden es alsdenn auch ſeyn.

Die aus Papillon's Traité de la gravure en bois gezogene und von S. 427. an eingerückte Nachricht von denen Chevaleureux faits du grand et magnanime Macedonien Roi, le Preux et Vaillant Alexandre, welche dem Pabſt Honorius IV. etc. dediciret und von Alberic und Iſabella Cunea zu Ravenna in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts 1284. oder 1285. in Holz geſchnitten ſeyn ſollen, ſcheint uns noch ungemein zweifelhaft. 1) Weil man um dieſe Zeit wohl kein ſo zierlich franzöſiſch geſchrieben haben wird, als worinn der S. 437. angeführte Titel dieſer Kupferſtiche verfaßt worden. 2) Am allerwenigſten zu Ravenna in Italien, wo ſie doch verfertigt ſeyn ſollen. Ließen ſich dieſe und andre Zweifel heben, ließe ſich ausfündig machen, wo das von Papillon beſchriebne Buch geblieben, oder aber ein andrer Abdruck deſſelben aufzufinden, der gewiſſe Merkmahle des dreyzehnten Jahrhunderts an ſich hätte, ſo wäre damit freylich die Erfindung der Holzſchnitte in eine weit ſpätere Zeit geſetzt und Luprecht Rüſt, der gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts gelebt, hätte keine weitere Anſprüche darauf, ſo wenig als Koſter und andre.

Gſ.

Hiſtoriſch-kritiſche Nachrichten von Italien — zuſammengetragen von Dr. J. J. Volkmann. Dritter und letzter Band. Leipzig, bey Fritſch, 1771. 2 Alphab. 10 Bogen mit den allgemeinen Regiſtern.

Man

Man findet hier zuerst die Reise von Rom nach Neapel, die sehr umständliche Beschreibung der letzten Stadt, nebst der von Herkulanum und Vesuv; sodann die Rückreise auf einem andern Wege nach Rom, von da nach Venedig und zuletzt über Mantua nach Genua. De la Lande ist noch immer das Hauptwerk, und nur beyläufig sind einige andere Schriftsteller mit zu Rathe gezogen worden; doch, wie es scheint, bey diesem Theil mehr als bey den vorigen. Manche Fehler hätten inzwischen, nicht nachgeschrieben werden sollen. Z. E. daß Admiral Byng, Neapel 1745. mit einem Bombardement drohete (S. 44.) daß Corelli unter die neapolitanischen Musicker gesetzt wird u. dgl. So vergißt der Uebersetzer auch le Brets Geschichte von Venedig und nennt den unvollkommnen Laugier.

Reise durch Sicilien und Groß-Griechenland. Zürch, bey Orell und Compagnie, 1771. 11 Bog. 8.

Die Reisebeschreibung kann man als einen nöthigen Anhang zu dem vorigen Werke ansehen, weil sie lauter italiänische Gegenden beschreibt, die de la Lande nicht gesehen hat. Ihr Verf. ist Hr. v. Riedesel, ein Freund des sel. Winkelmann, der im Jahre 1767. jene Gegenden besucht hat. Der Hauptzweck des V. geht auf die Kunst, deren Werke, vornehmlich die Ueberbleibsel der alten Baukunst, er genau beobachtet und mit Geschmack beschrieben hat. Das ganze Buch zeigt überhaupt einen guten Kunstkenner, der in den Alten sehr belesen ist und einen guten Beobachtungsgeist besitzet. Beyläufig sind einige lesenswürdige Nachrichten von den Landesprodukten, dem Handel, der Naturhistorie (wohin eine genaue Beschreibung des Aetna gehört) eingemischt worden, und am Ende beyder Sendschreiben vergleicht der V. die Sitten der heutigen Einwohner mit denen in den alten Zeiten. Die Erzählung und Schreibart selbst sind gleichfalls angenehm.

T.

b) Musik

Duetto für 2 Claviere, 2 Flügel, oder 2 Fortepiano. Componirt von *Iohann Gottfried Müthel.* Riga, bey Iohannn Friedrich Hartknoch,

knoch, 1771. gedruckt in Leipzig bey Breitkopf, in langem Folio, 9 Bogen.

Der Name Duetto, welcher eigentlich nur entweder einem Stücke für 2 Singstimmen und Generalbaß mit oder ohne weitere Instrumentalbegleitung, oder einem Stücke für 2 Instrumente ohne Baß, z. B. Flöten oder Violinen, u. s. w. oder einem fugenmäßig gearbeiteten rein zweystimmigen Orgelstücke, zukömmt, ist hier sehr uneigentlich einer Sonate für 2 Claviere ꝛc. gegeben: so wie schon, von andern Verfassern, auch Trios für ein Clavier und eine Flöte, eben so uneigentlich, Duettos sind genennet worden. Wir würden für Duetto lieber Sonate für 2 Claviere ꝛc. geschrieben haben. Das Fortepiano hätten wir auf dem Titel gar weggelassen. Denn manche Stellen dieses Stücks thun gewiß auf diesem Instrumente, wenn auch gleich die Dämpfung angezogen ist, die gute Wirkung nicht, die sie auf dem Flügel oder dem Clavichorde thun werden.

Das Stück an sich selbst ist von guten und sehr fremden Gedanken, die gewiß von Niemanden erborgt sind. Es ist sehr claviermäßig; aber es erfodert zween sehr fertige Spieler; die sich durch gute Ausführung desselben viel Ehre machen können. Der V. scheint noch immer ein Liebhaber von sehr vielen kleinen Noten in einer gemäßigten Tactbewegung zu seyn; wie wir schon ein andermal, bey Gelegenheit der 2 gedruckten Clavierconcerte von ihm angemerkt haben. Diese Art thut zwar, zumal für Flügel und Clavichorde, oft sehr gute Wirkung. Aber eine feurige Tactbewegung und gröſsere aber desto geschwinder ausgeführte Noten, thun ihre gute Wirkung auch, und der Spieler verliehrt nichts dabey, wenn er Sechzentheile so geschwind als Zweyunddreyßigtheile, u. s. w. ausführet.

Das hier vorhabende Stück hat zwar hier und da concertirende und nachahmende Stellen. Im ganzen betrachtet aber, ist es mehr dialogisch als eigentlich concertirend ausgearbeitet. Die concertirende Art solcher Stücke kann man absonderlich in einem ähnlichen, aber mit dem Namen Concert belegten, in seiner Art sehr schönen Stücke aus dem F dur, vom Hrn. Wilhelm Friedemann Bach, wenn man anders dessen, weil es nicht gedruckt ist, habhaft werden kann, und in den Concerten für 2 und 3 Flügel vom Hrn. Johann Sebastian Bach, die auch nicht gedruckt, und ziemlich schwer zu bekommen sind, ersehen.

J. M. E. Merkin, geb. Neubauerin, d. Königl. d. Ges. in Göttingen und Erlangen Ehrenmitg. Versuche in prosaischen Stücken. 3te Saml. kl. 8. 127 S. Frankfurt und Leipzig, bey Fleischer, 1770.

Manches Wahre und Gute in vierzehn kleinen Betrachtungen, oder vielmehr zerstreuten oft unbestimmten Gedanken über Gegenstände der Natur und der Moral, in hundert ähnlichen Schriften schon gesagt, und für den feinern Leser unschmackhaft, ohne Phantasie in den Schilderungen, ohne Scharfsinn in sittlichen Bemerkungen, mit einer wohlgemeinten Absicht und in einer bis auf wenige Flecken reinen und fliessenden Prose. — Dies mag von diesem dritten, und vermuthlich letzten, Versuch genug seyn, da die V. über Mangel der Zeit wegen ihrer weitläuftigen Oekonomie klagt.

Ein Päckchen Satyren aus Oberdeutschland.

Haec quoque, quae facimus, judex mirabiliter aequus
Scriptaque cum venia qualiacunque leget.
Ovid.

München, 1770. bey Fritz, 136 Seiten in 8.

Der ungenannte V. scheint durch die Vorurtheile, Mißbräuche, und lächerlichen Gewohnheiten, die er um sich her besonders unter den Geistlichen zu bemerken wohl Gelegenheit gehabt hat, zu diesen vermischten Aufsätzen, die er Satyren nennt, veranlaßt zu seyn. Aber da die indignatio allein noch keinen Juvenal machte, so würde auch der noch etwas mehr, als ein judex mirabiliter aequus, seyn müssen, der diese Rhapsodien als gute Satyren anpreisen wollte. Einige Munterkeit des Geistes, einige leidliche Nachahmungen, Rabeners und Hallers, und eine bey verschiedenen Flecken doch noch reinere und fliessendere Schreibart, als man aus Bayern her gewohnt ist, kann man dem V. nicht absprechen. Allein seine Ironie erscheint fast immer in einem geborgten, und was noch schlimmer ist, in einem alltäglichen Aufputz, wird schwatzhaft und fade bis zum Eckel, und läßt sich zuweilen in die Gesellschaft der Handwerker und des Pöbels herab, wohin wir ihr nicht weiter nachsehen mögen.

Kz.

5. Schö-

5. Schöne Künste.

a) Mahlerey und Kupferstecherey.

Bibliotheque de Peinture, de Sculpture et de Gravure par Mr. *Christophe Théophile de Murr.* Tome I. II. à Francfort et Leipzig, chez Jean Paul Krauſs, MDCCLXX. 2 Alphab. 7 Bogen in 8.

Der Herr von Murr, unser lieber Freund und Gönner, ist uns als Bibliothekar der bildenden Künste werther und angenehmer, als in jeder andren Gestalt, in welcher er sich der gelehrten Welt zeigen wollen. Noch niemand vor ihm hat *manibus pedibusque in omni scibili aeque versatus* d. i. so arbeitsam in allen Theilen der Wissenschaften und so weit gereist als er, eine gleich vollständige Sammlung der zu diesen Künsten gehörenden Bücher-Titel angestellt; und so weit sie auch entfernt ist von der Vollständigkeit und Richtigkeit, die sie haben könnte, so hat er sich dennoch damit ein Verdienst gemacht, das wir mit allen denenjenigen gern erkennen, die lieber mit dem Kopfe als der Hand arbeiten. Wir verdanken ihm auch diese Arbeit und lassen uns die Vollkommenheit, de laquelle il avoit soin pendant ses voyages de l'orner et qu'il lui était possible de lui donner depuis treize années (*Preface*) als eine sehr relative Vollkommenheit gefallen, ohne ihm und dem Publico eben geflissentlich zu zeigen, daß man dreyzehn Jahre Bücher-Titel und literarische Nachrichten sammlen könne, ohne sie darum alle gefunden und niedergeschrieben zu haben. Das Gewissen müßte sonst dem Herrn von Murr ziemlich natürlich erklären, wie wir dazu gekommen wären. Wir wollen es aber lieber durch unser Schweigen erwecken und die Unvollständigkeiten seines Buches der Beschaffenheit des Gegenstandes und andre Unrichtigkeiten den Zerstreuungen auf seinen Reisen zuschreiben. Warum erwähnte er sonst derselben in der Vorrede desselben, da es heißt: J'ai commencé cette Bibliotheque en 1757. *à Londres*, en faisant un Recueil exact des Ouvrages que je connoissois.

Pendant mes voyages suivans j'avois soin de l'augmenter et de l'orner de cette perfection qu'il m'étoit possible de lui donner depuis treize années?

Das Buch selbst enthält unter gewissen oft ziemlich unbestimmten Rubricken die Titel der Kunstbücher, sie mögen nun aus philosophischen oder historischen Biographien, Cabinetten, Beschreibungen einzelner Kunstwerke oder aber Kupfersammlungen bestehen.

Zum Theil sind denselben die Namen der Journale und Schriften beygefügt, worinn sie beurtheilt worden. — Zuweilen auch kurze Urtheile, nach angenommenen Urtheilen, ganz kurz und schlecht weg gesagt, wie in der Schmidischen Theorie, ohne Beweis oder auch in Auszügen.

Am fleißigsten hat Herr v. Murr über die geschnittenen Steine gesammlet; denn die dazu gehörenden Schriften hat er im V. Kapitel des ersten Theils unter dreyzehn Rubricken aufgeführt.

Bey einigen derselben wollen wir etwas verweilen: vorzüglich bey Sect. IV. Graveurs Anciens en pierres fines, qui y ont gravé leurs noms.

Hier hat Hr. v. Murr die Namen alle dieser Künstler nach alphabetischer Ordnung zusammen getragen aus Stoschens bekannten vortreflichen Buche und andern hieher gehörenden Nachrichten; doch nicht ihre Namen allein, sondern auch kurze Beschreibungen und Urtheile über ihre Werke, mit beygefügter Anzeige, wo sie sich befinden. Es ist dies das vollständigste Verzeichniß der Art, welches wir kennen und wir sind Hrn. v. Murr vorzüglich dafür verbunden.

Unter der Rubrick Dissertations sur des gravures en creux Tome I. p. 364. sind eingerückt Dissertations sur le Cachet de Michel Ange, namentlich so viel ihrer sind, beurtheilt mit *Mariettens* eignen Worten, der nebst andern auf diesem schönen Steine nichts als eine Weinlese erkennen und die in der Exegue befindliche Figur eines Fischers für ein rebus oder Logogryphe zur Andeutung des Namens des alten Künstlers ansehen wollte. Neu und merkwürdig dünkt uns was Herr von Murr S. 375. von diesem so berühmt gewordnen Steine berichtet. Es heißt: „Tous les connaisseurs „sont à present d'accord, que *Pier Maria da Pescia* (Va„sari. Parte 3. Vol. 1. p. 291.) ait gravé cette pierre d'a„près le dessein de *Michel-Ange*, comme la figure du pê-

„cheur

„cheur dans l'Exergue l'indique clairément. Cet Artiſte „illuſtra le Pontificat de Leon. X. L'amelioration de ſon „gout vient de l'etude conſtante qu'il fit des ouvrages des „Anciens et peut etre auſſi, comme dit Mr. *Mariette*, de „ce qu'il eut le bonheur de vivre à Rome en même temps „que *Raphael* et *Michel Ange*.„ Wir geſtehen, daß wir neugierig ſind, die Gründe zu vernehmen, warum denn die Kenner einmüthig einen neuen Künſtler für den Urheber dieſes Steines zu halten angefangen haben? Die im Bilde des kleinen Fiſchers liegende Anſpielung auf ſeinen Namen, deucht uns kein hinreichender Beweis zu ſeyn; ob gleich die Sache einigen Schein dadurch bekommt, welchen wir den Herrn von Murr erſuchen, in lautere helle Wahrheit zu verwandeln. Es muß ihm nicht ſchwehr ſeyn, *ſi tous les connaiſſeurs ſont à preſent d'accord.* Wir werden es alsdenn auch ſeyn.

Die aus Papillon's Traité de la gravure en bois gezogene und von S. 427. an eingerückte Nachricht von denen Chevaleureux faits du grand et magnanime Macedonien Roi, le Preux et Vaillant Alexandre, welche dem Pabſt Honorius IV. etc. dediciret und von Alberic und Iſabella Cunea zu Ravenna in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts 1284. oder 1285. in Holz geſchnitten ſeyn ſollen, ſcheint uns noch ungemein zweifelhaft. 1) Weil man um dieſe Zeit wohl kein ſo zierlich franzöſiſch geſchrieben haben wird, als worinn der S. 437. angeführte Titel dieſer Kupferſtiche verfaßt worden. 2) Am allerwenigſten zu Ravenna in Italien, wo ſie doch verfertigt ſeyn ſollen. Ließen ſich dieſe und andre Zweifel heben, ließe ſich ausfündig machen, wo das von Papillon beſchriebne Buch geblieben, oder aber ein andrer Abdruck deſſelben aufgefunden, der gewiſſe Merkmahle des dreyzehnten Jahrhunderts an ſich hätte, ſo wäre damit freylich die Erfindung der Holzſchnitte in eine weit ſpätere Zeit geſetzt und Luprecht Rüſt, der gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts gelebt, hätte keine weitere Anſprüche darauf, ſo wenig als Koſter und andre.

Gſ.

Hiſtoriſch-kritiſche Nachrichten von Italien — zuſammengetragen von Dr. J. J. Volkmann. Dritter und letzter Band. Leipzig, bey Fritſch, 1771. 2 Alphab. 10 Bogen mit den allgemeinen Regiſtern.

Man

Man findet hier zuerst die Reise von Rom nach Neapel, die sehr umständliche Beschreibung der letzten Stadt, nebst der von Herkulanum und Vesuv; sodann die Rückreise auf einem andern Wege nach Rom, von da nach Venedig und zuletzt über Mantua nach Genua. De la Lande ist noch immer das Hauptwerk, und nur beyläufig sind einige andere Schriftsteller mit zu Rathe gezogen worden; doch, wie es scheint, bey diesem Theil mehr als bey den vorigen. Manche Fehler hätten inzwischen, nicht nachgeschrieben werden sollen. Z. E. daß Admiral Byng, Neapel 1745. mit einem Bombardement drohete (S. 44.) daß Corelli unter die neapolitanischen Musicker gesetzt wird u. dgl. So vergißt der Uebersetzer auch le Brets Geschichte von Venedig und nennt den unvollkommnen Laugier.

Reise durch Sicilien und Groß-Griechenland. Zürch, bey Orell und Compagnie, 1771. 11 Bog. 8.

Die Reisebeschreibung kann man als einen nöthigen Anhang zu dem vorigen Werke ansehen, weil sie lauter italiänische Gegenden beschreibt, die de la Lande nicht gesehen hat. Ihr Verf. ist Hr. v. Riedesel, ein Freund des sel. Winkelmann, der im Jahre 1767. jene Gegenden besucht hat. Der Hauptzweck des V. geht auf die Kunst, deren Werke, vornehmlich die Ueberbleibsel der alten Baukunst, er genau beobachtet und mit Geschmack beschrieben hat. Das ganze Buch zeigt überhaupt einen guten Kunstkenner, der in den Alten sehr belesen ist und einen guten Beobachtungsgeist besitzet. Beyläufig sind einige lesenswürdige Nachrichten von den Landesprodukten, dem Handel, der Naturhistorie (wohin eine genaue Beschreibung des Aetna gehört) eingemischt worden, und am Ende bey der Sendschreiben vergleicht der V. die Sitten der heutigen Einwohner mit denen in den alten Zeiten. Die Erzählung und Schreibart selbst sind gleichfalls angenehm.

T.

b) Musik

Duetto für 2 Claviere, 2 Flügel, oder 2 Fortepiano. Componirt von *Iohann Gottfried Müthel.* Riga, bey Iohannn Friedrich Hartknoch,

knoch, 1771. gedruckt in Leipzig bey Breitkopf, in langem Folio, 9 Bogen.

Der Name Duetto, welcher eigentlich nur entweder einem Stücke für 2 Singstimmen und Generalbaß mit oder ohne weitere Instrumentalbegleitung, oder einem Stücke für 2 Instrumente ohne Baß, z. B. Flöten oder Violinen, u. s. w. oder einem fugenmäßig gearbeiteten rein zweystimmigen Orgelstücke, zukömmt, ist hier sehr uneigentlich einer Sonate für 2 Claviere ꝛc. gegeben: so wie schon, von andern Verfassern, auch Trios für ein Clavier und eine Flöte, eben so uneigentlich, Duettos sind genennet worden. Wir würden für Duetto lieber Sonate für 2 Claviere ꝛc. geschrieben haben. Das Fortepiano hätten wir auf dem Titel gar weggelassen. Denn manche Stellen dieses Stücks thun gewiß auf diesem Instrumente, wenn auch gleich die Dämpfung angezogen ist, die gute Wirkung nicht, die sie auf dem Flügel oder dem Clavichorde thun werden.

Das Stück an sich selbst ist von guten und sehr fremden Gedanken, die gewiß von Niemanden erborgt sind. Es ist sehr claviermäßig; aber es erfodert zween sehr fertige Spieler; die sich durch gute Ausführung desselben viel Ehre machen können. Der V. scheint noch immer ein Liebhaber von sehr vielen kleinen Noten in einer gemäßigten Tactbewegung zu seyn; wie wir schon ein andermal, bey Gelegenheit der 2 gedruckten Clavierconcerte von ihm angemerkt haben. Diese Art thut zwar, zumal für Flügel und Clavichorde, oft sehr gute Wirkung. Aber eine feurige Tactbewegung und gröfere aber desto geschwinder ausgeführte Noten, thun ihre gute Wirkung auch; und der Spieler verliehrt nichts dabey, wenn er Sechzentheile so geschwind als Zweyunddreyßigtheile, u. s. w. ausführet.

Das hier vorhabende Stück hat zwar hier und da concertirende und nachahmende Stellen. Im ganzen betrachtet aber, ist es mehr dialogisch als eigentlich concertirend ausgearbeitet. Die concertirende Art solcher Stücke kann man absonderlich in einem ähnlichen, aber mit dem Namen Concert belegten, in seiner Art sehr schönen Stücke aus dem F dur, vom Hrn. Wilhelm Friedemann Bach, wenn man anders dessen, weil es nicht gedruckt ist, habhaft werden kann, und in den Concerten für 2 und 3 Flügel vom Hrn. Johann Sebastian Bach, die auch nicht gedruckt, und ziemlich schwer zu bekommen sind, ersehen.

Doch aus der mehr dialogischen Einrichtung des vorhabenden sogenannten Duetts, wollen wir Hr. Mütheln keinen Fehler machen. Wir glauben, daß das in diesem Stücke befindliche feyerlich sombre Adagio, Zuhörern, die dergleichen Musikart nicht ganz feind sind, besonders gefallen wird. Aber auch der erste und dritte Satz haben ihre Schönheiten. Was die Benennung Collé, welche, in dem Verzeichnisse der Druckfehler, der Ausführungsmanier, die auf gut deutsch Doppelschlag und auf französisch *Doublé* heißt, gegeben wird, besonders sagen soll, können wir nicht einsehen. Collé ist ja gar kein Wort in irgend einer Musiksprache. Warum will man sich, ohne Noth, auch in den schönen Künsten, von dem Sprachgebrauch entfernen? Viel besser würde es seyn, wenn alle Verfasser einerley Namen und einerley Zeichen hiebey brauchten.

XXIV. von Hrn. Gleims neuen Liedern auf das Clavier gesetzt; und ꝛc. der Erbstatthalterinn der vereinigten Niederlande ꝛc. zugeeignet, von Johann Philipp Breidenstein, ꝛc. und Organisten an den Magdalenenstifte zu Hanau. Leipzig, bey Breitkopfen, 1770. In kleinem Querfolio, 7 Bogen.

Die Melodie ist nicht unangenehm; aber nicht allemal für solche Stücke leicht genug, und nicht allemal der Deklamation angepaßt. Auch ist sie in Betracht der ihr zur Stütze dienenden Harmonie, und der Modulation nicht allemal richtig. Wir haben hier nicht Raum es weitläuftiger zu beweisen.

III. Trio pour le Clavecin, avec accompagnement de Violon ou Flute, et Basso ad libitum; composées par *G. S. Loehlein.* Oeuvre IV. Collection I. A Leipsic, chez l'Auteur et Breitkopf, gravez par l'Auteur. 7 Bogen, in Langfolio.

Angenehm, leicht und kurz: mit Galanteriestücken vermischt: für Liebhaber, die nicht viel können, oder sich nicht viel Mühe geben wollen; und derer findet man viele. Diese Trios sind auch in der Manier der Sonaten, die itzo die Stelle der eigentlichen arbeitsamen Trios erschlichen haben,

ben, geſetzt. Zu ihrer wahrſcheinlichen Abſicht konnten ſie auch wohl freylich nicht anders ſeyn. Denn wer iſt doch wohl mehr für die neueſte Mode portiret, als die meiſten Dilettanten. Der Kupferſtich der Noten iſt recht ſchön, und macht ſeinem Verfertiger Ehre.

6. Romanen.

l'Homme juſte à la Cour, ou Memoires du C. d. R. 2 Parties. à Berlin, et ſe trouve à Paris chez Pillot, 1771. 21 Bogen in gr. 12.

La Jarretiere ouvrage traduit de l'allemand; par Mll. *M. D. M.****. Dulce eſt deſipere in loco. à Amſterdam et ſe trouve à Paris, chez Dufour $5\frac{1}{2}$ Bogen in gr. 12.

Es iſt kaum zu begreifen, was einen Franzoſen bewogen haben kann, dieſe zwey mittelmäßige deutſche Romanen zu überſetzen. Der erſte, der redliche Mann am Hofe, mit ſeiner kalten in langweilige Epiſoden eingewickelten Moral, war bey uns zu einer Zeit erträglich, als unſere Nation, noch nicht einmal eine ſchwediſche Gräfin hatte, ſeitdem aber denkt niemand mehr an dies Buch. Der zweyte Roman, das Strumpfband, erſchien im Jahre 1767. und war bereits 1768. vergeſſen. Uebrigens haben wir bey dem Titelkupfer der Ueberſetzung des Strumpfbands bemerkt, wie die Imagination eines franzöſiſchen Künſtlers alles deutſche verſchönert. Die erſte Beſitzerin des Strumpfbandes iſt eine Nonne, die ziemlich unwahrſcheinlicher Weiſe, von ihrem Liebhaber in ihrer Zelle auf einem Sopha liegend angetroffen wird. Iſt dem franz. Kupferſtiche iſt aber die Sache viel wunderbarer. Die Schöne liegt auf einem Raſen. Nach ihrer galanten Robe-ronde, nach ihren entblößten Brüſten, nach ihren kurzen Röcken, die ſie mit der rechten Hand noch mehr heraufziehet, um das Strumpfband zu zeigen, ſieht ſie, wie gerade das Gegentheil einer Nonne aus. Vor ihr ſteht ihr Liebhaber mit dem Hute auf dem Kopfe, mit aufgehabener rechter Hand, nicht ſowohl als ob er ſie bewunderte, ſondern als ob er ihr für ihre Unverſchämtheit, eine tüchtige deutſche Ohrfeige geben wollte. Hinter der Schönen fällt Waſſer aus einem Delphinsrachen, in

zwey Muscheln, wodurch die Schöne bey günstigem Winde mit Wasser naß gemacht werden kann. Weiter rechter Hand stehet ein Palmbaum, dicht neben demselben ein Portal, dessen beyde Seiten zwar mit Blumen umkränzt sind, aber neben sich weder Mauer noch Haus haben, hinter dem Portale siehet man einen Kamel, worauf ein Mohr mit einem Sonnenschirme sitzt. Der Kupferstecher oder Zeichner, der diese schöne Erfindung gemacht hat, ist so bescheiden gewesen, sich nicht zu nennen.

Bl.

Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. Dritter Theil. Leipzig, bey Junius, 1771. 20 Bogen 8.

Sophie ist bey dem Schlusse des zweyten Theiles (s. d. XV. B. I. St. S. 12.) auf dem Wege, von ihrem angeblichen Bruder entführt zu werden, der Leser vermuthet da auch nichts anders; aber der V. weis dieser Entführung schicklich auszuweichen. Sie wird von ihrem Bruder nach Danzig gebracht, wo sie der General Tchernoi, der sich indessen ganz bescheiden aufführet, einmal belauscht, aber keine gewaltsamen Mittel braucht, seiner Beute, auf die er schon so lange gelauret hat, sich zu bemächtigen. In Danzig ist Sophie vier Wochen lang unthätig, der Leser verliehrt sie eine Zeitlang ganz aus den Augen, aber beym Schlusse dieses Bandes setzt sie der V. wieder in Handlung. Durch den Prediger Groß erhält sie Nachrichten, die ihren Bruder verdächtig machen, daß er ein Betrüger sey, sie mißt denselben aber keinen Glauben bey. Sie reist endlich mit ihm und einer neuen Bekanntschaft, der Signora Fanello, einer Sängerin, von Danzig ab, und soll, so bald sie die preußische Gränze überschritten hat, dem General in die Hände gespielet werden. Ihre Freundin aber wird unterwegens krank, sie dringt daher auf die Rückkehr nach Danzig, worüber sich ihr Bruder so ereifert, daß er sie mit Stockschlägen mißhandelt, das arme Mädchen bekommt einen Bluthusten und dadurch wird ihr Bruder bewogen mit ihr nach Danzig zurück zu kehren. Hier mißfällt uns der V. wieder durch das Uebertriebene. Prügeleyen sind schon lange von der Schaubühne verbannt, weil sie auf dem Zuschauer allemal schlechte Wirkung thun. Hier wird dieser Auftritt dem Leser eben so unangenehm; denn diese, obgleich unverdiente Beschimpfung, erniedriget die Heldin. Wir fürchten bey dem Hange des

V. zum Uebertriebenen, daß eine von den guten Mädchen in seiner Geschichte einmal gar den Staupbesen bekommt. Kurz nach der Rückkehr wird die ganze Reisegesellschaft in Danzig arretirt, und da kommt es an den Tag, daß Sophieens Bruder ein verdorbener Sprachmeister und ein Betrüger ist. Er gestehet, daß er Sophien schon lange nachgestrebet, um sie dem rußischen General, der sich auf einem Maskenballe in Memel in sie verliebt, zuzuführen, daß er in dem Hause der Witwe E. gnug erfahren, um sich für ihren Bruder ausgeben zu können. Wie es aber zugegangen, daß diese vernünftige Matrone und die vorsichtige Sophie sich so hintergehen lassen, daß die letztere diesem Unbekannten auf einer fernen Reise sich anvertrauet, das verdienet in der Folge eine Erläuterung, sonst würde man es beyden als eine unverzeyhliche Einfalt anrechnen, daß sie sich so leicht von einem Betrüger treuherzig machen lassen. Sophie und ihre Gefährtin werden bald wieder in Freyheit gesetzt, und glücklicherweise trift zu eben der Zeit Herr Leff*, Sophieens großer Freund, zu Danzig ein. Alles dieses, was eigentlich Sophieen angehet, nimmt nur wenig Blätter ein; die übrigen Bogen füllt ein angenehmes Gewebe verschiedener Nebengeschichte aus, die sehr unterhaltend sind. Das wesentlichste davon ist folgendes: Julchen kommt von ihrer Krankheit wieder auf, aber ihr Herz ist noch nicht von der Liebe gegen den niederträchtigen Schulz geheilet, der hier allen Menschenverstand verliehrt und sich wieder mit einem gewissen Herrn von Poufaly, welcher sich zum Vertheydiger dieses unglücklichen Mädchens aufwirft, herumschlägt, dieser wird von ihm tödlich verwundet, und Schulz muß darüber Landflüchtig werden. Der drollige Schiffer Puff schwebt noch immer, als Sophieens Liebhaber, zwischen Furcht und Hofnung. Koschgen verwandelt sich, nachdem sie an den Capitain Malgré verheyrathet worden ist, in eine wahre Ehestandsfurie und tritt auf eine tragische Art von dem Schauplatz ab. Dieser Charakter ist auch ganz übertrieben und verhindert dadurch alle fruchtbaren Eindrücke der hineingelegten Moral. Sophieens Freundin in Memel, Henriette, wird hingegen sehr glücklich verheyrathet.

Die in diesem Theil verbreitete Moral, betrift hauptsächlich die Pflichten junger Frauenzimmer, bey Heyrathsangelegenheiten und im angehenden Ehestande. Der V. schildert eine glückliche und mißrathene Verbindung und setzt diese gegen einander in Contrast. So wenig uns Koschgens rasender Unsinn zu des V. Absicht schicklich scheint, so sehr gefällt uns

in dieser Rücksicht Henriette, besonders die aufrichtige Schilderung ihres Herzens bey Heyrathsvorschlägen auf d. 108. u. f. S. Das Geständniß der Vorurtheile, welche sie gegen die Wahl eines Geistlichen abgeneigt machen. Der erste kleine Zwist in der Ehe. Alles dieses dünkt uns sehr nach der Natur gezeichnet. Der Brief des Herrn Groß an den Capitain Malgré S. 210. ist voll von guten Vorschriften für einen vernünftigen Ehemann, nur Schade, daß sie auf den individuellen Fall keine Anwendung leiden und also auch den Leser zu bald aus dem Gedächtniß verschwinden. Die hier und da eingestreueten Verse werden vielen Leserinnen willkommen seyn, dagegen wünschten wir, daß der V. dem satyrischen Setzer, der mit seinem ungeschmacktem Witze dem Leser so oft Langeweile macht, doch endlich einmal ein ewiges Stillschweigen auferlegte.

In der Vorrede beschweret sich der V. darüber, daß ausser einigen Zeitungsblättern und dem Musenalmenach, ihn niemand recensirt hat, und will deswegen den Rest seiner Handschrift zurück nehmen. Wenn er diese Drohung erfüllt, so werden seine Leser uns wenigstens die Schuld hiervon nicht aufbürden; aber wir denken nicht, daß er diese Drohung so ernstlich gemeynet.

Sr.

Begebenheiten des Herrn Redlichs, zusammen 4 Theile. Frankf. und Leipzig, 8.

Aus keiner andern Ursache verdienet dieses Buch eine Anzeige, als weil der Verleger zu einem jeden Theile desselben einen andern Verfasser gedungen hat. Der V. des vierten Theils, charakterisirt seine Vorgänger in der Vorrede zu diesem Theile, sehr richtig. Der erste, sagt er, hatte die lobenswürdige Absicht, Herrschaften gegen ihr Gesinde gelinder und herablassender zu machen. Der zweyte bekümmert sich nicht einen Augenblick um die Absicht des ganzen Buchs, er fieng an ein Werkgen zusammen zu stoppeln, das allenthalben von Belesenheit strotzt, neben bey ließ er seiner satyrischen Laune freyen Lauf, besonders scheint der geistliche Stand seine Galle erreget zu haben. Man sieht es jeder Zeile an, daß sie geschrieben worden ist, um gedruckt zu werden, nicht aber, um nützlich zu seyn. Der dritte ist ein platter Erzähler, der keinen Beruf, als den von dem Verleger zum Schriftsteller hat. Der vierte sucht der Absicht des V. vom ersten Theile

wieder näher zu treten, und bemühet sich die Theile des übel zusammenpassenden Ganzen, so gut als möglich zusammen zu flicken, oder die alten unbrauchbaren Lappen wegzuwerfen und an deren Statt neue einzusetzen. Wir fügen noch hinzu, der V. des ersten Theils hat ausser seiner guten Absicht nicht die geringste Empfehlung zu einem Schriftsteller, wenn er das Buch fortgesetzt hätte, so wäre die ganze Auflage Makulatur worden. Der zweyte hat an sich betrachtet, keine üble Anlage zur Laune, nur fällt er zu sehr ins Burleske. Der dritte ist in aller Absicht ein seichter Kopf, der in der Angst geographische Compendien plündert, wenn er nicht weis, wie er seine Bogen ausfüllen soll. Der vierte verbindet mit dem Plane des ersten, die launige Schreibart des zweyten, und trift es unter allen noch am besten, obgleich die ganze Anlage der Absicht gar nicht entspricht und die wechselseitigen Pflichten der Herrschaften und des Gesindes keinesweges aus dem rechten Gesichtspunkte zeiget.

Op.

7. Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

Die Naturgeschichte der Versteinerungen zur Erläuterung der Knorrischen Sammlung von Merkwürdigkeiten der Natur, herausgegeben von J. E. J. Walch. Des zweyten Theils zweyter Abschnitt. Nürnberg, 1769. in Fol.

Von diesem schönen Werke, das dem Verfasser und Verleger recht viele Ehre macht, ist schon ehemals eine hinlängliche Nachricht gegeben worden, daher wir uns diesesmal kürzer fassen können. Man findet in diesem Abschnitte versteinte Korallen, versteinte Knochen und Zähne der vierfüßigen Thiere und der Fische, Dentalithen, Vermiculithen, Balaniten und Meersterne oder Asterias. Hin und wieder kommen Stücke vor, die in die vorhergehenden Theile gehört hätten, wohin sie auch ohne Zweifel gebracht wären, wenn die Einrichtung des ganzen Werks von H. Walch allein abgehangen hätte. — Sollten wirklich die Trochiten ihre Röthe noch von ihren Ursticken haben, wie der V. S. 78. meynt? Uns ist es

es sehr unwahrscheinlich, indem wir einen Stein mit Conchylien verschiedener Art von eben dieser Röthe haben. Vermuthlich wird sie von einem martialischen Wesen herrühren. Mühsam sind die Nachrichten von Encrinithen zusammengetragen. Wir glauben ebenfalls, daß des Mylius Thierpflanze gar nicht dahin gehöre. Die Schraubensteine werden von den Entrochiten hergeleitet, doch nur muthmaßlich. Auch wird dabey der groben Streitigkeit gedacht, die Lehmann und Lieberoth mit einander über diese Versteinerung geführt haben, und zwar ohne allen Vortheil der Versteinerungskunde. — Der Abbildungen von Osteolithen hätten wir gern weniger genommen. Die allermeisten sind ganz und gar unkenntlich und also nichtswürdig; dennoch machen sie das Buch theuer. Die Geschichte der Belemniten gehört zu den besten Abschnitten im ganzen Werke. Auch H. W. rechnet das Urstück derselben zu den Anverwandten der Orthoceroten. Inzwischen wäre die Linneische Meynung einer genauen Beurtheilung werth gewesen. Des Fermins vermeyntliche Entdeckung ist hier völlig genug widerlegt. Er sah die kleinste Sepia für das Urstück der Belemniten an. Das allerseltenste Stück in diesem Bande ist der sogenannte Pentacrinit, den H. Prof. d'Annone besitzt. — Dieser Abschnitt hat funfzig ausgemahlte Kupfertafeln, von denen zwo ganze Bogen sind. Der Text beträgt drey Alphabet und einige Bogen. Der dritte Theil soll versteinte Hölzer und Kräuter enthalten; dann soll noch ein Supplement folgen, mit Abbildungen vieler seltnen Stücke. Wie wir hören, so ist bereits der größte Theil davon würklich abgedruckt.

P. S. Pallas Naturgeschichte merkwürdiger Thiere — aus dem Lateinischen, von E. G. Baldinger. Dritte Sammlung. Berlin und Stralsund, 1771. 4½ Bogen in 4. nebst 4 Kupfertafeln.

Auch dieses Bändchen, welches Fledermäuse enthält, ist nach unserer wiederholten Vergleichung, eben so getreu, als die vorhergehenden übersetzt.

Samuel Georg Gmelins Reise durch Rußland, zur Untersuchung der drey Naturreiche. Erster Theil. Reise von St. Petersburg bis nach Tscherkask, der Haupt-

Hauptstadt der Donischen Kosacken, in den Jahren 1768. und 1769. St. Petersburg, 182 Seiten in 4. und 40 Kupfertafeln.

Man muß der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften für die Verordnung danken, daß jeder derjenigen geschickten Männer, welche jetzt zur Ausbreitung der Naturkunde die Reise durch verschiedene Theile des russischen Reichs thun, von Zeit zu Zeit ihre Tagbücher zum Drucke einsenden müssen; ungeachtet es diesen vielleicht aus mehr als einer Ursache bequemer seyn würde, ihre Reisebeschreibung erst nach ihrer Rückkunft auszuarbeiten, auszubessern und herauszugeben. Wir haben allemal, wenn wir Tourneforts Reise gelesen haben, bedauret, daß diesem Gelehrten die lange Zeit zur Ausarbeitung seiner Reise verstattet worden. Man stößt oft auf Stellen, wo man argwöhnen muß, als ob die gemachten Beobachtungen erst nachher, nach einigen erwachsenen Hypothesen, etwas verändert worden, da doch die vornehmste Pflicht eines Reisebeschreibers nicht so wohl darinn besteht, daß er seine gemachten Beobachtungen sogleich selbst verarbeitet und anwendet, sondern vielmehr darinn, daß er, ohne Einmischung fremder Sachen, auf das genaueste erzählt. Es stehe ihm frey, dereinst selbst über das, was er gesehen hat, zu philosophiren, aber er erzähle es vorher, ohne Verzierung dem Publikum, damit dieses gewiß sey, daß die Gedanken und Meynungen nach den Beobachtungen, und nicht diese nach jenen gemacht, oder nur diesen zu Gunst eingekleidet und erzählt worden. Es stehe ihm frey, seine gemachten Fehler, wenn er solche in der Folge zu entdecken Gelegenheit hat, anzuzeigen und zu verbessern. Ihrer werden doch weniger seyn, als wenn der Reisende, bey der täglichen Fortsetzung seines Tagbuchs, hin und wieder Sachen dem Gedächtniß anvertrauet, in dem Vorsatze, sie künftig bey der Ausgabe zu ergänzen. Wahr ist es, daß die Reisebeschreibungen, wenn sie auf der Reise selbst sogleich für die Presse geschrieben werden, nicht so anmuthig zu lesen seyn werden, als wenn sie zu Hause umgearbeitet, und in Muße verschönert worden; und wir können sicher behaupten, daß dem gegenwärtigen Tagbuche des Hn. Gmelins dieser Vorwurf von verschiedenen bevorsteht, da die Erzählung allerdings etwas steif und einförmig ist, und die Schreibart gewisse kleine Fehler hat, welche die Eilfertigkeit verrathen. Aber für Leser und Leserinnen, welche nur in der Absicht Reisebeschreibungen lesen, um sich die Lan-

geweile angenehm zu vertreiben, oder, damit wir ihren eigenen Ausdruck brauchen, um sich zu amusiren; für solche schreibt kein gelehrter Reisender, wenigstens kein Deutscher. Diese können auf unser Wort Gmelins Reise nur ungelesen lassen, und um sie schadlos zu halten, wollen wir ihnen den Voyageur François empfehlen, der angenehm lügt, oder auch den Abbé Chappe d'Auteroche. — Wenn man diese Reisebeschreibung, welche wir anzeigen, mit derjenigen vergleichen will, welche wir von dem ältern Gmelin haben, so wird der letzt gedachten seine gar sehr viel verliehren. Wenn man die Reise des ältern Gmelins lieset, so kann es einem vorkommen, als ob er nach Sibirien geschickt wäre, um die Kunst zu erlernen, den Teufel auf allerley Art zu bannen. Denn in der That findet man darinn fast eben so oft Erzählungen von diesem Gegenstande, als von naturalistischem Beobachtungen. Es versteht sich von selbst, daß wir dieses nicht sagen, um dem Ruhm des verstorbenen Gmelins zu verkleinern. Kein Naturalist wird diesen um die Naturkunde sehr verdienten Mann nach seiner Reise schätzen, die er vielleicht nicht einmal würde herausgegeben haben, wenn ihn nicht H. von Haller, bey seinem Aufenthalte in Göttingen dazu vermocht hätte. Er mußte es selbst wissen, wie sehr ihm seine gesammleten Nachrichten, bey seiner schwermüthigen Abreise aus Petersburg beschnitten worden; ein Schicksal, das in dem damaligen Zustande der Akademie seinen Grund hatte. — Der jetzt reisende Gmelin sieht beständig mit gleicher Anstrengung auf die Gegenstände der Natur, und nur selten wirft er Blicke auf andere Dinge. Also findet man hier überall Nachrichten, Beschreibungen und Erzählungen von neuen oder seltnen Thieren, Pflanzen und Mineralien. Es mußte ihm nothwendig glücken, diese in Menge zu finden, da ihn die kaiserliche Akademie, mit allen dem reichlich und gut versorgt hatte, was ihm zu der Absicht, die sie ihm vorschrieb, dienlich war. In seiner Gesellschaft befanden sich bey der Abreise vier rußische Studenten, ein Apothecker-Provisor, ein Zeichner, ein Ausstopfer und ein Jäger, und die auf einer sibirischen Reise nöthige Bedeckung von Soldaten. Von den meisten Pflanzen und Thieren sind recht gute Zeichnungen gegeben worden, von denen die Akademie einige Exemplarien, wenn uns recht berichtet ist, mit natürlichen Farben ausmahlen lassen. Insekten, Gräser und Cryptogamisten vermisset man hier; von ersten will er nach seiner Rückkunft eine weitläuftige Beschreibung besonders geben, und von den genannten Pflanzen hat

er

er noch zur Zeit keine erhebliche bemerkt, welches uns, die Wahrheit zu sagen, wundert. Von manchen Naturalien sollen einzelne Beschreibungen in den neuesten Theilen der akademischen Schriften gegeben werden, deren Ausgabe wir daher, weil sie auch noch mehr als algebraische Entdeckungen enthalten werden, mit Verlangen entgegen sehen.

Die Reise gieng von St. Petersburg auf Nowgorod nach Stararuſſa, Walday, Torſchok, Moſcau, Woroneſch, Oſtrogoſk, Pawlowſk, Kaſanka, Limtia und Tſcherkaſk. Da wir unmöglich, alles merkwürdige auszeichnen können, ſo bleibt uns nichts übrig, als durch eine bloße Anzeigung einiger Dinge, die uns eben jetzt erheblicher, als die übrigen vorkommen, die Neugierde der Naturaliſten noch mehr zu reitzen. S. 6. Beſchreibung der Waldayiſchen Gebürge, die viele nützliche Mineralien, und unter dieſen auch Erze und Steinkohlen haben. Die Ruſſen bereiten aus dem Meerrettige ein Oel, welches ſie wider Gliederſchmerzen, Scorbut, Geſchwüre und alte Schäden gebrauchen; auch ſchmieren ſie kranke Theile äuſſerlich damit; welcher Gebrauch jedoch den Aerzten, wenigſtens den ältern, nicht unbekannt geweſen. S. 16. Beſchreibung der Eiſengruben um Tula, und der dortigen Gewehrfabricke. S. 22. wird ein ſchreckliches Beyſpiel erzählt, wie ein Torfmoor aus Unverſtand angezündet werden, und großes Unheil anrichten kann. Das Moor, wovon die Rede iſt, brannte damals ſchon über ein Jahr. — Die reicheſte Erndte hatte G. zu Woroneſiti, wo er ſeinen Winteraufenthalt nahm. Er nützete dieſe Gelegenheit, um die Reihe der natürlichen Erſcheinungen aufzuzeichnen, welche zum Naturkalender gehören, z. E. den Abzug und die Wiederkunft der Zugvögel. Mus jaculus, den Meſſerſchmidt ſchon in Sibirien gefunden, und Alactacha genannt, wird unter dem Namen Erdhaſen, beſchrieben und abgezeichnet. S. 28. die Biſamratze oder Caſtor moſchatus. S. 31. viele Nachrichten vom orientaliſchen Hamſter, oder dem Suslik der Ruſſen. S. 34. von Mammonsknochen, die der V. zu verſchiedenenmalen am Ufer des Don ausgraben ließ; wobey wir jedoch nichts neues finden. Man konnte doch kein ganzes Elephanten-Gerippe zuſammen leſen. Die Anzahl der bemerkten Vögel iſt groß; es kommen darunter vor Habichte, Eulen, Enten, Lerchen, Auerhahn. S. 41. von der ſibiriſchen Cochenille am Fünffingerkraut. Der Saamen von Stechapfel (Datura ſtramoneum) wurde geſammlet, um ins Bier zu legen, damit dieſes deſto eher berauſche. S. 44. von den wilden Pferden in der Gegend von

Woroneſch, die der V. für natürliche wilde hält. Er hat eins abzeichnen laſſen und vermuthet, Pferd und Eſel ſey nur eine Art, und dieſe nur ausgeartete Pferde. Alſo müßten wohl, nach der Vorſtellung, die noch die meiſten Naturaliſten von Arten und Abarten haben, Pferde und Eſel fruchtbare Junge zeugen können, und eben dies will auch H. G. nicht gänzlich läugnen. Er führt des Ariſtoteles Nachricht an, daß die Maulthiere zu einer gewiſſen Zeit fruchtbar ſeyn können; er hätte noch hinzuſetzen können, daß einige neuere, denen man eben nicht ſogleich den Glauben abſprechen darf, Beyſpiele erzählt haben, wo Maulthiere geworfen haben. Einige Beyſpiele erinnere ich mich in von Gleichens Neueſten aus dem Reiche der Pflanzen geleſen zu haben. S. 56. eine, doch nicht ganz neue Nachricht von den griechiſchen Ketzern, die Roſkolniki genannt werden. — Zwiſchen durch ſind viele Fiſche beſchrieben, und es ſcheint, ob man dereinſt von H. G. einige eigene Aufſätze von der Ichthyologie zu erwarten habe. Uns freuet, daß wir hier S. 86. die Nachricht von dem natürlichen Salpeter in der Ukraine finden. Er ſchießt zuweilen auf der bloßen Erde, ohne Zuthun der Menſchen in Cryſtalle an. Alſo gehört denn dieſes Mittelſalz nebſt ſeinem Sauren allerdings in die Mineralogie, aus der es Cronſtedt verdrängen wolte. Das Queckſilber-Sublimat haben die Koſacken, lange vorher, ehe van Swieten geſchrieben, wider die veneriſche Seuche gebraucht, und der V. zeigt einen wahrſcheinlichen Weg, wodurch dieſe Arzney an den Hn. van Swieten gekommen. S. 95. eine Erzählung von den Kreidebergen bey dem Diſwogorkoy Kloſter. Wer noch daran zweifeln wollte, ſagt der V., daß die Kreide keine zerſtörte Kieſelſteine wären, der darf nur dieſe und ſo viel an dem Don ſonſt liegende Kreidegebürge in Augenſchein nehmen, ſo wird er auf der Oberfläche derſelben, welche der Luft ausgeſetzt iſt, allzeit vollkommne Kreide, unter derſelben, ihrem Untergang nahe, Kieſelſteine, und noch tiefer dieſe in ihrer harten Subſtanz unverſehrt antreffen. Dieſes iſt freylich eine gute Beſtärkung der Linneiſchen Meynung von Entſtehung der Kreide; dennoch habe ich Gründe zu glauben, daß die Feuerſteine nicht in wahre Kreide, ſondern in die eigentliche wahre Kieſelerde aufgelöſet werden. Wenigſtens iſt der weiße Ueberzug, den wir auf verwitternden Feuerſteinen in unſerer Sammlung finden, nicht wahre Kreide. Vermuthlich hat die äuſſere Aehnlichkeit den H. Gmelin, ſo wie viele andere, von einer ſcharfen Unterſuchung abgehalten. S. 97. von der deutſchen Kolonie bey Oſtrogozk. Die meiſten

ten sind Würtenberger, und Pfälzer. Die S. 123. beschriebene Kropfgans (Pelecanus onocrotulus) scheint dem V. noch neu gewesen zu seyn, er beschreibt sie genau. Die sogenannte Haarkrankheit, welche von einem in den menschlichen Körper eindringenden langen Wurm verursacht wird, leitet der V. (S. 129.) von einem Igel her; wobey wir uns der Fasciolae alpinae des Linne erinnern, der auch wohl ein Igel seyn möchte. Die Beschreibung einiger Meven (Larus) wird vieles zur Aufklärung dieses dunklen Geschlechts beytragen. Das Geschlecht der Mäuse ist mit vielen neuen Arten bereichert. Wir haben uns hier nach der kleinen Spitzmaus, die in Lepemanns Sibirischen Briefen beschrieben ist, umgesehn, aber sie scheint unserm Reisenden nicht vorgekommen zu seyn. S. 156. erzählt er den Besuch, den er bey der Chalmuckischen Vicechanin abgestattet hat. Er traf sie mit ihrer Horde an. Ihr Zelt war aussen mit weißem Filz bedeckt, und inwendig mit rothem Dammast, welcher von gelben Taffet hin und wieder unterbrochen wurde, ausgeschlagen. Es wurde Thee mit Kamelmilch herumgegeben. Auch Brandtewein wurde gereichet. Die Aufwärter waren Weiber, die ihrer Frau kniend dienten. Am Ende kommen viele artige Nachrichten von den donischen Kosacken, von ihrer Kleidung, ihrer Bauart, ihren Heurathen und von ihrer militarischen Einrichtung. Sie leben ganz ohne Künste und Wissenschaften. Sie bekennen sich zur griechischen Religion, auch haben sie die rußische Sprache. Ihre Hauptstadt ist Tscherkask, so neben dem Ausflusse des Dons liegt. Eben dieses ist der letzte Ort, dessen in diesem ersten Theile gedacht wird; von da soll die Reise nach Astrachan gehn. Man findet hier auch eine Charte über das Land der donischen Kosacken. Selten hat der V. die Polhöhen von den Oertern angegeben, welches auch nun freylich seine Arbeit nicht ist; aber wo er einmal eine angezeigt hat, da trift sie nicht mit der Landcharte überein. Wir wollen noch zuletzt alle beygefügten Kupfer anzeigen, vornehmlich deswegen, weil wir in unserer Anzeige die botanischen Sachen übergangen haben, wie wichtig diese seyn, beweiset schon folgendes Verzeichniß der Kupfer. 1. Die Pfriem-Ente. 2. Der Erdhase. 3. Die Biesamratze. 4. Schwanz und Füsse derselben. 5. Der orientalische Hamster. 6. Ein Hamster. 7. Ein Eichhörnchen. 8. Eins von weißlicher Farbe. 9. Das wilde Pferd. 10. Falco tinnunculus. 11. Ein Rabe. 12. Die Alpen-Lerche. 13. Kopez. 14. Eine Meve. 15. Der Kiebitz. 16. Eine Schneppe. 17. Astragalus varius. 18. Astraga-

galus hybridus. 19. Das italieniſche Echium. 20. Eine centaurea. 21. Ein Aſtragalus. 22. Der Glepez. 23. Centaurea phrygia und Centaurea micranthos. 24. Cen. amplexicaulis. 25. Achillaea corymbifera und tomentoſa. 26. Teucrium arenarium und Teucrium chamaepithys. 27. Potentilla ſupina. 28. Scabioſa heterophyllos. 29. Ein paar Mäuſe. 30. und 31. Die groſſe Lachmeve, beyde Geſchlechter. 32. Charadrius himantopus. 33. Campanula faſtigiata. 34. Campanula racemoſa. 35. Senecio lanatus und Serratula alata. 36. Aſter orientalis und ſerratula incana. 37. Salſola laniflora und eine Anchuſa. 38. Senecio paucifolius und Aſter acris. 39. Veronica ſpuria. — Dieſer erſte Theil hält ein Alphabet.

Die vollkommene Bergwerkskunſt, oder der Bergmann vom Leder und Bergmann vom Feuer. Allen Bergwerksliebhabern aus eigener Erfahrung und fünf und dreyßigjährigen Praxi zum Nutzen und Vergnügen mitgetheilt von Johann Gottfried Jugel. Mit vielen Kupfern. Berlin, 1771. auf Koſten des Verfaſſers. Zweyter Theil, 1772. 8.

Elendes Geſchmier eines neuern Böhms, eines Philoſophen der unbekannten ſideriſchen Region und der öbern aſtraliſchen Ausflüſſe, eines Erforſchers der Weſenheiten und unglücklichen Jägers des allgewaltigen Univerſal-Merkurius! — Unerfahrne Anfänger der mineralogiſchen Wiſſenſchaften, die ſich durch die groſſprahlende Ankündigung dieſes Werks in einigen niederſächſiſchen Zeitungen (die doch hoffentlich vom Verfaſſer ſelbſt aufgeſetzt worden) zum Ankaufe deſſelben verleiten laſſen, bedauren wir, und wünſchen ihnen beſſere Bücher. Inzwiſchen wird das Werk auch ohne ſie verkauft werden, da H. Jugel noch genug Glaubensbrüder hat. Ihn leſe der däniſche Doktor Hartwig, der uns neulich die Kunſt Gold zu machen für einige Dutzende Louisd'or verkaufen wollte. — Dieſe Bergwerkskunſt, die auch wieder mit der Mathematick des Verfaſſers vergröſſert worden, hat zween Theile und viele erbärmlich gezeichnete und eben ſo ſchlecht geſtochene Kupfer.

Das beſte Hülfsmittel zur gründlichen Beantwortung der von einer königlichen preußiſchen Akademie der Wiſ-

Wissenschaften — aufgegebenen Preißfrage: Welches der wahre Endzweck ist, zu welchem die Natur den Arsenick, in denen Bergwerken bestimmt zu haben scheint; von Johann Gottfried Jugel. Berlin bey Vieweg, 96 Seiten in 8. ohne Jahrzahl.

Da ist der Titel! aber vergebens haben wir uns zu zwingen gesucht, diese Bogen ganz durchzulesen, um eine vollständige Nachricht von dem Inhalte geben zu können. So viel haben wir jedoch gelesen, daß wir gewiß wissen, Hr. Jugel sey sich noch immer gleich, und träume fort und fort bey offenen Augen vom duplici dominio astrorum superiorum et inferiorum und andern ähnlichen Hirngespinsten. Diese Nachricht ist hinreichend für die vernünftigen Naturforscher, die übrigen, und deren muß wohl eine ziemliche Anzahl seyn, weil H. Jugel noch immer einen Verleger findet, mögen das Werkchen selbst lesen und es in succum et sanguinem convertiren, wozu wir ihnen eine gute astralische Verdauung wünschen.

Abhandlung von dem Ursprunge der Gebürge und der darinne befindlichen Erzadern, oder der sogenannten Gänge und Klüfte; imgleichen von der Vererzung der Metalle, und insonderheit des Goldes. Leipzig, 1770. 10 Bogen in 8.

Der Verfasser ist der Ober-Bergamtsassessor **Delius in Bannat**, der diesen Aufsatz dem H. Schreber für seine Sammlung schickte, wo sie auch immer einen leeren Platz hätte ausfüllen mögen. Hr. S. hingegen fand für gut, sie besonders drucken zu lassen. D. redet mit Hohn und Verachtung von denen, welche vor ihm sich das Vergnügen gemacht, einen Ursprung der Gebürge und Erzadern zu dichten. Er nennet sie Stubengelehrte, sogar den verstorbenen Bergrath **Lehmann**, den er mehr als einmal verhöhnet. Seine eigene Hypothese trägt er mit Zuversicht vor, gleich als hätte er sie der Natur nachgeschrieben, und dennoch ist sie nichts als Hypothese, und noch dazu eine solche, die schwerlich Beyfall finden wird. Zuerst widerlegt er das unterirrdische Feuer; dann erzählt er, wie einige Gebürge von der Schöpfung abstammen, andere aber durch Ueberschwemmungen geworden sind. Nach

der Ueberschwemmung verursachte die Sonne Spalten und Ritzen, die in der Folge das Regenwasser mit Erzen und andern Mineralien fülle:e. Die Sonne hat endlich das Wasser ausgezogen. Weil die Goldstuffen in Siebenbürgen meistens nur wenige Klafter unter der Damerde, und die reichsten Kupfererze nur wenig tiefer liegen, so schließt er daraus, daß diese Metalle zu ihrer Entstehung die meiste Sonne verlangen, weswegen denn auch das Gold in den heißesten Erdstrichen häufiger ist. Vererzte Metalle, so wie dieses Wort bisher gemeiniglich genommen worden, glaubt der V. gar nicht. Erz ist, nach seiner Meynung ein aus würklichen Metalltheilen und andern Mineralien zusammen gesetzter Körper, in dem die Metalltheile bald so dicht an einander liegen, daß sie erkannt werden können, bald aber in so sehr zarten Theilchen dem übrigen Mineralien beygemischt sind, daß sie in ihrer metallischen Gestalt nicht erscheinen, bis sie durch das Feuer von jenen befreyet worden. S. 120. folgt eine Nachricht von dem merkwürdigen Golderze, so bey den Dorfe Nagiay gefunden werden; und für diese, da sie nach Beobachtungen gemacht worden, werden ihm die Mineralogen danken. Das edle Metall ist darinn so fein angebracht, das die Puchwerks Manipulation, die gewiß in Ungarn und Siebenbürgen höher als irgendwo gebracht worden, kein gediegenes Gold herausbringen kann. Der zärteste Schlich zeigt nicht einmal durchs Vergrösserungsglas gediegenes Gold, sondern gleicht einem zarten Bleyschliche. Dennoch pflegt der Goldgehalt in reinem Schliche im Centner auf zwanzig bis ein und zwanzig auszufallen. Deswegen behauptet nun H. Delius, daß daselbst das Gold würklich vererzt sey; wobey man sich aber erinnern muß, daß daß er das Wort nicht in der bisherigen Bedeutung verstehr. H. Schreber hat des geschickten H. Scopoli Untersuchung dieses Erzes beygefügt, die im dritten Anno historico-naturali steht. Diese zeigt, daß das Gold hier würklich, nach der alten Bedeutung, vererzt sey, so daß es nicht darinn fertig, sondern nur seinen Principien nach verborgen sey, und im Schmelzofen nicht blos educirt, sondern würklich producirt werde. Möchte doch H. Delius noch mehrere Nachrichten von den Siebenbürgischen Mineralien bekannt machen!

Dm.

Neue Sammlung von einigen alten und sehr rar gewordenen philosophisch und alchymistischen Schriften,

ten, als eine neue Fortsetzung des bekannten deutschen Theatri chymici. Dritter Theil. Frankfurt und Leipzig, bey Krausen, 1771. 8. 428 S.

Hierinne befinden sich folgende Abhandlungen, als 1) *Nayfement* Traktat von dem wahren geheimen Salz der Philosophen, und von dem allgemeinen Geist der Welt. Denen Liebhabern dieser Wissenschaft ist dieser Traktat bekannt genug, welcher noch nie in der deutschen Sprache übersetzt vorhanden war. 2) Marsilii Ficini Büchlein vom Stein der Weisen, welches erstlich von dem Autore selbst in lateinischer Sprache geschrieben, hier aber ins Deutsche übersetzet ist. 3) Fürstliche und monarchische Rosen von Jericho. Das ist: Moses Testament, aus dem Hebräischen ins Deutsche übersetzet durch Hermann Ficktuld. Der ganze Proceß den Stein der Weisen zu verfertigen, ist darinne durch verschiedene Geschichte aus den Büchern Mosis beschrieben. Wer so glücklich ist, alles verborgene zu entdecken, dem wollen wir es gerne gönnen, und ihm den besten Gebrauch davon zu machen anwünschen. 4) Neuangezündt hellbrennendes Feuer, oder Mercurial-Licht, von einem wohl bekannten, doch ungenannten Freund. Nachdem der Verfasser von vielen Betrügern in dieser Kunst verführet und um viel Vermögen betrogen worden, hat er dennoch endlich den rechten Weg gefunden, und damit solcher nicht wieder verlohren gehen möge, dieses Licht angezündet. „Nimm den allgemeinen Mercur, welcher „seine jungfräuliche Natur noch hat, bringe denselben in seine „erste Materie, was er vorhero, ehe derselbe in der Erde oder „im Wasser zusammen gerunnen, gewesen ist, alsdenn wirst „du haben die rechte, wahre und aufrichtige Materiam, wo „alle Metallen in der Erde ihren ersten Ursprung genommen „haben. Da fang an, hieran hangen das Gesetz und die „Propheten, allda liegt der Haase im Pfeffer;„ was kann nun deutlicher seyn! Am Ende leget der Verfasser noch selbst das aufrichtige Geständniß ab, daß wohl schwerlich jemand aus seinem Traktat das Geheimniß erlernen würde; alsdenn aber soll der Autor keine Schuld haben, und der Leser mag sich dabey beruhigen, daß es ihm Gott nicht gegönnet habe.

Na.

Johann Christian Wiegleb's, Apothekers in Langensalza, Vertheydigung der Meyerischen Lehre

vom acido pingui gegen verschiedene darwider gemachte Einwürfe. Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung, 1770. gr. 8. 115 S.

Der V. zieht in gegenwärtiger Schrift wider zwey Gegner auf einmal zu Felde. Der erste ist der Prof. Jaquin in Wien und der zweyte Michael Friedr. Böhm, oder besser zu sagen Prof. Spielmann in Straßburg. Ersterer behauptet in einer Schrift: examen chemicum doctrinae Meyerianae de acido pingui, et Blakianae de aëre fixo, respectu calcis etc. die Erscheinungen, welche der lebendige Kalk macht, entstehe von einer fixen Luft, nach der Blakischen Theorie. Nach dem ersten Satze des Jaquins sollen alle Körper der Natur, sowol trockne als flüßige, mit einer fixen oder fest gemachten Luft, welche in diesem Zustande keine Elasticität merken läßt, bald mehr, bald weniger erfüllt seyn. Um deutlicher zu reden, wollen wir die Erklärung dieser Erscheinungen nach der Hypothese des Jaquins hierher setzen: „Der rohe „Kalkstein ist in seinem natürlichen Zustande mit vieler fixen „Luft angefüllt gewesen, daher seine Festigkeit und Unauflöslichkeit im bloßen Wasser gekommen. Nachdem demselben „aber durch lange Glühung seine fixe Luft entzogen worden, „so geschehe es, daß wenn derselbe nunmehro mit Wasser übergossen werde, daß diese von aller Feuchtigkeit und Luft entblößte Erde, gleichsam höchst durstig, mit der größten Begierde und Gewalt, sowol Wasser als Luft in sich ziehe, „und daher denn die große sichtbare Aufwallung und Erhitzung „entstehe. Die Luftleere Erde aber habe dadurch eine auflösliche und fressende Eigenschaft erhalten.„

Wem fällt nicht sogleich von diesen Erklärungen das Lächerliche in die Augen? Da Jaquin nicht das mindeste von der salinischen Eigenschaft des Kalks, welche das Wasser, so drüber geschüttet wird, an sich nimmt, erwehnet.

S. 18. fragt der V., „wenn die Eigenschaften des lebendigen Kalks blos von der Entziehung der Luft entstehen, so „sage man mir, warum Thon, Kiesel, Leimen, Glas, Alabaster, Frauenglas u. dergl. nicht auch zu lebendigen Kalche „werden, welche doch alle auch im Feuer ihre fixe Luft verlieren müssen; und warum hingegen nur diejenigen Steinsorten und Erden dazu geschickt sind, welche in ihrem rohen „Zustande sich von Sauren auflösen lassen?„ Die bloße Entziehung der Luft und des Wassers muß also wenig oder gar keine Schuld haben, sondern es muß ein drittes Wesen die Ur-

Ursach an den Erscheinungen seyn, welche bey dem Kalklöschen entstehen. S. 24. wird das schwankende der Lufthypothese aus Jaquins eignen Worten erwiesen, und, daß es weiter nichts als eine scheinbare Einbildung seye. Wenn der völlig gelöschte Kalch im Salpetergeiste aufgelöset wird, so entstehet eine Hitze. Hingegen entstehet eine brausende Aufwallung ohne Hitze, wenn gebrannter Kalchstein in diesem Geiste aufgelöset wird. Alles Beweise wider die Jaquinische Lufthypothese. Sinnreich ist der Versuch S. 27. wenn Jaquin in zwey, vermittelst einer nach oben gebogenen Röhre, verbundenen Gläsern das Kalchwasser durch die eben aus einer brausenden Mischung, austretenden Luft, getrübt und niedergeschlagen hat. Sinnreicher aber vertheydigt der V. diese Erscheinung nach der Meyerischen Theorie. Wer sich einen deutlichen Begriff von demjenigen schwefelähnlichen Wesen machen kann, vermittelst welchen die Kalcherde in Wasser aufgelöset werden kann, der begreift leicht, daß wegen dieser Aehnlichkeit auch der Schwefel in Kalchwasser aufgelöset wird. Wenn die Gegner alle Eigenschaften des gebrannten Kalches blos von der Abwesenheit und dem Verluste seiner fixen Luft herleiten, so fällt die Nichtigkeit dieser Hypothese auch dadurch sehr deutlich in die Augen, daß man alkalische Salze mit gebrannten Kalche vermischt, und dadurch in der Causticität ungleich mehr erhöhen können. Hat nun dieses kaustische Salz nicht dem Feuer ähnliche Würkungen? und zwar, weil ihm das principium ignis beygemischt worden. Dieser Beytritt verhindert aber nicht, daß diese Salze verschiedene Eigenschaften behalten, welche denen reinen alkalischen Salzen auch zukommen, obgleich die Gegner sie nicht dafür erkennen wollen. Aufgelöstes kaustisches Alkali, oder auch der kaustische Spiritus, stoßen, wenn sie mit Sauren vermischt werden, einen offenbaren merklichen Dampf von sich, welches nicht geschieht, wenn die Alkalien nicht kaustisch sind. Unmöglich lassen sich diese Erscheinungen erklären, wenn diese Salze als Luftleere Körper betrachtet werden; nimmt man hingegen die Feuersäure an, so gleich ist man mit der Erklärung fertig.

Im zweyten Theile dieses Buchs bemühet sich der V. die Streitschrift des Michael Friedr. Böhms, so den Titel führet, examen acidi pinguis, zu widerlegen. Es wird gewiesen, warum Meyer dieser Säure den Beynamen pingue gegeben; ferner, daß sich Böhm irre, wenn er behauptet, Meyer hätte sein acidum pingue an die Stelle des bekannten Phlogistons gesetzt. Dieses seye ein allzugemeiner Ausspruch, und der

Meyerischen Meynung zuwider; Meyer habe die Wirkungen dieser beyden Wesen nicht mit einander verwirrt, sondern solche sehr wohl von einander unterschieden. Die Meyerische Definition davon ist diese: es bestehe das Phlogiston aus der Materie des Lichts, dem acido pingui und einer zarten Erde; daraus erhellet, daß das acidum pingue und das Phlogiston in einigen Fällen einerley Wirkungen hervor bringen könne, da das erstere Wesen, an der Zusammensetzung des letztern mit Theil hat. Böhm will übrigens den Wesen, welches Meyer acidum pingue nennt, gar keine Säure zugestehen, weil es keine offenbaren Wirkungen einer Säure äussere. W. sagt endlich S. 63. mit Meyern: Was eine Kalcherde im Wasser auflöslich machen soll, muß eine Säure seyn, diese Säure ist nun höchst flüchtig, folglich sehr schwer blos darzustellen. S. 86. werden auch die Zweifel, welche Böhm wider die fette Natur des causlici gehabt, von dem V. gehoben. Dem Recensenten gefällt, daß Böhm sich mehr auf das Wort causticum, als acidum pingue einschränkt, weil es der Natur des Wesens mehr angepaßt ist. Daß Silberglett und Mennige etwas aus dem Feuer annehmen, und wie der Kalchstein im Feuer kaustisch werden, ist ein starker Beweis für die Wieglebische Meynung, und dieses kann Böhm S. 94. selbst nicht läugnen. Im Anhange beantwortet und widerlegt der V. 11 Sätze die wider das Meyerische acidum pingue gemacht worden, und zwar sehr scharfsinnig. Der erste Satz klingt ziemlich absurd und widersinnig: acidum pingue, si datur, erit vel corpus simplex vel compositum, sed neutrum est. Gleichwie der Löwe ein grimmig Thier ist ꝛc.

Pm.

Mineralogische Belustigungen, zum Behuf der Chymie und Naturgeschichte des Mineralreichs. Sechster und letzter Theil, mit Kupfern. Leipzig, bey Joh. Friedr. Heinek und Faber, Buchhändler in Copenhagen, 1771. gr. 8.

Wir wiederholen das günstige Urtheil, welches von den vorigen Theilen dieser mineralogischen Belustigungen, in der Bibliothek gefällt worden. Auch ist die Erinnerung, daß sich die V. mehr auf die Mineralogie einschränken möchten, nicht fruchtlos gewesen. Die sechs Kupferplatten sind ziemlich gut gestochen. Unter Bernd's weitläuftiger Abhand-

handlung, wie Körper am Gewichte durch die Verkalchung zunehmen, vermissen wir des Leibarzt Vogels schön geschriebene Dissert. über eben diesen Gegenstand de incremento ponderis &c. Zwey Unzen Zinn in einer gläsernen hermetisch versiegelten Retorte zwey Stunden im Feuer gehalten, hat nach der Verkalchung 12 Gran am Gewichte zugenommen. Die mehresten Aufsätze sind aus den Pariser Memoires genommen. Des Direktor Marggrafs Aufsatz von einer merkwürdigen Verflüchtigung des Flußspathes, ist aus den Berlinet Memoires. Dieser Theil ist von 486 Seiten, nebst einem weitläuftigen Register. Der Herausgeber will diese Schrift unter einem veränderten Titel fortsetzen.

Tt.

8. Mathematick.

L. Euler Dioptricae Pars I. de explicatione principiorum, ex quibus constructio tam telescopiorum quam microscopiorum est petenda. 1769. 4. Petersburg, in Verlag der Akademie, 32 Bogen 3 Kupfert.

Pars II. De constructione telescopiorum dioptricorum cum appendice de Constructione telescopiorum catadioptricorum. 1770. 4. 74½ Bogen 2 Kupferbl. Pars III. de Constructione Microscopiorum tam simplicium quam compositorum. 1771. 4. 56 Bogen.

Man sieht aus der bey dem Titel angezeigten Anzahl der Bogen, daß dieses Werk überaus weitläuftig angelegt ist. Hr. E. nimmt auch in der That darinn alles zusammen, was er in den Memoires verschiedener Akademien schon seit vielen Jahren in einzeln Abhandlungen geliefert hat. Wir haben daher hier auch nicht viel neues gefunden. Indessen war es sehr gut, daß Hr. E. sich die Mühe genommen, die Sache in einige Ordnung zu bringen. Etwas mehr Kürze und Geschmeidigkeit hätte um so viel eher dabey erhalten werden können, als Hr. E. sein Werk nicht bey den allerersten dioptrischen Gründen anfängt, sondern diese und damit auch Leser, die sie

bereits wissen, voraussetzt. Er fängt sogleich bey dem durch eine Linse herfürgebrachten Bilde an, um zu zeigen, worinn die verschiedene Arten von Undeutlichkeit bestehen, und wie jede derselben theils genau, theils auch nur beynahe in Formeln ausgedruckt werden könne. Eben dieses nimmt Hr. E. sodann auch für den Fall vor, wo mehrere theils von einander entfernte, theils zusammengefügte Linsen, sowohl von einerley als von verschiedenem Glase, vorkommen, und bemüht sich für alle diese Fälle Formeln zu geben, wodurch der Grad der Undeutlichkeit, die scheinbare Größe, die Klarheit und das Feld des Uebersehens bestimmt werden. Wir wollen die Hofnung noch nicht aufgeben, daß alles dieses künftig noch merklich geschmeidiger werde gemacht werden können. Der zweyte Band macht nun eine Anwendung der im ersten gegebenen allgemeinen Theorie auf die Fernröhren aus. Hr. E. theilt sie in drey Hauptarten, wo nemlich 1. das Augenglas eine Hohllinse und das Bild aufgerichtet oder 2. das Augenglas eine erhobene Linse und das Bild umgekehrt ist; oder endlich 3. wo mit Zuziehung mehrerer Gläser das Bild wiederum aufgerichtet erscheint. Den Beschluß macht, wie bereits auf dem Titel erwähnt worden, die Beschreibung der Fernröhren, wo nebst den Gläsern auch Spiegel gebraucht werden. Im 3ten Bande wird erstlich eine allgemeine Betrachtung über die Vergrößerungsgläser vorausgeschickt. Darauf hin werden die einfachen besonders betrachtet. Die zusammengesetzten nimmt Hr. E. sodann nach der Ordnung vor, wie die Frage, ob kein, oder ein oder zwey wirkliche Bilder dadurch entstehen. Bey allen kömmt auch die Untersuchung vor, wiefern sie, wenn Linsen von verschiedener Art Glases gebraucht werden, vollkommener gemacht werden können.

P. M. Hell Ephemerides astronomicae anni bissextilis, 1772. adjectis observationibus et appendice. 8. Wien, bey Trattner.

Der Pater Hell ist mit der Beschreibung seiner Lappländischen Reise so ganz beschäftigt, daß er auch diesen Jahrgang seinem Gehülfen, P. Pilgram, zu berechnen überlassen. Dieses konnte er nun ganz wohl thun, weil der Grund, warum diese Ephemeriden den Liebhabern nicht so angenehm sind, als sie seyn könnten, eigentlich darinn liegt, daß sie um wenigstens ein halbes Jahr zu spät auf die Leipziger Messe kommen. So aber verzieht der Verleger zu seinem größten Nachtheile damit

so

so lange, daß gewöhnlich das Jahr schon halb zu Ende ist, ehe man das Werk in den Buchläden ansichtig wird. Die Einrichtung des Werkes ist für 1772. so wie bisher. Hingegen sind die angehängten Verzeichnisse astronomischer Beobachtungen minder zahlreich, da der Verfasser sich Raum vorbehalten hat, die neulich in England herausgekommenen Mayerschen Mondstafeln beyzufügen. Dadurch hat er unstreitig denen, welche sich die Englandsche Ausgabe nicht füglich anschaffen können, einen guten Dienst erwiesen.

Sh.

C. A. Fr. Dankwart, de barometro itinerario et aliquot altitudinibus barometro exploratis. 1770. 4. 3 Bogen 1 Kupferbl. Wittenberg, gedruckt bey Dürr.

De Methodis montium altitudines metiendi, Dissertatio. 1771. 8. 3 Bogen ein Kupferbl. Breslau, bey Korn.

Der Verfasser der zweyten dieser Schriften soll, so viel wir vernehmen, der Hr. P. Zeplichal seyn, der sich bereits durch andere Schriften bekannt gemacht hat. Er durchgeht anfangs die geometrischen Methoden die Höhe der Berge zu messen, und nimmt dabey auch den Fall mit, wo die Strahlenbrechung in die Bestimmung der Höhe einen merklichen Einfluß hat. Hierauf durchgeht er, meistens Erzählungsweise, was man bisher, um die Höhe der Berge, vermittelst des Barometers, zu messen gethan hat. Er hält sich zuletzt an die Methode des Hrn. de Luc, die in der That einige Vorzüge hat. Indessen gesteht er, daß er die Lambertsche Abhandlung über die Barometerhöhen nicht bey der Hand habe, und demnach, was darinn befindlich seyn möchte, übergehen müsse.

In der ersten bemeldten Schrift beschreibt Hr. D. sowohl das Sulzersche als sein eigenes Reisebarometer. Die Einrichtung von beyden kömmt überhaupt betrachtet darauf an, daß das Barometer auf der Reise, ohne sich zu verrütten bequem mit sich geführt, und so oft man es gebrauchen will, wieder ins Gleichgewicht mit der äussern Luft gesetzt, auch die Höhe desselben leicht bestimmt werden könne. Der Verfasser gebrauchte sein Barometer auf einer 1768. im Brachmonat und Heumonat mit einem Hrn. von Gersdorf auf das Riesengebürg

bürg nach der Lausnitz und Böhmen vorgenommenen Reise, und giebt in einer Tafel, die in verschiedenen Oertern, nebst den zu gleicher Zeit in Meffersdorf und Wittenberg angestellten Beobachtungen an. Den 21 Brachmonat fand er auf der Schneekuppe die Höhe des Barometers von 22 Zoll $10\frac{3}{10}$ Pariserlinien, da es an gleichem Tage zu Meffersdorf 26 Zoll $2\frac{1}{2}$ Linien, zu Wittenberg 27 Zoll $9\frac{4}{10}$ Linien hoch stunde. Das Reaumürsche Thermometer war damals an bemeldten drey Oertern $4\frac{2}{10}$, $11\frac{1}{2}$, $11\frac{4}{10}$ Gr. bey Regen und Westwinden. Wir schätzen daraus die Höhe der Schneekuppe über Wittenberg von 5000 Fuß.

Ik.

Kurzgefaßte Beschreibung verschiedener Maschinen und eines Koch und Bratofens, zum Gebrauche und Nutzen der Oekonomie zu Closter-Bergen im Großen errichtet. Mit acht Kupfertafeln erläutert. Leipzig, bey Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn, 1772. 11 Bogen in 8.

Der Erfinder und Verfasser ist der vormalige Abt zu Closter-Beraen und jetzige Consistorialrath Herr Hähn. Die hier beschriebene Maschinen haben keine ausserordentliche, oder vorher ganz unbekannte, Einrichtung; das vorzügliche bestehet darinn, daß sie zur rechten Zeit, am rechten Orte, an der Stelle unvollkommenerer Werkzeuge, mit einem, den Absichten, Einkünften und Vortheilen angemessenen, Aufwande, angeleget worden sind. Wir wollen es mit des H. Verf. eigenen Worten ausdrücken: Es sind dieses keine aus Vorwitz ersonnene, sondern aus dringender Noth erfundene, Sachen; Es sind keine unnütze Spekulationen und Projekte auf dem Papiere, sondern wirklich im großen errichteten Werke; Es sind keine mißlungene Versuche, sondern durch mehrjährige Erfahrung beständigte und bewährte Stücke; Es sind keine zu gekünstelte und kostbare, sondern ganz simple und mit mittelmäßigen Kosten errichtete Maschinen; Es sind keine, nur hie und dort allein, sondern, wo nicht an allen, doch an den meisten Orten, in der Wirthschaft nöthige, nützliche Dinge; Es sind auch keine, nur für einzelne, wenige, reiche, begüterte, sondern wie für die meisten großen Landwirthe, Amtleute, adeliche Personen, also auch für die mehresten, in mittelmäßigen

Um-

Umständen sich befindende Hauswirthe, brauchbare und nützliche Werke.

Die Beschreibungen sind deutlich und interessant. Sie enthalten die Veranlassung, die mißlungenen oder nach und nach verbesserten Versuche, die Würkung und die Berechnung der Vortheile der Maschinen. Wir wollen von jeder ein paar Worte sagen. 1) Der Koch- Brat- und Backofen. Es ist ein Heerd mit Casserollöchern, davon mehrere ein gemeinschaftliches Feuer haben. Mitten auf dem Heerde stehet ein eiserner, mit einem gemauerten Mantel umgebener Brat- und Backofen. Er hat sein eigenes Feuer; doch kann man ihm auch, nach Wegnehmung gewisser eiserner Schieber, mit dem Kochheerde ein gemeinschaftliches Feuer geben. Man hat bemerket, daß, von Erbauung dieses neuen Ofens an, die sonst, von Zeit zu Zeit, im Pädagogio häufig anhaltende Krankheiten, merklich aufgehöret haben und daß in neun Jahren weder ein Scholar noch ein Lehrer gestorben ist. (Weil nemlich jetzt die Speisen besser gar gekocht werden.) Bey dem alten Ofen brauchte man wöchentlich 6 Fuder Holz; bey dem neuen nur zwey. Man erspart dadurch jährlich 208 Klaffter.

2) Die verbesserte Pfahlramme. Bey der alten Ramme hatten 16 Arbeiter in 24 Tagen 15 Pfähle, jeden 8 Fuß tief eingerammet. Weder die Ramme noch die Arbeiter taugten etwas. Der H. V. ließ also jene besser einrichten; so daß er diese größtentheils entbehren konnte. Es wurde nemlich ein Kloben, ein Haspel und ein Fallhacken hinzugethan. Nun waren vier Arbeiter hinreichlich; und sie rammeten in 4 Wochen 20 Pfähle ein.

3) Dreyfache Art einer Dreschmaschine. Die von andern vorgeschlagene Maschinen waren zu componirt. Mit dem Dreschflegel wollte man sich nicht einlassen, weil er zu viel Kunst erfordert, selbst wenn er von Menschenhänden geführet wird. Man versuchte es also erstlich mit Stampfen, die unten eingekerbet waren. Ihrer waren eilfe; und sie wurden durch einen Ochsen, auf einem schiefliegenden Tretrade, beweget. Die zwote Art war ein eingekerbter abgekürzter Kegel, mit welchem das Getraide ausgewalzet wurde. Wenn der Ochse und die Arbeiter fleißig waren, so konnten sie alle Stunden 1½ Schock auswalzen. Das Korn wurde reiner aus dem Stroh gebracht als durch den Flegel. Alles dieses wird durch einen Auszug aus dem Kornregister bewiesen. Die dritte Art war darinn verschieden, daß sie von einem Paar Pferden, wie

die Roßmühlen, bewegt wurde. Man kann auch den wagrechten Arm, an welchem ein oder zwey abgekürzte Kegel hängen, unmittelbar von Menschen oder Pferden umdrehen lassen. Und diese Vorrichtung ist so einfach, daß sie jeder Bauer nachmachen könnte. Auf freyem Felde kann dieses auswalzen unter einem Gezelt geschehen.

4) Ein Wasserrad zu Wässerung der Wiesen. Eine von den Hauptabsichten dabey war, die Maschine so einzurichten, daß man sie, in nassen Zeiten, oder im Winter bey dem Eisgange wegnehmen, oder überhaupt von einer Wiese zur andern bringen konnte, endweder schwimmend, oder zerlegt auf einem Wagen. Es war ein gewöhnliches unterschlächtiges Schaufelrad, mit 24 am Umkreis befestigten Schöpfkästen, die aus dünnen Bretern, in Gestalt viereckigter abgekürzter Pyramiden, zusammengesetzt waren.

5) Eine Winde, die Säcke auf die höchsten Böden zu ziehen, hatte nichts besonders, als daß sie, das Poltern zu vermeiden, nicht auf dem Boden, sondern unten auf der Erde angelegt wurde.

6) Verschiedene Arten die Glocken zu läuten, ohne die Glocke selbst zu bewegen. Von den sechs hier abgebildeten und beschriebenen Vorschlägen sind zween im Großen, mit guter Würkung ausgeführet worden. Der H. V. räumet ein, daß der Klang nicht mehr so hell, stark, rein und harmonisch sey; glaubt aber, die Schuld liege nur daran, daß der Hammer nicht an die rechte Stelle anschlage, oder die läutende Personen nicht genug abgerichtet seyen. Wir sind nicht dieser Meynung; sondern glauben, daß die Bewegung der Glocke selbst, und der freye Hang des Schwengels einen großen Unterschied mache. Wenn der Schwengel angestoßen, nicht angeworfen, wird, und nicht schnell genug von der Glocke abspringt; so leidet dadurch der Ton, oder eigentlicher das Ohr, gar sehr. Deswegen legt man dem Hammer, bey Uhren und Glockenspielen, eine Feder unter den Stiel, oder man giebt ihm einen biegsamen elastischen Stiel, oder eine andere gleichgültige Einrichtung.

7) Eine Schrot- und Mahlmühle. Sie wurde an ein bereits vorhandenes Tretrad einer Wasserkunst mit angefügt, (so daß es wechselsweis diese oder jene in Bewegung setzte.) und war übrigens von gewöhnlicher Einrichtung.

8) Verbesserung der ehemals errichteten Wasserkunst. Die erste hatte Hr. Oberconsistorialrath Silberschlag angelegt. Sie brannte völlig ab und wurde eben so wieder gebauet. Es wur-

wurden daran erstaunlich schwere Balken, vermittelst eiserner Rollen auf planis inclinatis gehoben; dieses verursachte wöchentlich Reparationen. Ausserdem lagen die Röhren nicht tief genug in der Elbe, und nicht wagerecht, sondern waren auf- und niedergehend geführt; daher gab die Maschine oft Luft statt Wassers, und nachgerade war sie auch nicht mehr im Stande, das aus der Elbe aufs neue einfliessende Wasser über die Anhöhe hinüber zu saugen und den Heber zu füllen. Der H. V. verbesserte alle diese Mängel, dadurch, daß er die Röhren tief genug und von der Elbe bis zum Bassin oder Brunnen wagerecht legte; und daß er die Pumpen durch einen gekrümmten Zapfen und Schwengel bewegte. Nun giebt die Maschine im Sommer und im Winter, bey seltenen Reparaturen, ohne daß man das Kunsthaus mit einem Ofen zu erwärmen braucht, mit weit minderer Kraft, viel mehr Wasser.

Genaue Berechnung der Sonnenfinsternisse und Bedeckung der Fixsterne vom Monde, von G. F. Tempelhoff, mit 4 Kupfertafeln. Berlin, bey Haude und Spener, 1772. 6 Bogen in 8.

Warum sind die übrige Wissenschaften, besonders die Philosophie, die der Meßkunst so gern den Vorzug streitig machen wollte, so unendlich weit zurücke geblieben? So fragt der Herr Verfasser (wir waschen uns die Hände!) und antwortet sich selbst: Die Ursache ist wohl, daß der Philosoph, und vorzüglich der Metaphysicker, ein größeres Vergnügen empfindet, wenn er seiner Einbildung folgen kann, als wenn er sich an die strengen Gesetze der Erfahrung binden muß. Statt daß der Astronom bey einem verdrießlichen Calcul schwitzen muß, gehet der Metaphysicker auf eine angenehme Art die Wege der Natur durch, so wie sie ihm seine Einbildungskraft vorzeiget. Er siehet da viele herrliche Sachen, wo der Mathematicker nichts sieht; er schaft sich ganze Welten, (giebt Unterricht über die mögliche Welten) wenn dieser die gegenwärtige noch nicht begreifen kann. Doch muß auch der Astronom nicht mehr schwitzen, als es nöthig ist. Gegenwärtige Abhandlung hat die Absicht, ihm die sonst mühsame Berechnung der Sonnenfinsternisse zu erleichtern. Der H. V. unternahm es, die bekannte Art der Projektion in Formeln zu bringen. Die er herausbrachte, schienen ihm so bequem zu seyn, daß er glaubte, praktischen Astronomen nicht

zu

zu mißfallen, wenn er sie ihrer Beurtheilung übergäbe. Wir zweifeln ganz und gar nicht, daß ihnen dieses Geschenk sehr angenehm seyn werde; zumal die schönen Aufgaben von Anwendung der Beobachtungen. Denn diese ist es eigentlich, die dem Astronomen die auf das Beobachten gewendete Mühe bezahlen muß; nicht die Ehre eine Sonnenfinsterniß voraus gesagt zu haben. Der H. V. war bisher als ein glücklicher Analyste bekannt; nun zeigt er sich auch als einen Astronomen von großen Einsichten und seltenen Fähigkeiten. Wir wollen ihm, zu seinen künftigen Arbeiten, einen aufmerksamern Kupferstecher, oder einen sorgfältigern Correktor wünschen. In gegenwärtigen Figuren sind eine Menge Linien und Buchstaben vergessen, oder falsch gesetzt. Nun kann zwar ein jeder, der die Abhandlung gebrauchen kann, auch diese kleine Unrichtigkeiten verbessern; aber es ist doch unbillig, daß jeder für sich suchen soll, was einer für alle hätte finden können. Um einige Beyspiele zu geben, Fig. 1. stehet I statt E; und HK, wie auch O und R sind vergessen. Fig. 2. fehlen d, n, Y und P. Fig. 8. fehlen Q und O. Fig. 9. stehet für g ein I. Fig. 10. fehlet a und N. Fig. 13. fehlet A. Fig. 16. fehlen x, Y und G. u. s. f.

St.

9. Kriegswissenschaft.

Karl August Struensees Anfangsgründe der Kriegsbaukunst. Erster Theil, so von der Befestigungskunst im Felde handelt. Leipzig und Liegnitz, in der David Siegertischen Buchhandlung, 1771. 1 Alphab. 4 Bogen 8. nebst 40 Kupfertafeln.

Die meisten Anweisungen zur Kriegsbaukunst reichen gemeiniglich nur hin, die Kunstwörter verständlich zu machen, und die jetzt übliche Einrichtung der Festungen zu erklären. Zumal bleiben die französische Verfasser meistens bey der Baubanschen Methode stehen. Von den eigentlichen Gründen aber, worauf diese Wissenschaft beruhet, sucht man vergebens Unterricht. Bey den meisten ist auch an der Methode und Ordnung vieles auszusetzen. Hierzu kommt noch, daß man gemeiniglich diese Wissenschaft so vorträgt, wie sie ein Ingenieur braucht: der H. V. hingegen hat häufig Gelegenheit ge-

gehabt, seinen Unterricht so abzufassen, wie ihn jedweder Officier von der Infanterie nöthig hat, und deswegen sein Augenmerk vornehmlich auf Feldbefestigung und auf die Lehre vom Angriff und der Vertheydigung einer Festung zu richten. Dieses sind die Gründe, die ihn bewogen haben, den nach und nach daraus erwachsenen schriftlichen Unterricht durch den Druck bekannt zu machen. Ich bin nicht so eitel (sagt der H. V.) daß ich behaupten wollte, als wenn von mir neue und wichtige Entdeckungen in der Kriegsbaukunst wären gemacht worden. Verdiene ich durch die Ausgabe dieser Schrift einigen Dank; so will ich darauf blos aus dem Grund einigen Anspruch machen, weil ich die aus andern Schriftstellern gesammlete Wahrheiten deutlich vorgetragen, und in einen gehörigen Zusammenhang gebracht habe. Der H. V. giebt gleich anfänglich ein Verzeichniß derjenigen Schriften, deren er sich vornehmlich bedient hat; wir haben aber gefunden, daß er nichts weniger als ein bloßer Sammler gewesen ist. Er läßt sich durch das Ansehen der Schriftsteller nicht dahin reisen, ihren Vorschlägen und Aussprüchen sogleich Beyfall zu geben; sondern er untersucht sie strenge und führet gegen manche scheinbare Vorschläge sehr wichtige Gründe an. Dieses ist unter andern den Folardischen Erfindungen häufig begegnet.

Das ganze Werk wird 3 Theile haben. Im gegenwärtigen ersten wird die Feldbefestigung abgehandelt. Im zweyten soll die Beschaffenheit der Festungen und eigentlichen Kriegsplätze angewiesen werden; und im dritten der Angriff und die Vertheydigung einer Festung. Wie ordentlich der H. V. in seinem Vortrag ist, siehet man aus dem sehr umständlichen tabellarischen Inhalt, der diesem ersten Theil vorangesetzt ist. Und in Ansehung der Deutlichkeit und des ungekünstelten, philosophirenden und unterhaltenden Tones hat uns der Vortrag so wohl gefallen, daß wir das ganze Buch, seines uns ziemlich bekannten Inhaltes ohngeachtet, mit Vergnügen durchgelesen haben. Wir werden, um auch den Leser vorläufig damit bekannt zu machen, einige Stellen, ohne große Auswahl hierher setzen; wenn wir vorher die Einrichtung dieses ersten Theils, dem Hauptinhalt nach, werden angezeigt haben. Ausser einer Einleitung, von der Geschichte und dem Nutzen der Kriegsbaukunst, besteht die Abhandlung aus zwey Hauptstücken. Das erste handelt, von dem Bau der im Felde vorkommenden Feldschanzen, und zwar, in besondern Abschnitten: von der Brustwehre; von den Mitteln das Ersteigen beschwerlich zu machen; vom würklichen Bau der Brustwehre;

von

von den kleinern Schanzen; von Anwendung und Gebrauch dieſer kleinern Schanzen zu Befeſtigung eines Lagers, Dorfes, ſchmalen Weges, Ufers, der Seeküſte (theils gegen eine Landung, theils zur Sicherheit unſers Ueberganges) einzelner Häuſer und kleiner Städte. Die Abſchnitte des zweyten Hauptſtückes handeln vom Angriff und von der Vertheydigung der kleinern Feldſchanzen, Brückenſchanzen, einzelner Häuſer, verſchanzter Dörfer, befeſtigter Lager, und kleiner, mit einer Mauer umgebener Städte.

Vor dieſem verlangte und verſprach man lauter unüberwindliche Feſtungen; jetzt begnügt man ſich, den Begriff einer unüberwindlichen Feſtung lächerlich zu machen. In beyden gieng man zu weit. Wie richtig zeigt der H. V. die Mittelſtraße S. 4.: Gedenken wir uns eine vollkommene Feſtung, ſo ſollte es dem Feind eigentlich gar nicht möglich ſeyn, irgend einen Angriff darauf, mit Hofnung eines glücklichen Erfolges, vorzunehmen. Und iſt es uns gleich nicht möglich, dergleichen Feſtung anzugeben, oder zu erbauen; ſo dient uns doch der davon gebildete Begriff zu einem Maasſtab, um die übrigen Feſtungen darnach zu beurtheilen, die deſto vollkommener ſind, je mehr ſie ſich dieſem Begriff nähern.

Man hat gegen die Feſtungen eingewendet, daß ſie, in den Händen des Feindes, dem Staat gefährlich werden. Der Hr. V. antwortet ganz natürlich: Wenn der Feind uns eine große Summe Geldes wegnimmt; ſo bedient er ſich derſelben zu unſerm größten Nachtheil. Wer wollte aber daraus den Schluß ziehen, daß es beſſer wäre, kein Geld zu haben? (Manchmal wäre der Schluß dennoch ſo uneben nicht. Es hat Völker gegeben, die frey blieben, weil ſie arm waren.)

Wie dringend ſind S. 35. die Beweggründe, wodurch die Officier, zu Erlernung der Kriegsbaukunſt, aufgemuntert werden: Ein jeder Officier muß ſich vorſtellen, daß er Befehlshaber in einer Feſtung werden kann. Iſt er nun in der Kriegsbaukunſt völlig unwiſſend, oder hat er nur eine ſeichte Kenntniß derſelben, wie ſoll er es alsdenn anfangen, wenn er belagert wird? Soll er ſeine Zuflucht lediglich zu dem Ingenieur nehmen? ſo iſt er ja nur der zweyte in der Feſtung; ſo führt er nur das aus, was der Ingenieur ihm aufgetragen hat, und doch muß er die Verantwortung davon über ſich nehmen; ſo kommt die Ehre der Vertheydigung blos auf den Ingenieur. Ein jeder Officier muß ſich vorſtellen, daß ihm die Belagerung einer Feſtung aufgetragen werden kann u. ſ. f. Ein jeder Officier muß ſich endlich vorſtellen, daß ihm der

Der

Befehl über ein ganzes Heer übergeben wird, und daß er in den Fall kömmt, sich und sein Heer durch eine Verschanzung in Sicherheit zu setzen.

S. 193. bis 196. kommen artige Untersuchungen vor, über die unbestrichene Winkel der vieleckigten Schanzen, die lauter auswärtsgehende Winkel haben. Die Summe dieser Winkel beträgt immer 360 Grade, wie sich leicht auf eine allgemeine Art zeigen läßt, da jeder einzelne der Nebenwinkel des Polygonwinkels, folglich dem Centriwinkel der Figur gleich ist, und da dieser Winkel so viele sind, als die Figur Seiten hat. Gewissermaßen hat also kein Vieleck vor dem andern, in diesem Stück, den Vorzug. Allein, da wenige, große Winkel, die nicht bestrichen werden können, dem Feind bessere Gelegenheit zum Angrif geben, als mehrere kleine, ob diese gleich zusammen eben so viel ausmachen, wie jene; so sind die Schanzen immer vortheilhafter, je mehr Seiten sie haben; folglich die runde die allervortheilhafteste, weil ihre unbestrichene Winkel unendlich klein werden können. Jeder Soldat stellt nemlich hier eine Seite des Vieleckes vor. Aber warum sind bisher dergleichen Schanzen nicht gebraucht worden? Der H. Verf. weis keine andere Ursache, als weil sie, der gemeinen Meynung nach, bey ihrer Berechnung und Erbauung weit mehr Mühe machen, als andere. (Es ist hier blos die Rede von solchen Schanzen, die sich nur von vorne vertheydigen sollen. Denn bey Werken, die Seitenvertheydigung nöthig haben, oder gar bey ordentlichen Festungen, darf gewiß niemand vom H. Verf. erwarten, daß er die runden Wälle, die man neuerlich wieder hervorgesucht hat, billige.)

Gegen die schiefe Vertheydigung werden S. 235. sehr einleuchtende Gründe angeführt, die sich überhaupt auf jede gar zu künstliche Vertheydigung (nemlich auf jede Vertheydigung, die bey dem gemeinen Mann allzuviele Fähigkeit voraussetzet) anwenden lassen, zum Beyspiel auf die gerade Vertheydigung der hinter einander liegenden, stufenweiß höher werdenden, aber ziemlich weit von einander entfernten Werke: Was die schiefe Schüsse der Soldaten betrift, so gebe ich gerne zu, daß, an und für sich betrachtet, keine sonderliche Schwürigkeit dabey ist, zumal wenn der Winkel nicht zu sehr schief ist. Man stelle sich aber Soldaten vor, die in der Hitze des Streites sind, die von allen Seiten Feinde andringen sehen, die in beständiger Lebensgefahr sich befinden, und die überdem noch das Eindringen des Feindes in ihre Verschanzungen, entweder auf dieser oder auf jener Stelle, fürchten: und dann urtheile man,

man, ob dieſe Soldaten wohl ſo viel kaltes Blut behalten werden, um nach einem gewiſſen Winkel zu ſchieſſen, oder ob ſie nicht vielmehr jedesmal froh ſeyn werden, wenn ſie ihr Gewehr abgefeuert haben, es mag nun geſchehen nach welcher Richtung es wolle.

Die Frage, ob es beſſer ſey, das Lager durch eine geſchloſſene Verſchanzung, oder durch ein paar Reihen einzelner Redouten, zu befeſtigen, wird S. 260. ſo entſchieden: Hat man nur wenig Truppen, und will man auf alle Art und Weiſe ein Gefecht vermeiden; ſo erwähle man eine zuſammenhängende Verſchanzung und führe ſie ſo ſtark als möglich auf. Sähe man es aber gerne, daß der Feind ſich in ein Treffen einließe, und haben wir Truppen genug; ſo erwähle man die Redouten, weil man hier mehr Freyheit behält, von allen vorfallenden Umſtänden Nutzen zu ziehen.

Wir wollen mit einer Anmerkung des H. Verf. ſchlieſſen, die ſich, mit einiger Veränderung, überhaupt auf alle übertriebene Vertheydigungs-Projekte anwenden läßt, bey denen man von dem Soldaten eine zum Unſinn ausartende Hartnäckigkeit und Geringſchätzung ſeiner Wohlfarth fordert: Man muß, bey der Vertheydigung eines Poſtens nach dem andern, der Einbildung nicht zuviel Gehör geben. So, wenn manche vorſchreiben, daß man, nach Vertheydigung des unterſten Stockwerkes eines Gebäudes, ſich in das obere Stockwerk ziehen ſoll, und wenn ſie dabey ſolche Entwürfe machen, als wenn man ſich in jeder Stube von neuem vertheydigen könnte, ſo kommt es mir vor, als wenn dieſe Leute ſich einen ſehr einfältigen Feind vorſtellen. Iſt der Feind in das unterſte Stockwerk eines Hauſes eingedrungen, ſo hat er gar nicht mehr nöthig, ſich in ein Gefecht mit denen im obern Stockwerk befindlichen Truppen einzulaſſen. Er darf ja nur Feuer anlegen, ſo werden die Soldaten von ſelbſt ſich ergeben, oder ſie werden verbrennen.

Wir ſetzen nur noch hinzu, daß der Verf. dieſer ſchätzbaren Schrift, der itzt in Dännemark durch den Fall ſeines Bruders des Grafen Struenſee, unglücklich gewordene Juſtitzrath Struenſee iſt.

St.

Die bedeckte Veſtung, herausgegeben von J. J. Schneider, Königl. Großbritanniſchen, und Churfürſtlich Braunſchweig-Lüneburgiſchen Ingenieur-Ca-

Capitaine-Lieutenant. Hannover, gedruckt bey H. W. Reuther, 1770. 8. 3½ Bogen Text, 2 illuminirte Kupfer auf halben Bogen.

Anfänglich erinnert der H. Verf., daß es besser sey, gar keine Festungen anzulegen, wenn man nicht gewillet ist, solche beständig in gutem Vertheydigungsstande zu erhalten. Alsdenn wirft er die Frage auf, ob, zu dem Endzweck unserer Festungen, wohl so starke Werke nöthig seyen? und ob es nothwendig sey, daß man alle Werke sichtbar mache? Er verneinet sie, unter andern aus dem Grunde, weil gemeiniglich die schlechtesten Truppen in Festungen gelegt würden: wenige oder gar keine Officiere, so nur einige Kenntniß von der Fortification haben: Commendanten, für die es schwer ist, so stark versteckte Defencen gehörig und zu rechter Zeit zu nutzen, u. s. f. (Ein Vorschlag zur Güte wäre, daß die Herrn Officiers sich fleißig auf die Fortification legten; bis sie alsdenn zu Commendantenstellen solcher Capitalfestungen gelangten, würden sie schon im Stande seyn, die versteckten Defencen aufzusuchen und zu nutzen.)

Die vorgeschlagene Manier bestehet aus lauter abgesonderten Werken, Bollwerken mit innerer Defension, und vorliegenden sich wechselsweis flanquirenden Ravelinen und Demilunen; alles so ziemlich auf Bilfingerische Art. Die Gräben sind überaus weitläuftig, zumal der Hauptgraben, der alle obige Werke umgiebt; so daß wir die ausgegrabene Erde nicht unterzubringen wüßten. Dieser Hauptgraben wird von einem Cirkelrunden Werke eingeschlossen, und dergleichen ist auch inwendig, gegen die Stadt zu. Der H. Verf. giebt sich S. 17, 18 und 19. viele Mühe, einen schicklichen Namen für dieses Werk aufzusuchen. Cirkel wäre nicht hinreichend, weil von einem Werk die Rede sey, welches ein Körper ist: Contregarde sage auch nicht genug, weil sie nur Facen, dieses Werk aber alle Werke, decke. Endlich bleibt der H. Verf. bey der Betitelung Manteau oder Mantel stehen, weil es eben das verrichtet, was im gemeinen Verstande von einem Mantel gesagt wird. Wir haben solche Cirkelrunde Mäntel, und zwar verschiedene über- oder um einander, angetroffen in: Christ. Ludw. von Steuben, angemerkte Fehler, welche sich noch in der Kriegsbaukunst finden, Kopenhagen, 1761. 4.; wir wissen nicht mehr, wie sie dieser Verfasser nennet, erinnern uns aber, daß er eine Stelle aus Schwentern anführet, wo dieser ebenfalls Cirkelrunde Wälle beschreibet, so

wie sie der große König Gustaph Adolph erfunden haben soll.

Diesen auswendigen Mantel nun umgiebt wieder ein Graben, und jenseits liegen große Aussenwerke, oder sogenannte Pfaffenmützen, mit Reduit und Envelope, Vorgraben und bedeckten Communications-Wegen. Diese Werke werden auf der Peripherie, in schicklichen und gleichen Entfernungen, ausgetheilet, ohne daß man auf die Lage der Werke innerhalb des Mantels einige Rücksicht nimmt.

Alle Werke sind mit Casematten versehen. Ein Umstand, der uns, wegen der übrig bleibenden Erde, um so mehr in Verlegenheit setzen würde. Der großen Kosten an Mauerwerk nicht zu gedenken.

Zum Beschluß wird der Angriff und die Vertheydigung einer solchen Festung beschrieben. So viel ist gewiß, daß sie, eben sowol als die bisherige Methoden, einen einsichtsvollen Commendanten, erfahrne Officiers, eine tüchtige Garnison u. s. f. erfordert.

H.

---

10. Philologie, Kritick und Alterthümer.

Q. *Septimii Florentis Tertulliani* contra Marcionem libri VI. Recensuit *Io. Salomo Semler.* Halae Magdeburgicae, apud Io. Christian. Hendel, 1770. 8.

und

— — — — Opera. Recensuit *Semler.* Halae, 1770. 1771. Vol. II-IV. in 8.

Zweyhundert ganze Jahre waren die Kirchenväter ein Modestudium unserer Theologen. Gleichwohl sind sie noch gar nicht erschöpft. Die Patristik war die Rüstkammer, aus welcher man sich gegen die Papisten wafnete. Aber durch das Studium der Väter Licht und Aufklärung in die Dogmatick zu bringen, die erste Gestalt der christlichen Lehre aus ihnen unpartheyisch zu lernen, zu sagen: dieser oder jener verketzerte Satz war bey den Alten Orthodoxie, es ist erlaubt, frey zu urtheilen, denn die Väter durften es auch, — das wagte keiner. Wer durfte es wagen im Jahrhundert der

Ca-

Calove? Abgesetzt und excommunicirt hätte man den Frechen. Die Kirchengeschichte versäumte man ganz. Vollständige und kritische Annalen der christlichen Religion, ja aller Religionen der Welt hätten wir haben können, wenn man mit dem Geist und Fleiß der Centuriatoren die K. Historie bearbeitet hätte. Aber man legte sich aufs Compendienschreiben. Es wurden Summaria, Breviaria, Auszüge, Grundrisse, kurzgefaßte K. Geschichten; — und wir bleiben an dem Orte, wo unsere Väter, Großväter und Ahnen schon seit zweyhundert Jahren gewesen sind.

Also ists der Mühe werth, Kirchenväter zu lesen und zu studiren. Also verdient Herr Dr. Semler Dank und Beyfall, wenn er durch eine gute Handausgabe einen der wichtigsten Väter unsern bequemen Kirchengeschichtschreibern, denen vor Folianten graut, in die Hände liefert. Einen der wichtigsten — Ich bin oft erstaunt, wenn ich mir die wichtigen Aufklärungen dachte, die das Studium Tertullians, des klaßischen Schriftstellers der afrikanischen Geistlichkeit, der Schriftauslegung, der Schriftgeschichte, der Dogmatick, der Kirchenhistorie, selbst der Psychologie gewähret. Durch Aufklärungen dieser Art sind der große Calixtus, Arnold, Pfaff, Mosheim und Semler dem gelehrten Pöbel und den Thoren gefährlich und verhaßt, Vernünftigen ehrwürdig und lehrreich, und der Nachwelt Beyspiele geworden. Aber nun pragmatisiert man in den Tag hinein, erschreibt sich das partheyische Lob unwissender Journalisten und eine Unsterblichkeit von sechs Wochen. Wir bitten alle diese Leute, den Tertullian zu lesen und zu lernen, daß sie nichts wissen, ehe sie die Quellen studiren.

Nun wollen wir sehen, was Hr. D. S. geleistet hat und hätte leisten sollen. Der Text ist, so viel ich sehe, mit wenigen Druckfehlern abgedruckt. Hr. S. hat die meisten alten Ausgaben verglichen oder durch Herrn Schüz in Halle vergleichen lassen; wobey wir aber doch gewünscht hätten, daß wenigstens die Varianten aus der Rigaltischen Ausgabe noch mit ausgezeichnet worden wären. Das Buch de oratione hat T. IV. p. 17-26. aus Muratori Anecdotis eine wichtige Ergänzung erhalten. In den Noten wird alles angemerkt, was die Alten aus Handschriften oder durch kritische Conjekturen geändert haben. Selten werden die Varianten beurtheilt. Junii Veränderungen kommen im IV. Bande seltener vor. Der Druck ist gut; nur hätte der Hauptgedanke jedes Abschnittes mit Schwabacher gedruckt werden sollen, denn aus Tertullians

afrikanischem Latein ist er oft schwer heraus zu finden. Auch könnte beym Anfange eines Buchs eine Tabelle stehen, damit man desto leichter den Plan übersehen könnte. Unwissende werden dies für Kleinigkeiten halten, aber der Verf. des Versuchs über die Quellen der Staats- und Kirchenhistorie mittlerer Zeit gewiß nicht.

Nun erwarten wir im Vten Bande ausser den übrigen Schriften Tert. dissertationes Tertullianeas, und sind durstig nach denselben. Daß Herr Semler ja sein Versprechen halte! Wir bitten nicht, daß er eile, es zu erfüllen, denn ein Chaos gelehrter Anmerkungen in tertullianischem Latein will die Welt nicht haben. In dem VIten B. kömmt ein Register der angeführten Schriftstellen, ein Verzeichniß der besondern theologischen Meynungen und ein Register der Latinität dieses Kirchenvaters. Vermuthlich wird das letzte ein Clavis Tertullianea, gleich dem Ernestischen zum Livius und Cicero. Entweder Herr Semler, oder Herr Schütz hätten auch wohl in den Noten manchen Idiotismus Tertullians mit zwey Worten erklären können, wie contra Marc. L. II. ult. mit Arbustiores und sonst bisweilen geschehen ist.

Einen wichtigen Mangel kann ich nicht verschweigen. Tertullian wurde bekanntlich ein Montanist. Seine theologischen Einsichten blieben nicht immer dieselbigen. Warum hat denn Herr D. S. seine Schriften nicht nach der Zeitordnung rangirt? Man höre die Antworten: 1) Andere haben es auch nicht gethan. Sollte das entschuldigen? Eben darum, dächte ich, gäbe man den Tertullian neu heraus, weil die Alten nicht genug leisten. 2) Man kennt die Schriftsteller, die über das Alter einzeler Schriften geschrieben haben, z. Ex. Mösselt, Mosheim. Wie aber, wenn man lieber in einem Buche beysammen hätte, was zum Verstande eines Verf. dient? Wenn akademische Dissertationen und kleine Schriften sich bald vergreifen oder in entfernte Provinzen gar nicht hinkommen? 3) Von einigen weis man ihr Alter nicht. Also klaßificirte man Schriften, deren Alter man weis; Schriften, deren Alter man nicht weis; Untergeschobene Schriften (denn Hr. S. zweifelt nicht ohne Grund an einigen Büchern). Ich habe dieses rügen müssen, aus Rache, weil Hr. D. S. mich des Vergnügens beraubt hat, den Gang des Geistes eines Denkers, der sich zum Fanatismus neiget, zu beobachten, und Zusätze zur Psychologie zu machen.

Bey den Deklamationen und Persönlichkeiten, durch die T. seine Gegner anschwärzt (Marc. L. I. c. 1. 2. L. IV. Prax.),

bey

bey manchen Träumen des, sonst scharfsinnigen Marcions (Marc. l. 3, c. 24. l. IV. c. 7.), bey mancher Aehnlichkeit der Thorheiten Marcions und Zinzendorfs (S. auch Euseb. K. H. l. IV. c. 11.) konnten wir uns nicht enthalten, zu wiederholen was Salomon sagt: Es geschieht nichts neues unter der Sonne.

Pr.

The Authenticity of the I. and II. chapters of St. Matthiew's Gospel vindicated, in answer to a Treatise intitled: a Free Enquiry into the Authenticity etc. London, Wilkie, 1771. (34 Seiten) 8.

und eine deutsche Uebersetzung darneben:

J. C. Velthusen, Predigers in London, gerettete Authenticität der beyden ersten Capitel des Evangeliums des heil. Matthäus, zur Beantwortung eines Traktats unter dem Titel: Freye Untersuchung über die Authenticität u. s. f. Aus dem Englischen übersetzt von J. L. Benzler. Lemgo, 1771. 6 Bogen 8.

Dies kleine wohlgeschriebne englische Büchelchen verdient vorzüglich eine Stelle in unsrer deutschen Bibliothek, nicht allein wegen der Uebersetzung; sondern mehr, weil der geschickte Verf. selbst ein Deutscher ist. Jene freye Untersuchung über die Authenticität s. f. kam im J. 1771. zu London heraus; und bald darauf unsers Verf. ursprünglich engliſch geschriebene Widerlegung oder Rettung unter dem angeführten Titel; aber nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet, auf 34 Oktavseiten heraus. Nachmals hat die Meyersche Handlung in Lemgo vor sich eine Uebersetzung davon veranstaltet; welche der Verf. wie wir hier sehen, mit einem kleinen Nachtrage zu den Anmerkungen der Londner Ausgabe, bereichert hat (S. 92. bis 96.) .... Da sein Gegner, der Verf. jener freyen Untersuchung, die Aechtheit dieser beyden Kapitel in der That mehr aus innern, als aus äussern Gründen zweifelhaft zu machen gesucht hatte: oder besser, nur allen seinen Scharfsinn gebraucht hatte, die in denselben vorkommende bekannten, und schon oft gerügeten, exegetischen

Schwierigkeiten recht hervorzuheben; so begegnet ihm hier unser Verf. (wie uns dünkt, auf dem einzigen richtigen Wege) dadurch, daß er erstl. auf die auswärtigen kritischen Gründe mehr, als auf jene, dringt: zweytens zeiget, daß sein Gegner aus den Beweisstellen manches unrichtig geschlossen habe, und drittens überhaupt die Meynung als die wahrscheinlichste ergreift, daß das wahre Original Matthäi nicht hebräisch, sondern griechisch, geschrieben; das Ebionitische Evangelium aber blos eine Uebersetzung desselben gewesen, sey — So klein diese Schrift ist: so gründlich ist sie geschrieben; und überall leuchtet hervor, daß nur Wahrheitliebe dem Verf. die Feder geführt habe: dient also abermal zum Beweise, wie sehr die Wahrheit durch vernünftiges zweifeln, und bescheidne Streitschriften gewinnt. Und wie? wenn auch jene exegetische Schwierigkeiten uns wirklich ganz unauflöslich blieben: dabey aber die äussern kritischen Gründe uns unwiderstehlich einleuchteten; würde die gerechteste Kritick nicht den Ausspruch thun, die letztern müßten den Ausschlag geben? — In der beygefügten deutschen Uebersetzung sind uns bey geschwinder Durchlesung keine sonderliche Unrichtigkeiten aufgestossen.

Jo. Dav. Michaelis Grammatica Chaldaica. Gotting. Dieterich, 1771. 8. Seite 133.

Das vorzügliche dieser kleinen Grammatick besteht darinn, daß der Verf. niemals apodiktisch verfährt, immer nur aus wirklichen Datis schliesset, und höchstens in zweifelhaften Fällen die Entscheidung aus dem so nahe verwandten Syrischen hernimmt: daß die Paradigmata sämtlich aus wirklichen Exempeln hergenommen sind: daß, bey dem Verbo, anstatt der seltenen Conjugation Ittphaphal, die, häufiger vorkommenden Schafel und Ischthaphal: und S. 88. die Namen der Monate hinzugesetzt: und besonders die Lehre vom Dageschene und forte, imgleichen von dem Status Emphaticus, in ein gutes Licht gesetzt sind. Den guten Bemerkungsgeist, der auch besonders in den Sprachen so heilsam ist, und die leichte Manier, die der V. über alle seine Sachen zu streuen weis, kennt man schon längst. Die letzten 33 Seiten geben Excerpta grammatica ex Cod. Cassellano, welche hinlänglich beweisen, daß dieser Codex in der Kritick seinen guten Nutzen haben würde.

Mn.

Joh.

Joh. Frid. Fiſcheri Proluſiones, quibus libellus Palaephati de incredibilibus emendatur, explicatur, vindicatur. Acceſſerunt orationes duae munerum novorum adeundorum cauſſa habitae. Lipſiae, ſumtu Io. Frid. Langenhemii, 1771. 8. Seite 114.

Es ſind vier Programmata, die ſeit dem Jahre 1768., bey Gelegenheit einer Rede ſind geſchrieben worden, die den Abend vor dem Neujahrstage auf der Thomas-Schule pflegt gehalten zu werden. Da der V. mit einer neuen Ausgabe des Paläphatus beſchäftigt war, aber beſorgte, daß es Unbequemlichkeiten haben möchte, wenn er alles, was zur Berichtigung des Textes, und zur Erklärung der Wörter diente, in den Noten ſagen wollte: ſo hat er dieſe Programmata zuſammen drucken laſſen. Die bekannte Gelehrſamkeit des Verfaſſers, und ſeine große Kenntniß der griechiſchen Sprache läßt erwarten, daß man gute und nützliche Sachen leſen werde. Und man wird ſich in dieſer Erwartung nicht betrogen finden.

Daß Paläphatus auch von den Alten fleißig ſey geleſen worden, beweiſet der V. aus der großen Menge noch vorhandener Manuſcripte, die nicht alle aus einer Quelle können gefloſſen ſeyn, weil ſie in den Lesarten ſo ſehr von einander abgehn. Dieſe ſo große Verſchiedenheit leitet er theils daher, weil vielleicht P. ſelbſt ſeine Schrift mehr als einmal herausgegeben und verbeſſert hat, theils weil die Grammatiker entweder aus ihrem eignen Kopfe, oder, welches wahrſcheinlicher iſt, aus Büchern gleichen Inhalts Zuſätze zum P. gemacht haben, die nach und nach in den Text gekommen ſind. In dem erſten Programm wird der Text an einigen Stellen aus der Oxfurter Handſchrift berichtigt, und im 6ten Kap. in den Worten: τον εν Λερνη δρακοντα, die Verbeſſerung von Gale: τ. ε. Διρκη δ. beſtätigt. Im zweyten wird die kritiſche Regel; daß man aus zwey Lesarten die ſeltnere und ſchönere wählen müſſe, durch Beyſpiele aus dem P. theils beſtätiget, theils eingeſchränkt. So zieht der V. im 23 Kap. das ausgeſuchtere διεφθορουν, dem gewöhnlichern διεφθειρον mit Recht vor. Da aber, wie alle Dinge, ſo auch der Werth der Wörter veränderlich iſt: ſo hat man ſehr genau auf den Gebrauch des Schriftſtellers, und ſeiner Zeitverwandten zu achten, weil ein Wort zur einen Zeit, oder auch wohl in einer Schreibart, ſchön und ſelten, zu einer andern Zeit, oder in einer

ner andren Schreibart aber, gemein und gewöhnlich seyn kann. Daher vertheydigt der V. im 23 Kap. das Wort εξηλασαν, gegen eine andre Lesart εξεδιωξαν, weil das letztre Wort von den neuern Griechen in dieser Bedeutung so häufig gebraucht worden, daß Hesychius und andre jenes durch dieses erklärt haben. Oft haben die Schriftsteller mit Fleiß, wegen des Natürlichen, des Gehörs, und wegen andrer Ursachen, gemeine Wörter und Redensarten gewählt, welchen die Grammaticker die ausgesuchteren beygeschrieben haben, die denn endlich in den Text aufgenommen sind. Zuweilen haben die Grammaticker diese seltnere Wörter aus ähnlichen Stellen eben des Schriftstellers hergenommen. Auch Abbreviaturen können zu ausgesuchtern und ungewöhnlichern Lesarten Gelegenheit gegeben haben. Dies alles beweiset der V. durch Beyspiele. So gar von Abschreibern können sie herrühren. Wenn nämlich dieselben eine Stelle abgeschrieben hatten, wo zwey Wörter, ein gewöhnliches und ungewöhnliches mit einander verbunden waren, und sie bald darauf an eine andre kamen, wo jenes gewöhnliche bey einem eben so gemeinem stand: so vertauschten sie oft aus dem Gedächtniß, dieses gemeine mit jenem ungewöhnlicherem. Hievon hat der V. bey dem Abdrucke des Cornelius Nepos Erfahrungen gehabt.

Im dritten Programm erklärt der V. einige Stellen des Palaphatus, welche die lateinischen Uebersetzer nicht verstanden haben. Er giebt unter den Uebersetzern dem Phasianus, oder Phasinianus, wie ihn andre nennen, den Vorzug vor Tollen, wie er denn auch überhaupt glaubt, daß die ältere lateinischen Uebersetzer griechischer Autoren, die neueren übertreffen. Zuerst führt er Stellen an, wo beyde den Sinn verfehlt haben. Unter diesen ist eine Stelle aus dem 47. C. in welchem das Schicksal des Hyacinths erzählt wird, welches Cap. aber der V. mit Hemsterhuis für untergeschoben hält, am merkwürdigsten. Ετοξευε μευ ὁ Απολλων, heißt es daselbst, επυει δε ὁ Ζεφυρος. μελη μεν ην τα παρ εκεινου και ηδονη. Φοβος δε τα παρα τουτου και ταραχη. Er selbst erklärt τα παρ εκεινου durch tela und sagittas, τα παρα τουτου durch flamina, und μελη ist ihm cura, amor, deliciae, wie Anakreon die Rose εαρος μελημα nennt. Dann werden auch Stellen angeführt, wo Phasianinus besser übersetzt hat, als Tolle.

Das

Das vierte Programm zeigt den rechten Gebrauch der Kritick in Verbeſſerung und Rettung einiger Stellen des P. Erſtlich kommen einige Verbeſſerungen aus Handſchriften vor, und darauf andre, welche Gelehrte, ohne jener Hülfe erfunden haben. Im 32 C. hat ſchon Weſſeling Κυρηνη, Κυρηναιος, und Κυρηναιοι verbeſſert in Κερνη, Κερναιος, und Κερναιοι, und unſer V. verbeſſert die Worte και της Σαρδεων in και της Γαδειρεων. Endlich werden noch einige gemeine Lesarten gegen vermeynte Verbeſſerungen vertheydigt.

Von den beyden angefügten Reden iſt die eine, auf Camerarius, ſchon bekannt. Die zweyte, die bey dem Antritt des Rektorats von dem V. gehalten worden, beſchäftigt ſich mit der Größe der ihm ertheilten Wohlthat.

Rm.

Chriſt. Guil. Thalemanni tractatus de nube ſuper arca foederis commento judaico, iterum editus, cum vindiciis; acceſſit commentatio de auctoritate Philonis et Ioſephi in hiſtoria rituum ſacrorum. Lipſiae, Schwickard, 1771. 11 Bogen in 8.

Der Verf. hatte in einer Diſputation, die den 19. April 1752. zu Leipzig gehalten iſt, den Satz behauptet: Die Wolkenſäule, welche beſtändig über der Bundeslade geſchwebet haben ſoll, ſey eine Erdichtung der jüdiſchen Ausleger; und es ſey blos der Dampf vom Rauchwerk zu verſtehen. Gleich im folgenden Jahre wurde dieſer Satz in einer Diſſertation von Weiſſig beſtritten; und nächſtdem, mit großer Heftigkeit, von Io. Everh. Ravius (Rau zu Herborn) in deſſen Diſſertationibus ſacris antiquariis. Traj. Rhen. 1760. 8. Der Verf. fand nöthig, ſich dagegen zu vertheydigen; und, weil er in ſeiner Diſputation ſich hauptſächlich auf den Philo und Joſephus berufen hatte, eine kleine Abhandlung über dieſer Schriftſteller Autorität in ſolchen Materien, anzuhängen. Das ſind die drey Stücke, woraus gegenwärtiges Büchelchen entſtanden iſt. Zuerſt finden wir jene Diſputation ganz wieder abgedruckt. Die Hauptſtelle, worauf es ankommt, nemlich 3 Moſ. XVI, 2. und 13. überſetzt er alſo: Conſpiciat in nube, veniat ad me in nube, (ſeu per nubem, cum nube, ſcil. *fumi ex ſuffitu*) quae tegat propitiatorium, to-

tamque adeo arcam. Und v. 13. ut tegat nubes illa ſuffitus operculum, quod ſuper teſtimonio eſt, etc. Nach dieſer Auslegung iſt die ſogenannte Wolke, oder der Nebel, wie man ſieht, nichts anders als der Rauch oder Dampf von dem Räuchwerk, welches der Prieſter mitbringen, und anzünden mußte. Und freylich giebt der 13. Vers den allerbeſten Commentar zu dem erſtern. Nun behauptet der Verf. auch ferner, daß dergleichen vermeynte Wolkenſäule, als ein Zeichen der Gegenwart Gottes, weder auf dem Zuge der Iſraeliten, noch in der Stiftshütte, noch nachgehends in dem Tempel, niemals beſtändig über der Bundeslade geſchwebet oder gewohnet habe. Das zweyte Stück iſt die Vertheydigung gegen Rau, welcher den Gegenſatz, nemlich: daß Gott in einer Wolke auf der Bundeslade beſtändig gegenwärtig geweſen ſey, behauptet; und zwar, welches zu bedauern iſt, mit einer übertriebnen Heftigkeit, und mit vielem unnöthigen Gewäſch. Drittens kommt die Abhhandlung über Philo und Joſephus; wo der V. behauptet: daß die Autorität dieſer beyden Schriftſteller, in Sachen, die die jüdiſchen Sitten und Alterthümer betreffen, von weit größerm Gewicht ſey, als der Talmudiſten und Rabbiner ihre. Der Recenſent iſt weit davon entfernt, dieſe Frage hier entſcheiden zu wollen; vielmehr geſteht er aufrichtig, daß er dieſe beyden Männer viel zu wenig geleſen hat. Allein einer, der ſeinen Philo und ſeinen Joſephus, mehr als einmal ganz durchgeleſen, und durchſtudiret hat; der müßte unſers Erachtens den Beweis einleuchtender, dringender, und kritiſcher führen können, als er uns hier geführt ſcheinet. Doch in einer ſo kurzen Abhandlung war das freylich wohl nicht zu erwarten; und vielleicht haben wir es noch künftig von dem Verf. zu hoffen; zumal da ſeine Schriften das ſeltne Verdienſt eines ſchönen lateiniſchen Styls haben.

Mn.

II. Geſchichte, Erdbeſchreibung und Diplomatick.

Topographiſche Beſchreibung des Herzogthums Holſtein ꝛc. von J. H. S. 8. 130 S. Kiel, zu bekommen bey dem Hof-Commiſſär Schulze, und

in

in Hamburg bey dem Buchhänd. Friesch und Rupprecht, 1772.

Ausführlich giebt noch der Titel an, was man schon unter einer topographischen Beschreibung versteht, nemlich, daß hier Nachrichten von den Städten, Flecken, Klöstern, adelichen Gütern, Meyerhöfen und Dörfern in Holstein, von ihrer Lage, ihren Besitzern, den Jahrmärkten u. s. w. mitgetheilt werden. Solche Beschreibungen haben, wie bekandt, mannigfaltigen Nutzen, besonders für die Einheimischen; aber ihre Brauchbarkeit ist auch bey der Veränderlichkeit, welcher vornemlich die Güter und Dörfer in Ansehung ihrer Besitzer und Gerichtsbarkeit unterworfen sind, nur auf gewisse Zeiten eingeschränket. Daher ist Dankwerths Werk, welches sonst in diesem Fache für Holstein das beste war, jetzt fast nicht mehr zu gebrauchen, da seit seiner Zeit so gar manche Dörfer nicht mehr vorhanden sind; ausserdem ist es sowol für ein Handbuch zu weitläuftig, und zu unbequem, als auch durch einen gewissen Aufkauf, den man vor einigen Jahren bemerket hat, und aus politischen Gründen herleiten will, sehr rar geworden. Diese neue Topographie kommt daher zur gelegenen Zeit, und sie enthält zu ihrer Empfehlung nicht nur richtige und hinlängliche Anzeigen, die der Großfürstl. Hof-Commiss. Hr. Schulze mit Fleiß zusammen getragen, sondern ist auch wegen der alphabetischen Ordnung zum Nachschlagen bequem.

Kz.

Versuch einer Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Nemo noſtrum non peccat:
Homines ſumus non Dii

Petron.

Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung, 1771. 16 Bogen in 8.

„Bey einer fast unübersehbaren Menge von Materialien zur „Kirchengeschichte desjenigen Jahrhunderts, worinne „wir leben, sich zu einem Abrisse eben dieser Geschichte verstehen, möchte vielleicht von vielen vor eine Verwegenheit „gehalten werden. Aber noch nie ist eine Sache zur Vollkommenheit gelangt, dazu nicht vorher unvollkommene Versuche

„ge-

„gemacht wären. So geht es auch in der Bearbeitung der „Geſchichte. — — — Doch beruhigt mich der Gedanke, „daß ich etwas unternommen habe, wobey ich, ſo wenig vor„gearbeitet fand. Ich kenne kein einziges Buch, welches mir „hätte zum Leitfaden dienen können; ſondern mehrentheils „habe ich aus den Quellen ſelbſt ſchöpfen müſſen.„ — — Ein ſolcher Anfang der Vorrede gab uns, wir geſtehen es, nicht den vortheilhafteſten Begriff von dieſer Arbeit. Der Verf., dachten wir, kennt alſo weder die Fortſetzungen des Gothaiſchen Convendii bis zum Jahr 1757. vom ſeel. Cyprian und dem Hrn. D. Walch; auch nicht, die Fortſetzung des Jablonskyſchen Lehrbuchs vom Hrn. D. Stoſch, welches doch ſchon ein doppelter ganz brauchbarer Leitfaden zur Kirchengeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts iſt: der großen Seinſiuſſiſchen Kirchenhiſtorie nicht zu gedenken, deren einzige Brauchbarkeit faſt in der Menge geſammleter Materialien über die neueſte Kirchengeſchichte beſteht. Aber, dachten wir ferner, wer weis was der Verf. ſonſt vor Leitfäden geſucht hat; er hat doch mehrentheils aus den Quellen geſchöpft; wir wollen ſehen!

Und haben geſehen, daß es eine ſehr unreife Compilation iſt, bey der man den Gebrauch der Quellen gar wenig merkt, und deſto öfter vermißt. Faſt möchten wir muthmaßen, es ſey ein nachgeſchriebenes Collegium, das der Verf. durch das Nachſchlagen einiger Bücher erweitert hat. Hier erhält man nur den erſten Theil, welcher die allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Religion im 18ten Jahrh. enthält; aber bald ſoll auch der andre folgen, in welchem die Geſchichte der beſondern Religionspartheyen vorkommen wird.

Die Einleitung (S. 1–10.) iſt ſehr ſeicht und flüchtig; oft allgemeine Deklamation, anſtatt daß der V. hier von den Quellen und Hülfsmitteln dieſes Theils der Geſchichte, u. dgl. m. etwas ausführlich hätte handeln ſollen. Dagegen hätte der Beweis, daß die neueſte Geſchichte für uns die intereſſanteſte und merkwürdigſte ſey, wegbleiben, oder wenigſtens dem Anfänger, der oft blos die neueſte Geſchichte kennen will, geſagt werden ſollen, daß er ſie ohne die ältere nie gehörig verſtehen wird. In der darauf folgenden Geſchichte der Miſſionen iſt vieles geſammlet; aber auch manches zu verbeſſern oder zu ergänzen: die Reflexionen könnten, wie beynahe in dem ganzen Werkchen, ſammt und ſonders ausgeſtrichen werden. Von dieſer Art iſt S. 14. „ſiehe Joh. Schäfers Nachrichten „von Lappland. Der Satan hat ſein Werk unter den Kindern

„des

„des Unglaubens. Denn aus dem Chriſtenthum wird er ja „faſt ganz verjagt!„ S. 21. „Der Handel der Engländer „ſtreckt ſich faſt über alle Welttheile.„ S. 22. „Wenn der „Engländer für eine Sache eingenommen iſt, ſo geht ſein Enthuſiaſmus ſehr weit.„ S. 48. „Einer hält eine Sache vor „ein Wunder, ſo bald er nicht begreifen kann, wie es zugeht.„ „Ein anderer der dieſes einſieht, findet kein Wunder.„ S. 64. „Mosheims Erzählung der neueſten chineſ. Kirchenge„ſchichte ſollte erſt eine Vorrede zur Ueberſetzung des dü Halde„ ſeyn.„ u. dgl. m. — Die zweyte Abtheilung von der Ausbreitung des Chriſtenthums durch den Bibeldruck, würde würklich brauchbar ſeyn, wenn die Ausgaben der Bibel theils richtiger angegeben, theils genauer beſchrieben wären. Auch da wo Beſchreibungen derſelben angebracht ſind, iſt alles, ſehr unzulänglich, und mit vielen Plaudern wenig geſagt. Einen Chriſtoph Heumann (S. 135.) giebt es nicht. Und denn die elenden Scherze, S. 137. „Küſter und halbehrwürdige„ Schulmeiſter. Mein Herr Verleger! was meynen ſie dazu?„ u. ſ. w. — In der dritten Abtheilung von Stiftungen gegen die Freygeiſter fehlen noch einige dieſer Art: auch hätte erzählt werden ſollen, daß ſie wenig Nutzen ſchaffen, und warum? Declamirend iſt die halbe Seite 139.

Der zweyte Abſchnitt von den nachtheiligen Schickſalen der chriſtlichen Religion durch die Irreligioſität und Freygeiſterey, iſt der ſchlechteſte. Die Urſachen vom allgemeinen Verfall des wahren Chriſtenthums und der Verachtung der Religion, ſind wohl S. 146. fgl. nicht ſehr ſcharfſinnig bemerkt worden. Z. E. die erſte Urſache nennt der Verf. die Schwärmerey, die mit dieſem Jahrhundert anfieng, und wenn der Schwärmer davon überzeugt wird, den Unglauben erzeugt, u. ſ. w. Wichtiger wäre es geweſen, zu zeigen, wie viel der gewöhnliche Unterricht in der Religion, und viele ihrer Lehrer ſelbſt zur Geringſchätzung derſelben beytragen, oder doch zu ſchwache Verwahrungsmittel gegen dieſes Uebel abgeben, u. dergl. m. Erſchrocken ſind wir, als wir S. 154. Peter Bayle und Montagne vorzüglich zu den ſkeptiſchen Atheiſten gerechnet laſen, und gleich darauf heißt der erſtere ein freyſchreibender Catholick. Nun wer Baylen ſo wenig kennt, der ſollte doch wohl keine Kirchengeſchichte des 18ten Jahrh. ſchreiben! Und wozu läßt der V. den Montagne einen Sprung aus dem 16ten ins 18te Jahrh. thun? Doch wohl, weil er glaubte, er habe im letztern gelebt! Ueberdieß ſtehen von Baylen, von welchem ſo viel zu ſagen war, acht magere und meiſt

fal-

falsche Zeilen da. Vom La Mettrie sind dagegen viele Seiten angefüllt. Vom Collins und andern Deisten ist auch viel zusammengeschrieben, und, wie wir merken, meistentheils aus Thorschmids Freydenkerbibliothek: alles im Ton des vorhergehenden. Z. E. S. 198. „Für diese Schrift bekam er 500. „Pf. Sterling. Glücklicher Schriftsteller!„ S. 215. Im J. 1752. „ward Voltaire von dem Könige von Preußen, ordentlich nach Berlin berufen, u. s. w.„ S. 216. „Es sagte „einmal jemand: Voltairens Leben und Schriften, wären „Satyren auf die Menschlichkeit, oder auf die gesunde Vernunft. Ich will dies eben nicht so geradezu sagen. Aber „so viel ist gewiß, daß mancher Mensch viel Witz und wenig „Verstand hat.„ S. 228. „Man belegt die Naturalisten „mit verschiedenen Benennungen: 1) Synkretistische Naturalisten, 2) naturalistische Latitudinarier, 3) Gallionisten, „aus Ap. Gesch. 18, 12. 15. 16. 17. Man nennt ihre Religion die politische, machiavellische und eklektische, auch die „Hof- oder Hobbesianische, und endlich auch die allgemeine „Religion. Die meisten Polyhistores oder Gelehrte einer „Wissenschaft sind darinn verfallen: sie sind halbgelehrte „Gottesgelehrten, nehmen die natürliche Religion an, und „verachten alsdenn alle übrige Arten der Religion, nicht aus „Einsichten, sondern nach der gewöhnlichen Art aller Menschen, das zu verachten, was sie nicht verstehen, damit es „scheine, als wenn ihre Gleichgültigkeit von einer klugen „Wahl herrühre. Ein solcher Mann war Hugo Grotius „in den letzten Jahren seines Lebens durch vielen Umgang „mit den Jesuiten geworden.„ Wir müssen unsere Leser beynahe um Vergebung bitten, daß wir ihnen solche ungesalzene Speisen auftragen. Aber sie lesen einmal, um das Werkchen kennen zu lernen!

Kaum haben wir diese Recension geendigt, als wir von eben diesem

Versuch einer Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, den zweyten und dritten Theil, auf 5 Alph. 14 Bogen, 1771.

in die Hände bekamen. Wir fanden sie auch ihrem ältern Bruder so ähnlich, daß das uns nur eine kurze Anzeige derselben nöthig zu seyn scheint. Der Verf. hat in diesen beyden Theilen die Geschichte der römischen und der protestantischen Kirchen vorgetragen: abermals gutes und schlechtes, ja ganz

falsches, in einer solchen Mischung unter einander, daß wir in der That nicht sagen können, wer eigentlich alles dieses und wie er es gebrauchen soll. Nur einige wenige Beyspiele aus dem zweyten Theil, der mit dem Leben der Päbste anfängt. Des höchst unvollständigen Abrisses von Clemens dem XI. nicht zu gedenken, so wird Benedikt der XIII. einer der würdigsten Päbste genannt. Er war, wie alle Welt weis, einer der einfältigsten, der in vielen Jahrhunderten gelebt hat. Vom Cardinal Coscia, der eigentlich statt seiner regiert hat, steht hier kein Wort. Der Card. von Bollignac (S. 254.) ist vermuthlich eine Spur vom nachgeschriebenen Collegio. Hätte der V. den Namen des Card. gelesen, so würde er Polignac geschrieben haben, aber beym Hören betrügt man sich eher. Nach S. 257. hat der päbstliche Nuncius zu Wien, Johann Josias von Trautson einen Hirtenbrief an die unter seiner Diöces stehenden Geistlichen herausgegeben. Bis her wußte aber jedermann, daß dieses der Erzbischof von Wien, Johann Joseph, Graf von Trautson gethan habe: wir glauben es auch desto mehr, da der Nuncius zu Wien keine Diöces haben kann. Eine kleine Uebereilung! wird man sagen. Ja, wenn nur nicht alles so voll der gröbsten Fehler wäre. So steht schon S. 264. der P. Seedorf habe seine zwölf Briefe bey der Gelegenheit geschrieben, da der Churfürst von der Pfalz zur catholischen Religion übertrat. Auch weis der Verf. (S. 272.) daß fast täglich bey dem Corpus Evangelicorum und bey dem Reichstage in Regensburg Klagen der protestantischen Gemeinen einkommen. Fast unglaublich ist der Schnitzer S. 282. daß die Anhänger des Jansenius sich bey dem Nonnenkloster Beauroyal Häuser gebauet haben, und daher Meßieurs de Beauroyal genannt worden sind. Hier ist es nun wohl wiederum merklich, daß der Hr. Verf. seinen Professor nicht recht verstanden habe, als er das berühmte Kloster Portroyal nannte. Und ein solcher Mann, wir wiederholen es, ist doch verwegen genug, eine Kirchenhistorie unsers Jahrhunderts zu schreiben, und will sie aus den Quellen geschrieben haben. Noch in der Vorrede zum zweyten Theil droht er, diese Quellen am Ende des dritten Theils aufrichtig anzuzeigen. Aber — desinit in piscem mulier formosa superne! Das Ding nimmt einen komischen Ausgang. Eben am Ende des dritten Theils, S. 787. kommt eine unerwartete Nachschrift, daß der V. keinen Augenblick anstehen würde, diese Quellen anzugeben, wenn nicht die Feinsiussche Kirchenhistorie, der er viel zu danken habe, den

gröſsten Theil davon anführte; doch lehre auch der Augenschein, daß dieſes nicht ſeine einzige Quelle geweſen ſey. — Es ſey einem jeden freygeſtellt, ſich durch dieſen Augenſchein belehren zu laſſen! —

Z.

Wilhelm Albert Bachiene, Pred. zu Maſtricht, hiſtoriſche und geographiſche Beſchreibung von Paläſtina, nach ſeinem ehemaligen und gegenwärtigen Zuſtand. Aus dem Holländiſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Gottfr. Arnold Maas, Conr. des königl. Gymnaſ. zu Cleve. Cleve und Leipzig, bey G. C. B. Hofmann. Des II. Theils I. Band 1 Alph. 8 Bogen, II. Band 1 Alph. 3 Bogen und 2 Landcharten in 8. 1771.

Wir ſehen mit Vergnügen den glücklichen Fortgang der Ueberſetzung eines ſo brauchbaren Werks. Dieſe 2 Bände fangen nun die eigentliche Topographie des gelobten Landes an, und zwar nicht nach der Abtheilung der Stämme, denn dieſe hatte nicht lange ſtatt; auch nicht nach alphabetiſcher Ordnung wie Reland, ſondern, wie Cellarius, nach der bekannteſten Eintheilung in Judäa, Samaria, Galiläa, Peräa, u. ſ. w. Der I. Band beſchäftigt ſich ganz mit Jeruſalem, und deſſen umliegenden Flecken, und Bergen: und in dem andern Band wird das eigentliche Judäa noch nicht völlig zu Ende gebracht, daß alſo nach dieſem Zuſchnitt noch einige Bände folgen müſſen. Und doch kann man nicht ſagen, daß der V. etwas zu viel und unnöthiges ſage: oft vielmehr ſcheint man, ſeinem Plane zufolge, bey manchen Orten, z. E. bey Gibeon, Carmel, und bey der Geſchichte Jeruſalems mehreres zu erwarten. Bey jedem Orte wird zuvörderſt nach Angabe der Schrift und älterer ſowohl als neuerer geographiſcher Schriftſteller und Reiſebeſchreiber, die Lage deſſelben beſtimmt, ſein Name erklärt, und ſodann die ganze Geſchichte deſſelben erzählt, wobey nicht leicht eine Schriftſtelle übergangen, und wenn es nöthig iſt, unerklärt gelaſſen wird, worinn dieſes Ortes Erwähnung geſchieht; ſonderlich beſitzt der V. die Geſchicklichkeit, durch die zuſammenhangende Art ſeines Vortrags, und eingeſtreute Vermuthungen, mancher bibliſchen Geſchichte ein ganz unerwartetes Licht zu geben, ſo daß man dieſes Werk

als

als einen brauchbaren Commentar über alle geographiſche Stellen der Schrift anſehen kann, daher es denn zu wünſchen wäre, daß ein Regiſter über ſolche Stellen in den folgenden Bänden nachſtehen möge. Zum Beyſpiel deſſen, was wir geſagt haben, kann der Artickel von Bethlehem dienen. Was die Arbeit des Ueberſetzers anlangt, ſo läßt ſich ſeine Ueberſetzung wohl leſen: nur würden wir nicht geſagt haben: einer Veränderung untergehen (ſtatt erfahren, leiden, ſubire) noch die Stärke eines Ortes nach 200 Haußgeſinden (wo es Familien heißen ſoll) meſſen. Seine Anmerkungen ſind lehrreich und ergänzen, erweitern und verbeſſern ſein Original: oft weißt er auch ſeinen Verf. in ſeinen Erklärungen, die nach einer gewiſſen Anhänglichkeit ſchmecken, glücklich zurecht, z. E. wenn ſich der V. eine ängſtliche Mühe giebt, zu zeigen, wie Rahel, nach den Worten des Propheten, die bethlehemitiſchen Kinder beweine, und wie man ihr Geſchrey zu Rama habe hören können, desgleichen bey dem wunderthätigen Teiche Bethesda. Seine meiſten Zuſätze ſind aus den Schriften Michaelis, deſſen Schüler er zu ſeyn ſcheint, aus Büſchings Erdbeſchreib. V. Theil, aus Pocoks, Haßelquiſt's und Kortens Reiſen genommen. Beym erſtrn Band ſchiene er ſich zum Geſetz gemacht zu haben, keinen Paragraphen des V. ohne ſeine Vermehrungen zu laſſen, und Zuſätze laſſen ſich zu Schriften von der Art, und ſelbſt zu des Ueb. Zuſätzen, immer machen: bey dem II. Bande aber bringt er ſeine Anmerkungen weniger auf und giebt ſie nur da, wo man ſie erwartet, und das gefällt beym leſen. Die Ebräiſchen Worte ſind durch viele Druckfehler verunſtaltet.

Fm.

Allgemeine Hiſtorie der Reiſen zu Waſſer und zu Lande, oder Sammlung aller Reiſebeſchreibungen. — Zwanzigſter Band. Leipzig, bey Arkſtee und Merkus, 1771. 3½ Alph. in 4. und 13 Kupfert. u. 3 Landchart.

Die Einrichtung und der Geſchmack dieſer Sammlung iſt eben ſo allgemein bekannt, als die Reiſebeſchreibungen, aus denen dieſer Band zuſammen geſchrieben iſt. Folgende Nachricht wird alſo für unſere Leſer hinlänglich ſeyn. — Hiſtorie und Beſchreibung von Grönland, wobey auch die Nachrichten der Herrenhüter gebraucht worden. Geſchichte von Kamtſchatka. Von den nahe bey Kamtſchatka liegenden Ländern und Völkern. Auszug aus den Reiſen und Entdeckun-

gen längst den Küsten des Eismeers und auf dem morgenländischen Meere, sowol gegen Japan zu, als gegen Amerika, von H. Müller. Castells Abhandlung über die Länder Kamtschatka und Jesso. Nachrichten und geographische Beobachtungen über die Lage der mitternächtlichen Länder von Asien und Amerika. Nebst einem Versuche über den Weg nach Indien durch Norden von H. Engel. Die lügenhafte Reise des Chappe d'Auteroche. Högströms Beschreibung des schwedischen Lapplands. Ehrenmalms Reise durch Westnordland nach der Lappmark. — Deutsche Leser, die nicht blos die Zeit weglesen wollen, werden doch allemal lieber die Quellen selbst lesen, als das was ihnen Franzosen abgeschöpft haben. Unter den Kupfern ist auch eine fehlerhafte Abbildung des Rennthiers, so wie überhaupt in der ganzen Sammlung wenige Naturalisten brauchbare Zeichnungen sind. Die Landcharten sind sauber und genau nachgestochen.

Oa.

Geschichte des Osmanischen Reichs, von seiner Stiftung an, bis auf gegenwärtige Zeiten. Nach dem Franz. des Hrn. de la Croix, mit Verbesserungen von J. Christ. Fr. Schulze. Dritter und letzter Band. Leipzig, bey Schwickert, 1772. 425 Seiten in 8.

Die umständliche Beschreibung und Beurtheilung der beyden ersten Theile dieses Werkes, welche wir in einem der vorhergehenden Bände unserer Bibliothek, (B. 15. St. 1. S. 103. 119.) mitgetheilet haben, macht, daß jetzo bey dem dritten Theile nur eine kurze Anzeige nöthig ist. Der Inhalt desselben bestehet aus folgenden Stücken: 1) Aus der fortgesetzten Geschichte des Osmanischen Reiches, vom Mohammed IV. bis den jetzigen Kaiser, Mustafa III. 2) Aus der Geschichte der Sultane von Egypten, S. 229. bis 317. 3) Aus einem kurzen Entwurfe der Geschichte von Rußland, S. 318. bis 373. 4) Aus einem Verzeichniß der berühmtesten türkischen Schriftsteller, aus dem 13. 14. 15. 16. und 17. Jahrhundert, nebst der Anzeige ihrer vornehmsten Schriften. S. 374. 410. 5) Aus einem Verzeichniß der vornehmsten Schriftsteller von der Geschichte und dem Zustande des türkischen Reiches. S. 411. bis ans Ende.

Von der Osmanischen Geschichte erwähnen wir, weil von dieser die Einrichtung schon zur Gnüge beschrieben worden ist, nichts

nichts weiter, als dieses, daß Hr. Sch. diejenigen Regierungen noch hinzugesetzet habe, welche in der französischen Urschrift fehlen. De la Croix schließet seine Geschichte mit Mohammed V. J. 1730; Sch. aber hat die nachfolgende Regierungen, und selbst das Leben des jetzigen Kaisers, Muztafa III. hinzugesetzet. Woraus? das wissen wir nicht, und wollen es auch nicht ausspüren. Hr. Sch. scheinet vorsetzlich bisweilen seine Quellen zu verschweigen. — Anmerkungen hat Hr. Sch. nur ein paar beygefügt, darunter die über die Geschichte der Druckerey in Constantinopel die weitläuftigste ist.

Die Geschichte der Sultane von Egypten ist ganz aus dem de la Croix genommen. Selbst die Note, welche S. 229. stehet, und den Namen Mamluck erkläret, gehöret Hrn. de la Croix und nicht Hrn. Schulzen zu, der seine Anmerkungen durch kein besonderes Zeichen unterschieden hat.

Auf den Entwurf der rußischen Geschichte thut sich Hr. Sch. viel zu gut; aber unserm Bedünken nach, mehr, als es die strenge Wahrheit erlaubet. Er drucket sich in der Vorrede also aus: „Unter den angehängten kurzen Entwürfen habe ich „die pohlnische, ungarische und böhmische Geschichte, letztere „blos aus Pufendorf abgeschrieben, die Hr. de la Croix seinem Werke einverleibet hat, ganz weggelassen; weil meine „deutschen Leser die Geschichte dieser Reiche aus ungleich bessern „Schriften entweder schon kennen, oder sich doch leicht bekannt „machen können.„ (Leicht? Sollte es wohl mit weniger Mühe verknüpft seyn? Die Quellen stehen zwar reichlicher offen: aber was haben wir für Entwürfe, die besser wären, als die von der rußischen Geschichte?) „Dargegen habe ich die „rußische Geschichte, bey welcher dies weniger ist,„ (Ganz gewiß konnten deutsche Leser diese eben so leicht aus bessern Schriften studiren, als die pohlnische, ungarische und böhmische.) „ — — beybehalten. Doch habe ich auch diese nicht „nach dem Hrn. de la Croix einrücken lassen, weil ich sie voller Fehler gefunden habe. Vielmehr ist der ganze Aufsatz „von mir umgearbeitet worden, und ich erinnere nur dies, „daß der Theil, der die ältere Geschichte dieses Reiches erzählet, dem Hrn. Prof. Schlözer„ (so muß dieser Name heissen, nicht Schulze, wie ihn der Setzer verdrucket hat.) — — zugehöre.„ Hier hat Hr. Schulze die Backen zu voll genommen. Der Leser muß sich bey der vielversprechenden Versicherung, daß Herr Schulze die rußische Geschichte umgearbeitet habe, zuverläßig erstaunlich viel mehr denken, als es die Beschaffenheit dieser umgearbeiteten Geschichte ver-

dienet. Bey einer umgearbeiteten Geschichte glauben wir berechtiget zu seyn, eine aus den Quellen berichtigte Geschichte zu erwarten. Aber so etwas hat Hr. Sch. gar nicht geleistet, auch wohl nicht leisten können. Er hat aus zwey sich ungleichen Bächen geschöpfet, oder aus zwey kleinen Büchlichen Excerpten gemachet, die er mit dem Namen einer umgearbeiten rußischen Geschichte beehret. Das eine dieser Büchlichen, das er in einen Auszug gebracht hat, nemlich Hrn. Schlözers kleine Weltgeschichte (No. 2.) hat er genannt. Das andere aber hat er verschwiegen, ohnfehlbar in der schlauen Absicht, um nicht durch Anführung desselben, und durch das Bekenntniß, daß er alles übrige daraus genommen habe, dem Titul einer umgearbeiteten rußischen Geschichte zu widersprechen. Es mögen aber unsere Leser selbst zusehen, ob nicht von da an, wo Schlözer aufhöret, alles übrige aus Lomonoffow's rußischen Jahrbüchern abgeschrieben seyn? Eine auf diese Art zusammengetragene Geschichte, nemlich aus zwey ganz kleinen Handbüchlichen, sollte diese wohl den Namen einer umgearbeiteten verdienen? Bescheidener und der Wahrheit gemäßer hätte Hr. Sch. sagen müssen: die rußische Geschichte habe ich nicht aus den de la Croix, sondern aus zuverläßigern Schriftstellern einrucken lassen. So weit sie Schlözer entworfen hat, hab ich sie aus diesem genommen; da wo aber dieser aufhöret, hab ich sie aus Lomonossow abgeschrieben.

Das Verzeichniß der Morgenländischen Schriftsteller, ist, der Hauptsache nach, aus dem de la Croix: aber das zweyte Verzeichniß, welches nach jenem folget, und die Schriftsteller von der Geschichte und dem Zustande des Türkischen Reiches enthält, hat Hr. Schulze selbst sehr fleißig zusammen getragen.

Die Art, mit welcher Hr. Schulze von seinem Verfasser, den er übersetzet hat, Abschied nimmt, ist in allem Betrachte großsprecherisch, unhöflich und undankbar. Es ist dies, sagt er in der Vorr., gewiß das letztemal, daß ich das Werk eines dürftigen Franzosen mit Ausbesserungen und Zusätzen ergänzet, berichtiget und verbessert habe. In der Hauptgeschichte erinnern wir uns keiner andern Berichtigungen und Verbesserungen, als die Hr. Sch. in der Schreibart der eigenthümlichen Namen angebracht hat. Alles übrige ist nicht von großem Belange. Und was ist es denn für eine große Sache, auf die Schultern des Franzosen zu treten, und hier und da in einigen Kleinigkeiten weiter zu sehen. Hätte aber auch Hr. Sch. würklich mehr geleistet, als wir glauben, daß er geleistet

stet hat, so ist doch allemal der Ton, in welchem er spricht, derjenigen Bescheidenheit nicht gemäß, die man von einem angehenden Schriftsteller erwartet.

D.

Franz Ferdinand Schröters Versuch einer österreichischen Staatsgeschichte von dem Ursprunge Oesterreichs bis nach dessen Erhöhung in ein Herzogthum. Wien, im Krausischen Buchladen, 1771. 550 Seiten in 8.

Dies Buch ist nicht etwa eine bloße Lebensgeschichte der österreichischen Marggrafen, welche ohnehin in diesen entfernten Zeiten ungemein mager und uninteressant ausfallen müßte, sondern es enthält, um eine vorläufige Idee davon zu geben, die erste Grundlage, oder die Origines des österreichischen Staatsrechts, aus den ältesten Nachrichten und Urkunden des eilften und zwölften Jahrhunderts gesammelt. Ausserdem hat auch der V. an den gehörigen Orten die Urkunden nahmhaft gemacht, welche Oesterreich in dieser ältesten Epoche bis auf das Jahr 1156. da es in ein Herzogthum erhoben worden ist, betreffen: ein Unternehmen, das wegen der Seltenheit der Urkunden in so entfernten Zeiten keine Verwirrung verursacht, aber selbige in spätern Zeiten wegen der größern Menge der Urkunden nothwendig nach sich ziehen muß. (Dies wollten wir dem V. zu bedenken geben, wenn er sich allenfalls nach seiner in der Vorrede gegebenen Aeusserung entschliessen sollte, seinen Versuch fortzusetzen. Ein chronologisches Verzeichniß von österreichischen Urkunden, so wie dasjenige, welches dieser Staatsgeschichte vorgesetzt ist, billigen wir gar sehr: aber die Urkunde muß nicht in der Staatsgeschichte selbst erläutert werden, wenn sie nicht einen unmittelbaren Einfluß auf das Staatsrecht selbst hat.) Uebrigens wird man in diesem Buche verschiedene Beobachtungen, die der V. schon in seinen Abhandlungen aus dem österreichischen Staatsrechte, freylich oft auch nur nach dem ersten Entwurfe, geäussert hatte, wiederholt antreffen. Die zween ersten Abschnitte enthalten die österreichische Staatsgeschichte. Diejenigen östlichen Gegenden, welche das heutige Oesterreich unter der Ens ausmachen, gehörten ehemals zu den von K. Justinian den Longobarden überlassenen Wohnplätzen, welche nach ihrem Abzug in Italien die Hunnen und Avaren eingenommen haben. Zu dieser

Zeit also hatte die fränkische Monarchie der merovingischen Könige den Ensfluß gegen Osten zur Gränzscheide: K. Carl der Große erweiterte sie aber durch seine Eroberungen bis an den Raabfluß, und nun waren diese östlichen Gegenden eine Provinz der fränkischen Monarchie, welche unter dem Namen Avaria vorkommt, ihre eigenen Gränz- und Marggrafen, welche nicht unter den Herzogen von Bayern, sondern unmittelbar unter den deutschen Königen stunden, hatte, und in welcher der Erzbischof von Salzburg die oberste Aufsicht in Kirchensachen führte. Durch die nachfolgenden Länderauszeichnungen der fränkischen Könige wurde diese östliche Provinz von Zeit zu Zeit den königlichen Prinzen ganz unabhängig von Bayern zur Regierung angewiesen, ohne daß sie jedoch vom fränkischen Staat abgesondert worden wäre, und blieben also nach wie vor die Marggrafen unmittelbare Beamte der deutschen Könige, welche als Monarchen alle Geschäfte von größerer Wichtigkeit durch ihre Aussprüche entschieden. Im ersten Regierungsjahre K. Ludewigs des Kinds aber giengen, durch die Einfälle der Hunnen die sämtlichen Eroberungen Carls des Großen, oder der ganze unter der Ens gelegene Theil der östlichen Marggrafschaft wieder verlohren, und wurde also der Ensfluß wiederum die Gränze des deutschen Reichs gegen Osten. Auch unter K. Heinrich I. findet sich noch keine Spur einer östlichen Marggrafschaft; K. Ott I. aber stellte sie nach einem über die Hunnen erfochtenen vollkommenen Sieg wieder her, indem man wenigstens nach dieser glücklichen Begebenheit wiederum würkliche Marggrafen in den Urkunden aufgezeichnet findet, worunter Marggraf Leopold der erste aus dem Babenbergischen Geschlechte ist, mit dessen Geschichte der V. seinen zweyten Abschnitt anfängt. Diesem folgte nicht Kraft eines Erbrechts, sondern durch die Gnade des Kaisers in der marggräflichen Würde sein erstgebohrner Sohn Heinrich I. unter dessen Regierung die Marggrafschaft das erstemal in Urkunden mit dem Namen Osterichi oder Oesterreich belegt wird. Sein Nachfolger Albrecht I. der Sieghafte war, wie der V. mit sehr guten Gründen darthut, ein Bruder von ihm, und verwaltete zugleich neben der Marggrafschaft eine Grafschaft in dem Bayrischen Thonagau. Auch führte er glückliche Kriege gegen die Hunnen, und erweiterte dadurch die Gränzen seiner Marggrafschaft bis an den Luythasluß. Daß aber zu seiner Zeit das Babenbergische Geschlecht ein Erbrecht auf die Marggrafschaft bekommen habe, kann durch keinen glaubwürdigen gleichzeitigen Schriftsteller erwiesen werden. Vielmehr erhielt

Al-

Albrechts zweytgebohrner Sohn, Ernst der Strenge, blos durch die Gnade des Kaisers die väterliche Würde, und von K. Heinrich IV. den bekannten Freyheitsbrief für ihn und seine Nachfolger, dessen Richtigkeit der V. hier mit eben denselbigen Gründen, die er in seinen Abhandlungen vorgetragen hat, vertheydiget, und zugleich den Bestätigungsbrief K. Max. I. nach seinem vollständigen Innhalt einrückt. Der Marggraf und seine Nachfolger erhalten darinn das Vorrecht, das Schwerdt ihres Gerichtszwangs und ihr ordentliches Landespannier vor dem Reich und aller Welt zu führen und sich vortragen zu lassen, nebst dem Schutz- und Vogteyrecht über die Bißthümer Salzburg und Passau, welches sich bis auf die neuesten Zeiten, besonders bey den jedesmaligen Bischoffswahlen, würksam erhalten hat. Nun folgten von Vater auf Sohn Leopold der Schöne, Leopold der Heilige, Leopold der Freygebige, und auf diesen endlich Heinrich mit dem Zunahmen Jochsomirgott, welcher durch die Aufopferung des seinen Vorfahren übertragenen Herzogthums Bayern die ausnehmend großen Vorrechte für sein neuerhobenes Herzogthum Oesterreich erhalten hat, welche die Grundfeste des österreichischen Staatsrechts ausmachen, und in dem berühmten Freyheitsbrief K. Friderichs I. vom J. 1156. enthalten sind, dessen Erläuterung der V. den ganzen dritten Abschnitt seiner Staatsgeschichte gewidmet hat. Das Diplom selbst hat alle Vermuthungen der Authenticität vor sich: der Herr von Senkenberg hat die Abschrift davon aus dem Original selbst dem Publikum vor Augen gelegt: und dennoch ließt man noch Zweifel gegen die Aechtheit der Urkunde. Dahingegen der V. völlig von derselben überzeugt ist, und auch seine Leser davon zu überzeugen wünscht. Uns hat es freylich immer hart geschienen, eine Urkunde deswegen zu verwerfen, weil ungewöhnliche Ausdrücke, so wie in dieser der Name Electores, darinn vorkommen; denn dies ist eben nun die Frage, ob schon zu K. Friderichs I. Zeiten Electores da gewesen sind, welche man nicht geradezu zum Nachtheil der Urkunde verneinen kann. Auf der andern Seite aber ist auch noch nichts für die Urkunde bewiesen, wenn sie auf das schönste erhalten in dem österreichischen Haus-Archive vorhanden ist. Wir haben daher öfters gewünscht, das Schicksal dieser in vielem Betrachte überaus wichtigen Urkunde entschieden zu sehen. Sollte nicht etwa durch eine genauere und kunstmäßige Diplomatische Prüfung die ganze Sache ins Licht gesetzt werden können? Bisher hat man aus den gelieferten Abdrücken nur aus dem Sachen-Innhalt auf die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der

Urkunde schliessen können. Wie, wenn man nun auch eine Untersuchung sowohl über die Chronologie der Zeugen, (ein wichtiger Punkt!) als auch über die äusserlichen Charaktere, wie z. B. die Gattung der Buchstaben, die Abbreviaturen, das Chrisinon, das Recognitionszeichen, das Monogramm, das Siegel, u. s. w. anstellte? Weder der Herr von Senkenberg, noch unser V. hat darauf einige Rücksicht genommen, und doch würde eine solche Untersuchung aller Wahrscheinlichkeit nach entscheiden. Daß man aber hierzu eine accurate Abzeichnung der Urkunde nach dem Original haben müsse, versteht sich von selbst; vielleicht kann der V. dem Publikum diesen Dienst leisten. Den Freyheitsbrief selbst zergliedert der V. und sucht jeder Stelle sowol aus dem Staatsrechte selbst, als auch aus der österreichschen Geschichte eine so viel möglich vollständige Erklärung zu geben, wovon wir die meisten Beobachtungen schon in des V. Abhandlungen aus dem österreichischen Staatsrecht angetroffen haben. In dem beygefügten Anhang sucht der V. zu erweisen, daß das alte in den sogenannten Spiegeln enthaltene deutsche Lehen- und bürgerliche Recht noch heut zu Tage nicht nur seine vollkommene Kraft besitze, sondern auch in der Anwendung den Vorzug vor den römischen und longobardischen Gesetzen behaupte. Allein die Sätze, welche der V. zu seinem Beweise anführt, sind theils unerwiesen, theils folgt auch das nicht, was er daraus hat herleiten wollen. Erstlich ist schlechterdings unerweislich, daß die Spiegel der mittlern Zeiten lauter kaiserliche Verordnungen in sich enthalten haben sollen, wenn man auch gleich zugiebt, daß ein oder andere darinn enthaltene Rechtssätze aus kaiserlichen Verordnungen geflossen sind. Daß die Verfasser derselben ihre Bücher oft selbst kaiserliche Rechte nennen, ist wahr, aber das können sie uns auf ihr bloßes Wort eben so wenig glaublich machen, als das, wie sie ebenfalls vorgeben, daß Kaiser Carl der Große der Verfasser ihrer Compilationen sey; und überhaupt hießen dazumal alle Sammlungen, in welchen allgemeine und besondere Reichsgewohnheiten aufgezeichnet waren, Kaiserrechte, wenn sie auch nicht eben lauter kaiserliche Verordnungen enthielten. Eben so wenig hat der V. erwiesen, daß die deutschen Kaiser größtentheils beym Antritt ihrer Regierung diese Spiegel und andere solche Rechtssammlungen des mittlern Alters ausdrücklich zu bestätigen gepflogen haben. Sie bestätigten zuweilen die deutschen Rechte, Gewohnheiten und Landesrechte, wie z. B. das schwäbische Landrecht; aber daraus folgt ja noch nicht, daß sie darunter den sogenannten Schwaben-

benspiegel; oder diejenige Privatsammlung, wovon selbst unsere Handschriften so sehr von einander abweichen, deren keine noch dazu als zuverläßig und authentisch aufgestellt werden kann, verstanden haben. Vielmehr ist erweislich, daß man sich oft auf Schwäbische Gewohnheiten und Landrechte bezogen hat, wovon entweder gar nichts oder gar das Gegentheil im Schwabenspiegel vorkommt. Nun berief man sich zwar in den mittlern Zeiten öfters auf diese Rechtssammlungen, und man entschied auch allenfalls die vorkommenden Fälle darnach; aber man nahm die Entscheidungsgründe nicht deswegen an, weil sie in den Spiegeln stunden, sondern weil man sie mit dem Herkommen und den Landesgebräuchen übereinstimmend fand, und also die Sache eine unbestrittene von dem Verfasser der Spiegel aufgezeichnete Gewohnheit betraf. Man kann also die älteren Rechtssammlungen, so lange keine bessern Beweise aufgebracht werden, zwar für beschriebene Gewohnheiten, welche noch heut zu Tage ihren guten Gebrauch zur Erklärung eines deutschen Gewohnheitsrechts leisten können, aber nicht für einheimische geschriebene gemeine Rechte im rechtlichen Verstande ansehen, welche in dieser Eigenschaft vor den fremden gemeinen Rechten den Vorzug behaupten könnten.

Als Beylagen sind endlich noch angehängt: 1) Ausspruch Herz. Albrechts III. in Oesterreich pto. des Erbrechtes in Oesterreich von 1381. 2) Erzherz. Rudolfs IV. Urkunde wegen Ablösung des Grundrechts in Oesterreich von 1360. und 3) Ebendess. Urkunde wegen der in Gegenwart zweyer Zeugen vorzunehmenden Vermächtnisse, und wegen Zurücklösung der an die Klöster vermachten Güter nebst andern Rechten für die Stadt Wien ꝛc. von 1361.

Rm.

Unpartheyische Geschichte der Jesuiten, von ihrer Entstehung an, bis zu ihrer ersten Vertreibung.

Nimium vobis Romana propago Visa potens, Superi.

Aus dem Französischen von G. R. W. Frankfurt und Leipzig, 1769. 688 Seiten in 8.

Wäre dieses Buch ein deutsches Original, so würden wir viel von demselben zu sagen haben. Aber auch als eine Uebersetzung zum Gebrauche der Deutschen betrachtet, verdienet es Aufmerksamkeit, desto mehr, da sich der Verf. das An-

ſehen giebt, unpartheyiſcher zu ſeyn, als alle ſeine Vorgänger; und ihm hat es auch der Ueberſetzer leicht geglaubt. Hr. Linguet (ſo heißt der Verf.) hat, ſein ganzes Buch auf folgenden Grund gebauet: Die Jeſuiten ſind zwar gefährlich, ſchädlich und ſtrafbar geweſen; allein die übrigen Mönche ſind es eben ſo ſehr, und zum Theil waren ſie es in einem noch höhern Grade. Jene haben alſo auch ihren Fall in drey Reichen wohl verdienet; aber es iſt nur ein Beyſpiel, wie man mit allen andern Orden umgehen ſollte und könnte. — Wir werden dem V. ſchwerlich Unrecht thun, wenn wir ſagen, daß dieſer Begrif, nach welchem er ſeine ganze Geſchichte geſchrieben hat, eigentlich aus des Hrn. d'Alembert Schrift, ſur la deſtruction des Jeſuites en France entlehnt ſey. Es iſt eine beſondere in ihrer Art neue Unpartheylichkeit, die er nach dieſem Muſter zu behaupten ſucht. Allein ſchon aus den Gedanken dieſes Schriftſtellers über die römiſche Geſchichte, und wiederum, auch aus dieſem Buche haben wir geſehen, daß es dem V. hauptſächlich darum zu thun ſey, durch ungewöhnliche Urtheile ſich von andern zu unterſcheiden, und, wie jetzt manche junge Schriftſteller die geſchwind berühmt werden wollen, gewiſſe Dinge anders vorzuſtellen, als alle andere Menſchen, um ein großes Aufſehen zu verurſachen. Hr. L. hat dieſe vermuthliche Abſicht erreicht: ſein Buch iſt ſtark geleſen, unterdrückt, nachgedruckt und überſetzt worden. Wir wollen es kurz ſagen: an ſeinem Grundſatze iſt etwas Wahres; aber ſo erweitert und allgemein auf die ganze Geſchichte der Jeſuiten angewandt, iſt er offenbar falſch. Seine Geſchichte hat dadurch eine gezwungene Wendung bekommen, und er wird — ohngefähr wie Arnold — um vor unpartheyiſch angeſehen zu werden, auf eine ſeltenere Art partheyiſch. Zu dieſem herrſchenden Fehler kommen viele unrichtige oder verzerrte Vorſtellungen; die flüchtige, froſtigwitzige, declamatoriſche, oft ſpöttiſche Schreibart; der Mangel an hinlänglichen Anführungen von Schriftſtellern, der in einer ſo ſtreitigen Geſchichte nicht entſchuldigt werden kann, und überhaupt eine zu ſeichte Kenntniß der Geſchichte, über die der V. wie jetzt ſo viele unter uns, raiſonnirt, ohne ſie erſt ſtudiert zu haben. Aber, um nicht ungerecht zu ſeyn, müſſen wir auch hinzuſetzen, daß man gleichwohl viele gute Nachrichten zur Bekanntſchaft mit dem Jeſuiter-Orden, und ſonderlich den Schickſalen deſſelben in Frankreich, auch manches leſenswürdige von andern Orden, aus dieſem Buche ziehen könne, und daß die Betrachtungen des V. Leſern von Beurtheilung eine Anleitung geben, in dieſer Geſchich-

schichte vorsichtig und mit kaltem Blute fortzuschreiten. Ein Mann also, der Geschicklichkeit genug gehabt hätte, verbessernde Anmerkungen und eine kritische Vorrede beyzufügen, hätte das Buch immer übersetzen mögen — aber nicht Hr. Wiedmer, der schon durch die rohe Gestalt, in welcher er es herausgiebt, (um nicht von den Fehlern seiner Uebersetzung zu reden,) beweiset, daß dieses eine schwache Probe seines akademischen Fleißes sey, wenn er solches auch nicht in der Zuschrift gesagt hätte.

Es ist uns desto angenehmer, daß wir diesem Werke gleich folgendes an die Seite setzen können:

Versuch einer neuen Geschichte des Jesuiter-Ordens, von dessen ersten Stiftung an bis auf die gegenwärtigen Zeiten. Erster Theil. Berlin und Halle, 1769. 1 Alph. 17 Bogen in gr. 8.

Aus einer ganz entgegengesetzten Ursache wollen wir auch von diesem Buche nur wenig sagen. Es ist ein deutsches Original: und da wir es nach der ähnlichen Arbeit eines Franzosen, das einen für uns zu ausländischen und erkünstelten Geschmack hatte, gelesen haben, so könnte man uns leicht im Verdachte haben, wir wären zu eingenommen zu dem Deutschen gekommen, und die Nationalliebe hätte daher desto stärker auf uns gewürkt. Wir wollen also diesen Verfasser kurz beschreiben, wie wir ihn gefunden haben. Seine Vorrede zeigt mit vieler Einsicht den Gebrauch, welchen die römischen Bischöffe von den Mönchsorden gemacht haben, und zu wie gelegener Zeit für sie Loyola erschienen sey; macht eine allgemeine wohlgerathene Abschilderung von dem Fortgange des Jesuitenordens, und beurtheilt nicht weniger richtig die einheimischen und auswärtigen Geschichtschreiber desselben. Nur S. 22. finden wir den Fehler, daß die Hist. des Relig. de la Comp. de Iesus sich mit dem J. 1563. endige: sie endigt sich gewiß erst mit dem J. 1571. Das ganze Werk soll nicht über sechs Bände anwachsen. Im gegenwärtigen sind die beyden ersten Bücher enthalten: das erste begreift die Geschichte des Ignatius Loyola bis zur päbstlichen Bestätigung seines Ordens, und das zweyte die Geschichte dieses Ordens unter dem Generalate des Ignatius. Gleich beym Anfange der Geschichte vermissen wir eine etwas ausführliche Beschreibung des Zustandes der Kirche und der Wissenschaften in Europa, zur Zeit da Loyola auftrat. Sie würde zur Beurtheilung

lung der folgenden Geſchichte überaus dienlich geweſen ſeyn. Was S. 8. 9. der Vorrede, auch S. 167. fg. davon geſagt wird, iſt nicht hinlänglich, und Linguet ſelbſt hat ſie nicht vergeſſen. Aber die Genauigkeit unſers Verf. in Unterſuchung und Erzählung der Wahrheit, ſeine ſorgfältige und beſtimmte Art die Quellen anzuführen, ſein ruhigeres und überlegtes Urtheil, und der meiſt edle hiſtoriſche Ausdruck, deſſen er ſich bedienet, unterſcheiden ihn ſehr von dem eben genannten. Freylich ſieht man gleich, daß er ſeine Parthey genommen habe: und das ſollte man eigentlich nicht ſehen. Aber es iſt nicht allein auſſerordentlich ſchwer, es zu verbergen; ſondern verdient auch bey ihm Entſchuldigung, weil man überall die Urſachen in der Geſchichte ſelbſt findet, warum er dieſe Parthey ergriffen hat. Eben dieſes läßt ſich auch für manche ſpottende Stellen in dem Leben des Loyola ſagen: denn eben dieſes Leben rechtfertigt das Lachen des Verf. Die Auswahl des Erzählenden hätte öfters ſchärfer ſeyn mögen, und kleine Umſtände konnten füglich wegbleiben, wie z. E. S. 38. „Das „Schiff gieng etwan zwanzig Tage nach ſeiner Ankunft zu „Barcellona unter Segel, und langte fünf Tage darauf nach „einer kurzen, aber gefährlichen Schiffahrt, zu Gaeta, im „Königreich Neapel an.„ Hier iſt alles überflüßig, bis auf die Nachricht: „Das Schiff kam zu Gaeta an.„ Die oft langen Anmerkungen konnten auch nicht ſelten abgekürzt werden. Wenn gleich vieles darinne am rechten Orte ſteht; ſo ſo war doch auch manches bequem genug in die Erzählung zu ziehen, und der lateiniſche Text der Schriftſteller, von dem was ſchon deutſch erzählt iſt, konnte meiſtentheils wegbleiben, ob man gleich daraus ſieht, daß der V. ſelbſt geleſen und geprüft hat. Sonſt iſt es ein Buch, das ſeinem Verfaſſer Ehre macht, und deſſen Fortſetzung wir wünſchen.

W.

Juan de Eſcandon und Bernhard Nusdorfer, der Geſellſchaft Jeſu Mitglieder, Geſchichte von Paraguay. Aus ſpaniſchen Handſchriften überſetzt, nebſt dem Criminal-Proceß wider die Jeſuiten in Spanien. Frankfurt und Leipzig, 1769. 72 und 134 Seiten in 8.

Iungentur jam gryphes equis. Jeſuiten und ihre Gegner ſtehen in dieſer kleinen Sammlung beyſammen: ſie iſt nützlich, ohne doch die Leſer, welche die Hauptſchriften in dieſem gro-

großen Proceß bereits geleſen haben, eben viel neues zu beleh-
ren. Die voranſtehende Nachricht eines Engländers von Pa-
raguay und den Jeſuitiſchen Mißionen, auf 18 Seiten, dient
zu einer guten Einleitung, iſt aber aus *Frezier* Voyages de
la mer du ſud genommen. Bis zur 93ten S. ſteht des Je-
ſuiten Eſcandon zu Madrid im Julius 1760. unterzeichnetes
Schreiben, von der Verfaſſung und Regierung der jeſuitiſchen
Mißionen in Paraguay. Es folgt ein Auszug aus der zu Liſ-
ſabon auf Befehl des Hofs gedruckten Nachricht von der jeſui-
tiſchen Republik in der gedachten Provinz, und zuletzt eine
Liſte von den Häuſern, Aßiſtenzen und der Stärke des Jeſui-
terordens in der ganzen Welt. Das noch beygefügte Schrei-
ben des P. Nusdorfer, vom 20 Auguſt 1758. vertheydigt
die Jeſuiten gegen den vorhergenannten Portugieſiſchen Be-
richt, und aus dem Spaniſchen Criminalproceß wider ſie wird
nur ein Auszug mitgetheilt. Alles zuſammen genommen hätte
freylich keine Geſchichte von Paraguay heißen ſollen. Man
hätte billig, zum Behuf der neueſten Jeſuitergeſchichte, ſchon
ſeit einigen Jahren eine Sammlung von Schriften, welche
dieſelbe betreffen, ohngefähr nach der Art der ſchon vorhande-
nen Sammlung in vier Quartbänden, doch nach einem etwas
verbeſſerten Plane, anlegen ſollen. In derſelben würde dieſe
kleine Sammlung großentheils ihren Platz haben finden kön-
nen, die uns übrigens, was die Apologien der Jeſuiten an-
langt, von der Gerechtigkeit ihrer Sache eben ſo wenig über-
zeugt hat, als die große Sammlung von Schutzſchriften, welche
ſie zu Venedig haben drucken laſſen.

Z.

---

12. Haushaltungskunſt.

**Bemerkungen der phyſikaliſch-ökonomiſchen und Bie-
nen-Geſellſchaft zu Lautern. Vom Jahr 1769.
8. Mannheim, 1770. 15 Bogen.**

In dem erſten Aufſatze dieſer Sammlungen macht der Herr
Pfarrer Krämer zu Lautern, die Geſchichte der Geſellſchaft
bekannt, aus welcher erhellet, daß ſelbige, nachdem ſie durch
verſchiedene Churfürſtl. Gnadenbezeugungen aufgemuntert wor-
den, anſtatt ſich blos mit der Bienenzucht zu beſchäftigen, ih-
ren Plan erweitert hat, und künftig um die Aufnahme der

ge-

gesammten Landwirthschaft, sich verdient zu machen suchen wird. Einen Beweis hievon giebt die zweyte Abhandlung, welche von einigen Hindernissen einer blühenden Landwirthschaft handelt. Der Verfasser findet eines der vornehmsten in der Erziehung des Bauers, und hierinn geben wir ihm vollkommen Recht, wie auch darinn, wenn er bessere Schulmeister und Dorfvorgesetzten haben will. Nur mit der Einrichtung der neuen Dorfschulen selbst, sind wir nicht zufrieden. Er holet sehr weit aus, und wenn er, um das Gehalt einiger Schulmeister zusammen einen einzigen tüchtigern und geschickteren Mann haben will, so hat er wohl an die Schwierigkeit nicht gedacht, daß sodann auch aus eben so vielen Dörfern, die oft sehr weit von einander entfernet liegen, die Kinder nur mit großer Beschwerlichkeit zur Schule kommen können, welcher einzige Umstand sein ganzes Unternehmen vereiteln würde. Freylich ist der Vorschlag des V. eine Art von Realschulen auf dem Lande anzulegen, sehr gut, und haben selbigen schon viele einsehende Leute gethan, allein er muß einen andern Fond ausmitteln, als der jetzt erwähnte ist, wenn er ihn ausgeführet wissen will.

Wenn er bey dieser Gelegenheit S. 50. auf die ökonomischen Gesellschaften kommt, so sagt er: „die Einrichtung der „meisten ist also beschaffen, daß man von ihren Entdeckungen „wenig erwarten kann. Man kommt gemeiniglich sehr selten zusammen, und wenn man zusammen kommt, so fehlet „es an praktischen Landwirthen. Man bringet einige Fruchthalmen mit, die im Garten oder Blumentopf gewachsen, „hält sich bey unnützen Versuchen auf, die im Großen niemals gelingen, und so viel man auch in den Zusammenkünften discuriret, so wenig wächset doch im Felde ꝛc.„ Dieses wird doch nimmermehr eine Schilderung der neuen ökonomischen Gesellschaft zu Lautern seyn? Uns sind aber sehr viele dergleichen Gesellschaften bekannt, wo man ganz anders verfähret, und wo der V. vermuthlich große Augen machen würde, wenn er derselben vortrefliche Einrichtung mit seinen irrigen Begriffen vergleichen sollte.

In der Folge wird gesagt daß der Mangel an Menschen ein großes Hinderniß des Landbaues sey, dies ist eine alte Wahrheit, dawider nichts einzuwenden, so wenig als dagegen, wenn der V. will, daß man Manufakturen und Fabricken in einem Lande anlegen soll, um die Bevölkerung zu vermehren, und damit man nicht nöthig habe, das Getraide ausserhalb Landes zu versilbern.

Die

Die Landes-Abgaben siehet er S. 65. nicht sowohl vor ein Hinderniß der Oekonomie an, als vielmehr die fehlerhafte Vertheilung derselben, und wenn auf die nothwendigsten Bedürfnisse starke Auflagen gemacht werden. Auch dieses ist wahr, aber auch dieses ist keine neue Entdeckung, eben so wenig als die Klage, daß die Rechtshändel in manchen Ländern zum Ruin des Landmannes gereichen, und daß es gut seyn würde diese geschwinder als geschiehet, zu schlichten.

In Deutschland sagt der V. ferner, gehöret mit unter die Hindernisse einer blühenden Landwirthschaft, daß sich nicht wie in England vornehme Leute damit beschäftigen. Den Krieg und die schlechte Einrichtung der Wildbahnen rechnet er auch hieher. S. 76. u. ff. kommt er endlich auf die schlechte Einrichtung der Feldwirthschaft selbst, eifert wider die Braachfelder und Gemeintrifften und räth den Futterbau an. Diese ganze Abhandlung enthält, wie der Leser siehet, nichts neues, und der V. hätte einen Verweis verdienet, daß er Dinge aufwärmet, die vor ihm schon eine Menge anderer Schriftsteller viel gründlicher ausgeführet haben; allein in Rücksicht seines Endzwecks, da diese Schrift allem Ansehen nach der pfälzische Landmann lesen soll, dürfte das Publikum die Sache diesmal wohl so genau nicht nehmen.

Die folgenden Aufsätze sind 1) Physikalische Wahrnehmungen in der Bienenzucht von Joh. Riem S. 84. die viel Fleiß des Beobachters verrathen, aber größtentheils auch von andern schon bemerket sind. 2) Von dem Honigthau der Schwetzinger Linden, der Bienen häufigsten Nahrung von Christian Niesen S. 143. Der V. schreibt mit einer Wahrscheinlichkeit, die der Gewißheit sehr nahe kommt, den sogenannten Honigthau der Linden, den Blattläusen zu, deren Auswurf er seyn soll, und ist daher ein großer Freund dieser wohlthätigen Thierchen. 3) Oekonomische Beobachtungen von Joh. Christ. Bernhard S. 168. Hier werden von der Abschaffung der Braache S. 169. von der Abstellung der Viehweide. S. 174. von Abstellung der Schaafweide S. 185. (Dieser Punkt ist vorzüglich lesenswerth.) Von Verbesserung der Rindviehzucht S. 220. Von Bauung der besten Futterkräuter S. 226. u. s. w. sehr gute und sonderlich was die Schaafe anbetrift, viele neue und gründliche Bemerkungen vorgebracht, die den Beyfall des nachdenkenden Landwirths allerdings verdienen.

Mr.

13. Ver-

13. Vermiſchte Nachrichten.

Sendſchreiben eines Landprieſters, im Namen verſchiedener ſeiner Amtsbrüder an die ſämtlichen Herren Verfaſſer der deutſchen gelehrten Zeitungen, Bibliotheken, Anzeigen ꝛc. ꝛc. — Gedruckt im Oberrheiniſchen Kreiſe, 1770. 3 Bogen in 8.

Der Fall hat wenigſtens allen Anſchein der Wirklichkeit, welcher in der Vorrede als eine Veranlaſſung dieſer Bogen angegeben wird. Eine Geſellſchaft von Landpredigern, die ihr geringes Einkommen auſſer Staud ſetzt, ſich die beſten Werke der deutſchen Litteratur ſelbſt anzuſchaffen, ſucht ſich dieſen Verluſt durch eine gemeinſchaftliche Leſung der vornehmſten Tagebücher und Zeitungen zu erſetzen. In dieſen ſind ihnen viele Redensarten und Ausdrücke vorgekommen, die ihnen, bey aller Bekanntſchaft mit ihrer Mutterſprache fremd ſind, und mit der launichten Miene der Unwiſſenheit ſuchen ſie ſich über dieſe Bereicherungen der deutſchen Sprache dadurch zu belehren, daß ſie den Journaliſten ein Verzeichniß dieſer für ſie neuen Wörter vorlegen. Dieſe beſtehen gröſtentheils aus ſolchen, die man von den ausländiſchen neuern Sprachen entlehnt, und von denen freylich der herrſchende Neologiſmus und die häufigen Ueberſetzungen einen guten Theil uns ſchon ſo geläufig gemacht haben, daß wir das Auffallende derſelben kaum mehr empfinden, oder ſie doch ſehr gerne überſehen. In vielen Stücken haben dieſe guten Leute alſo vollkommen Recht, wenn ſie wünſchen, daß man es ihnen nicht zumuthen möge, zum Verſtändniſſe ihrer Mutterſprache erſt ein ausländiſches Wörterbuch zur Hand zu nehmen; in einigen Fällen aber iſt es auch zu viel gefordert, entweder einmal angenommene ausländiſche Kunſtwörter, oder ſolche Wörter, deren Begriffe ſich durch einen Ausdruck unſerer Sprache nicht erſchöpfen laſſen, gänzlich zu vermeiden, woraus mehr Zwang, Undeutlichkeit und Unbeſtimmtheit, als Sprachreinigkeit entſtehen würde. Wir wollen in dieſer Abſicht unſre Meynung über einige Erinnerungen dieſer Verfaſſer, vornemlich in Rückſicht auf unſre Bibliothek, ſagen; welches deſto unpartheyiſcher geſchehen ſoll, da der Recenſent an keiner der getadelten Stellen eigenen Antheil hat.

Gleich

Gleich der erste Artickel über das Wort contraindiren (Allg. d. Bibl. VI. 1. S. 70.) betrift einen Druckfehler. Es soll contraindiciren heissen, ein gutes medicinisches Kunstwort. — Penseen (VI. 1. 340.) wird nicht durch das deutsche Wort Gedanken erschöpft, denn es bezieht sich da auf die französische Art *Pensées* zu schreiben, dergleichen wir von Rochefaucault und andern besitzen. — Für desavouiren (Erf. gel. Z.) haben wir freylich ein gutes deutsches Wort: abläugnen; für detail aber keinen einzelnen gleichgeltenden Ausdruck; man müßte es umschreiben; bisweilen kann Zergliederung dafür gesetzt werden. — Das Wort aufgeschroben ist allerdings (Allg. B. VIII. 2. S. 182.) sehr uneigentlich gebraucht. Die Verf. thun bey dieser Gelegenheit den Vorschlag, daß der Herausgeber dieser Bibliothek Jemanden dazu bestellen sollte, alle eingesandte Beurtheilungen vor dem Drucke mit kritischem Auge zu übersehen u. s. f. Allein die Ausführung dieses Vorschlages hat große Schwierigkeiten. Würde dieser Eine nicht mehr verderben als gut machen, wenn er das Eigenthümliche einer fremden Schreibart in den Geist der seinigen umformen wollte? Würde nicht bey dem bescheidensten Verfahren dieser Art noch mehr Ungleichheit, auch in einem einzigen Aufsatze entstehen? Würde sich jedermann diese Aenderungen gefallen lassen? Und könnte der Verbesserer nicht leicht der wahren Meynung des Verfassers verfehlen, welches noch schlimmer wäre? — Das Wort kunstrichtern ist so verwerflich nicht, besonders als komischer oder satyrischer Ausdruck. — Für Aechtigkeit pflegt man lieber Aechtheit zu sagen. — Affectation läßt sich in den wenigsten Fällen mit einem hinlänglichen deutschen Ausdrucke geben, und ist schon so gut wie naturalisirt. Denn warum sollten wir dergleichen Wörter, welche die Ausländer der lateinischen Sprache entlehnt haben, nicht auch in die unsrige aufnehmen? — Für fade hat man das deutsche Wort unschmackhaft, wenigstens in vielen Fällen. — Karnatur (A. B. I. 2. S. 232.) ist ein augenscheinlicher Druckfehler für Karikatur, welches ein Kunstwort, und bekannt genug ist. — Das *air étranger* (A. B. VI. 1. S. 6.) scheint mit Fleiß, und zum Spotte, französisch gesetzt zu seyn, eben so wie Amüsement (I. 2. 14.) und amüsiren (I. 2. 294.) In diesem Falle bedarf der Gebrauch fremder Wörter nicht einmal einer Rechtfertigung. Denn sie stehen gerade in der Absicht da, um zugleich mit den Sachen, die wir dadurch bezeichnen und beschönigen, lächerlich zu werden. — Sehnschaft (A. B. I. 1. 85.) steht als

theologisches Kunstwort, und scheint unverwerflich zu seyn, so gut, wie die analoggischen Wörter, welche die Verf. für uns erlaubt halten: Vaterschaft, Mutterschaft u. s. f. — Antik, als Adjektivum, ist von alt allerdings unterschieden, und dies nicht in jenes Stelle zu setzen. Genauere oder bestimmtere kann in der Stelle (Allg. B. VII. 1. S. 156.) nicht für speciellere gesetzt werden; denn es ist von solchen Betrachtungen die Rede, die nicht ins Allgemeine gehen, sondern nähere Beziehung auf den Dichter, auf seine Leser, und auf besondere Fälle haben. — Für süffisant läßt sich meistens eingebildet oder selbstzufrieden setzen; hingegen für kontrastiren kein genug eingeführtes gleichgeltendes Wort. — Zerlegung ist schon ziemlich eingeführt — Nuance und nuanciren läßt sich nicht gut deutsch ausdrücken; Schattirung kann freylich für das erste sehr oft gesetzt werden, nicht aber Abweichung; eher noch, in einigen Fällen, Abänderung. — Das Wort palingenisiren (A. d. B. VII. 1. S. 266.) hätte freylich mit einem verständlichern deutschen verwechselt werden können; an eine Anspielung auf das chymische Kunstwort dachte aber der Recensent wohl schwerlich. — Nonsense ist schon bekannt genug, und läßt sich nicht gut Deutsch ausdrücken; denn Unsinn kann man nur zuweilen in dessen Stelle setzen. — Compagnon, von Gemählden gebraucht, ist den Verfassern deutlicher als Pendant; aber das Bürgerrecht hat es doch wohl eben so wenig, als dieses, in unserer Sprache erhalten; wir bedienen uns beyder als eingeführter Kunstwörter, wiewol auch Gegenbild und Gesellschaftsstück nicht ungewöhnlich sind. — Die Wörter: Streitmüthigkeit, Rutine, piquant, familiär, Debauche, wollen wir eben nicht vertheydigen. Hingegen ist populär ein sehr verständliches Wort; faßlich kömmt dem Begriffe desselben nahe, ohne ihn zu erschöpfen. — Auch Dessein ist weniger in Schriften als in Gesprächen zu dulden, da wir mehr als einen deutschen Ausdruck dafür haben. — Für Digreßion wollen die Verf. lieber Ausschweifung; und zur Vermeidung aller Mißdeutung ist vielleicht Ausweichung noch besser. — Evident ist ein philosophisches Kunstwort, und man weis es aus der Vernunftlehre, daß eine Ueberzeugung klar und deutlich, und doch nicht evident seyn könne. Jene Wörter erschöpfen also den Begriff des letztern nicht. — Der englische Ausdruck a knack of writing verses ist eine Anspielung auf eine Stelle beym Pope. — Lento (A. d. B. VII. 1. S. 156.) ist ein Druckfehler, und soll: ein schöner Cento heissen. — Für pretiös und Prädilektion haben wir

wir keine völlig gleichgeltende Wörter in unsrer Sprache, und beyde sind schon sehr eingeführt. Für: edle Simplicität könnte freylich besser: edle Einfalt stehen, wiewol dies letztere ohne Beywort dem erstern nicht völlig entspricht, der Zweydeutigkeit nicht zu gedenken. — Buchstäblich ist unstreitig besser, als literel. — Raisonnement ist nicht wohl zu entbehren; eine raisonirte Einsicht hingegen zu gewagt.

Om.

Magazin für Schulen und die Erziehung überhaupt. Fünfter Band. Frankfurt und Leipzig, C. G. Beck in Nördlingen, 1770. 1771. 479 Seiten, ohne das Register 8.

— — Sechster Band, St. 1. und 2. Ebendas. 254 Seiten 8.

Auch diese Theile einer von uns vorhin schon angepriesenen periodischen Schrift (S. B. XV. St. I. S. 316. ff.) sind wegen der Mannigfaltigkeit und Auswahl der Materien, wegen der gründlichen und bescheidenen Freymüthigkeit im Urtheilen und wegen der eben so lebhaften als deutlichen guten deutschen Schreibart einer vortheilhaften Anzeige würdig.

Als eigene Abhandlungen zeigen wir aus dem 5ten Bande folgende an: 1) Schulbedenken über die Erleichterung des vaterländischen Geschichtsstudiums. St. 1. S. 3–24. Es ist durch die Aufgabe eines Ungenannten von B., der sich mit den Buchstaben S. M. I. unterzeichnet hatte, veranlasset worden. Der Verf. dieses darauf ertheilten Schulbedenkens erwähnet erstlich die besondern Schwierigkeiten, welche das vaterländische Geschichtsstudium vor allen andern Geschichtarten nothwendig erschweren, und für junge Leute dornicht und verdrieslich machen müssen, dahin hauptsächlich dieses gehöret, daß wir so wenig Vorgearbeitetes in Büchern haben: hernach kommt er auf die Methode, wie junge Leute die Geschichte ihres Vaterlandes studiren sollen, davon wir nur die Hauptsache in einzelne Sätze zusammenziehen wollen. Man muß zuerst die allgemeine Geschichte von Deutschland und vom deutschen Reiche studiret, die geographische Beschreibungen, Verfassungen, Gesetze, Herkommen, Sitten, Nahrung, Handlung, Künste, Religion, Wissenschaften und alles, was dahin einschläget, aufmerksam bemerket haben, und dann zu diesen Fächern das, was

sich in den einheimischen Quellen und Hülfsmitteln seines Vaterlandes findet, allmählig sammlen. Sorge's Handbuch müßte zum Grunde geleget, aber dabey Häberlins Abhandlungen aus dem d. Staatsrechte und über die Charaktere der Jahrhunderte, zur Ergänzung jenes Compendiums, nachgelesen werden. Ganz specielle Geschichten einzelner Vaterländer, deren es in Deutschland so viele größere und kleinere giebt, will der Verf. nicht haben: Ist man mit dem Wesentlichsten seines allgemeinen Vaterlandes bekannt gemachet; so wird man seine einheimische Chronick ohnedem mit ganz andern Augen lesen, als man sie sonst gelesen haben mag. Und da sich die nöthigen Kenntnisse für die Jugend in allen Ständen ohnedem schon sehr vermehret haben, so räth der Verf. an, daß man, zur Ersparung besonderer Stunden, bey andern Hauptlectionen das wichtigste von der Vaterlandesgeschichte mit einbringen soll, und schläget dazu folgende Anlässe vor: a) in der Reichshistorie: denn diese will er schlechterdings künftig in die Lectionspläne der Schulen eingerucket wissen. b) In der klaßischen Lection beym Tacitus oder Cäsar. c) In der Kirchen- oder Reformations-Historie: da soll immer die allgemeinere Klostergeschichte mit der besondern jedes Vaterlandes, und das vornehmste der Lokal-Reformation periodisch durchgegangen werden. d) In der Encyclopädie der schönen Künste, die er als eine nothwendige Lection ansiehet. Wo nicht Montfaukon und Lippert vorräthig sind, da soll man sich, als im Nothfalle, mit demjenigen helfen, was von der Kunst der Alten in den Hauptkirchen, auf dem Rathause, in dem Arsenale und in allerley Kunstwerken jedes Ortes zu finden ist.

2) Ehrengedächtniß Hrn. Const. Lang, dessen Leben an sich und wegen der Einsicht des Biographen würdig ist, von vielen gelesen zu werden.

3) Schulbedenken über die Beförderungen auf Klassen. S. 259-274. Der Verf. siehet die Sache auf vielen Seiten an, und thut endlich diesen Ausspruch: Man kann diejenige, die sich in der bestimmten Zeit auf die folgende Klasse nicht haben tüchtig machen lassen, dennoch ohne alles Bedenken fortrücken lassen. — Uns, denen dieses Bedenken nicht flüchtig vor den Augen entwischet ist, die wir die Gründe des Verf. vielmehr bedachtsam erwogen haben, hat kein so zuversichtlicher Glaube anwandeln wollen, daß wir nicht mit sehr vielen und wichtigen Zweifeln noch zu kämpfen gehabt hätten. Aber freylich ist hier der Ort nicht, zu widerlegen, oder unsere Zweifel wichtig genug vorzustellen. Schon das Nachdenken hat es uns

uns wahrscheinlich gemachet, daß es jungen Leuten, Klassen und Lehrern zuträglich seyn müsse, bey Beförderung in höhere Klassen, auf ein gewisses Maas von Kenntnissen zu sehen. Und eine mehrjährige Erfahrung hat uns völlig überzeuget. Die Schule, an welcher wir stehen, war verfallen. Bey der Untersuchung der Quellen dieses Verfalls, zeigte sich, daß die Unregelmäßigkeit bey der Versetzung fast allein Origo Mali gewesen sey. Nachdem mehrere Strenge wieder hergestellet worden ist, zeiget sich in allen Klassen eine recht augenscheinliche Veränderung zum allgemeinen Vortheil der Schule. Wir möchten daher gerne das oben angezeigte Resultat dieses Schulbedenkens, wenn es uns ohne Gründe, die wir itzt nicht anzeigen dürfen, erlaubet werden könnte, also einschränken: Diejenige, die sich in bestimmter Zeit auf die folgende Klasse nicht haben tüchtig machen lassen, kann man der Regel nach, nie; sondern nur bey eintretenden besondern Umständen, durch Dispensation bisweilen fortrücken lassen. Es muß recht merkliche Schwürigkeit haben, bis jemand ohne Tüchtigkeit fortrücken kann. Und wir möchten nur alsdann die Dispensation erleichtern, wenn natürliche Unfähigkeit, nicht aber Bequemlichkeit, Faulheit, Muthwille und andere Fehler des Willens an der befundenen Untüchtigkeit schuld gewesen sind.

4) Bedenken über die beste Einrichtung einer pragmatischen Schulgeschichte. S. 387-437. Ganz gewiß suchen die meiste Leser, bey dem besten Vorurtheil für diese Schrift, doch das Ueberdachte des Plans und das Neue in Ansehung einzelner Bemerkungen aus der Geschichte, nicht darinn, was wirklich darinn anzutreffen ist. Der Verfasser, welcher eben so viel Scharfsinn, als Gelehrsamkeit verräth, setzet nicht nur Hauptrubricken fest, unter welche die Nachrichten von Erziehungsanstalten gesammlet werden müssen, sondern er streuet selbst hier und da Nachrichten mit ein, die gewiß nicht alltäglich sind. Wir führen nur das allgemeine an. Die Hauptrubricken, unter welche die Materialien zusammengetragen werden können, beleget der V. mit folgenden Namen: Archontologie, Didaktrologie, Oekonomie, Typologie nebst der Methodologie, Nomotheste, Liturgie, Docimastik, Brabeologie, Zemialogie, Prepontologie, Arithmologie und Biographie. Als Perioden der christlichen Schulgeschichte aber setzet er folgende Epochen: die patristische, karolingische, mönchische und protestantische; davon er die letztere wieder in fünf Abschnitte vertheilet. Den ersten fängt er mit der Reformation 1517. an; den zweyten mit dem Religions-

frieden im Jahr 1555.; in dem dritten zeichnet er die unerwartete Unternehmungen Wolfg. Ratichs, eines sehr merkwürdigen aber unbekannten Mannes, dessen Arbeiten und Förderungen viel ähnliches mit den Bassedowischen Anstalten haben, Joh. Amos Comenius, und Joh. Joach. Bechers aus; den vierten Abschnitt fängt er mit dem Westphälischen Friedens Jahr an, und endlich den fünften mit dem laufenden Jahrhunderte. — Hoffentlich rechnet niemand in unsern Tagen, Schulgeschichte mehr unter historische Mikrologie. Und wer die Wichtigkeit derselben erkennet, und solche entweder im weiten Umfange studiren will, oder wenigstens einzelne Beyträge darzu zu sammlen gedenket, die freylich noch allzusehr fehlen, dem empfehlen wir dies hier ausgezeichnete Bedenken zum aufmerksamen Nachlesen. Die Zeit wird ihm nicht gereuen, die er darauf verwendet hat. Wir wünschen sogar, daß es gelehrte Reisende durchlesen mögen, um dadurch auf die Bemerkung der Vorzüge oder Mängel der Erziehungsanstalten, die sie treffen, aufmerksamer gemachet zu werden. Bis jetzt ist auf solche noch gar nicht geachtet worden, da sie es doch wahrlich vor hundert Fabricken verdienen, daß man sie genauer kennen lerne, und beschreibe.

Unter den Recensionen zeichnen sich folgende aus: von Boysens allgem. Welthistorie, (S. 45.) — die Verf. zeigen mit edler Freymüthigkeit die Mängel dieses Buches an, deren Bemerkung der Hr. Verf. unserer Bibliothek also gar nicht übel nehmen sollte. — Von Reccard's Lehrbuch. (S 145.) — Das Urtheil über dieses Buch kann sehr nöthige Verbesserungen veranlassen. — Von den Liedern — den Kindern gewidmet. (S. 159.) — Vorzüglich aber von Heyne's Virgil. — Die Vorzüge dieser Ausgabe, des vollkommensten Musters, nach welchen alle Editoren arbeiten sollten, sind ungemein bündig angezeiget und beurtheilet worden. (S. 204. — Von Ehler's Gedanken über das Vokabellernen. (S. 283.) — Von Schöpperlins Abhandlungen über die vaterländische Geschichte. (S. 319.) — Von Zückerts diätetischen Erziehung der entwöhnten Kinder (S. 438. die Fortsetzung und der Schluß folget im 6ten Bande S. 192.) — Der Recensent, machet dem Verf. viele beträchtliche Zweifel. — Von Rambachs Versuch einer pragmatischen Litterairhistorie. (S. 454.) — Haugs Tabellen der Litterairhistorie sind zu wenig getadelt, und zu unbillig gelobet worden. (S. 473.) — An Schulnachrichten, welche eine eigene Rubrick dieses Magazins ausmachen, ist besonders das 3te St. dieses 5ten Th. sehr reich.

In

In den beyden ersten Stücken des sechsten Bandes, die wir auch schon in Händen haben, kommen keine eigentliche Abhandlungen, aber desto umständlichere Raisonnements, einschaltungsweiß in den Recensionen, vor. Einen einzigen Aufsatz könnte man zu jenen rechnen, der S. 51. stehet, und die Frage betrift: Soll man Kinder mit Blut und Wunden Christi tändeln lassen. Er ist mehr eine Schutzschrift für einige weise Aeusserungen eines Recensenten, welche abergläubische Christen zu Ketzereyen gemacht hatten. Gewissermassen gehöret dahin auch eine lateinische Rede für das Gedächtniß, welche S. 40. und 182. ganz eingerücket worden ist. — Bey Gelegenheit der Beschreibung einer zu Augsburg herausgekommenen Vorbereitung zur Erlernung der nützlichsten Wissenschaften, welche die VV. noch zur Zeit als das beste Lehrbuch dieser Art ansehen, wird von der zweckmäßigen Einrichtung der sogenannten Real-Schulen gehandelt. (S. 1.) — Selbst akademische Vorübungen werden S. 15. sehr gründlich beurtheilet. — Für die merkwürdigsten Aufsätze halten wir No. 6 und 7. S. 58-94. Ersterer enthält eine in der That allzubegeisterte Lobschrift auf Basedows pädagogaische Unternehmungen, besonders aber eine weitläuftige Beschreibung von dessen Methodenbuch. In dem gleich darauf folgenden Aufsatze, über die Basedowische Schulreforme betitult, lenket ein anderer Recensent wieder ein, und zeichnet alle die Gebrechen und gefährliche Seiten der Basedowischen Anstalten aus, die jedem unpartheyischen Leser sichtbar werden müssen. Man bemerket hier bey den Verfassern des Schulmagazins eine Schüchternheit, die wir ihnen würklich übel nehmen. — Noch zeigen wir den Plan d'Education publique, des Abbt Coyer an, der S. 99. genau beschrieben wird. — Die Schulnachrichten sind bey diesen Stücken wieder vorzüglich zahlreich, und zum Theil interessant.

D.

Die Metaphysick in Connexion mit der Chemie, worinnen sowol die wichtigste über sinnliche Betrachtungen der Philosophie und theologiae naturalis et revelatae, als auch ein Clavis und Selekt aus Zimmermanns und Neumanns allgemeinen Grundsätzen der Chemie, nach den vornehmsten subjectis in alphabetischer Ordnung nach Beccheri heut

heut zu Tage recipirten Gründen abgehandelt werden, samt einer Dissertation de digestione ans Licht gegeben von Halophilo Irenäo Oettinger, Medicinae Licentiato und Philos. Hermeticae cultore in Cl. Murrhard. Schw. Hall, gedruckt bey Johann Christoph Meßerer, 634 Seiten in 8.

Wenn der Name des Verfassers eines Oettingers und cultoris Philos. Hermeticae nicht schon den Inhalt und Werth dieses Werks anzeiget, der mag aus folgender Probe, die wir aus der Cosmologie dieser mit der Chemie in Connexion gebrachten Metaphysick anführen wollen, davon urtheilen. „Was die Schöpfung selbst betrift, so hat sie Gott „durch sechs Geburten in die siebende zur Ruhe geführt; aus „nicht scheinenden chaotischen Dingen sind die sichtbare entstanden nach 4 Graden, Jes. 43, 7.) 1) der idealischen „Form in der Weisheit, 2) der chaotischen Schaffung der „Materie, 3) der Auszierung und Formirung mit der Lichtkraft, 4) der organischen Zuendmachung, welche 4 Schöpfungsgradus nothwendig zur Generalanzeige der Cosmologie gehören, obschon die Gelehrten nichts davon hören wollen. Die Gesetze der Bewegung sind in dem einigen Grund „des Worts von Anfang begriffen, 1 Petr. 3, 5. 6.„

„Die sieben Geister Gottes seyn Gottes Augen, Ohren, „Hände, Arme, Finger, damit wirkt er theils willkührlich, „theils nach gesetzter Ordnung. Die Engel haben ihr Geschäfte auch bey der Erde, aber davon lese man Cornelium „Agrippa, und was die Welt nicht achtet, Lullium Sendivogium Corthelasseum; denn, was nichts ist vor den Gelehrten, das hat Gott erwählet.„ Damit wird sich dann vermuthlich auch der Verf. zu trösten wissen, wenn er das Schicksal der angeführten großen Männer haben, und wie sie gleichfalls nichts vor den Gelehrten seyn sollte.

Kl.

Nachrichten.

Der berühmte Geßner, hat in der letztern Ostermesse, einen Band neuer Idyllen, nebst der Uebersetzung zweyer moralischer Erzählungen, die ihm Hr. Diderot mitgetheilt hat, herausgegeben. Der Hr. Prof. Huber, übersetzt diese Idyllen ins Französische. Hr. Geßner will von dieser Uebersetzung, auf Subscription, eine sehr schön gedruckte Ausgabe in gr. 4. herausgeben. Sie wird nicht allein mit vielen Vignetten, im Geschmack antiker halberhobener Arbeiten, gezieret werden, sondern zehn der mahlerischsten Scenen dieser Idyllen, werden auf Kupferstichen in gr. 4. vorgestellt werden. Diese Blätter, werden von der Hand des Verfassers selbst seyn, der durch seine geätzte Landschaften gezeigt hat, daß er in der Zeichenkunst und Aetzkunst, so wie in der Dichtkunst ein Meister ist. Die Subscription sind achtzehn französische Livres. Der dieserhalb gedruckten Nachricht, ist ein sehr reizendes Kupferblatt, zur Probe beygefügt. Ein Exemplar dieser Nachricht, ist bey dem Verleger dieser Bibliothek, zu sehen, wo auch Subscription bis Ende des Junius, angenommen wird.

Herr Wieland, läßt eine neue vermehrte Auflage seiner vortreflichen Geschichte des Agathon, nebst der Fortsetzung drucken, worinn die schöne Danae ihre Geschichte erzählen wird, und Archytas in einer Reihe von Unterredungen, dem Agathon, seine Philosophie beybringen wird. Diese neue Ausgabe, wird in der Leipziger Michaelmesse 1772., oder spätstens bis zu Ende des Jahres in vier Oktavbänden erscheinen. Es wird darauf Pränumeration angenommen, auf ein Exemplar auf holländisches Schreibpapier, ein

alter franzöſiſcher Louisd'or, oder 5 Rthlr. Conventionsgeld, und für eins auf inländiſches Schreibpapier, drey Reichsthaler acht Groſchen, Conventionsgeld.

Der Herr Hofpred. Scholz in Berlin, läßt des berühmten la Croze, in der Leydenſchen Bibliothek befindliches Lexicon Aegyptiaco-Latinum in Oxford, in einem großen Quartbande, abdrucken. Auch wird nächſtens die von ihm verfertigte Grammatica Linguae Aegyptiacae utriusque Dialecti, wie auch eine Diſſertatio, de Lingua Aegyptiaca ejusque multiplici uſu, beyde in gr. 4., abgedruckt werden.

Herr Lippert wird zu ſeiner Daktyliothek, noch ein neues Tauſend bekannt machen. Bereits mit Anfange des Jahres 1769. hatte Er 600. Stücke Paſten fertig und fieng an, an ſeinem Commentar zu arbeiten. Das Glück hat ihm einige der ſeltenſten und ſchönſten Stücke zugeführt: die Paſte von dem ganz unvergleichlichen Steine des Herrn Marietti, mit der Sappho und dem Phaon, von welchem das Kupfer beym Grafen Caylus (Recueil Tom. I. t. VI. 3.) nicht einmal ein Schattenriß ſeyn ſoll. Durch die edlen Bemühungen verſchiedener Reiſenden von Stande hat er aus den Sammlungen des Herzogs von Devonſhire, des Lord Beßborough, (aus der letztern den Kopf des Sirius, ein Werk der Verzweiflung im Abformen, das aus Nattern bekannt iſt,) und aus andern eine beträchtliche Anzahl der ſchärfſten Abdrücke erhalten. Lord Percy, Ritter Greville, Mr. Kay, und andere durchreiſende Engländer haben ihm alles zum Abformen gegeben, was ſie aus Italien mitbrachten. Des Herrn Coschi Gefälligkeit, hat er eine

eine Anzahl der beſten Stücke aus dem Muſeo zu Florenz, zu danken. Aus des Grafen von Wackerbart Nachlaſſe, ſind ihm auf 600 Stück Abdrücke zugekommen, darunter fünf Stücke in Demant ſind, welche, wie Herr L. verſichert, alle den Charakter des höchſten Alterthums tragen. Auch aus des Hrn. Prof. Caſanova Sammlung, hat er das ſchönſte abgeformt.

Im XVIten Bande, S. 205. iſt ein Verſehen vorgegangen, indem daſelbſt geſagt wird, der von dem Hrn. Beguelin, in den Memoires de l'Academie de Berlin 1769., dem Despreaux zugeſchriebene Vers:

Comment tout etant plein, tout a pu ſe mouvoir.

ſtehe in Voltaire's Zueignungsſchrift, ſeiner newtoniſchen Philoſophie. Dieſer Vers ſteht in des Despreaux Epitre a Mr. de Guilleragues.

Auszug eines Briefes aus der Schweitz.

In der Welt iſt wohl kein Land von dem kleinen Umfange der Schweitz, in welchem edle Denkungs-Freyheit, römiſcher Patriotiſmus, geſunder Geſchmack, und Aberglaube, ſcholaſtiſcher Pedantiſmus, Intoleranz und Sklaverey der Denkungsart ſo nahe beyſammen wohnten. Dank dem Genius Helvetiens, daß die Parthey der Denker und der Beförderer des guten Geſchmacks immer größer wird, daß die Schweitzer, deren Väter ſo heldenmüthig das Joch der Tyrannen abwarfen, nun auch das noch unwürdigere Joch, der moraliſchen Sklaverey je mehr und mehr abſchütteln. Kommen ſie mit mir nach Süden, von da aus wollen wir die Cantons durchwandern und die Charte ihrer

rer Cultur aufnehmen. Von Fernen breitet sich der Geist der Duldung, der Denkungs-Freyheit und des philosophischen Geschmacks über den Trümmern des Pedantismus und der unbehülflichen Schulgelehrsamkeit, durch einen großen Theil Helvetiens aus. Die Zeit wird von dem edlen Metall das diese Denkungsart bey sich führet, die Schlacken schon scheiden. In Genf, einer der aufgeklärtesten Städte, die brittische Köpfe gezeuget hat, lebt der Verfasser des l'An deux mille quatre cent quarante, dessen Kritick itzt Tobler in Zürich schreibt. Er ist einer der besten Träumer und schreibt — Vielleicht allzu zuversichtlich von einigen Sachen, aber in Ganzen vortreflich. Genf hat sich empor geschwungen und verflucht nun selbst Servets Scheiterhaufen. Hallers Vertheydigung der christlichen Religion wird ihnen bekannt seyn. Wenn sie das Buch nicht haben, so können sie eben dieselben Beweise überall lesen. Sein Sohn macht zu allen Fächern der helvetischen Litteraturgeschichte die Rubricken und schreibt Verzeichnisse, aller Bücher, aller Münzen, Alterthümer und Mspte, die die Schweitz betreffen. Herr Walthard giebt ein Schweitzerjournal heraus, das nicht sehr wichtig ist. Das Projet de Souscription für eine neue Erziehungsanstalt kömmt von einem edlen Patrioten — Ich bemerke beyläufig, daß die Pädagogick in der Schweitz diesmal in einer allgemeinen Gährung ist und von aufgeklärten Köpfen, als eine Sache, die Staaten interessirt, mit Eifer getrieben wird. Solothurn fängt an, sich nach und nach aufzuklären und hat verschiedene Gelehrte aufzuweisen. Die Bibliothek zu Basel erwartet noch einen Sinner, der ihre Schätze (sie hat ungefähr 4090 Mspte) durch eine Anzeige entdecke, und ihre Benutzung gemeiner mache. Wurstisens Chronick der Stadt Basel kömmt neu heraus. Die Catholischen

Can-

Cantons werden heller. In Lucern lebt ein Patriot, von Balthaser, der vieles dazu beyträgt. Die Sammlung von Mspten der Herrn Zurlauben in Zug kann besonders der vaterländischen Geschichte noch wichtig werden. Zürich verdient unstreitig den Namen des helvetischen Athens, so viele Männer von Geschmack und Einsichten wohnen daselbst. Die meisten Theologen fangen an, den Geist der ganz praktischen christlichen Religion einzusehen und zu lehren. Man legt dem menschlichen Geiste hier keine Fesseln mehr an, und die alten werden von muthigen Genien, nach und nach zerrissen. Der Geist schwingt sich empor und große Männer verewigen ihr Vaterland und sich. Sie haben doch von Geßners neuen Idyllen gehört? Wie doch selbst ein Geßner zunehmen kann! Herr Heinrich Fueßlin, ein philosophisches Genie und ein Patriot, schreibt einen Abriß der Veränderungen der Menschen und Sitten in unserm Vaterlande, ein Compendium, dem (ich will nicht viel sagen) nur sehr wenige gleichen. H. Lavater wartet auf Zeichen und Wunder, schreibt vom Aufschub der Buße, ein christliches Jahrbüchlein; Oden, Predigten, eine Kupferbibel, von der Physiognomik und sonst fast alle Monate was Neues. Wenn nur dies glückliche Genie nicht auf Abwege sich verirret. Sein Leben kömmt nächstens in Herrlibergers Ehrentempel. Schafhausen fängt an aus seiner alten Schlafsucht sich mächtig heraus zu reissen, der Geschmack an Lectur fängt an, sich auszubreiten. Die Regierung und Patrioten unterstützen aufblühende Genies: es giebt edel denkende Männer, die alles thun, den alten Pedantismus und die Barbarey zu stürzen, und dem Geiste der Nation eine bessere Richtung zu geben. Eine Anzahl derselben hat sich in eine Gesellschaft vereiniget, nicht voluminöse Memoires zu schreiben, sondern durch Stiftung einer neuen Bibliothek,

am meiſten durch Beyſpiele (denn Thaten würken mehr als Worte), Nacheiferung und Enthuſiaſmus für die Wiſſenſchaften ihren Mitbürgern einzuflößen. Dies Inſtitut, zuſammen genommen mit anderweitigen Bemühungen, kann wenn der Eifer nicht erkaltet, in der Litterargeſchichte dieſes kleinen Staates Epoche werden. Dies iſt ein allgemeines Gemählde der helvetiſchen Litteratur, und ich bin ꝛc.

Todesfälle.

1771. 31. Dec. ſtarb zu Halle Herr Chriſtian Adolph Klotz. K. Preußl. Geheimerrath und Lehrer der Beredſamkeit auf der Univerſität daſelbſt.

Den 13. März 1772. ſtarb Hr. Phil. Ge. Schröder, ordentlicher Lehrer der Arzneygelehrſamkeit auf der Univerſität zu Göttingen, Präſes des Collegii der Wundärzte, und Königl. Churfürſtl. Leibarzt, im 42ten Jahre ſeines Alters. Die Univerſität vermiſſet ihn beſonders wegen einer ſehr nützlichen Anſtalt, welche er viele Jahre hindurch mit dem glücklichſten Erfolge unterhalten hat, nemlich wegen des Collegii Clinici, darinn er eine beſtimmte Zahl ſeiner Zuhörer welche die Bezahlung der Arzneyen für Arme übernahmen, zur Praxis ſelbſt angeführet hat.

Den 21. April 1772. ſtarb zu Altona Hr. Carl Chriſtoph Plüer, vormaliger Königl. Däniſcher Legationsprediger zu Madrit, ſeit 1766. aber Prediger an der daſigen evangeliſchen Kirche. Er iſt Verfaſſer verſchiedener wichtiger Aufſätze in dem Büſchingſchen Magazin für die Geographie und Hiſtorie. In der allgemeinen deutſchen Bibliothek hat er ſeit dem dreyzehnten Bande, die meiſten geographiſchen, und einige hiſtoriſche Recenſionen verfertigt.

Den 1. May ſtarb zu Göttingen Herr Gottfried Achenwall K. Grosbritanniſcher Hofrath und Profeſſor des Na-

Natur- und Völkerrechts und der Politik, der wegen seiner statistischen Schriften berühmt war.

Den 10. Jun. 1772. starb zu Wien Gerhard Freyherr van Swieten, Kais. Königl. erster Leibarzt, Ritter des St. Stephansorden, Direktor der medicinischen Fakultät, oberster Bibliothekar, Präsident der Büchercommission ꝛc. Die ausnehmenden Verdienste dieses großen Arztes, sind weltbekannt. Die Nachricht, daß er seine sämtliche Handschriften, dem Hrn. Leibarzt Störk vermacht habe, ist für die Kenner der Arneykunst, gewiß sehr angenehm.

Druckfehler.

In des XIV. Bandes I. Stücke.

Seite 50 Zeile 1 zwischen Ludwig und Hein. muß ein Punkt stehen, und mit Hein eine neue Zeile angehen. S. 80 Z. 30 für Spencer l. Spence. S. 203 Z. 33 für Lampaige l. Campaigne. S. 205 Z. 9 für plaire l. plaie. S. 207. Z. 16. für der l. den. S. 212 Z. 28. 29 für Brows l. Browns. S. 213 Z. 36 für dem l. den. S. 216 Z. 14 für Erwähnung l. Erwähnung. S. 241 muß für Z. das Zeichen A. stehen. S. 262 muß für E. das Zeichen Ez. stehen. S. 275 muß für Km. das Zeichen Pi. stehen. S. 277 muß für Bl. das Zeichen Wl. stehen. S. 302 muß für Dl. das Zeichen Bl. stehen.

In des XIV. Bandes II. Stücke.

S. 533 Z. 36 für Armſtrang l. Armſtrong. S. 586 muß für Z. das Zeichen Ez. S. 591 Z. 1 für langen Worten l. langen Warten, und Z. 30 muß das Wort: und, weg.

In des XV. Bandes I. Stücke.

S. 335 Z. 18 für Püſch l. Büſch. S. 339 Z. 20 für Püſch l. Büſch.

In des XV. Bandes. II. Stücke.

S. 570 Z. 8 für taucht l. taugt. S. 612 Z. 14 für *Ebe*, l. *Ebn.* Z. 26 für *Ebe*, l. *Ebn.* S. 614 Z. 31 für englich, l. engliſch. S. 628 Z. 10 für Storcke l. Stark. Z. 14 für Remme l.

Kemme. S. 629 Z. 21 für nachzuahmen l. nachzumachen. S. 632 Z. 13 für ſehen l. ſetzen. S. 633 Z. 18 für ihnen l. ihm.

In des XVI. Bandes I. Stücke.

S. 164 Z. 24 andere l. anderes. S. 167 Z. 9 Deherie l. Dſherie. Z. 5 v. E. St. 965 St. 1058 l. ſtarb 965, ſtarb 1058. S. 170 Z. 5 v. E. Morlemun l. Moſlemun. S. 173 Z. 4. v. unten Alncotaloummes l. Almotalammes. S. 256 Z. 28 für uariae l. Mariae. S. 255 Z. 12 für einer l. ſeiner. S. 264 Z. 30 für Kresle l. Presle. S. 328 Z. 4 von unten für einem l. einen. S. 332 Z. 6 Anpreiſſung l. Anpreiſung. S. 335 Z. 5 für Hn. B, l. Ew H. S. 338 Z. 20 für 26. l. 16. S. 339 Z. 6 muß ein Comma nach dem Worte, der, ſein. S. 341 Z. 13 für lebhafte l. boshafte. Z. 24 für vernünftiger, l. Vernünftiger. S. 342 Z. 13 für lebhaften l. boshafte.

In des XVI. Bandes II. Stücke.

S. 356 Z. 6 v. unten für Syuropuli l. Sguropuli. S. 357 Z. 11 v. unten τριπην. Creygthon. S. 360 Z. 5 von unten Verhaltungsort. S. 515 Z. 9. fällt, ſich, weg. S. 519 Z. 11 v. unten l. andere für andern. S. 520 Z. 5 fällt zu weg. S. 526 Z. 4 v. unten l. נקקה für נקתה. S. 525 Z. 10 zuſ ließe für zuließen. S. 528 Z. 4 ſ. dann mit für dem nicht. S. 532 Z. 4 daſſelben für derſelben S. 533 Z. 10 ſeiner Mutterleib, für ſeinen Mutterleib. S. 538. Z. 12 von unten aſcetiſchen für aſondiſchen. S. 643 Z. 9 v. unten 1751. lies 1771. S. 646 Z. 2 chemiſche l. chemiſch: Z. 29 iſt das Comma nach dem Wort ächten auszulöſchen. S. 647 Z. 11 für uralter l. uralte. S. 649 Z. 23 für Grafenhorſt l. Gravens horſte. S. 650 Z. 10 für mit l. von. Z. 24 für als l. alſo. S. 652 Z. 12 für gehabt l. errichtet. S. 653 Z. 6 von unten an, für rohe l. rohen. S. 701 Z. 18. anſtatt Hr. H. l. H. H. eigentlich: Hochgeehrter Herr.

Allgemeine deutſche Bibliothek.

Des ſiebenzehnten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preuß. Churfürſtl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigſten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1772.

Verzeichniß

der in dieſem zweyten Stück des ſiebenzehnten Bandes recenſirten Bücher.

XI. A. Ferguſons Grundſätze der Moralphiloſophie, überſetzt u. mit einigen Anmerk. verſehen, v. C. Garve. 319
XII. Lehrbegrif ſämtlicher ökonomiſchen und Cameralwiſſenſchaften. Des 2ten Bandes 1ter Theil. 342
XIII. Geheim. Tagebuch v. einem Beobachter ſeiner Selbſt. 346
it. Geheimes Tagebuch v. einem Beobachter ſeiner ſelbſt. 358
XIV. G. W. Stein, praktiſche Anleitung zur Geburtshülfe, in widernatürlichen und ſchweren Fällen. 361
XV. Eden, das iſt, Betrachtungen über das Paradies und die darinn vorgefallenen Begebenheiten, nebſt Vorrede von D. C. F. Bahrdt. 374
XVI. Alte Geſchichte von Maynz. Erſter Band. Herausgegeben von P. J. Fuchs. 393
XVII. L. C. Schmahlings, Ruhe auf dem Lande; 3r Th. 403
Ebendaſſelbe unter dem Titel: L. C. Schmahlings vermiſchte Schriften. Erſter Theil. 403
XVIII. Die türkiſche Bibel, oder des Korans allererſte deutſche Ueberſetzung, aus der arabiſchen Urſchrift ſelbſt verfertiget, von M. D. Megerlin. 426
XIX. Die Gedichte *Oſſians*, eines alten Celtiſchen Dichters aus dem Engliſchen überſetzt von *M. Denis*. Zweyter und dritter Band. 437
XX. Bardenfeyer am Tage Thereſiens. 447
Säule des Pflügers. 452
XXI. Der Geſang Rhingulphs des Barden, als Varus geſchlagen war. 452
Der Barde bey Kleiſts Grabe. 452
Die Klage Rhingulphs des Barden. 452
Die Jägerin ein Gedicht. 452
Joſephs des zweyten Reiſe zum Könige von Preußen. Ein Gedicht von Fidler. 456
XXII. G. E. Leßings vermiſchte ſten. 1ter 457
XXIII. Geſchichte des deutſchen und I v
Carl dem Großen bis auf der dili ſr
ſchluß. Erſter Theil aus dem Ita

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Der Prediger bey denen Betrübten und Angefochtenen in seiner Gemeinde ꝛc. von C. W. Oemler. 480
De Bestemming van den Mensch door *I. I. Spalding*, naar de Achste Druk uit het Hoogduitsch vertaald, door *I. v. d.* B. 486
Gedanken von der Unendlichkeit der Höllenstrafen, ꝛc. ans Licht gestellet von M. J. G. Jäckel. 487
Erörterung des beständigen Werths der symbol. Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche und der Billigkeit derselben in Verpflichtung ihrer Lehrer. 494
Die Verbindung der natürlichen Religion mit der christlichen Offenbarung in einer Reihe geistlicher Reden. Aus dem Englischen. 1. 2. und 3ter Theil. 503

2) Rechtsgelahrheit.

D. *J. J. Mascovii* Principia Juris publici Imp. Rom. Germ. ex ipsis legibus etc. D. *H. G. Franckii*. 508
C. *A.* de *Martini*, de Lege naturali Exercitationes Sex. 509
Erörterung der Frage: welche Strafe ist wirksamer und abhaltender, die Todesstrafe, oder die ewige Gefängnißstrafe? ꝛc. 510
F. E. a *Pufendorf*, observationes juris universi, etc. T. IV. 511
I. H. nob. D. de Berger Oeconomia iuris editio septima, post editoris sexti *I. A. Bachii* annotationes iterum novis aliisq. accessionib. adaucta studio *C. G. Wincklerí*. 513
G. J. de Büininck Apologeticus pro Jurisprudentia Justinianaea, etc. 514
J. G. Estor, commentationum et opusculor. Vol. I. P. III. 518
J. S. Pütters auserlesene Rechtsfälle aus allen Theilen der in Deutschland üblichen Rechtsgelehrsamkeit in Deductionen ꝛc. Zweyten Bandes, erster und zweyter Theil. 519
Gedanken über die Verabfassung eines neuen Gesetzbuches zur Verbesserung der Justizverfassungen. 1. und 2tes Stück. 521
Freymüthige und praktische Gedanken über die Gebrechen der Justiz u. deren Verbesserung, entworfen, v. D. G. G. Thyme, nebst einer Vorrede von D. H. G. Bauern. 522

3) Arzneygelahrheit.

C. Rickmann, von dem Einflusse der Arzneywissenschaft auf das Wohl des Staats und dem besten Mittel zur Rettung des Lebens. 525
Etwas von Fiebern. Erster Abschnitt, von G. J. Beuth. 530
Nucleus totius Medicinae quinquepartitus oder des vollkommen und allezeitfertigen Apothekers. Erster Band, aufs

aufs neue herausgegeben durch *A. C. Ernstingium*, des zweyten Bandes, 1te und 2te Abtheilung. 530
Pferdearzneykunst u. s. w. von D. Robertson. 531
C. L. Nebels, Abh. von der Schädlichkeit des Mutterkorns s. w. aus dem Lat. übersetzt von J. S. L. mit einer Vorrede von E. G. Baldinger. 533
B. W. Rödder, gründliche Abhandlung von der in Deutschland grassirenden Gribelkrankheit oder Krampfsucht s. w. 533
Biographien jetztlebender Aerzte u. Naturforscher s. w. von E. G. Baldinger. Ersten Bandes 4. Stück. 534
Diss. epistolaris de vasis lymphaticis glandulisque conglobatis a *C. F. Meckel*. 534
J. Astrucs theoretisch-praktische Abhandlung von den Frauenzimmerkrankheiten. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von C. F. Otto. Dritter Theil. 535
Acta philosophico-medica societatis academicae scientiarum principalis Hassiacae. 535
Briefe eines Arztes an die Frauenzimmer ꝛc. Aus dem Engl. 535
J. B. Morgagni, von dem Sitze und den Ursachen der Krankheiten, welche durch die Anatomie sind erforscht worden. Erstes Buch. Aus dem Lat. übers. v. D. G. H. Königsdörfer. 537
R. Whytts sämtliche zur praktischen Arzneykunst gehörige Schriften. Aus dem Englischen übersetzt. 538
Nützliche Hausapothecke, ꝛc. 539
Neuvermehrtes Viehbüchlein, ꝛc. 539
Gründliche Anleitung, worinn die so gefährlich als höchst schädliche Seuche bey dem Hornvieh erklärt wird, ꝛc. Aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt. 540
Der geschickte Viehhirte, ꝛc. vom Hrn. J. G. Boutrolle, aus dem Französischen übersetzt. 540
Anweisung zur Wartung des Hornviehes in Absicht der Seuche, von einem Landmanne an der Nieder-Weser. 542
Zerstreute Gedanken, die aus einer Rede, welche über sehr verschiedne zur Heilkunst gehörige Gegenstände öffentlich gehalten worden ist, gezogen sind. 543
A. Bertrandi, Abhandlung von den chirurgischen Operationen. Aus dem Italienischen übersetzt. 543
Betrachtungen über die Cur der venerischen Krankheiten, ꝛc. von D. C. H. Schobelt. 543

4) Schöne Wissenschaften.

Poetische Nebenstunden. 544
Gedichte von dem Verfasser der poetischen Nebenstunden. 544
Kleine Gedichte von G. H. A. Koch. Zweyter Theil. 547
Briefe der Frau L. A. V. Gottsched geb. Kulmus. Erster und zweyter Theil. 548
Des Hrn. C. Goldoni sämtliche Lustspiele. 7. 8. und 9ter Th. 549
Sämtliche Werke und Gedichte F. Freyh. von der Trenck. 549
Schreiben der Frau von Wartensleben an den Hrn. Professor Wieland in Erfurt. 550

Fünf und zwanzig auserlesene Fabeln, mit 25 dazu gehörigen Kupfern, zur Bildung eines edlen Herzens in der Jugend. 551
Launen an meinen Satyr. 551
Epistel an Herrn Oeser. 563
Devisen auf deutsche Gelehrte, Dichter und Künstler Aus deutschen Dichtern gezogen. 553
Für das deutsche Theater, 1 Theil. 556

5) Schöne Künste.

a) Mahlerey.

Einleitung in das Studium der Antike, ꝛc. von C. Gottl. Heyne. 562
Unterricht wie die zur Zeichenkunst gehörige Anatomie, Mahler, Bildhauer und Anfänger der Chirurgie zu erlernen haben, von G. H. Werner. 564

b) Musik.

Die Jagd, eine comische Oper in drey Acten, in die Musik gesetzt, von J. A. Hiller. 564
Der Aerndtekranz, eine comische Oper in drey Acten, in die Musik gesetzt, von J. A. Hiller. 564
Die verwandelten Weiber, oder der Teufel ist los, erster Theil. Eine komische Oper in drey Aufzügen, herausgegeben von J. A. Hiller.
Der lustige Schuster, oder der Teufel ist los, zweyter Theil. Eine komische Oper in drey Aufzügen, herausgegeben von J. A. Hiller. 569

6) Weltweisheit.

Philosophia methodo Scientiis propria explanata a *P. B. Stattler.* Pars VIta. 570

7) Mathematick.

Nachricht von einer Wittwencasse in der Stadt Minden, welche auf Ostern 1772. den Anfang nehmen wird. 571
Kurzgefaßte Beschreibung der, bey dem Bergbau zu Schemnitz in Niederhungarn, errichteten Maschienen ꝛc. verfasset von N. Poda. Herausgegeben von J. Edlen von Born. 572

8) Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

D. J. C. Schäfers, wiederholte Versuche auf ordentlichen Papiermühlen, aus allerhand Pflanzen und Holzarten Papier zu machen. 575

R. P. *H. Gerrieder* Physica experimentalis et rationalis. Partis 2dae Vol. 2. 575
Lettre aux citoyens protecteurs ou amateurs de l'oeconomie rurale. 576
Das Geheimniß der Verweſung und Verbrennung aller Dinge. 577
Triumph-Wagen des Vitriols, oder Natur- und kunſtmäßige Beſchreibung von der Generation und Wundern dieſes großen Subjects der Alchymie. 577
I. Ellis de Dionaea muſcipula planta irritabili nuper detecta ad perill. *C. à Linné* epiſtola. Beſchreibung der Dionaea muſcipula aus dem Engliſchen überſetzt, und herausgegeben von J. C. D. Schreber. 578
Hiſtoria naturalis lapidum pretioſorum omnium, etc. a *I. W. Baumer*. 578

9) Kriegswiſſenſchaft.

Verſuche über das wahre Verdienſt eines Officiers, von dem Verfaſſer des Zeitvertreibs eines Soldaten. Aus dem Franz. 579

10) Philologie, Kritick und Alterthümer.

Annae Luciae paulo ante ſuae matronae ſanctiſſimae Vitae curriculum moresque ſcripſit monumenti ponendi cauſa *B. F. R. Laubn*. 580
De monimentis quibusdam ſepulcralibus Sachſenburgicis commentatio ad *B. F. R. Laubn*, nomine Societatis latinae Ienenſis ſcripſit, *J. G. S. Schwabe*. 581
Vom Nutzen und der Methode des Gebrauchs der Lippertiſchen Daktyliothek. Eine Einladungsſchrift des Rektor J. G. Thierbach. 582
Jani Thaddaei Vindobonenſis de Germanorum veterum aviditae bibendi, etc. 582
Fragmenta *Steſichori* Lyrici in unum collecta, certo ordine digeſta et interpretatione illuſtrata, auctore *I. A. Suchfort*. Cum Epiſtola *Heynii* ad Auctorem. 583

11) Geſchichte, Erdbeſchreibung und Diplomatick.

A. L. Schlözers kleine Weltgeſchichte. Num. I. 585
Num. II. Geſchichte von Rußland. Erſter Theil. 585
Des Hrn. Deguignes allgemeine Geſchichte der Hunnen und Türken, der Mogols und anderer occidentaliſchen Tartaren vor und nach Chriſti Geburt, bis auf jetzige Zeiten. Aus dem Franzöſiſchen überſetzet von J. C. Dahnert. Vierter und letzter Band. 588

Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen in einem ausführlichen Auszuge ꝛc. 7. 8. 9ter Band. 590

12) Gelehrte Geschichte.

Alphabetisches Verzeichniß, oder Lexicon der jetztlebenden schwäbischen Schriftsteller aus des Hrn. Prof. Hambergers in Göttingen gelehrten Deutschlande gezogen ꝛc. 593
C. G. von Murr Nachrichten von verschiedenen noch lebenden Gelehrten in England und Italien. 595

13) Haushaltungskunst.

Der kranke Recensent unter einem gesunden Himmelsstriche, entworfen von J. J. Büchting. 596
Schriften der Leipziger ökonomischen Societät. Erster Theil. 597
Gründliche und ausführliche Anweisung zur Bienenzucht. 1ter Theil, durch C. L. Hase. 599

14) Münzwissenschaft.

I. Sponii Diss. de utilitate numismatum in Physiognomia e gallico sermone in latinum vertit *T. B.* 600
A. V. a St. Germano Schreiben von den bey Podmokl ꝛc. in Böhmen gefundnen Goldmünzen. 601

15) Vermischte Nachrichten.

Vademecum für lustige Leute u. s. w. Fünfter Theil. Nebst des Verfassers L. S. Ratzebergers liebreicher Anrede an alle seine Mitbürger in und ausser Altona ꝛc. 602
Kleine Nachrichten, vermischte Sachen. An das Liefländische Publikum. 609
Das Schicksal der Gelehrten, eine Geschichte ohne Wahrscheinlichkeit; aus dem Französischen übersetzt, von L. G. v. M. 612
Histoire des Diables modernes par Il feu Mr. *Adolphus* 613
Geschichte der Teufel neuerer Zeiten, durch den Hrn. Adolphum ꝛc. aus dem Französischen übersetzt. 614
Nachrichten. 615
Todesfälle. 629

XI.

Adam Fergusons Grundsätze der Moralphilosophie, übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen, von Christian Garve. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung. 420 S. in 8.

„Ich habe dies Buch nicht übersetzt, „sagt Herr Garve, weil ich es für „das erste und vortreflichste Lehrbuch der Moral halte; — aber „ich habe es übersetzt, weil ich es „für das Werk eines rechtschafnen „und großen Mannes halte; und „weil ich glaube, daß es die Spuren davon trägt.„ Ein Urtheil, in welchem jeder Leser mit Herrn Garve übereinkommen wird. Es lassen sich in der That nur zwey Hauptarten die Sittenlehre vorzutragen, gedenken, deren Werth nach sehr verschiednen Gründen bestimmt werden muß. Die erste ist diejenige, die man die systematische nennet, und welche die Vernunft, in so fern sie in unsere Handlungen einfliessen soll, zum Vorwurf hat. Im System werden einfache Principia vorausgesetzt, (diese mögen nun von den Willen Gottes, unsern Begriffen, oder Empfindungen hergenommen seyn,) aus welchen alsdenn alle einzelne Sätze der Sittenlehre entwickelt werden, denen man seinen Beyfall nicht verweigern kann, so bald man dasjenige zugegeben, in welchem sie unmittelbar oder mittelbar enthalten sind. Unter Schriften dieser Art,

verdient diejenige vollkommen genennt zu werden, deren vorausgesetzte Principia einfach, fruchtbar und gewiß sind, eine anschauende Ueberzeugung mit sich führen, und nicht selbst wiederum Streitigkeiten ausgesetzt sind; und deren Folgen in einer strengen Ordnung nacheinander vorgetragen, und dem Verstande so vorgelegt werden, wie sie natürlicherweise aus einander fliessen. Und diejenige ist die vollkommenste, welche diesen Erfordernissen am meisten Genüge leistet, die einfachsten, fruchtbarsten und gewissesten Principia voraussetzt, und alle Folgen in der strengsten und genauesten Ordnung daraus herleitet. Der Schriftsteller, der es nicht mit dem Herzen, das von Natur uns allen gemein ist, sondern mit dem Verstande, mit dem bearbeiteten und durch Philosophie gebildetem Verstande zu thun hat, überreicht sein Buch der Hand eines Lehrers, und überläßt es diesem, den besten Gebrauch davon zu machen, und kein Mittel zu vernachläßigen, in dem Verstand seiner angehenden Weltweisen, den würksamsten Eindruck hervorzubringen. Dies sind unsere sogenannte Lehrbücher, in denen wir Deutschen es unsern Nachbaren ziemlich zuvor gethan haben.

Moralische Schriften der zweyten Art sind diejenigen, die mit den Handlungen der Menschen in einer nähern Verwandschaft stehen, die sich nicht fremder Mittel bedienen, um dieser ihre Triebfedern zu vernichten oder ihre Wirkung zu hemmen, sondern sich diese Triebfedern selbst zu Nutze machen, und indem sie Leidenschaft mit Leidenschaft, Neigung mit Neigung und Empfindung mit Empfindung bestreiten, suchen sie ihren Feind durch seine eigene Waffen zu erlegen. Schriftsteller von dieser Art sind an die strenge Methode nicht gebunden, von vorausgesetzten Principien ihre ganze Kette von Folgerungen herzuleiten.

ten. Ihnen kann jede einzelne Handlung, jede einzelne Begierde unabhängig von allen übrigen ein besonderer Vorwurf seyn: diese zergliedern sie, lösen sie in ihre Bestandtheile auf, legen das Schädliche, das darinn enthalten ist, vor Augen und ersetzen dessen Stelle mit ihren heilsamern Lehren. Bey ihnen sind die allgemeinen Sätze, welche der Systematiker vorausschicken muß, das letzte, das Resultat ihrer Betrachtungen; und je öfter sie sich genöthigt sehn, während ihrer Operation selbst zu den kalten Vernunftlehren zurückzugehen, und von ihnen Hülfe zu entleyhen, desto weniger verfahren sie ihrem Berufe gemäß, desto mehr verrathen sie die Unzulänglichkeit ihres Vermögens.

Es ist hier der Ort nicht auszumachen, welche von diesen beyden Methoden der menschlichen Natur am gemäßesten sey, und von welcher man sich den meisten Nutzen zu versprechen habe; aber so viel ist gewiß, daß unter Schriften von der letzten Art, die vollkommenste diejenige ist, in welcher die Auflösung jeder Begierde und Leidenschaft, bis zu ihrer ersten Urquelle fortgesetzt; der Grad ihrer Ausdehnung, welcher ihr Verhältnißweise in der Reihe aller übrigen Begierden gebührt, (denn in einem gewissen Grade ist nicht nur jede Leidenschaft unschädlich, sondern auch ihre Befriedigung eine Pflicht; und der eine einzige ganz zernichten wollte, würde einen wesentlichen Bestandtheil des Menschen aufheben,) angezeiget wird; und die dem schädlichen Wachsthum, den eine Leidenschaft über diesen gehörigen Punkt ihrer völligen Reife erlangen kann, dadurch Einhalt zu thun sucht, daß sie den Verlust, der dadurch in der Befriedigung der ganzen Summe von Begierden nothwendig entstehen muß, deutlich vor Augen legt; und daher mit Beybehaltung des allgemeinen in der Leidenschaft, nur

ihrem Auswachse eine andere Wendung giebt. Eine solche Moral, versehn mit mannichfaltigen Beyspielen aus der Geschichte, verbunden mit Wärme des Gefühls und Lebhaftigkeit des Vortrags, wäre ein Ideal das noch hervorgebracht werden soll; diejenige aber, die dieser am nächsten kömmt, verdient wenigstens Beziehungsweise den Name der vollkommensten.

Dieses vorausgesetzt, wird Fergusons Moral zu keiner von den vollkommensten in beyden Arten gehören. Nicht zu den ersten: denn dazu würde mehr Genauigkeit in den Definitionen, und mehr Schlußfolge in den Sätzen als Ferguson geleistet, erfodert werden; und was das wichtigste ist, auch mehr Auseinandersetzung und Augenscheinlichkeit der Grundsätze wäre nothwendig, denn diese müssen vor allen Dingen keinem Zweifel mehr unterworfen seyn, so bald das darauf gebauete System seine Festigkeit haben soll. Nicht zu den letzten: denn ausserdem, daß wir jene sorgfältige Zergliederung der Leidenschaften gänzlich darinn vermissen, so widerspricht derselben schon der aphoristische Vortrag, den unser V. beliebt. Einzelne oft unzusammenhangende Vorschriften als Resultate langer vorhergegangener Betrachtungen, mögen dem Verstande gute Dienste leisten, aber für das Herz sind diese kalten Waffen zu ohnmächtig; wenn diesem in seinen heftigen Aufwallungen Einhalt geschehen soll, so müssen solche Mittel angewendet werden, die von gleicher Hitze sind, und die gleichwohl mehr auf den Vorwurf der Begierde, als auf ihre Triebfedern gerichtet sind.

Aber daß es das Werk eines rechtschaffenen und großen, und lassen sie uns noch hinzu thun, eines scharfsinnigen und Gefühlvollen Mannes sey, wird nie einer in Zweifel ziehen, der den Abschnitt von der Güte Gottes, von der Glückseligkeit, von dem

Ver-

Verlangen nach der Wohlfarth unserer Nebengeschöpfe, und noch unzählige dergleichen Stellen mit einiger Aufmerksamkeit liest; allenthalben scheint das wohlwollende Gemüth, der eifrige Freund der Gesellschaft, und der tiefdenkende Kopf hervor, und wäre der philosophische Theil, den Ferguson gleichsam als eine Einleitung vorausschickt, von gleichem Werthe mit der eigentlichen Moral, so würde das Buch im Ganzen genommen, dennoch keins von den mittelmäßigen in unserm Jahrhunderte seyn.

Herr Garve hat dieser Moralphilosophie einige Anmerkungen beygefügt, für die ihm das Publikum Dank schuldig ist. Es wäre zu wünschen, daß jeder Uebersetzer, sein Original mit einem solchen Anhange in die Welt schickte, in welchem er den Leser auf die Stellen, die ihm selbst vorzüglich gefallen oder mißfallen haben, aufmerksam machte, und zugleich die Schwierigkeiten, welche er wegen des Eigenthümlichen einer jeden Sprache zu überwinden gehabt, vor Augen legte. Dieses müßte sowol für den Leser, als für den künftigen Schriftsteller von dem erheblichsten Nutzen seyn.

Wir haben das Buch mit einiger Aufmerksamkeit gelesen, und die Anweisung, die der philosophische Uebersetzer giebt, wie es gelesen werden muß, uns einigermaßen zu Nutze gemacht. Die Stellen die uns vortreflich geschienen, sind eines theils so auffallend, daß sie auch dem mittelmäßigsten Leser nicht entwischen können, und andern theils der Bemerkung des Herrn Garve nicht entgangen; aber einige Betrachtungen, zu denen, uns Stellen von minderer Güte, Anlaß gegeben, scheinen uns wenigstens von solcher Wichtigkeit, daß wir sie der Beurtheilung unserer Leser vorlegen können.

S. 4. Spricht Ferguson von den Naturgesetzen. „Ein physisches Gesetz, sagt er, ist jeder allgemeine Ausdruck einer in mehreren einzelnen Fällen vorkommenden Veränderung.„ Diese Erklärung ist zu sehr unbestimmt, als daß Herr Garve ohne sich dabey aufzuhalten, dieselbe hätte vorübergehen können. „Die Körper, sagt dieser, sind schwer, ist ein solcher allgemeiner Ausdruck, aber es ist kein Gesetz; die Schwere nimmt ab, wenn der schwere Körper sich von dem Mittelpunkte der Erde entfernt, ist ein anderer solcher allgemeiner Ausdruck, und heißt ein Gesetz.„ — Er glaubt daher, der Begriff eines Gesetzes könne niemal auf ein einfaches Factum angewendet werden, wenn dieses auch noch so oft in der Welt wiederholt wird, sondern bezöge sich immer auf zwey Facta, die man beständig mit einander verknüpft antrift, oder auch auf ein einzelnes, wenn es sich nur immer in gewisse Theile zergliedern läßt; und darinn scheint ihm der Unterschied zwischen den beyden angeführten Sätzen zu liegen, indem er nemlich den ersten für die Aussagung eines einfachen, den letzten aber für die Angebung eines zusammengesetzten Facti hält. Allein wir müssen gestehen, hat die Fergusonsche Erklärung zu viel unbestimmtes, so scheint uns die Garvische zu viel bestimmtes, zu viel willkührlich bestimmtes zu enthalten. Gäbe es auch in der Natur ganz einfache Facta, die weder mit andern verknüpft, noch an und für sich einer ferneren Auflösung fähig sind, so läßt sich doch kein Grund einsehen, warum man diesen nicht den Namen Gesetze solte beylegen können? Die Natur bietet uns kein Factum dar, ohne daß wir uns dabey ein Subjekt vorstellen, das dasselbe hervorbringt, geschiehet es nun zu wiederholtenmalen, daß wir das Factum, mag es auch ein einfaches seyn, mit dem Subjekt beysammen antreffen, so ist es unbegreiflich, warum nicht

von dem Subjekt solte gesagt werden können, daß es dem Gesetze unterworfen sey, dieses Factum hervorzubringen? Aber auch das Beyspiel, das Herr Garve selbst anführt, beweiset, daß es keine einfache Facta in der Natur giebt, die nicht solten auf andere reducirt werden können. Die Schwere an und für sich ist ein eben so zusammengesetztes Factum, als dessen Abnahme bey der Entfernung des Körpers von der Erde; diese ist eine auf eine gewisse Art modificirte Schwere, und setzt daher die Schwere voraus, jene ist eine auf eine gewisse Art modificirte Bewegung, und setzt also Bewegung voraus; und was ist die Bewegung selbst anders als eine gewisse Modification der Kräfte, welche in den Substanzen sind? Also ist auch die Bewegung ein zusammengesetztes Factum, und also ein Gesetz. Man siehet, daß man diese Auflösung so lange fortsetzen kann, bis man auf die Grundkräfte kömmt, und nur von diesen würde nach der Garvischen Erklärung nicht gesagt werden können, daß sie Gesetze sind, wenn wir uns nicht auch bey diesen immer ein Subject denken müßten, mit dem sie verknüpft sind, und folglich die zweyte Bedingung, welche Herr Garve für nothwendig hält, nicht statt findet. Wir wollen es versuchen, um den Begriff eines Gesetzes zu entwickeln, etwas weiter zurück zu gehen, seine Entstehung zu beobachten, und die Fälle anzugeben, in welchen allein, er, unserer Meynung nach, angewandt werden kann.

Alle Abänderungen eines Zeitworts machen bloße Sätze aus; bis auf dem Imperativ; dieser ist kein bloßer Satz, sondern ein Gesetz. Da nun durch die Veränderung des Wörtleins ist in soll, jeder Satz in ein Gesetz verwandelt werden kann, so siehet man, daß der Unterschied zwischen einem Satze und einem Gesetze, nicht in den beyden Begriffen, welche das Subjekt und das Prädicat ausmachen, liegen kann, son-

dern einzig und allein in deren Verbindung, oder in der Art wie das Prädicat von dem Subjekt bejahet oder verneint wird, und wenn es daher Sätze geben kann, die nicht zu Gesetzen gemacht werden können, so muß die Art von Verbindung, welche in diesen erfodert wird, zwischen ihrem Subjekt und Prädicat nicht statt finden können. Der erste flüchtige Anblick lehrt schon folgendes, daß jede Abänderung eines Zeitworts blos die Verbindung zweyer Begriffe angiebt, der Imperativus aber, stiftet erst eine; diese muß also einmal nicht gewesen seyn, oder wenigstens müssen sich die beyden Begriffe auch getrennt, als möglich denken lassen; es wäre sehr uneigentlich, Dinge mit einander verbinden zu wollen, die es schon an und für sich nothwendig seyn müssen.

Ein jeder schlechter Satz ist nur historisch, sagt blos das Verhältniß aus, das ein Subjekt zu einem Prädicat hat; bey diesem läßt sich also nicht fragen warum dieses so ist? wenigstens liegt es demjenigen, der den Satz macht, nicht ob, dieses warum zu beantworten, er hat sein Werk vollendet, so bald er die Gründe angiebt, woraus er die Würklichkeit dieses Verhältnisses erkennet. Mit dem Gesetze verhält es sich anders, dieses sagt nicht das Verhältniß, welches zwischen einem Subjekt und einem Prädicat wirklich vorhanden ist, sondern welches zwischen ihnen vorhanden seyn soll, ist also nicht mehr historisch, und ihm, der dasselbe giebt, gehet eigentlich die Frage an, warum eben dieses und kein anderes Verhältniß statt finden soll? Der Weltweise, der vorgiebt, daß der Mensch diese oder jene Leidenschaft hat, daß die Welt nicht von ewig her geschaffen sey, leistet seinem Zwecke Genüge, wenn er das, was er behauptet, aus der Erfahrung oder aus Vernunftgründen darthut; Die Frage warum ist der Mensch mit dieser Leidenschaft verbun-

den,

den, warum iſt die Welt nicht von ewig her geſchaffen, ſind Fragen, die gegen einen ganz andern Satz gerichtet ſind, der ſtillſchweigend vorausgeſetzt wird, nemlich, daß irgend ein Weſen aus gewiſſen Abſichten den Geſetzgebenden Ausſpruch gethan, daß der Menſch mit dieſer oder jener Leidenſchaft verbunden ſeyn, daß die Welt in dieſem Zeitpunkt aus Nichts hervortreten ſoll. Eben ſo zeigt der Zergliederer den Bau des menſchlichen Körpers und die mannichfaltigen Verknüpfungen in demſelben, unbekümmert, ob einem oberſten Weſen oder der blinden Natur dieſe Bildung beliebt hat; dem Weltweiſen aber ſind alle Sätze des Zergliederers Geſetze, die ein mit der höchſten Vernunft und Güte begabtes Weſen ſo geordnet hat: ihm heißt es nicht: alle Nerven nehmen ihren Urſprung aus dem Gehirn, alle feſten Theile ſind ehedem im Stande der Flüßigkeit geweſen, u. ſ. w. ſondern er hat folgende Sätze vor ſich, der Menſch ſoll von der Beſchaffenheit ſeyn, daß ſeine Nerven — daß ſeine feſten Theile, u. ſ. w., und ſo weit ſeine Einſicht hinreicht, iſt es ſeine Pflicht dieſem Grund nachzuforſchen, welcher dieſe Einrichtung und keine andere nothwendig gemacht.

Der Unterſchied zwiſchen einem Satze und einem Geſetze ſcheint nunmehr ſchon etwas klarer zu ſeyn. Jede Verbindung eines Subjekts mit einem Prädikat muß einen Grund haben, aber die Verſchiedenheit des Grundes, nach dem gefragt wird, iſt es, die das Unterſcheidungszeichen zwiſchen beyden angiebt, beym erſten wird nur der Erkenntnißgrund geſucht, d. i. man will die Stücke wiſſen, woraus die Wirklichkeit der Verknüpfung erkennt wird; beym letzten wird auſſer dieſem noch der äuſſere objektive Grund, oder vielmehr die wirkende Urſache, verlangt, welche dieſe Verbindung zwiſchen dem Subjekt und Prädikat geſtiftet

stiftet hat. Daß der Mensch hinfällig ist, erkennen wir aus der Struktur seines Körpers, der objektive Grund des Gesetzes aber, der Mensch soll von dieser Struktur und hinfällig seyn, muß, wenn wir mit der Reihe von Erkenntnißgründen, die wir noch etwa angeben können, zu Ende sind, endlich ausser dem Menschen, in seinem Urheber liegen. Daraus folgt, daß diejenigen Sätze, in welchen die Verbindung zwischen Subjekt und Prädikat nicht ein äusseres Wesen zur Ursache hat, sondern eine unmittelbare Folge aus den Begriffen ist, keine Gesetze genennt werden können.

Diese Theorie wird von der Erfahrung ungemein bestätigt. Ein jeder Satz sollte, wie wir gezeigt haben, durch die Veränderung des Bindewörtleins ist in soll, in ein Gesetz verwandelt werden können; und gleichwol legen wir diese letzte Benennung nicht ohne Unterschied allen Sätzen bey, sondern nur gewissen, die von einer besondern Beschaffenheit sind, und die wir sehr genau von denjenigen unterscheiden, die von einer andern Art sind. Wir geben alle zu, daß es Gesetze der Mechanik giebt, aber nie bedienen wir uns den Ausdruck Gesetze der Geometrie. Es giebt Gesetze in der Zahlenrechnung, nach denen wir verfahren müssen, um von einer bekannten Zahl zu einer unbekannten zu gelangen, aber die Verhältnisse selbst welche sich unter den Zahlen befinden, nennen wir nie Gesetze. Daß der Körper sich bewegt, auf eine gewisse Art sich bewegt, einen andern anziehet, u. s. w. sind Gesetze, niemand aber wird den Satz für ein Gesetz halten: Der Körper ist zusammengesetzt, ausgedehnt, theilbar u. s. w. Nach der allgemeinen Erklärung eines Gesetzes, läßt sich von diesem Verfahren keine Rechenschaft geben. Denn wenn jeder Satz, wie Baumgarten sagt, der eine Bestimmung angiebt, die einem Grunde gemäß ist, ein Gesetz ist, so muß die-

dieses von jedem Satze überhaupt, von jeder Definition gelten, indem bey jeder Verbindung zweyer Begriffe, ein Grund vorhanden seyn muß, der die Verbindung nothwendig macht. Nach unserer Entwicklung ist nichts leichter als die Erklärung dieses Unterschieds. Wir haben schon gesagt, daß die Verschiedenheit zwischen einem Satze und einem Gesetze auf der Verschiedenheit des Grundes beruhet, indem jener ein bloßer subjektiver Erkenntnißgrund, dieser aber ein objektiver ist, nun giebt es Fälle wo diese beyden Gründe ineinander fallen und nur eins ausmachen, und Sätze dieser Art sind es die vermöge ihrer Natur nicht in Gesetze verwandelt werden können. Zu dieser Art müssen alle diejenigen Sätze gezehlt werden, die Begriffe enthalten, welche mit einander identisch sind, und deren Verbindung sich daher auf den Satz der Identität gründen. Diese lassen sich auch nicht in der Möglichkeit als getrennt denken, welches aber dem Begriffe eines Gesetzes zuwider ist, bey welchem etwas äusseres erfodert wird, von dem die Verbindung zwischen dem Subjekt und dem Prädikat abhänget.

Alle Sätze der reinen Mathematick gründen sich auf den Satz der Identität; das was da Grund und Folge heißt, ist es nicht in der That, sondern nur subjektive, in so fern ein Begriff aus dem andern erkannt wird, die Gleichheit des Quadrats der Hypotenuse mit den Quadraten der übrigen Seiten, enthält sowol den Begrif eines rechtwinklichten Triangels, als umgekehrt der Begrif des Triangels diese Gleichheit, und ein unendlicher Verstand muß in jedem möglichen Prädicate eines Triangels alle übrige darinn anschauend oder als identisch erkennen, und es hängt also nicht von dessen Willkühr ab, ein einziges von diesen Verhältnissen aufzuheben und an dessen Stelle

ein

ein anderes zu setzen. In der unreinen Mathematick ist es anders, da finden wir Verbindungen zwischen Begriffen, die nicht unmittelbar in ihrem Wesen gegründet, nicht identisch sind, sondern einen Grund haben müssen, der ausser ihnen ist, und daher ist es ein Gesetz, daß z. B. die Sonne in diesem, der Mond in jenem Zeitpunkt ihren Kreislauf vollenden soll, nicht aber, daß der Triangel drey Winkel haben, daß dreymal drey neune seyn soll. Es hat eben die Bewandniß mit Gott, von welchem nicht gesagt werden kann, daß er einem Gesetze unterwürfig sey. Denn ob gleich jede seiner Eigenschaften und Handlungen ihren zureichenden Grund hat, so ist dieser doch nicht ausser demselben, sondern ist mit seinem Wesen nothwendig verknüpft. Die Eigenschaften Gottes sind unter einander in einer solchen Verbindung, und verhalten sich eben so zu ihrem Subjekt, wie die Eigenschaften einer mathematischen Größe. Man kann von ihnen, welche man will, für einen Grund annehmen, und alle übrige auf das strengeste daraus herleiten, und man kann keine einzige weglassen, ohne das ganze Wesen dadurch aufzuheben, indem die Nothwendigkeit der Eigenschaften, sich auf dem Satze der Identität gründet.

Alle Eigenschaften, die wir vom Körper kennen, sind entweder solche, die a priori aus dessen Begriffe folgen, und alsdenn sind sie identisch, oder solche, die vermöge eines äussern Grundes mit demselben verknüpft sind. Von der ersten Art sind, Zusammensetzung, Ausdehnung, Theilbarkeit, u. s. w. Von der letzten hingegen sind, Bewegung, Art der Bewegung, Anziehung, u. s. w. Ohne die ersten findet der Begriff eines Körpers nicht statt, und daher lassen keine Sätze, deren Prädikate solche Eigenschaften sind, sich in Gesetze verwandeln; die Verbindung der letzten

aber

aber hänget von einem äussern Grund ab, und in so fern sie diesem gemäß betrachtet werden, werden sie Gesetze. Der Körper soll schwer seyn, ist eben sowol ein Gesetz, als die Schwere soll mit der Entfernung von der Erde abnehmen, beydes lesen wir nicht in dem Begriffe des Körpers, und in ihrem Gegentheil findet sich nichts widersprechendes.

Auf gleiche Weise können Raum und Zeit Gesetze genennt werden, die unserer sinnlichen Erkenntniß vorgeschrieben sind, denn da es sich aus dem Wesen der Seele nicht erklären läßt, daß sie diese Schranken nothwendig haben muß, so macht ihre Verbindung mit der Seele ein Gesetz, dessen Grund in dem Willen der obersten Ursache ist. Und da es ferner zwar zum Wesen der Seele gehört, sich nach Erkenntniß und Wahrheit zu sehnen, aber nicht a priori eingesehen werden kann, daß die Art, auf welche wir dazu gelangen, die einzige mögliche sey, sondern im Gegentheil die Erkenntniß Gottes von den äussern Gegenständen von einer ganz andern Art und anschauend, vorgestellt werden muß, so sind die Regeln der Syllogistick gleichfalls Gesetze.

Fergusons Erklärung eines physischen Gesetzes ist also in so fern richtig als die Genesis dadurch angegeben wird, d. i. die Art, auf welche wir dazu gelangen, irgend eine Begebenheit in der Natur für ein Gesetz zu halten, denn da wir nicht a priori einsehen können, welche Veränderung, der Wille Gottes, in der Körperwelt für beständig haben will, so müssen wir uns allerdings auf Erfahrung stützen, und nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit aus der Menge gleichförmiger Begebenheiten, das Gesetz vermuthen, daß sie auch in der Zukunft gleichförmig seyn sollen; allein der Begriff eines Gesetzes an und für sich wird dadurch auf keinerley Weise erklärt.

Es sind uns noch einige erhebliche Folgen übrig, auf welche uns die Entwicklung dieses Begriffes geführt, besonders in Ansehung dessen Eintheilung in natürliche und positiven Gesetze; und wiefern es nothwendig sey, das Daseyn einer obersten Ursache zuzugeben, um nicht die Gesetze der Natur und unsere ganze Erkenntniß, welche von diesen ihren Anfang nimmt, um ihre Gewißheit zu bringen, die wir aber, um nicht allzuweitläuftig zu werden, auf eine andere Gelegenheit versparen müssen. Wir fahren also fort.

Ergötzende Empfindungen, unter welchen Ferguson S. 44. im Gegensatz der schmerzhaften, alle angenehme Empfindungen zu begreiffen scheint, sind im strengen Verstande nicht wie er eben daselbst meynt, Zeichen von der Befreyung eines Uebels. Wir drücken diese Empfindung durch das frohseyn oder erquicken aus. Eine mäßige Wärme auf eine strenge Kälte ergötzt nicht, sondern erquickt uns.

Der Anblick jeder Ursache eines Vergnügens ergötzt; wir erquicken uns, wenn die durch ein Uebel verlohrne Kräfte unmittelbar darauf wieder hergestellt werden; und froh sind wir über die Entfernung eines daurenden Uebels, das wir noch lange befürchteten. Das Erquicken gehet auf das Gegenwärtige, und bestehet in einem Genuß, das Frohseyn beziehet sich auf das vergangene, und bestehet in einem bloßen Losseyn des Uebels. Daher hört das erste gleich nach dem Genusse auf, das letzte aber kann beständig dauren. Dem von der Hitze ermüdeten Wanderer, ist ein frisches Glas Wasser erquickend, mit der Stillung seines Durstes aber ist auch die Empfindung zu Ende, aber das Frohseyn über das Entgehen aus den Händen eines Tyrannen, oder aus sonst einem Unglücke, dem man nahe war, kann Zeitlebens dauren.

Je-

Jeder Haß setzt einen Gegenstand voraus der Unlust erweckt, jede Unlust aber führt eine Empfindniß der Mißbilligung mit sich, daher ist der Zorn von Ferguson S. 67. nicht hinlänglich erklärt, daß er nemlich das Empfindniß der Mißbilligung vermischt mit Haß sey. Der Haß scheint uns darinn vom Zorn wesentlich unterschieden, daß jener auf einen Gegenstand geht, in so fern wir von dessen Anschauung in der Zukunft Unlust vermuthen; zornig aber sind wir über einen Gegenstand, in so fern er schon wirklich die Ursache einer Unlust war. Wir können daher einen Gegenstand hassen, wenn er auch nicht die wirkende Ursache einer Unvollkommenheit ist, sondern mit dieser nur in der zufälligsten Verbindung stehet oder auch nur eine Aehnlichkeit mit ihr hat, allein zum Zorn kann uns nur ein Gegenstand bringen, wenn er selbst die wirkende Ursache einer Unvollkommenheit war. Man siehet daraus, wie jeden Zorn ein gewisser Grad des Hasses begleitet, indem ein Gegenstand des ersten, sehr leicht als ein zukünftiger Gegenstand der Unlust vermuthet wird, aber nicht umgekehrt.

Der ganze zweyte Abschnitt S. 79. von den Gesetzen des Willens ist vortreflich, nur glauben wir, wäre es nicht nöthig, mit Ferguson die Selbsterhaltung, die gesellschaftliche Neigung, und die Neigung zur Vollkommenheit für drey oberste Principia anzunehmen, indem die ersten beyde, Zweige der letzten sind. Wir nehmen daher vielmehr das Letzte für die oberste Grundneigung an, nemlich, die Anschauung einer Vollkommenheit gewährt uns Lust; die Anschauung einer Unvollkommenheit Unlust; diese theilen wir hernach in die Anschauung solcher Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, davon wir selbst der Gegenstand sind, diese nennt man gemeiniglich eigennützige, selbstsüchtige Empfindungen, und in solche, davon äussere

Dinge

Dinge der Gegenstand sind, welches die sympathetischen Empfindungen ausmachen.

Freylich ist Vergnügen, wie Ferguson S. 139. sagt, von zu ungewisser Bedeutung, um statt des Worts Glückseligkeit gebraucht zu werden, aber nur alsdann, wenn es unbestimmt gelassen, und ihm nicht eine gewisse Bedeutung gegeben wird, allein in diesem Falle, möchte man beynahe sagen, gilt dieses von der Tugend nicht weniger. Es giebt Tugenden, wie Ferguson selbst bemerkt, die andern Platz machen müssen, und die nicht anders ausgeübt werden können, als wenn wichtigere unterdrückt werden, und in diesem Falle hören sie auf Tugenden zu seyn. Jede tugendhafte Handlung ist also nur alsdenn ein Moment der Glückseligkeit, wenn ihr die gehörige Stelle angewiesen wird, d. i. wenn sie von der Art ist, daß alle andere im gehörigen Verhältnisse dabey bestehen können; man thue nun diese Bedingung zu dem Begriffe des Vergnügens hinzu, und er erschöpft völlig den Begrif der Glückseligkeit. Es ist einmal ausgemacht, daß die Anschauung einer Vollkommenheit, und nichts anders als einer Vollkommenheit Vergnügen gewährt, und der Grundsatz, „bring so viel Vollkommenheiten hervor, als dir möglich ist,„ ist mit diesem gänzlich einerley, „verschaffe dir so viel Vergnügen, als dir möglich ist,„ indem alle die Einschränkungen, die der letzte erfodert, auch bey dem ersten nothwendig sind. * Herr Garve begleitet diesen Abschnitt mit einigen vortreflichen Anmerkungen.

Die Mäßigung möchten wir nicht mit Ferguson S. 212. nur auf die Enthaltsamkeit von niedrigen Ergötzungen einschränken, sie erstreckt sich auf die Bearbeitung einer jeden unserer Fähigkeiten. Ja alle lasterhafte Handlungen können zur Unmäßigkeit gerechnet werden, indem einer einzigen Begierde mehr nach-

nachgehangen wird, als mit Hervorbringung anderer Vollkommenheiten beſtehen kann. In einem mäßigen Grade iſt jede Begierde tugendhaft.

S. 215. erklärt Ferguſon die Dankbarkeit durch die Erwiederung empfangener Gutthaten, allein dieſes ſcheint uns blos eine Folge der Dankbarkeit zu ſeyn. Dieſe beſtehet in der Empfindung für einen Gegenſtand, der in uns Vollkommenheiten hervorgebracht, verbunden mit dem Beſtreben in demſelben wiederum welche hervorzubringen.

Bey der Erklärung der Freygebigkeit S. 219. ſcheint uns die Bedingung überflüßig, um andere dadurch verbindlich zu machen. Sie iſt in dieſem Falle ein bloßer Tauſch. Die wahre Freygebigkeit muß ohne alle Abſicht auf Verbindlichkeit ausgeübt werden. S. 45. berührt Ferguſon den Lokiſchen Unterſcheid zwiſchen den Qualitatibus primariis und ſecundariis. Zuweilen ſagt er, ſtellen wir uns die Gegenwart der Eigenſchaften mit der Natur zuſammen vor, zuweilen ohne dieſelbe. Die Eigenſchaften der erſten Art nennt er Grundeigenſchaften, die von der zweyten, abgeleitete. Er begnügt ſich alſo blos dieſen Unterſchied bemerkt zu haben, und Herr Garve glaubt die Urſache dieſer Verſchiedenheit beruhe darauf, daß die erſten ſich nicht weiter erklären laſſen, und daher als einfache Ideen angeſehn werden können, die letzten aber laſſen ſich auf dieſe zurückführen, und ſind daher blos abgeleitete. Allein ob gleich dieſe Urſache hinreicht, Objektive zwiſchen den Eigenſchaften einen Unterſchied zu machen, ſo iſt ſie doch nicht hinlänglich, die Erſcheinung zu erklären, warum wir uns einige Begriffe als in den Gegenſtänden exiſtirend vorſtellen, und einige als wenn ſie blos in uns vorhanden waren? Der Umſtand von dem Urſprung derſelben, würde eine philoſophiſche Zergliederung der

Eigenschaften voraussetzen, von welcher der gemeine Mann keine Rechenschaft zu geben weis. Ehe wir noch über die Natur der Eigenschaften Betrachtungen anstellen und untersuchen ob sie sich von andern herleiten lassen oder nicht, sind wir schon geneigt, einige für objektiv und einige für subjektiv zu halten; Wärme, Kälte und Geruch z. B. werden allgemein als in uns, und Figur und Bewegung als in den Gegenständen existirend vorgestellt, wenn man auch nicht weis, daß die ersten eigentlich Folgen von den letzten sind, und wenn auch der Geschmack, den irgend ein Gegenstand, so lange wir ihn im Munde halten, als eine Eigenschaft des Gegenstandes vorgestellt wird, so wird dennoch der Begrif des Schmerzens, den er hervorbringt, wenn er in unsern Magen kömmt, keinesweges ihm, sondern uns selbst zugeschrieben. Dies sind Erscheinungen, deren Ursachen vielleicht sehr dunkel, aber dennoch in unsere Seele vorhanden seyn müssen.

Noch einmal, diese beyden Fälle müssen nicht mit einander verwechselt werden, die objektive Verschiedenheit dieser beyden Arten von Eigenschaften zu untersuchen, oder den psychologischen Grund angeben, warum einige von ihnen uns als objektive und einige als subjektive erscheinen. Im ersten Falle kann gezeigt werden, daß objektive dieser Unterschied gar nicht statt findet, denn da alle Eigenschaften, die wir von äussern Körpern wissen, in nichts als in Wirkungen bestehen, die sie in uns hervorbringen, so ist auch die Vorstellung von denselben, blos die Vorstellung unseres Zustandes, in so fern er durch diese äussern Gegenstände verändert wird, in den Gegenständen selbst reduciren sich diese Eigenschaften auf bloße Kräfte, welche diese Veränderungen in uns hervorbringen; überdem möchten auch objektive betrachtet, die von unserm V. angegebene Haupteigenschaften noch nicht

die

diejenigen seyn, die sich nicht auf einfachere sollten auflösen lassen; die Dauer und die Existenz sind allerdings, wie Leibniz wider Locke erinnert, Eigenschaften die der Bewegung, Figur u. s. w. vorhergehen müssen. Allein als Erscheinung betrachtet, davon Rechenschaft zu geben, warum sie uns dennoch als verschieden vorkommen, ist mehr Schwierigkeiten unterworfen: denn die Erfahrung lehrt, daß dieser Unterschied wirklich in uns vorhanden ist, und zwar ohne diese vorhergegangene philosophische Untersuchung der Eigenschaften, ob sie nemlich Grundeigenschaften sind, oder sich von andern herleiten lassen.

Was die Schwierigkeit noch vergrößert, ist folgendes. Eine genauere Beobachtung zeigt uns, daß es zwischen der vollkommenen subjektiven und der vollkommenen objektiven Gültigkeit einer Eigenschaft viele Grade giebt, daß wir uns nicht jede Eigenschaft entweder als gänzlich ausser uns oder in uns existirend vorstellen, sondern geneigt sind, einige für mehr subjektive zu halten und einige für mehr objektive, als andere; so daß, wenn wir gleich dem Begrif der Wärme und Kälte, irrigerweise ein objektives Daseyn in den Gegenständen geben, so geschiehet es doch niemal in dem Grade als bey der Farbe, dieser schreiben wir mehr Würklichkeit ausser uns zu, als jenen; der Geschmack scheint uns weit weniger eine Eigenschaft des Gegenstands zu seyn, als der Geruch u. s. w. Diese Beobachtung scheint zu zeigen, daß wir die Eigenschaften nicht nach einer einzigen Regel klassificiren, sondern daß wir verschiedene Regeln zum Maasstabe haben müssen, und nachdem eine Eigenschaft mehreren oder wenigern von diesen Regeln gemäß ist, nach dem ertheilen wir ihr, mehr subjektives Daseyn.

Wir glauben folgende Regeln entdeckt zu haben, nach denen wir, so lange wir die Eigenschaften nicht philosophisch untersucht haben, ihren subjektiven oder objektiven Werth bestimmen.

1. Nach der Entfernung des Körpers von uns während seiner Wirkung.

2. Nach der Dauer und Lebhaftigkeit des hervorgebrachten Begriffes, nach dem der Gegenstand nicht mehr gegenwärtig ist.

3. Nach der Verknüpfung des Begriffes mit dem Gegenstande zu allen Zeiten und an allen Orten.

Je näher uns also ein Gegenstand während seiner Wirkung ist, je kürzer und schwächer diese, nach dessen Entfernung, in uns bleibt, und je unveränderlicher die Wirkung mit dem Gegenstand beysammen getroffen wird, desto mehr wird die hervorgebrachte Eigenschaft dem Gegenstand zugeschrieben; hingegen umgekehrt, je entfernter der Gegenstand während der Wirkung, je lebhafter und länger die Vorstellung davon bey uns dauert, und je veränderlicher die Verknüpfung der Eigenschaft mit dem Gegenstand angetroffen wird, desto geneigter sind wir den hervorgebrachten Begrif, blos als in uns existirend zu halten.

Nach diesem dreyfachen Verhältnisse glauben wir, läßt sich von jedem einzelnen Falle Rechenschaft geben, wenn man nur jede Eigenschaft in so fern betrachtet, als sie einer oder der andern von diesen Regeln gemäß ist. So müßten z. B. zufolge der ersten Regel, die Begriffe, die wir durch das Gefühl erlangen, am meisten für objektiv gehalten werden, alsdenn, der Geschmack, der Geruch, das Gehör, und die wir durch das Gesicht erlangen, am wenigsten; die Erfahrung scheint aber im Gegentheil zu zeigen, daß je feiner der Sinn, d. i. je entfernter dessen Gegenstand während

sei-

ſeiner Wirkung iſt, deſtomehr ſind wir geneigt, den hervorgebrachten Begrif in den Gegenſtand zu ſetzen. Das Süße, das Bittere wird weit weniger für eine Eigenſchaft des Gegenſtandes gehalten, als der Geruch oder der Schall. Daß die Farben Eigenſchaften der äuſſern Gegenſtände ſeyn, haben ſogar Philoſophen behauptet, aber nie wird es jemand in Sinn gekommen ſeyn, zu glauben, daß Wärme und Kälte, oder der Schmerz, den ein ſcharfes Eiſen in unſerm Körper hervorbringt, in den Gegenſtänden vorhanden wären; allein, der Umſtand iſt dieſer, je feiner ein Sinn iſt, deſto ſchwächer und weniger daurend iſt die durch ſeinen Gegenſtand hervorgebrachte Wirkung, ſo bald derſelbe aufhört zu wirken; es iſt nur ein ſchwaches Bild und von kurzer Dauer, das uns von der Farbe zurück bleibt, ſo bald wir die Augen verſchlieſſen, oder ſie von dem Gegenſtand abwenden; eine rauſchende Muſick bleibt ſchon länger in unſern Ohren, ein einmal empfundener übeler Geruch, hält ſich lange in unſern Organen auf, und kann eine Ohnmacht zuwege bringen, ein übler Geſchmack kann einen immerwährenden Eckel hervorbringen, und von der Dauer und Heftigkeit der Empfindung des Gefühls, iſt das hinfällige Geſchlecht der Menſchen nur allzu ſehr überzeugt. Dieſes Verhältniß ſcheint alſo von mehr Wichtigkeit als das erſte zu ſeyn, und daher beſtimmen wir nach dieſen vorzüglich die Gültigkeit der Begriffe. Bey der Wärme, Kälte und dem Schmerze kömmt noch dies hinzu, daß wir ſie oft empfinden, ohne den Gegenſtand davon durch einen andern Sinn wahr zu nehmen. Wir empfinden oft einen innerlichen Schmerz, eine innerliche Hitze und Kälte, ohne daß wir einen andern Gegenſtand als uns ſelbſt, vor uns haben, dem wir ſie zuſchreiben können; auch bey den übrigen Sinnen ſcheint es, daß dieſes deſto

seltner geschiehet, je feiner sie sind, und daher kömmt noch dies dritte angegebene Verhältniß hinzu, welches gleichfalls macht, daß die Eigenschaften mehr als in uns, denn als in den äussern Gegenständen existirend gehalten werden. Es läßt sich von diesen Regeln auch sehr leicht die Anwendung machen auf die mittelbaren Nebeneigenschaften, von denen Loke spricht, das wir aber hier unberührt lassen.

Sehr richtig ist alles was Verfasser und Uebersetzer S. 92. und 352. von den beyden Leidenschaften, dem Stolze und der Eitelkeit anmerken, nur in Ansehung deren Erklärung finden wir einiges zu erinnern. Ferguson sagt, „die Eitelkeit ist die Einbildung von einer großen persönlichen Wichtigkeit, verbunden mit einer beständigen Begierde nach Bewunderung.„ Herr Garve hält dafür, Wichtigkeit (importance) wäre nur ein ander Wort für Vorzug (excellency), und daher wäre Eitelkeit nicht hinreichend vom Stolze unterschieden. Allein so wenig wir auch mit der Fergusonschen Definition zufrieden sind, so ist es doch keinesweges aus der Ursache, warum es der Uebersetzer ist. Wichtigkeit scheint uns in der That sehr verschieden von Vorzug. Der erste ist ein absoluter, der letzte ein relativer Begrif. Etwas kann für wichtig gehalten werden, ohne daß es mit Etwas anders verglichen wird, das vorzüglich aber setzt Etwas anders voraus, das von minderm Werth ist. Ein wichtiges Glied kann ein jedes in einem Staate seyn, aber nicht das einen Vorzug verdient. Und eben deswegen halten wir den Begrif der Wichtigkeit für eine nothwendige Bestimmung in der Erklärung der Eitelkeit, und die Fergusonsche Bedingung, nemlich die Verbindung mit Bewunderung, für eine überflüßige. Das übermäßige Bestreben nach dem Urtheile und der Bewunderung anderer, ist allerdings auch eine Eitelkeit,

aber

aber kein nothwendiger Beſtandtheil derſelben. Jede übermäßige Schätzung einer Sache die von keiner Erheblichkeit iſt, iſt eine Eitelkeit. Man kann daher in ſeinem einſamſten Vergnügungen eitel ſeyn, wenn man ſich an Kleinigkeiten beluſtigt. Der eitele legt Dingen einen Werth bey, die keinen haben, oder ſucht denſelben in Umſtänden, in welchen keiner iſt; der eitele beſtrebt ſich mehr glücklich zu ſcheinen als zu ſeyn, weil er ſehr ofte die Dinge nicht nach ihren wahren Werthe ſchätzt, ſondern nach der Meynung, welche die Leute davon haben. Die Liebe zur Bewunderung gehört alſo auch mit zur Eitelkeit, aber iſt nicht beſtändig damit verknüpft. Auch perſönliche Wichtigkeit laſſen wir aus der Definition weg. Der geringe Gegenſtand, den wir für wichtig halten, kann freylich bisweilen unſere eigene Perſon ſeyn, aber ſie iſt es nicht immer; die Eitelkeit iſt alſo nur die Einbildung, daß eine Sache wichtig ſey, die es in der That nicht iſt; dies iſt vollkommen die Baumgartenſche Erklärung, Realitas apparens eſt vanitas. Ganz anders iſt es mit dem Stolze, dieſer hat immer unſer eignes Selbſt zum Gegenſtande, dem wir wegen einer Eigenſchaft, ſie mag von Wichtigkeit ſeyn oder nicht, einen großen Vorzug beylegen.

Die Redensart die Ferguſon anführt, daß „ein Menſch auf Etwas eitel ſey„ iſt uns ganz unbekannt, und dem wahren Begriffe der Eitelkeit zuwider. Auf Etwas eitel ſeyn, würde ſo viel heißen, als ſich deswegen einen Werth beylegen, weil man Etwas unwichtiges für wichtig hält, dies iſt aber dem Sprachgebrauch zuwider, indem der eitele, in dem Gegenſtand, den er ſchätzt, ſelbſt nichts unwichtiges ſiehet. Derjenige, der wegen ſeiner Geſtalt, Equipage und Abentheuer, einen Vorzug zu haben glaubt, iſt auf dieſe Sachen ſtolz; eine Eitelkeit, ſagt man, iſt es

von ihm, daß er auf den Besitz solcher Nichtswürdigkeiten stolz ist, keinesweges aber, daß er auf diese Sachen eitel sey.

Es sind uns noch einige Betrachtungen übrig, auf die uns H. Garves vortrefliche Anmerkungen geführt haben, die wir aber, um nicht die äussersten Gränzen einer Recension zu übertreten, unsern Lesern nicht mittheilen können.

XII.

Lehrbegrif sämtlicher ökonomischen und Cameralwissenschaften. Des zweyten Bandes erster Theil. 4. Mannheim, 1770. 1 Alphab. 9 Bogen.

Den ersten Band dieses schönen Werks haben wir im B. VIII. Stück 2. S. 93. u. f. unserer Bibliothek ausführlich angezeiget. Die beyden Theile des ersten Bandes traten bereits in den Jahren 1764. und 1765. ans Licht und fanden gleich anfänglich vielen Beyfall. Nach der Zeit haben wir das Vergnügen gehabt unser vortheilhaftes Urtheil darüber aus dem Munde vieler Einsichtsvollen Leser und praktischen Landwirthe bekräftiget zu hören.

In gegenwärtigem ersten Theil des zweyten Bandes verfolget der Herr V. seinen Plan, und nachdem er im ersten Bande alle Theile der Landwirthschaft mit der ihm eigenen Gründlichkeit abgehandelt, so kommt er nunmehro auf das eigentliche Cameral-Wesen. Das erste Hauptstück begreift in fünf Capiteln die Erziehung der Cameralisten in sich, davon das dritte Capitel S. 22. S. 26. von der Beschaffenheit der Cameralisten-Schule handelt. Ausser der guten Einrich-

richtung derselben überhaupt, die auch für andere Schulen gelten kann, wird ein großer Umfang der Wissenschaften abgezeichnet, den wohl freylich die wenigsten Cameralisten durchgegangen sind, und weshalb wir vielleicht den Herrn V. nicht ohne Grund tadeln würden, wenn er nicht §. 10. einen zu seiner Absicht nöthigen Unterschied zwischen einen Universal- und Particular-Cameralisten machte. Diesen Unterschied kann man am besten aus desselben eigenen Worten S. 31. §. 31. beurtheilen, da es heißt: „Uebrigens ist „es weder möglich noch nöthig ja nicht einmal nütz„lich, alle Schüler in Universal-Cameralisten ver„wandeln zu wollen. Eine Stadt braucht nur einen „Baumeister, allein wohl hundert Maurer und Stein„brecher. Der Mensch von Geist ist in Rücksicht auf „die gewöhnlichen Leute, was der Baumeister in Ab„sicht auf den Steinhauer ist. Nur wenig Menschen „schicken sich zu Baumeistern, alle aber zu Steinbre„chern, und zum Glück braucht man mehr Stein„brecher als Baumeister.„ Von der eigentlichen Einrichtung dieser Schulen selbst führen wir hier nichts an, sondern bemerken nur dieses, daß er sie mit den Söhnen der Landprediger bevölkert wissen will, und S. 36. S. 39. verschiedene starke Gründe anführet, warum er wünschet Pflanzschulen von Cameralisten aus Pfarrbuben (wie er sich S. 38. im Reichsstyl ausdrücket) anzulegen, so wie man Kriegesschulen von Landjunkern zu haben gewohnt ist. Die besorglichen Einwürfe gegen diese Cameralisten-Schule werden im vierten Capitel erörtert und widerlegt. Das fünfte und letzte Cap. des ersten Hauptstücks enthält die Musterung dieser Schüler zu ihrer künftigen Bestimmung, wo wiederum von allen Seiten ein sehr vieles gefordert wird, davon manches nur in das Reich der Möglichkeit gehöret.

Die Reisen angehender Cameralisten und deren Nutzen machen das zweyte Hauptstück aus. Diese Reisen soll er nach §. 66. nicht wie ein süsser Herr thun, sondern zu Pferde mit seiner ganzen Garderobbe im Mantelsacke, damit er desto leichter in Wäldern, Dörfern, in den Schäferhütten u. s. w. manches wissenswürdige zu sehen und zu erfahren Gelegenheit habe. Es enthält das ganze Hauptstück sehr viel Gründliches von den Gegenständen und Endzwecken dieser Reisen, von der Art die bemerkenswürdigen Dinge zu untersuchen, von Abfass- und Erstattung der Berichte u. d. g. welches eben so viel neue Beweise giebt, daß der Herr V. dieser Materie vollkommen gewachsen sey, und man seine Arbeit mit Recht als höchst nutzbar empfehlen könne.

Das dritte Hauptstück handelt von den Cameralisten, welchen die Verwaltung der Domainen und der Landwirthschaft besonders zugedacht ist. S. 83. S. 104. Die wesentlichsten Endzwecke der Landwirthschaft, die verschiedene Beschaffenheit der Wirthschafts-Einrichtungen, die dazu erforderlichen Erkenntnisse, und die Anwendung der erhaltenen Erkenntnisse auf den Feldbau, bezeichnen in 4 Capiteln die Laufbahn, welche der Cameralist nothwendig zurückgelegt haben muß, wenn er als Domainenrath, dem die Besorgung der Oekonomie eines Craises oder einer Provinz anvertrauet ist, sein Amt würdig verwalten will, und wir können dem Herrn V. unsern Beyfall nicht versagen, wenn er am Schlusse S. 103. schreibt: „Diese wenige Zergliederungen, oder wenn man will „dieser Fingerzeig, wird, wie ich glaube, hinreichend „seyn, den Cameralisten zu überzeugen, daß er ohne „die mathematischen Wissenschaften, die Naturlehre, „die Chymie, das Manufakturwesen, die Forst- und „Policeywissenschaft in Verbesserung des Feldbaues

„und

„und der Viehzucht gar nicht fortkommen, am we„nigsten geschwinde und sichere Schritte darinn thun „könne u. s. w.„

Nachdem der Herr V. mit allen diesen vorläufigen Materien fertig ist, so machet er davon die Nutzanwendung im vierten Hauptstück S. 104. S. 182. wo er unter dem allgemeinen Titel von Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht, alle Zweige der Landwirthschaft nach einander vor sich nimmt, und mit Beziehung auf den ersten Band dieses vortreflichen Werks, bey jedem, die mögliche Vollkommenheit und die derselben entgegenstehende Hindernisse zugleich aber auch die Mittel anzeiget, jene auf das sicherste zu erhalten. Dieses Hauptstück rathen wir nicht nur dem Cameralisten, sondern jedem Landwirth fleißig zu lesen, und beyde werden es nicht ohne Nutzen und Vergnügen thun.

Am Schlusse des ganzen Buchs kommt im fünften Hauptstück S. 183. u. f. die Lehre von der Schädlichkeit der Gemeinheiten und der Vermischung der Grundstücken, und der große Vortheil der Auseinandersetzung und Aufhebung derselben samt deren wichtigen Folgen vor. Der Patriot wird sich freuen diese wichtige Sache allhier von einer so geschickten Feder ausgearbeitet zu sehen, und da gegenwärtig in so vielen Ländern Deutschlands die Aufhebung der Gemeinheiten den Cameralisten und den Landwirth oft mehr als ihm lieb ist, beschäftiget, auch selbige in vielen Gesellschaften anjetzt das Mode-Gespräch geworden; so hat hier ein jeder Gelegenheit sich gesunde Begriffe von dem Nutzen einer Sache zu machen, welcher durch ein Heer von Vorurtheilen noch immer bestritten und in der Verwirrung und Ungewißheit bey so vielen Leuten erhalten wird.

XIII.

Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner Selbst. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1771. 264 Seiten in gr. 8.

Wir halten die Anmerkung für gegründet, die der Herausgeber dieses Tagebuchs in der Vorrede macht, daß das einförmige Leben eines rechtschafnen Mannes, oder die Geschichte seiner Gesinnungen, Neigungen, Absichten seines Verhaltens bey täglich vorkommenden Fällen, genau und nach der Wahrheit beschrieben, für diejenigen die das menschliche Herz gerne kennen wollen, lehrreicher und selbst interessanter seyn könne, als die glänzendste Auftritte des öffentlichen Lebens, oder die verwickelten Begebenheiten eines Romans. Auch die hier gelieferte geheime Geschichte eines Mannes, der ein aufrichtiger Christ war, und die Bearbeitung und Verbesserung seines Gemüths und Lebens, für sein angelegentlichstes Geschäft hielt, enthält für den Christen, der eben so gesinnt ist oder seyn sollte, manche nützliche Anleitung, manche rührende Erweckung. Da auch dieser Mann um in der moralischen Vollkommenheit immer weiter zu kommen, es zu seinem Hauptstudium machte, sich selbst kennen zu lernen; so sind auch seine oft sehr richtige und tiefeindringende Bemerkungen über sein Herz und die geheimen Triebfedern seiner Neigungen und Handlungen für den Psychologen und Forscher der menschlichen Natur lehrreich und wichtig. Ja wir möchten wünschen, daß der Christ, der dieses Buch zur Hand nimmt, um sich dadurch zu erwecken und zu erbauen, in gewissem Maaße ein Kenner des menschlichen Herzens seyn, und wenigstens das-

dasjenige, wodurch sich die aufrichtige Seele des V. in ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit und besondern Lage, auszeichnet, sorgfältig bemerken möchte. So würde gewiß der Vortheil, den er aus dem Lesen dieses Buchs ziehen könnte, desto größer seyn; er würde das, was in der Denkungsart, der Methode, den Bemühungen des V. wirklich gut, vortreflich und nachahmenswürdig ist, von dem was zufällig, übertrieben, nicht allgemein brauchbar, in dem Temperament, dem besondern Gemüthszustande und in gewissen nicht genug aufgeklärten und berichtigten Religionsbegriffen gegründet ist, desto glücklicher absondern. Er würde auch alsdann um destoweniger Gefahr haben, daß er von dem Fleiße und dem Eifer im thätigen Christenthum vielleicht durch eben das abgeschreckt würde, was dem Ansehen nach, bestimmt ist, ihn dazu aufzumuntern. Wir wollen versuchen, ob wir durch einige Betrachtungen zu einem richtigem Urtheil über den Verf. und zu einem zweckmäßigem Gebrauche seines Tagebuchs behülflich seyn können.

Mit einem eben so aufrichtigen als lebhaften Eifer entschloß er sich, ein wahrer thätiger Christ zu seyn, und es täglich mehr zu werden. Wir wollen sehen, wie ers hiebey angefangen und zuerst dasjenige bemerken, was er unsrer Einsicht nach, hiezu dienliches und nachahmenswürdiges unternommen hat.

Er sahe sehr richtig ein, daß es bey dem Bemühen, ein immer besserer Christ zu werden, beynahe alles darauf ankomme, mit sich selbst bekannter und mit seinen eignem Herzen vertraulicher zu werden. Zu diesem geheimen und vertraulichen Umgange mit sich selbst entschloß er sich also auf das ernstlichste und feyerlichste. Um sein Herz auszuforschen, und durch die mancherley Hüllen, worunter es sich gemeiniglich verbirgt, hindurch zu schauen, wählte er den sichersten

und

und leichteſten Weg. Er nahm ſeine wirkliche Entſchließungen und Handlungen vor ſich, als die Reſultate ſeiner innerſten geheimſten und ihm ſelbſt verſteckten Empfindungen und Urtheile. — Damit er hiernächſt nicht bey jedem einzelnen Falle lange und mühſam vernünfteln dürfte, und ſich nicht dabey jedesmal aufs neue der Gefahr ausgeſetzt ſähe, unrecht zu entſcheiden, ſo nahm er gewiſſe Grundregeln an, von deren allgemeinen Richtigkeit und Güte er überzeugt war, die ſollten ſeine tägliche Grundſätze ſeyn, nach denen er handeln, und wenn er gehandelt hatte, ſich prüfen wollte. Abermals ein ſehr wohl gewähltes und wirkſames Mittel zu ſeinem Zweck! Wir wiſſen, wie viel Geräuſch der Sinne um uns her ſtürmet, wie leicht Bequemlichkeit, Trägheit, und ſo manche Scheingründe ſich uns da aufdringen, wo wir in beſtimmten Fällen entſcheiden und handeln, und dies oft im Augenblick thun ſollen. Wie leicht werden wir da nicht fehlen! allgemeine Grundſätze, die uns ſtark und lebhaft im Gedächtniß ſchweben, werden uns da ausnehmend zu ſtatten kommen. Was wir in ruhigen Stunden, ohne ſelbſt gleichſam intereſſirt zu ſeyn, wahr und Recht gefunden haben, das muß nun auch alles Einredens und Geſchreyes der Leidenſchaften ungeachtet, in dieſen und jenem beſtimmten Falle wahr und recht ſeyn. — Hier kam es alſo auf ſtarke Ueberzeugung und lebhafte Erinnerung an. Und um dieſe letztere zu befördern, wurde das noch zuletzt mit zum Grundſatz angenommen, dieſe Regeln täglich wenigſtens zweymal zu leſen und zu erwägen, und ſich nach denſelben zu prüfen. Was wir oft als wahr denken, dafür bekommen wir eine Präſumtion, einen Glauben daran, der freylich bey ununterſuchten und bloßen Meynungen ſehr gefährlich und ſchädlich werden kann; bey wahren und überdachten

Sätzen

Sätzen aber ist diese öftere Rückkehr der Vorstellungen sehr vortheilhaft, indem dieselben dadurch hauptsächlich dem Gemüthe wichtig werden, die kalte Ueberzeugung ein Leben erhält, und der vernünftige Beyfall in einen praktischen verwandelt wird. — Ausserdem wendet unser Beobachter noch verschiedne andre Hülfsmittel an, und bietet gleichsam alles bey sich auf, seinen großen Endzweck, nemlich seine sittliche Verbesserung zu erreichen. Seine gute Entschliessungen, um sie anhaltender und kräftiger zu machen, werden allemal auf das feyerlichste in der Gegenwart Gottes und so genommen, als ob sein ganzes Heil auf die Ausführungen derselben ankäme; und so muß man sie allerdings nehmen, wenn man sich nicht selbst täuschen will. Sein Gebet verrichtet er mit den ausdrückendsten Zeichen der Demuth und Unterwerfung unter Gott mit gebognen Knien, gerne mit eigenen Worten, aus der Fülle des Herzens, und nach den Umständen in stillen Seufzern. Seine Vergehungen und die Vorwürfe seines Gewissens darüber macht er sich lebhafter durch Zeichnungen der Situationen, und sich dadurch aufs künftige jedesmal, bey Erblickung derselben zu eben dem thätigem Unwillen zu erwecken. Der Anblick eines Todtenkopfs ziehet ihn oft in sich selbst zurück, oder beschämet ihn, wo er sich nicht seiner letzten Bestimmung gemäß verhalten zu haben, glaubet. Rührende Scenen z. B. das Sterbebette seines Freundes sucht er sich tief in das Gemüth einzudrücken. Ueberhaupt und im Ganzen kann man diese Methoden, die der Verf. bey seinem Bestreben nach immer größerer Rechtschaffenheit sich vorschreibt, dieser Gebrauch äusserlicher Erweckungsmittel zur Andacht und zu frommen Empfindungen nicht tadeln. Freylich wird das Aeusserliche in unsern Andachtsübungen, diese oder jene Anordnung, Folge oder Zeit,

in der wir uns christlichen Empfindungen überlassen, oder gute Handlungen verrichten, nie die Sache selbst ausmachen, nie wirklich moralischer Natur werden. Und so wichtig muß sie sich der Christ, der im Geist und in der Wahrheit anbeten soll, nie werden lassen. Aber dann ist es ihm allerdings erlaubt, die Hülfsmittel, Erweckungen, Vorbereitungen, die doch gewiß darinn liegen, darinn zu suchen. Das Gebet, die Betrachtung des göttlichen Worts, das sind allerdings eigentliche Beschäftigungen des Geistes, und sie sind auch nur dann, wann sie es sind, und in so fern sie es sind, etwas werth, aber es lassen sich dabey doch manche äusserliche Einrichtungen anbringen, die uns leichter dahin führen, fertiger, williger, aufmerksamer dabey machen. Man setze sich wie der Verfasser that, gewisse Zeiten dazu, die man wenigstens nicht versäumen will, man nehme sich vor, diese oder jene Stellung, diesen oder jenen Ort, diese oder jene Nebenumstände dabey zu beobachten, die uns geschickt scheinen, mehr Sammlung der Gedanken, mehr Demuth, mehr Wahrheit dabey zu veranlassen. — Diejenigen, die dergleichen äusserliche Dinge so ganz von ihrem thätigen Christenthum absondern, und es so zu reden ganz geistig machen wollen, kennen den Menschen und seine Schwachheit nicht. Ists nicht selbst mit eine Absicht und ein Nutzen der Sacramente, daß der äussere Sinn des Menschen dadurch mit in Geschäftigkeit gesetzt werde, um zu den großen Empfindungen der Andacht, von ferne her beyzutragen, sie zu stärken und zu erhöhen?

Mit Vergnügen haben wir dem Verf. in dem, worinn er uns Beyfall und Nachahmung zu verdienen scheinet, Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Man wird es also keiner widrigen Gesinnung gegen das thätige Christenthum beymessen, wenn wir nun auch das-

dasjenige, was uns in seiner Denkungsart, seiner Methode und Bemühungen, unnöthig, übertrieben, nicht in richtigen Einsichten, sondern in seinem Temperamente, besondern Gemüthszustande, und in nicht genugsam berechtigten Begriffen gegründet zu seyn scheinet, mit Freymüthigkeit anzeigen. — Dahin rechnen wir die vielen unnöthigen Aengstlichkeiten, die der Verf. mit seinem Christenthum verknüpft. Die vielen Beunruhigungen, die er sich durch seine zu scrupulöse Bedenklichkeiten zuziehet, und durch Uebertreibungen seiner Pflichten unterhält. Es ist in der That äusserst befremdlich, daß ein Mann, der es doch so redlich mit Gott und seinem Gewissen meynet, so wenig Ruhe und Heiterkeit des Gemüths empfindet, so wenig von dem Frieden und der Freude weis, die nach dem Ausspruche der Schrift eben so wohl eine Frucht des Geistes sind, als die Gerechtigkeit. Dieser schwermüthige, unruhige und trostlose Zustand, worinn er sich so oft finden läßt, ist der Uebung in der Gottseligkeit gewiß nicht so wesentlich, daß ihn ein jeder redliche Christ erfahren müsse, oder daß der Verf. selbst, wenn er nicht sein Christenthum zu sehr nach seinem Temperamente geformet hätte, und weniger lebhaft und ungeduldig selbst in seinem auf etwas Gutes gerichtetem Eifer gewesen wäre, demselben nicht hätte großentheils ausweichen können. Der Verf. strebe mit einer zu heftigen und ungeduldigen Sehnsucht nach einer gewissen Höhe der Andacht und Innbrunst, und nach derjenigen Lebhaftigkeit und Stärke geistlicher Empfindungen, die von so vielen für ein gewisses Merkmal der Heiligkeit, und für eine zuverläßige Versicherung des Gnadenstandes gehalten werden. Seine lebhafte Imagination scheint ihm hievon ein Ideal vorgezeichnet zu haben, das er durchaus erreichen wollte. Daher bemühete er sich die großen

und feyerlichen Vorstellungen von Gott, Erlösung, Tod und Ewigkeit beständig mit gleicher Lebhaftigkeit seinem Gemüthe unmittelbar gegenwärtig zu erhalten. Da der Tod eines hochachtungswürdigen Freundes diese Vorstellungen in ungewöhnlicher Stärke bey ihm erregt hatte, suchte er auf alle Weise die Fortdauer der empfangnen Eindrücke in dergleichen Lebhaftigkeit zu erhalten. Und da es ihm in diesen gewaltsamen und widernatürlichen Bestrebungen nicht glücken konnte, sondern sein Gemüth sich in der vergnügten Gesellschaft, die er bey seiner Rückkunft in seinem Hause antraf, ein wenig aufheiterte, so sahe er dies bald darauf, als einen unverzeyhlichen Leichtsinn an, machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er seines Freundes so bald vergessen, ja was noch übertriebener ist, scheinet es sich so gar zur Sünde zu rechnen, daß er in dieser Gesellschaft ein Glas Wein getrunken und eine Pfeiffe Tobak angesteckt habe. Wäre er von dieser geistlichen Unmäßigkeit, wie wir diesen Fehler nennen möchten, frey gewesen, so würde er eingesehen haben, daß er etwas unmögliches von sich fordere, und einer sehr gütigen und weisen Einrichtung der menschlichen Seele, vermöge der alle lebhafte Eindrücke in derselben nach und nach schwächer werden müssen, um neuen Eindrücken Platz zu geben, entgegen strebe, er würde sich begnüget haben, so viel in dieser Absicht zu thun, als einem Menschen erreichbar und nöthig ist, nemlich diese Vorstellungen sich so wichtig und geläufig zu machen, und einen solchen Schatz von den dahin gehörigen Eindrücken in der Seele aufzubewahren, daß sie dann, wann er ihrer bedürfte, sich unmittelbar darstellen und lebhaft genug werden könnten, um ihn über Reiz und über Schrecken zu erheben. Mehr dünkt uns, kann und darf der Christ nicht thun, wofern er nicht in Absicht auf die

Geschäfte und Angelegenheiten dieses Lebens einen beständigen Zerstreuten vorstellen, und in einem ganz beschaulichen Leben die Kräfte der Seele und des Leibes verzehren will. Auch in einem solchen Leben kann der Zustand der Dürre und Anfechtung nicht ausbleiben, worinn sich der Verf. so sehr härmet und ängstiget. Jene Vorstellungen, welche die Seele des Andächtigen im Gebet und in Betrachtungen zu einer entzückenden Innbrunst erheben, müßten derselben allmählig gewohnt werden, den Reiz der Neuheit, und mithin das Vermögen, so gewaltig zu rühren, verlieren. Der Fall wird desto schneller und tiefer erfolgen, je heftiger er nach diesen Entzückungen gestrebt, je mehr er in seinem ersten Eifer seiner Seele und seinem Leibe Gewalt gethan hat, die Folge von dieser ihm so unerträglichen Veränderung wird dann eben dieselbe seyn, die sich bey dem Verf. in seinem Stande der Niedergeschlagenheit und Schwermuth einstellte, man wird nemlich alsdann ausserordentlich argwöhnisch gegen sich selbst, beobachtet seinen Gemüthszustand mit einer Aufmerksamkeit die derjenigen sehr ähnlich ist, womit gewisse schwächliche und hypochondrische Personen auf ihren Gesundheitszustand, achten, und die geringste in ihrem Körper vorgehende Veränderung, jeden einem gesunden und starken Menschen unmerkbaren Einfluß, der genossenen Nahrungsmittel, der Arzeneyen, der Luft und der Witterung, der Bewegung oder Ruhe bemerken. Freylich kann man bey einer so angestrengten, überall verbreiteten Aufmerksamkeit manche geheime Fehler, manche noch unbezwungne sündliche Neigungen bey sich entdecken, und in so fern kann auch hieraus was Gutes entstehen: allein man kann auch leicht kleine unvorsetzliche Schwachheiten zu strenge richten, sie zu unverzeyhlichen Fehlern an-

schwärzen, oder sich etwas zur Vergehung anrechnen, was doch keine ist, sich unnöthige Lasten auflegen, und die Ausübung der Pflichten durch willkührliche, obgleich gut gemeinte Zusätze schwerer machen, als sie seyn sollte. Von allen diesen Uebertreibungen, die, wie wir gerne gestehen, von einem sehr zartem Gewissen, und von einem vortreflichen Gemüthscharakter zeugen, aber doch immer Uebertreibungen sind, können wir den Verf. des geheimen Tagebuchs nicht ganz freysprechen, und können sie auch unmöglich an ihm loben.

Wir haben es bereits mit dem aufrichtigsten Beyfall angeführt, daß er sich die Erforschung seines Herzens äusserst angelegen seyn ließ; allein übertreibt er auch nicht hier die Sache? Ist es nöthig, ist es ordentlicherweise möglich für einen Christen, der ein geschäftiges und geselliges Leben führet, alles bis auf seine gleichgültigsten Reden und Handlungen mit einer so pünktlichen scharfen und ängstlichen Aufmerksamkeit zu bewachen und zu mustern, als es der V. thut oder doch zu thun, sich verpflichtet hält? Wir Menschen können doch unsre Aufmerksamkeit nicht überall haben, in sehr vielen Dingen müssen wir aus Gewohnheit und Fertigkeit handeln. Durch überall angebrachte Ueberlegungen würden wir diese uns so nöthige Fertigkeit und Macht der Gewohnheit ganz zerstören, und unzählige Bedenklichkeiten, und eine ängstliche Unentschlossenheit würden die unausbleiblichen Folgen davon seyn. — Freylich kann man fragen, was ist in unsern Reden und Handlungen eigentlich gleichgültig? was kann mit Sicherheit der Gewohnheit überlassen werden? Und wir gestehen gerne, daß sich dies im Allgemeinen schwerlich, wo nicht unmöglich genau bestimmen läßt; aber daß es doch hierinn auch ein Aeusserstes giebt, das man vermei-

vermeiden muß, scheinet uns gewiß zu seyn. Sonst wird man durch ein Raffinement alle Handlungen z. B. des Essens und Trinkens, jede Art und jedes Maaß der Nahrungsmittel, jede Empfindung beym Genuß derselben, jede Gebärdung, jeden Tritt, die flüchtigsten Einfälle, und die zufälligsten Regungen für den moralischen Sinn wichtig machen, und vor den Richterstuhl des Gewissens ziehen. Und damit kann kein freyes Gemüth, kein entschlossener Muth bestehen. Man wird sich in eine verwirrende endlose Kasuisterey verstricken, und aus zu ängstlicher Bedachtsamkeit, und übertriebner Sorgfalt nicht zu fehlen, vielleicht desto öfter fehlen. Gerade wie man in den Handlungen, die man sonst mit Fertigkeit recht gut verrichtet, alsdenn am leichsten fehlet, wenn man sie mit Ueberlegung ausüben will. Man suche nur die so vernünftige, den Bedürfnissen der menschlichen Natur und Gesellschaft angemeßne Sittenlehre Jesu richtig zu verstehen, man lasse bey Beurtheilung besonderer Gebote, ja die Umstände, worauf sie sich beziehen, nicht aus der Acht, man überzeuge sich, daß keines derselben blos willkührlich sey, am wenigsten den Menschen eine unnütze Last, oder unnöthige Einschränkung auflege, sondern daß in allen Vorschriften nicht nur für die künftige Glückseligkeit, sondern auch für irdisches Vergnügen selbst aufs möglichste gesorgt sey; man suche durch den Gebrauch der nöthigen und in der Schrift selbst angepriesnen Hülfsmittel, diejenige Gesinnung, worauf alle besondre Vorschriften dieser Sittenlehre zielen, in sich herrschend zu machen, und überlasse sich dann in den offenbar kleinern und unwichtigern Vorfällen, mit Einfalt des Herzens dieser richtigen Gesinnung; so wird man von den Unruhen und Aengstlichkeiten, einer zu scrupulösen Bedenklichkeit befreyet bleiben, auch nicht in Ge-

fahr seyn, sich die Uebung in der Gottseligkeit, durch unnöthige Zusätze, oder durch klösterliche Strenge schwer zu machen, dem Christenthum ein finstres abschreckendes Ansehen zu geben, und der Gottseligkeit die Verheißung dieses Lebens, die sie doch so gewiß als die jenes Lebens hat, zu rauben. — Auch in diesem Uebertreiben der Pflicht fehlt, unsers Bedünkens, der V. Er bestraft und beschämet sich selbst aufs ernstlichste darüber, daß er in einem ganz der Andacht, Gottseligkeit und Menschenliebe gewidmeten Leben einmal einen Tag damit zugebracht habe, sich frisiren zu lassen, Schlitten zu fahren, mit mäßigen Leuten zu essen und zu trinken. Hieraus muß man urtheilen, daß er die Gottseligkeit in der Ausübung einer gewissen bestimmten Anzahl guter Werke für jeden Tag gesetzt habe. Und dennoch kommt es hierauf nicht an; die Schrift hat uns auch nirgends ein solches bestimmtes Maaß und gewisse Anzahl guter Werke für jeden Tag gesetzt; sie fordert nur ein unverrücktes Bestreben so viel gutes zu thun, als ein jeder in seinen Umständen vermag, und sich gesuchte und ungesuchte Gelegenheit dazu findet. —

Wir haben das, was unsrer Einsicht nach, in dem Christenthum des V. nicht zu billigen ist; aus seiner zu feurigen Begierde nach hohen geistlichen Empfindungen hergeleitet, und sollten unsre Bemerkungen richtig seyn, so würde noch mehr daraus erhellen, wie sehr gegründet die Erinnerungen vernünftiger Sittenlehrer sind, wenn sie warnen, nicht zur Hauptsache im thätigen Christenthum die Erregung starker lebhafter Gefühle zu machen. Indessen kann auch manches von den hier gerügten Fehlern auf die Rechnung einiger unrichtigen Begriffe und Schrifterklärungen gesetzt werden. Dahin gehöret die Meynung

des

des V., daß alle Sittenvorschriften und Verhaltungsbefehle Jesu die Christen aller Zeiten und in allen Umständen verbinden. Wir halten uns hiebey nicht auf, und bemerken nur, daß diese sehr heilig scheinende Meynung in der That der Grund der Hypothese von evangelischen Rathschlägen, von ausserordentlichen Heiligkeit, von Klostergelübden und der ganzen Mönchsmoral sey. Der Herausgeber hat diese Meynung sehr gut und kurz in einer Anmerkung widerlegt. Eine andre unrichtige Meynung ist der Gedanke von der wunderthätigen Kraft des Glaubens und Gebets aller Christen. Sie entspringt natürlicherweise aus einem Enthusiasmus, sie ist aber auch sehr vermögend, den Hang zu demselben zu unterhalten und zu vermehren. Es kann, so dünket es dem Andächtigen, kein gewöhnliches Maas des Glaubens, keine gewöhnliche Höhe der Innbrunst seyn, wodurch ein Gebet wunderthätig wird, und dies ist ihm dann ein neuer Antrieb, nach dieser Höhe zu streben: so wie sie zuerst daraus entspringen kann, daß er sich vorstellt, das, was ihn über sich selbst, seine gewöhnliche Denkungsart, und wie er sich überredet, über seine Natur selbst erhebt, müsse ihn auch über die leblose Natur erheben und ihre Kräfte ihm unterwürfig machen.

Noch etwas von der Schreibart dieses Buchs. Der Ausdruck ist fast durchgehends natürlich und herzlich, nur zuweilen scheint er uns geschmückter zu seyn, als man es in einem Aufsatze, der blos für uns selbst gemacht ist, erwarten sollte. Auch kommt es uns vor, als wenn die Situation in der Zeit eines Monats gekaufter und sonderbarer sey, als das menschliche Leben sie gewöhnlicherweise herbey zu suchen pflegt. Dies erregt wenigstens einen Verdacht von eingemischter Dichtung, und wir wünschten sehr,

zu erkennen. Wir können nicht begreifen, wie dieſes mit dem Vorbericht des Herausgebers zu vereinigen ſey; in welchem es heißt: „daß nichts „wichtiges in dieſes Tagebuch eingeſchoben „worden „ Hr. L. ſetzt hinzu, daß er ſich in ſeinem Leben nie friſiren laſſen, und daß er eben ſo wenig auf dem Schlitten gefahren ſey. Uns dünken dieſe Zuſätze ſehr wichtig. Sie ſind in das Ganze ſo verwebt, daß man von dem Charakter des Verf. ſich einen Begrif darnach hat machen müſſen. Itzt muß man gegen viele Stellen dieſes Buchs mißtrauiſch werden, weil man nicht weis, was Wahrheit oder Fabel iſt. Wir glauben, da dies Tagebuch einmal gedruckt iſt, und da Hr. Lavater ſich einmal als Verf. bekannt hat, es ſeine Pflicht geweſen wäre, genau anzuzeigen, was wirklich von ihm iſt, und was nicht. Wir ſetzen zum Voraus, daß alles, was Hr. L. ſelbſt geſchrieben, die lautere Wahrheit ſey, ſo wie das, was der Herausgeber hinzugeſetzt hat, gewiß Erdichtung iſt. Uns dünkt, daß in einer ſo wichtigen Sache, als das thätige Chriſtenthum iſt, es ſehr nöthig ſey, Wahrheit von Erdichtung zu ſondern. Es iſt ſehr wichtig, das Beyſpiel eines gewiſſenhaften Mannes zu ſehen, der ſchon in frühen Jahren ſeines Lebens, auf alle ſeine Handlungen wachen und alle nach gottſeligen Grundſätzen einrichten will. Selbſt, wenn er durch die fortgeſetzte Ausübung dieſer Grundſätze, auf Abwege und hypochondriſche Aengſtlichkeit geräth, ſo iſt dies ſehr lehrreich. Aber eine ſolche Gewiſſenhaftigkeit, eine ſolche ſorgfältige Beobachtung ſeiner Handlungen zu erdichten, ſcheint uns gar nicht lehrreich. Es geht hier eben ſo wie mit der Großmuth der Uneigennützigkeit und andern Tugenden. Eine großmüthige Handlung wirklich ausüben, Uneigen-

eigennützigkeit, Selbstverläugnung, Geduld, Standhaftigkeit bey Gelegenheit thätig beweisen, ist etwas Großes. Aber solche Gesinnungen zu erdichten, dazu gehören weder viel Geisteskräfte, noch eine ausserordentliche Tugend.

Ra.

XIV.

George Wilhelm Stein, der Arzneygelahrtheit Doktors, und Hochfürstl. Heßischen Hof-Medici, der Arzney, Wundarzney und Entbindungskunst O. O. Lehrers am Collegio Carolino, und des Collegii Medici zu Cassel Mitglieds, praktische Anleitung zur Geburtshülfe, in widernatürlichen und schweren Fällen. Zum Gebrauche der Vorlesungen. Mit Kupfern. Cassel, bey Joh. Jac. Cramer, 1772. in 8. (229 S., 1 B. Kupfer.)

Die theoretische Anleitung ꝛc., als den ersten Theil dieses Werkes, haben wir bereits in dem XIV. B. unsrer Bibl. angezeiget, und wir finden uns nun auch in dem praktischen Theile in unsrer Erwartung von Hrn. Stein nicht betrogen, sondern unser Urtheil vielmehr bestätiget. Welch Vergnügen gewähret es uns, unsre Leser mit einem Buche bekannt zu machen, welches der deutschen Nation wahre Ehre macht! Hr. Stein scheint es darauf angesetzt zu haben, in seiner Lieblingswissenschaft selbst seine vortreflichen Lehrer zu übertreffen; und uns deucht, es gelinge ihm. Mit gerechtem Anspruche schmeichelt sich der V. in der Zueignungsschrift, daß sein

Lehr-

Lehrbuch auch seinem Landesherrn eben so wenig gleichgültig seyn werde, als es die Wohlfarth des Vaterlandes und des menschlichen Geschlechts seyn könne, welche mit dieser Wissenschaft stärker und gewisser verbunden ist, als mit irgend einer andern. O freylich, was können Aerzte in Rücksicht dessen von Landesvätern nicht alles hoffen, so bald diese nur geruhen wollen, die Einflüsse der Menschensparkunst auf andre Sparkünste einzusehen! — Doch nur getrost fortgearbeitet! Kenner und Menschenfreunde werden dies klaßische Buch gewiß als ein schätzbares Geschenk, und dessen Verf. als einen Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes betrachten, welcher früh oder spät seinen unausbleiblichen Lohn finden wird, wenn auch kein Fürst das, oft so wenig entscheidende, Siegel des Beyfalles auf seine Bemühungen gedrückt hätte. Der Beyfall der Großen, und der Beyfall der Kenner können nicht immer mit einander verbunden seyn: und ein redlicher Mann wird sich nicht lange bedenken, wenn es darauf ankömmt, welchen von beyden er allenfalls entbehren wolle.

Wer nun nicht um der französischen Lust willen noch nach Paris reisen will, der hat es um des Accouchements willen nicht mehr nöthig. Noch immer ist das Casselsche Geburtshaus in dem schönsten Flore, es werden einländische und ausländische Geburtshelfer darinnen gezogen, und es fehlt ihnen unter einem solchen Anführer um so weniger an Gelegenheit sich zu üben, da seit anderthalb Jahren schon wieder anderthalb hundert Geburten, und unter diesen manche sehr lehrreiche, darinnen vorgefallen sind. Diesem herrlichen Institute vornemlich zum besten, ist dies praktische Lehrbuch entworfen.

Dem Zwecke gemäß, enthält es eine blos allgemeine Anleitung allgemeiner Fälle, nach einer neuen sy-

systematischen Ordnung und praktisch methodischen Lehrart; aber meisterhaft angelegt, und in aphoristischer Kürze deutlich abgefaßt. Das besondre muß aus dem mündlichen Vortrage, oder aus einer Sammlung einzelner Fälle, zu welcher uns Hr. St., im Falle dafür gesorget wird, daß er Lust behält, ebenfalls Hofnung macht, erlernet werden. Uebrigens hat dieser praktische Leitfaden die größte Gleichförmigkeit mit dem vorausgeschickten theoretischen, welche beyde nunmehr ein vortrefliches Ganzes ausmachen. Ausser dem Geburtshause werden die Geburtslagen und Handgriffe an einem Fantome gezeigt, und die Zuhörer in denselben nach Anleitung des Lehrbuches geübet. Wir sind zum voraus versichert, daß je mehr die Leser bereits Einsichten und Uebung in der Entbindungskunst erlanget haben, mit desto größerem Vergnügen werden sie H. St. Buch studiren, und desto mehr Beyfall werde es bey ihnen finden. Seine Schuld ist es nunmehr nicht, wenn künftig noch in Deutschland schlechte Compendia über die Geburtshülfe durchgelesen werden. Nur einen Vortheil wird mancher Lehrer in dem Steinschen Handbuche vermissen: er wird nur selten Gelegenheit finden, etwas mit Grunde zu tadeln; und noch seltener, durch Berichtigungen und Verbesserungen seine eigne Weisheit auszukramen.

Der ganze Inhalt gründet sich auf die sorgfältig beobachtete Natur, und auf meisterhaft angestellte eigne, und wohlgenutzte fremde Erfahrungen. Man siehet daraus mit Vergnügen, wie weit es ein denkender Kopf bringen könne, wenn er das seltene Glück hat, gerade in das Fach zu kommen, zu welchem ihn die Natur bestimmt hatte, um den größten Theil seines Fleises, seiner Lieblingswissenschaft widmen zu können.

Im

Im ersten Abschnitte trägt der V. in neun Capiteln eine allgemeine Theorie der widernatürlichen und schweren Manualgeburtsoperationen vor; welcher im zweyten Abschnitte die Geschlechter samt ihren Gattungen, in sieben Capiteln, als praktische Muster folgen. Eben so enthält der dritte Abschnitt in sechs Capiteln die Theorie der Instrumentalgeburtsoperationen; als eine Vorbereitung zu der Praxi mit Instrumenten selbst, welche im vierten Abschnitte in zwölf Capiteln gelehret wird. Dies ist der allgemeine Plan dieses praktischen Lehrgebäudes: und aus diesem wollen wir nun, zur Probe und zur Bestätigung unsers Urtheils, das merkwürdigste besonders auszeichnen.

Die natürliche und leichte Geburt ist, nach des V. Erklärung, die einzige in ihrem Geschlechte, und hat keine Gattungen neben sich. Alle übrige sind, mehr oder weniger, widernatürliche und schwere Geburten, welche sich aber doch unter zwey Hauptklassen, schwere Kopf- und Fußgeburten, bringen lassen. Beyde zerfallen wiederum in verschiedene Geschlechter und Gattungen, davon die schwerern in der Ausübung oft vorher in die leichtern reduciret werden müssen. Eine gute Methode erforderte, daß die Fußgeburten den Kopfgeburten vorangeschickt werden mußten.

In der wichtigen Lehre von der Kentniß und Unterscheidung der Theile des Kindes und Eyes läßt der V. dem Hrn. Cranz Gerechtigkeit wiederfahren. Die Lage der Frucht hat immer ursprünglich eine Beziehung auf den Sitz des Mutterkuchens, welche sich in der Ausübung bestätigt. Man kann also aus der Stellung des Kindes auf die Lage des Mutterkuchens, und umgekehrt aus dieser, auf jene, schliessen; und nach diesen Grundsätzen den Unterscheid der ursprünglich richtigen, oder unrichtigen Lage, und die Entstehungs-

art

art der mancherley widernatürlichen Geburtslagen begreifen. Denn Hr. St. nimmt, wie wir bereits bey dem theoretischen Theile erinnert haben, eine Verwandlung der ursprünglichen Lage des Kindes in die nachherige Geburtslage an. Sehr schön schließt der V. aus dieser Uebereinstimmung und Gleichförmigkeit der Theile des Kindes zu den Theilen des Eyes, daß der Schöpfer, selbst bey Abweichungen der Natur von ihrer gewöhnlichen Regel, durch die weise Anordnung dieser Gesetze, die Sicherheit der glücklich auszuübenden Geburtshülfe zur Absicht gehabt habe.

Die Kennzeichen der schiefen Lage der Gebährmutter vor, in, und nach der Geburt, ihre Gattungen und Ursachen, sind sehr gut auseinander gesetzt. Unter den Ursachen der schiefen Lage der vorne überhängenden Gebährmutter, haben wir jedoch eine besondre Erschlaffung und Verdünnerung der Decken des Unterleibes, und den daher rührenden Mangel der nöthigen Unterstützung der Gebährmutter, vermisset. Das Lager der Gebährenden den verschiedenen Geburtszeiten und Absichten gemäß einzurichten, und zu verändern, wird ein von dem V. verbesserter, allen Absichten entsprechender, Geburtsstuhl allem andern vorgezogen. Möchte es doch dem Hrn. St. gefallen, uns von einem so nützlichen Meubel gelegentlich eine nähere Beschreibung und Zeichnung mitzutheilen. Gegen die muthwillige und willkührliche Vertauschung der Kopf- und Fußgeburten, deren Verwechselung selten ungeahndet bleibt, wird mit Recht geeifert, da jede ihre eignen und bestimmten Anzeigen und Gegenanzeigen hat. Das Capitel von der Wendung und den dabey allgemein zu beobachtenden Regeln, ist meisterlich schön, aber keines Auszuges fähig. „Beydes, „sagt Hr. St., das Lösen der Arme und des Kopfes, „erfordert insonderheit eine sehr fertige Geschicklichkeit

„des

„des Geburtshelfers; will man anders nicht mit Ver„schulden unglücklich seyn. Man soll sich also in „diesen Stücken eine fast mechanische Fertigkeit erwer„ben.„ Sehr wohlbedächtig fordert der V., daß man sich nie von jemanden helfen lassen soll, den Leib des Kindes anzuziehen, im Falle der Kopf widerstrebt. Aller unzeitigen Gewalt vorzubeugen, läßt er daher, beym Lösen der Arme und des Kopfs, den bereits gebohrnen Leib des Kindes auf seinem eignen Arme ruhen.

Im zweyten Abschnitte werden die Manualgeburtsoperationen in einer beynahe tabellarischen Ordnung classificiret, und in besondern Capiteln gezeigt, wie jede derselben behandelt, und wie, durch eine geschickte Vorbereitung, die schwerern Gattungen in die leichtern reduciret werden müssen. Ueberall herrscht eine solche Deutlichkeit, daß man nicht zu lesen, sondern den Meister arbeiten zu sehen glaubt. Mit ein paar Worten hätte doch auch diejenige schwere Fußgeburt berühret werden sollen, welche von der Wassersucht des Kindes herrühret, und bisweilen das Abzapfen nothwendig macht. Kaum können wir uns enthalten, das, bey der Querlage des Kindes mit über sich liegenden Extremitäten, zu beobachtende Manual abzuschreiben, da es gegen das sonst gewöhnliche so sehr absticht, und so mancher Zerstückung des Kindes und andern grausamen Behandlungen glücklich vorbeugt. Eben so schön ist das Capitel von dem Accouchement forcé, oder der, einer drohenden Gefahr wegen, künstlich beschleunigten Geburt. Unter den Gattungen dieser Geburt hätte ein gefährlicher Blutsturz aus zersprungenen Krampfadern, wo das Umwickeln des Gliedes und andre Mittel fruchtlos versuchet worden, auch wohl eine Stelle verdient. Nicht weniger hätten wir die Kennzeichen einer innern

heim-

heimlichen Verblutung in der Gebährmutter (§. 390. 396.), gerne durch einen Fingerzeig näher bestimmt gesehen, je mehr dieser gefährliche Zufall unvorsichtige Geburtshelfer überraschen kann.

Wo die Nachgeburt nicht folgen will, da räth der V. das Abschälen des Mutterkuchens. Dem Recensenten ist es jedoch, vornehmlich in dem §. 421. bestimmten Falle, mehrmalen gelungen, den Mutterkuchen durch das Anziehen der excentrisch eingepflanzten Nabelschnur über die Rolle einer eingebrachten Hand, wodurch dem Zuge eine gegenseitige Richtung gegeben wird, glücklich und leichter, als durch das Abschälen, zu lösen.

Die theoretische Einleitung zu den Instrumentalgeburtsoperationen, im dritten Abschnitte, ist kurz, bündig und lehrreich. Die Nothwendigkeit der Instrumente führet den V. auf deren kurze Beschreibung. Der Levretschen neuen Geburtszange wird mit allem Rechte der Vorzug vor allen übrigen, auch vor der neuen Englischen, zugesprochen, und ihr Bau, der Grund, und die Vortheile desselben, beschrieben. Der V. nennet dieses vortrefliche Werkzeug das Hauptinstrument und die zweyte Hand des Geburtshelfers; läugnet jedoch schlechthin, daß dasselbe seitdem, durch irgend eine vorgebliche Verbesserung, vollkommener geworden sey, und nennet daher alle dahin gehörige Zangen: mißgestalte Bastarde. Jeder wahre Kenner wird dieses Urtheil ohne Bedenken unterschreiben. Das Smellische und Levretsche Perforatorium streiten mit einander um den Vorzug, welcher jedoch dem letztern zuerkannt wird; so wie ihn beyde vor allen übrigen behaupten. Dem Röderischen Fingerbistouris, (wir würden lieber Röderer'schen lesen) und der Mesnardischen Hirnscheidelzange wird unter den nützlichen Werkzeugen ein Platz eingeräumet: Plenks sogenannt

„des Geburtshelfers; will man anders nicht mit Ver„schulden unglücklich seyn. Man soll sich also in „diesen Stücken eine fast mechanische Fertigkeit erwer„ben.„ Sehr wohlbedächtig fordert der V., daß man sich nie von jemanden helfen lassen soll, den Leib des Kindes anzuziehen, im Falle der Kopf widerstrebt. Aller unzeitigen Gewalt vorzubeugen, läßt er daher, beym Lösen der Arme und des Kopfs, den bereits gebohrnen Leib des Kindes auf seinem eignen Arme ruhen.

Im zweyten Abschnitte werden die Manualgeburtsoperationen in einer beynahe tabellarischen Ordnung classificiret, und in besondern Capiteln gezeigt, wie jede derselben behandelt, und wie, durch eine geschickte Vorbereitung, die schwerern Gattungen in die leichtern reduciret werden müssen. Ueberall herrscht eine solche Deutlichkeit, daß man nicht zu lesen, sondern den Meister arbeiten zu sehen glaubt. Mit ein paar Worten hätte doch auch diejenige schwere Fußgeburt berühret werden sollen, welche von der Wassersucht des Kindes herrühret, und bisweilen das Abzapfen nothwendig macht. Kaum können wir uns enthalten, das, bey der Querlage des Kindes mit über sich liegenden Extremitäten, zu beobachtende Manual abzuschreiben, da es gegen das sonst gewöhnliche so sehr absticht, und so mancher Zerstückung des Kindes und andern grausamen Behandlungen glücklich vorbeugt. Eben so schön ist das Capitel von dem Accouchement forcé, oder der, einer drohenden Gefahr wegen, künstlich beschleunigten Geburt. Unter den Gattungen dieser Geburt hätte ein gefährlicher Blutsturz aus zersprungenen Krampfadern, wo das Umwickeln des Gliedes und andre Mittel fruchtlos versuchet worden, auch wohl eine Stelle verdient. Nicht weniger hätten wir die Kennzeichen einer innern

heim-

heimlichen Verblutung in der Gebährmutter (§. 390. 396.), gerne durch einen Fingerzeig näher bestimmt gesehen, je mehr dieser gefährliche Zufall unvorsichtige Geburtshelfer überraschen kann.

Wo die Nachgeburt nicht folgen will, da räth der V. das Abschälen des Mutterkuchens. Dem Recensenten ist es jedoch, vornehmlich in dem §. 421. bestimmten Falle, mehrmalen gelungen, den Mutterkuchen durch das Anziehen der excentrisch eingepflanzten Nabelschnur über die Rolle einer eingebrachten Hand, wodurch dem Zuge eine gegenseitige Richtung gegeben wird, glücklich und leichter, als durch das Abschälen, zu lösen.

Die theoretische Einleitung zu den Instrumentalgeburtsoperationen, im dritten Abschnitte, ist kurz, bündig und lehrreich. Die Nothwendigkeit der Instrumente führet den V. auf deren kurze Beschreibung. Der Levretschen neuen Geburtszange wird mit allem Rechte der Vorzug vor allen übrigen, auch vor der neuen Englischen, zugesprochen, und ihr Bau, der Grund, und die Vortheile desselben, beschrieben. Der V. nennet dieses vortrefliche Werkzeug das Hauptinstrument und die zweyte Hand des Geburtshelfers; läugnet jedoch schlechthin, daß dasselbe seitdem, durch irgend eine vorgebliche Verbesserung, vollkommener geworden sey, und nennet daher alle dahin gehörige Zangen: mißgestalte Bastarde. Jeder wahre Kenner wird dieses Urtheil ohne Bedenken unterschreiben. Das Smellische und Levretsche Perforatorium streiten mit einander um den Vorzug, welcher jedoch dem letztern zuerkannt wird; so wie ihn beyde vor allen übrigen behaupten. Dem Röderischen Fingerbistouris, (wir würden lieber Röderer'schen lesen) und der Mesnardischen Hirnscheidelzange wird unter den nützlichen Werkzeugen ein Platz eingeräumet; Plenks sogenannte

nannte breite Zange aber schlechthin das ungereimteste Werkzeug genennet. Unter allen Hacken werden der Smellische gebogene mit Levretschen Stielen, und Levrets Hacken mit der Scheide, in manchen Fällen noch mit Nutzen gebraucht. Levrets dreyblätterigter Kopfzieher, und einige andre einfachere, erhalten Beyfall, und der Roonhuysische Hebel bey natürlichen und widernatürlichen Geburten sein gebührendes Lob. Diese Werkzeuge, die Fußschlinge, und ihr von dem V. verbessertes Führungsstäblein, desselben Wassersprenger, und Beckenmesser, machen die ganze Zurüstung eines praktischen Geburtshelfers aus.

Das Capitel von den mechanischen Gesetzen, nach welchen alle Werkzeuge, und selbst die Gebährmutter, als Hebel würken, ist ziemlich neu, und in einem Lehrbuche so unerwartet als nützlich. Wenigstens gebürt dem Hrn. St. der Ruhm, diese Lehre in ein ungleich besseres Licht gesetzt, und glücklicher angewandt zu haben, als seine Vorgänger. Die Indicationen zum Gebrauche der Instrumente sind aus eigener Erfahrung abgezogen und treffend. Bey dem Gebrauche selbst soll der Geburtshelfer weder zu übereilend und kühn, noch zu nachgebend und furchtsam seyn, und sich in dem einmal gefaßten, wohl überlegten, Entschlusse durch nichts irre machen lassen. Früh gethan, wohl gethan! den gelindesten und sichersten Weg soll er zuerst einschlagen, die Augen in den Fingerspitzen haben, und in manchen Fällen der Gebährenden die vorzunehmende Operation lieber verheimlichen. Weil die Instrumente nichts anders, als künstliche Hände des Geburtshelfers sind, so geschicht auch ihre Application in der Zwischenzeit der Wehen: bey der Operation selbst aber werden die Wehen mit genutzt. Auf eine geschickte Leitung der Werkzeuge kommt es oft weit mehr an, als auf alle angewandte Kräfte plumper Hände.

Im

Im vierten Abschnitte werden die schweren Kopfgeburten eben so sorgfältig claßificiret, als oben die schweren Fußgeburten; jedoch mit der ausdrücklichen Einschränkung, daß hier nur in wenigen Fällen eine Reduktion statt finde. Bey Gelegenheit der erstern Gattung des eingekeilten Kopfs wird Unterricht von der Anlegung der Levretschen Kopfzange ertheilet, welcher hier gerade am rechten Orte stehet. Während der Extraction des Kopfs nimmt die Zange, nach Verschiedenheit der Zeiten der Operation, eine verschiedene Richtung an, nach welcher sich der Geburtshelfer, bey Fortsetzung seiner Bemühungen, bequemet. Dies wird durch drey Kupfer aus dem Johnson erläutert. Sollten während der Operation von der Zange die Kreutznerven gedrückt werden, so läßt sich der Schmerz durch die in etwas veränderte Richtung des Instruments so gleich heben. In dem Capitel von dem eingekeilten Kopfe in der Seitenlage werden einige halsbrechende, und sogar in öffentlichen Lehrbüchern vorgetragene, Handgriffe gewisser Geburtshelfer ernstlich gerüget, und andre davor gewarnet. Im §. 664. findet man den Grund, warum der auf der linken Mutterseite anzulegende Zangenarm der männliche seyn mußte. Wo, bey einem schiefstehenden Kopfe, die Arme der Zange nicht nach den gewöhnlichen Regeln eingebracht werden können, da lehrt sie Hr. St. (§. 665. v. f.) nach ganz umgekehrten Gesetzen anlegen, und die dadurch in verkehrter Ordnung zu liegen kommende Stiele der Zange demnächst geschickt mit einander verwechseln. Handgriffe, welche bisher unbekannt gewesen sind, und deren Erfindung einen Meister verräth, der mit seinem Instrumente machen kann, was er will, und aus dem Stegreife immer die angemessensten Mittel zu erfinden weis!

Durch die Erfindung und den Gebrauch eines besondern Zangenbandes (§. 684. v. f.) vermittelst dessen man den falsch gestellten Kopf in zwey verschiedenen Richtungen dergestalt anziehen kann, daß er weder der einen, noch der andern, folgt, sondern die Diagonallinie durchlaufen muß, zeichnet sich Hrn. St. Geschicklichkeit abermals besonders aus. (Eben dieses Band dient auch bey den gewöhnlichen Zangenoperationen zu einer bequemen Befestigung der Zange, die sich leichte und geschwinde wieder auflösen läßt: und wenn man sich bey der Extraction des um die Zange geschlungenen Bandes recht zu bedienen weis, so wird der Druck der Zange dadurch dergestalt gemildert, daß sie keine merkliche Eindrücke am Kopfe zurücke läßt.)

Auch wo der Kopf nach der Wendung sich einkeilt, leistet in leichtern Fällen die Levretsche Zange gute Dienste: in schwerern wird die Perforation mit dem Smellisch-Levretschen Hacken, oder mit Röderers Fingerbistouris verrichtet. Der abgerissen zurückgebliebene Kopf erfordert bald einen Kopfzieher, bald die Zange, bald die Perforation. Die eingekeilten Schultern zu lösen, schlägt Hr. St. einen eigenen Handgrif, vermittelst eines einzelnen eingebrachten Zangenarmes, vor. Ist der Kopf schon vorher abgerissen, so braucht man den Levretschen Hacken mit der Scheide. Der eingeklemmte Hintere wird gleichfalls nach besondern Handgriffen mit der Zange gelöset. Dieses Manuel hat eine große Verwandtschaft mit demjenigen, dessen sich Hr. St. zur Lösung des schiefstehenden Kopfes, und der eingekeilten Schultern bediente. Dem Gebrauche des Levretschen dreyblätterigten Kopfziehers, welchen man in den meisten deutschen Lehrbüchern vergebens suchen wird, widmet unser V. ein eignes lehrreiches Capitel.

Eine

Eine nicht gar seltene, vielleicht zu §. 439. hinzubringende, Ursache sowol schwerer Fuß- als Kopfgeburten, welche auch dem Hrn. St. nicht unbekannt seyn kann, nemlich die Einsperrung des Kindes, in eine äusserst krampfhaft, um dessen Körper oder einzelne Theile, zusammengezogene Gebährmutter, wo alle werkthätige Kunst und Kräfte vergeblich angewandt werden, und wo eine Aderlaß, krampfstillende Mittel und Ruhe, bisweilen das ganze Hinderniß allein heben können, hätten wir in einem sonst so vortreflichen Buche gerne noch mit angeführt gesehen.

In der griechischen Benennung der Kaisergeburt hat sich ein Druckfehler eingeschlichen. Sie wird in unsern Gegenden aus Weichlichkeit zuverläßig seltener gemacht, als es die Pflicht erforderte, und in manchen Fällen, wo unwiedersprechlich gewisse Anzeigen dazu vorhanden sind, zu der Mutter und des Kindes unersetzlichen Schaden, noch unverantwortlich verabsäumet. Auch diese schwere Operation, welche mit Rechte für das Meisterstück in der Entbindungskunst gelten kann, hat Hr. St. (laut des Vorberichts) einmal an einer lebendigen mit ziemlichen Glücke, das zweytemal aber an einer verstorbenen, zu machen Gelegenheit gehabt. Man sieht es aber auch dem ganzen Kapitel, welches in gedrungener Kürze die bündigste Anweisung enthält, sehr an, daß es sich auf eigne Erfahrung gründet; denn der V. weicht in manchen Stücken von seinen Vorgängern merklich ab. (Auch der Recensent hat die Kaisergeburt zweymal verrichten helfen; aber zufälliger Weise mit unglücklichem Erfolge, weil die, schon in der Anlage vorhandene, damalige epidemische Wurmkrankheit, sich bey beyden Kindbetterinnen entwickelte, und die Hofnung eines beglückten Ausganges wieder vereitelte.) Beyläufig wird auch von der Zerstückung der Frucht in

Mutterleibe geredet, welche der V. ganz verbannet wissen will: doch nimmt er die Trennung zusammen gewachsener Zwillinge davon aus.

Freylich könnte das so genannte Königl. Gesetz (lex regia) füglich das christliche Gesetz heißen; wenn es nur auch viel christliche Obrigkeiten gäbe, die über die Vollziehung dieses vortreflichen Gesetzes gehörig hielten. An allen Orten, auch diejenigen nicht ausgenommen, wo Collegia Medica besoldet werden, über das Leben und die Gesundheit der Menschen zu wachen, lassen sich, zur Schande des Christenthums und der medicinischen Policey, so gut, als im hessischen, traurige Fälle dieses vernachläßigten Gesetzes aufzählen. Manche Obrigkeiten würden es für einen Eingrif in ihre Gerechtsame halten, wenn sich der erste, der beste Arzt, erkühnen wollte, eine unentbunden verstorbene oder in der Geburt verunglückte Person eigenmächtig zu öfnen: ehe aber die Gerichtspersonen und der Stadt-Physicus, nach der Form Rechtens, welche doch in so dringenden Fällen auf den eigentlichen Sinn der Gesetze nicht die mindeste Beziehung hat, zur Besichtigung und Hülfe aufgeboten werden können, hat das von aller menschlichen Hülfe schlechterdings entblößte Kind in dem Leibe seiner Mutter schon längst sein Grab gefunden; und alsdann ist die Besichtigung und Section, wie gewöhnlich, weiter nichts, als eine leere und unnütze Formalität, nach dem Buchstaben, aber nicht nach dem Sinne und nach der Absicht der Gesetze. Wer kann sich ohne Grausen an die Stelle eines so unglücklichen Kindes setzen, und ohne Schaudern und Unwillen an die Liebloſigkeit und an den Kaltsinn derjenigen denken, deren Pflicht es wäre, auf dessen Rettung bedacht zu seyn! Wie ofte heißt es nicht in Fällen, die eine beschleunigte Hülfe so nothwendig ma-

machen: dum Romae consultant, Capua perit. Auf die Rettung in Wasser verunglückter Menschen sind hin und wieder schon Prämien gesetzt; aber noch keinem Landesfürsten scheint es eingefallen zu seyn, demjenigen eine Belohnung zu bestimmen, der eine noch weit hülflosere Creatur aus Mutterleibe rettete, ohngeachtet ihnen schon mancher redliche Arzt die Veranlassung dazu sehr nahe geleget und das große Beyspiel heydnischer Könige vorgehalten hat. Gott segne unsern theuern Landesvater! sagte einsmals ein guter Bürger mit einer Freudenthräne im Auge, als es dem Recensenten gelungen war, dessen Frau und Kind durch eine geschwinde Entbindung aus der Gefahr zu retten, worinnen beyde schwebten. Gott segne ihn! Wie väterlich hat er dafür gesorgt, daß wir doch auch in solcher Noth Hülfe haben konnten! Daran hätten wir Bürger nicht gedacht! — — Was würde denn wohl ein aus Mutterleibe geschnittenes Kind dereinst von seinem Landesvater sagen, wenn es erführe, daß er schon damals für sein Wohl gemacht, daß es ursprünglich dessen Fürsorge seine Errettung zu danken habe? Und wie manches solches Kind hätte schon gerettet, und wo nicht ein guter Acteur, doch wenigstens ein Contributionsfähiger guter Bürger werden können! Auch der Recensent hat von solchen verunglückten Kindern, wie nicht weniger von ungebunden besichtigten und begrabenen Schwangern, mit Unwillen über die Medicinalanstalten, traurige Erfahrungen erlebt.

Einer der wichtigsten Vorzüge des Steinschen Handbuches, welcher manchen Docenten allein vermögen sollte, sein zeitheriges, oder wohl gar eigenes, Compendium mit dem gegenwärtigen zu vertauschen, bestehet darinn, daß durch Beobachtung einer guten Methode alle Wiederhohlungen mit äusserster Sorgfalt

vermieden, die nöthigen Vorsichtsregeln aber immer am rechten und schicklichsten Orte eingeschaltet sind. Alles hängt an einander, wie eine Kette, deren Glieder ganz natürlich und ungesucht wechselseitig in einander greifen: und schwerlich wird man in dieser Wissenschaft irgend ein Lehrburch finden, welches diesem an die Seite gesetzt werden könnte.

Den Beschluß machen acht Kupfertafeln nebst deren Erklärung, von fehlerhaften Geburtslagen des Kindes, den nützlichsten Werkzeugen, und ihrer Anwendung. Der Druck ist rein und correct.

Auf die uns versprochene Sammlung einzelner Beobachtungen, zu Bestätigung der in diesem Lehrbuche vorgetragenen Sätze, und auf andre Bereicherungen dieser Lieblings-Wissenschaft des Hrn. Steins, freuen wir uns schon zum voraus, und wünschen dem würdigen Verf. dazu gehörige Muße und Aufmunterung.

Zi.

XV.

Eden, das ist, Betrachtungen über das Paradies und die darinn vorgefallenen Begebenheiten, nebst Vorrede von D. Carl Friedrich Bahrdt, Professor zu Gießen.

Seneca Ep. 56.

Non multum ad tranquillitatem locus confert.
Animus commendat omnia.

Frankfurt am Mayn, bey Franz Varrentrapp, 1772. 8. 160 Seiten.

Das

Das Merkwürdigſte, das wir in dieſen Betrachtungen über das Paradies gefunden haben, iſt die neue Erklärung der Schlange der Verführung. Der Verf. bemühet ſich zu beweiſen, daß man das menſchliche Blut darunter zu verſtehen habe. Die Gründe dieſer Erklärung liegen theils darinn, daß unmöglich eine natürliche Schlange hier verſtanden werden kann, folglich dieſelbe doch als ein Bild eines andern entweder darunter verborgnen oder abgebildeten Verführers genommen werden müſſe. Nähme man aber an, daß der Teufel mit dieſer Schlange vereinigt und unter ihrer Geſtalt verborgen geweſen, ſo werde dadurch die größte Schwierigkeit nicht gehoben, warum die Verſuchung der natürlichen Schlange zugeſchrieben wird, und Gott einen ſolchen Fluch über ſie ausſpricht, der ſich gar nicht für einen Geiſt, ſondern blos für ein kriechendes Thier ſchickt. — Allein auch durch die neue Erklärung wird dieſe Schwierigkeit nicht gehoben, und die Anhänger der gewöhnlichen Erklärung können immer antworten: da der Teufel in der Geſtalt einer Schlange erſchien, ſo wird er auch in Ausdrücken, die ſich auf dieſe angenommene Geſtalt beziehen, verdammet, und da er zum Betruge die verächtliche Geſtalt einer Schlange erborgt hatte, ſo war es ſchicklich, demſelben ein dem natürlichen Zuſtande der Schlange ähnliches Schickſal, als ſeine Strafe anzukündigen. — „Warum „ſollte aber auch,„ fragt der Verf., „der Teufel das „Bild einer Schlange angenommen haben? die erſten „Menſchen müßten vor ihrem Falle ſehr dumm ge„weſen ſeyn, wenn ſie nicht gewußt hätten, daß kein „ſolches Thier ſeiner Natur nach, reden, und noch „weniger ſie belehren könne, was es eigentlich mit der „verbothnen Frucht für eine Beſchaffenheit habe:

„Was mußte es also für einen Eindruck bey ihnen „gemacht haben, wenn sie auf einmal eine Schlange „wider ihre Natur hätten reden hören? hätte ihnen „dies nicht einen Verdacht beybringen müssen, daß „etwas anders dahinter stecke? Wie hätten sie sich „ohne Entsetzen in ein freundliches Gespräch mit ihr „einlassen, und auf ihre Vorstellungen so aufmerksam „seyn können? Hätten sie aber unter dem Bilde der „Schlange den Teufel erkannt, so hätte ja diesem „die Verstellung in eine Schlange nichts geholfen, „und sie hätten ihn nicht gewürdiget, ihn anzuhören. „Ja die Verstellung, als eine Art des Betruges, „hätte ihnen vielmehr zu erkennen gegeben, daß seine „Absicht auf einen Betrug abzielen müsse. Ueber „dieses hat in etlichen tausend Jahren der Teufel „nicht nöthig gehabt, die Nachkommen Adams un„ter der angenommenen Gestalt eines Thieres zu „verführen. Er treibt sein Werk in den Kindern des „Unglaubens Ephes. 2, 2. ohne sich in ihren Augen „zu verstellen, oder sich sehen zu lassen. Hätte er „dieses nicht auch bey den ersten Menschen thun kön„nen? Wäre dieses nicht das sicherste Mittel gewe„sen, nicht erkannt zu werden? Würde Gott, der „zu der Menschen Prüfung verstattet hat, daß der „Teufel als eine Schlange erschienen ist, um von „den Menschen nicht als der Lügengeist erkannt zu „werden, weil diese ihn aus seinen Früchten erkennen „und zugleich jetzt zeigen sollten, ob sie die Lügen „selbst, oder die Wahrheit am meisten liebten; „würde dieser Gott, sage ich, nicht auch zugelassen „haben, daß er durch unsichtbare innerliche Wir„kungen die Menschen zum Fall gereizet hätte.„ — Diese zum Theil schon von andern vorgebrachte Einwendungen gegen die gewöhnliche Erklärung sind freylich erheblicher, als der erste Einwurf. Indessen

läßt sich doch auch eines und das andre darauf antworten. Die Erkenntniß und Einsicht der ersten Menschen kann wohl allerdings nicht sehr groß und ausgebreitet gewesen seyn, wenn sie würklich unter solchen Umständen, und durch solche Vorspiegelungen, als in der Mosaischen Erzehlung angegeben werden, zum Ungehorsam verführt werden konnten. Diejenigen, die sich einbilden konnten, daß ihr gütiger Schöpfer über das Wachsthum ihrer Erkenntniß und Vollkommenheit neidisch sey, und daß sie durch das Essen einer Frucht Gott gleich werden würden; die konnten sich auch, wie es scheinet, leicht einbilden, daß eine Schlange wohl einmal reden könne; zumal wenn man annimmt, daß wir in der abgebrochnen Erzehlung nicht den ganzen Vorgang der Sache und das ganze Gespräch der Schlange mit der Eva haben. Vielleicht hatte, nach einer poetischen, aber nicht eben widersinnigen Voraussetzung, die Schlange vor den Augen der Eva von der verbothnen Frucht gegessen, und nachdem sie derselben Aufmerksamkeit und Neubegierde dadurch aufs höchste erreget hatte, angefangen zu reden, und dieses Vermögen zu reden, und die erlangten Einsichten dem Essen dieser geheimnißvollen Frucht zugeschrieben. Wenn dergleichen etwas angenommen wird, so ward die erborgte Gestalt der Schlange für den Verführer ein sehr geschicktes Mittel, unentdeckt zu bleiben. —

Doch wir wollen nun die eigentlichen Gründe ansehen, womit der V. seine neue Erklärung zu bestätigen sucht. Die Eßbegierde trug, seinem Vorgeben nach, das Meiste zur Verführung der Menschen bey. Dieser Satz ist eine nicht völlig richtige Folgerung aus der richtigen Anmerkung des V., daß alle Vorstellungen der Schlange unwürksam gewesen wären, wenn die ersten Menschen keine Eßbegierde gehabt hätten.

ten. Freylich gab die Eßluſt Gelegenheit zu der Verführung und zum Ungehorſam. Etwas zu koſten, was ſie gar nicht reitzte, oder gar nicht eßbar war, dazu wären ſie nicht leicht zu verleiten geweſen. Allein die bloße Eßbegierde war doch nicht die einzige, ja nicht einmal die wichtigſte Verſuchung. Denn ſo müßte man annehmen, daß die erſten Menſchen ihren Hunger ſonſt nicht ſtillen können, oder daß es im Paradieſe nicht eine Menge eben ſo lieblicher und reitzender Früchte gegeben habe. Es heißt aber auch deutlich: das Weib ſchaute an, daß von dem Baum gut zu eſſen wäre, und lieblich anzuſehen, daß es ein luſtiger und reitzender Baum wäre, weil er klug machte. Dieſer letzte Umſtand machte die Frucht deſſelben, vor der Menge andrer Früchte, begehrenswürdig, und die Erwartung, daß er klug machen würde, ward von der Schlange durch ihre Lügen erregt, oder wenn keine äuſſerliche Schlange da wär und Eva die Natur ihrer Töchter hatte, ſo würde ihre durch das Verbot, das ihr die Frucht wichtig machte, und ein darunter verborgnes Geheimniß vermuthen ließ, gereitzte Neubegierde die Stelle der Schlange vertreten haben. Genug, aus dem Berichte Moſis erhellet, daß nicht ſowol ein leiblicher Hunger, als eine Begierde nach Erkenntniß, die Verſuchung ausgemacht habe. — Der V. fährt in ſeinem Beweiſe fort: „Dieſe Eßbegierde entſtand aus „der genauen Verbindung der Seele und des Leibes. „Man kann aber das Blut als das nächſte Mittel „der Vereinigung des Leibes und der Seelen anſehen.„ Auch dies iſt nicht völlig richtig. Das Gehirn, die Nerven, der Nervenſaft, oder die ſogenannten Lebensgeiſter, nicht aber das Blut, können und müſſen als das nächſte uns bekannte Mittel der Vereinigung zwiſchen dem Leibe und der Seele angeſehen werden. —

Der

Der V. beruft sich auf das Zeugniß der Schrift, daß das Blut der Sitz der Seele genennt werde. Allein wenn sie sagt, daß die Seele im Blute sey, so wird Seele für Leben gesetzt. Die Seele belebt auch nicht zunächst durch Blut den Leib. Und nun macht er den Schluß: „Durch das Blut ist Eva würklich zu„erst verführet worden.„ Soll dies soviel heißen, daß der sinnliche Appetit bey der Eva am stärksten gewesen, und sie blos dadurch hingerissen worden, so haben wir schon bemerkt, daß dieser Appetit ihren Ungehorsam nicht allein erkläre. Allein, wenn das auch wäre, warum soll denn die Eßbegierde gerade dem Blute, als der eigentlichen und nächsten Ursache zugeschrieben werden? Warum nicht vielmehr dem Magen, dem eigentlichen Sitze des Hungers, wo derselbe auch die unangenehme Empfindung erreget, warum nicht dem Bauche, der für die Freßlust gesetzet wird? Der V. sucht zu beweisen, daß dem Blute durch eine Personification eine Rede und eine List zugeschrieben werden könne, eine List, weil es gleich einer Schlange unvermerkt beschleicht und plötzlich hinreißt, und eine Rede, weil es von Habels Blut heiße, daß es geschrien habe. — Allein es ist die Frage, ob man die in der Mosaischen Erzehlung der Schlange beygelegte List und Rede füglich dem Blute zuschreiben könne. Die List der Schlange bestand darinn, daß sie die ersten Menschen zu überreden wußte, das Uebel, das ihnen im Falle des Ungehorsams angedrohet war, würde sie nicht treffen, vielmehr würden sie ein sehr wichtiges Gut, nemlich eine ansehnliche Vermehrung ihrer Erkenntniß durch den Genuß der verbothnen Frucht erlangen. Hingegen wenn das Blut oder der sinnliche Appetit redet, so fordert er auf: iß, befriedige dich und bekümmere dich um die Folgen nicht. Seine List, wenn man demselben ja eine List zu-

zuschreiben will, bestehet nicht darinn, daß er uns durch die Hofnung einer großen Erkenntniß und Weisheit verführet, sondern daß er unsre Blicke ganz von der Betrachtung der Zukunft und der Folgen abziehet, und uns überraschet, ehe wir den Erfolg überlegen — oder der Appetit bringt auch die Ueberlegung oder die Vernunft auf seine Seite, daß sie ihn unterstützen und seinen Ungestüm rechtfertigen muß. Und gerade diesen Dienst leistete hier die Schlange dem sinnlichen Triebe oder dem Blute. Was aber die Schlange in dieser Absicht vorbringt, kann nicht ohne merkliche Verwirrung, dem Blute, zu dessen Vortheil, Unterstützung und Rechtfertigung es abzielte, als dessen eigne Rede, zugeschrieben werden. — Es hilft der Erklärung des V. nicht auf, wenn er behauptet, daß Adam nicht nur durch die Eßbegierde, sondern auch eine unordentliche Liebe und Gefälligkeit gegen Eva verführt worden. Das kann wahr seyn, aber dennoch war die Schlange noch immer von den Wallungen seines erhitzten Bluts, die Anforderungen des letztern, von den Vorspiegelungen der erstern unterschieden.

Man könnte fragen, warum denn der V. nicht lieber nach einer gewöhnlichern Erklärung statt des Bluts sogleich den sinnlichen Trieb für die Schlange annimmt, warum er ein Bild für das andere setzet, denn das Blut kann doch für weiter nichts als für ein Bild der sinnlichen Begierden gesetzet werden! Wahrscheinlicherweise hat er dies darum gethan, weil er auf dieser Hypothese eine Menge andrer Erklärungen bauete, die mit derselben wegfallen würden. Aus der von ihm angegebnen Bedeutung des Schlangenbildes nämlich erhellet, seiner Meynung nach, warum das Blutvergiessen zum Mittel der Versöhnung gemacht worden. „Das Blut hat den ersten Grund

„zur

„zur Sünde gelegt. Es muß auch ihm selbst un-
„nachtheilig zuerst bestrafet werden, der opfernde
„Sünder mußte gleichsam durch diese Handlung beken-
„nen, und es als seine Pflicht erkennen, daß er sein
„Blut geistlicherweise vergiessen könne und müsse, d. i.
„seinen sinnlichen Begierden widerstehen. Daher hat
„auch Christus durch sein Blutvergiessen das vollkom-
„menste Opfer für uns dargebracht. Denn alsdann
„bringt man das vollkommenste Opfer, und legt den
„überzeugendsten Beweis des geistlichen Blutver-
„giessens oder der festen Entschließung ab, keinem
„sündlichen Triebe des Bluts zu gehorchen, wenn
„man um der Gerechtigkeit willen, auch wirklich sein
„eignes Blut willig vergiessen läßt. Eben dadurch
„aber hat er auch uns zu einer geistlichen Vergiessung
„unsres Blutes und zu einem geistlichen Opfer ver-
„pflichtet. Hiedurch hat er der Schlange der Ver-
„führung den Kopf zertreten. u. s. w.„ Auch die
Geschichte von den feurigen Schlangen, wovon die
lüsternen Israeliten in der Wüste gebissen wurden,
sucht der V. durch seine Hypothese aufzuklären, so
wie er auch wiederum eine Bestätigung derselben in die-
ser Geschichte findet. Und die eherne Schlange, die Mo-
ses aufrichten mußte und durch deren Anschauen die Ge-
bissenen geheilt wurden, wie stimmt diese zur Erklä-
rung des V. „Sie war,“ sagte er, „dem Ansehen
„nach auch eine Schlange; sie war aber ehern, mit-
„hin in ihrem Zustande unveränderlich und unwirk-
„sam oder todt. Sie konnte weder beissen noch
„tödten. So muß auch dem menschlichen Blute der
„Gift benommen; so muß es einer giftigen Schlange
„nur ähnlich, aber ganz unschädlich gemacht
„werden.„

Ausser demjenigen, was wir beyläufig wider die
neue Erklärung beygebracht haben, stehet derselbe in-

son-

sonderheit entgegen, daß der V. nichts aus dem Alterthum zur Bestätigung derselben angeführt hat, und so viel wir einsehen, anzuführen vermögend ist. Billig hätte er sich mit der bloßen Möglichkeit, daß die Schlange wohl das Blut bedeuten könne, (und hierauf läuft alles was er beybringt, zuletzt hinaus) nicht begnügen; sondern vielmehr zeigen sollen, daß wirklich in den ältesten Zeiten, bey den Hebräern, sowol die Schlange ein Bild des Bluts gewesen, als auch unter Blut die Sinnlichkeit verstanden worden. Hiedurch hätte er seine Erklärung wahrscheinlich machen können, keines von beyden läßt sich aus dem Alterthum erweisen. Die Schlange war bey den Hebräern, so wie sie es bey den Indianern und andern Morgenländern noch ist, ein Sinnbild der Weisheit und der List. Nicht das Blut, sondern das Fleisch ward für den Sitz und die Symbola der Sinnlichkeit und der Sünde gehalten; das Blut hingegen war der Sitz und das Sinnbild des Lebens. Und hieraus läßt sich das, was der V. vom Blutvergiessen bey den Sühnopfern aus seiner Hypothese herleiten will, viel natürlicher erklären, denn Blutvergiessen heißt tödten, so wie Blut schlechtweg für einen gewaltsamen Tod gesetzt wird. Mit andern Einwürfen, die das herrschende theologische System an die Hand giebt, wollen wir den V. verschonen, allein dies müssen wir noch gegen seine Erklärung anführen, daß uns die ganz unnöthige Vermischung der Eigent- und Uneigentlichen oder Figürlichen, die er in der Mosaischen Erzehlung annimmt, nicht gefällt. Ganz ohne Noth scheint uns unter niedre Ausdrücke, die buchstablich zu verstehen sind, ein Bild oder ein figürlicher Ausdruck gesetzt zu werden, wozu brauchte es einer so räthselhaften und geheimnißvollen Einkleidung einer Sache, die ohne Beleidigung eines Anstands, ohne Anstoß sogar

für

für Europäische Ohren, mit ihren eignen Namen genannt werden könnte! Wenn das alles buchstäblich genommen wird, was von einem Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses mitten im Garten, von dem Verboth, die Frucht desselben zu kosten, von der Androhung des Todes im Fall des Ungehorsams u. s. w. gesagt wird, warum sollte man es denn nicht auch buchstäblich nehmen, daß eine Schlange geredet habe, nemlich als ein Werkzeug eines feindseligen Geistes! die Vermischung des Eigentlichen oder Uneigentlichen macht ohnedem den Sinn der ganzen Erzehlung sehr ungewiß. Es lassen sich keine genaue Grenzen zwischen beyden ziehen, und ein jeder kann nach seinem Gutdünken jeden Ausdruck eigentlich oder figürlich nehmen. Entweder muß man alles in dieser merkwürdigen Erzehlung buchstäblich und eigentlich nehmen, oder wenn man sich dazu nicht bequemen kann, lieber alles bildlich und als eine durchgeführte Allegorie ansehen. Und vielleicht würde in diesem Lichte, nemlich nicht als die Erzehlung irgend einer individuellen Begebenheit, sondern als eine Hieroglyphe, als ein psychologisches und sittliches Gemählde, oder vielmehr als die Beschreibung eines solchen Gemähldes betrachtet, die Mosaische Nachricht vom Ursprung des sittlichen Uebels ganz aufhören anstößig zu seyn, und um des auffallenden, wahren und wichtigen Sinnes halber, eines göttlichen Schriftstellers auch von dem schwierigsten Zweifler würdig erkannt werden.

Wir wollen es versuchen, ob in der Voraussetzung daß der Mosaische Bericht uns ein Gemählde von der sittlichen Natur des Menschen, von seinem sich hierauf beziehenden Schicksalen und seiner letzten Bestimmung entwerfe, mit Hülfe desjenigen, was von der Bilderſprache bekannt ist, und der Winke, die uns der heil. Schriftsteller selbst zur Entzifferung an die Hand

giebt, ſich ein ſolcher Sinn heraus bringen laſſe. Zuerſt iſt dies ganz auffallend, und faſt durchgehends darinn bemerkt worden, daß das nitimur in vetitum ſemper cupimusque negata, bey dem Falle und deſſen Umſtänden ſtatt gefunden habe. Allein wir glauben auch, daß uns in dieſer Allegorie der wahre Grund dieſer Begierde nach dem Verbotnen, ſo wie er tief in der Natur des Menſchen liegt, und derſelben weſentlich iſt, angegeben werde. Der Menſch ſtrebt nemlich nach dem Verbothnen und begehret das, was ihm verſagt iſt, weil ein jedes Verboth ſeine Selbſtthätigkeit, vermöge der er beſtimmt iſt und ſich beſtimmt fühlt, nach eigner Einſicht oder Gutdünken zu handeln einſchränkt, und ſeiner Neugier oder Wißbegierde zugleich einen Gegenſtand auszeichnet, der, weil man einen geheimen Grund des Verbothe vermuthet, und ihn gerne entdecken will, die Neugierde auſſerordentlich reißet, der Seele wichtig wird, und alle ihre Thätigkeit von andern Dingen auf ſich hefftet. Hierauf führet uns nicht nur die Benennung des Baums des Erkenntniß Gutes und Böſes, die er nicht darum führet, weil vermittelſt deſſelben erkannt werden ſollte, ob der Menſch gut oder böſe ſey, ſondern daß er daran und durch denſelben den Unterſchied zwiſchen Guten und Böſen, d. h. nützlichen und ſchädlichen Folgen der Handlungen kennen lernen ſollte; ſondern auch der deutlich angegebne Beſtimmungsgrund zum Ungehorſam, der aus der Einbildung, daß er klug mache, entſtehender Reiz deſſelben. Endlich ſcheinet eben dies aus der göttlichen Erklärung zu erhellen: Siehe Adam iſt worden, wie unſer einer, und weis, was gut und böſe iſt. Man darf nemlich dieſe Worte nicht, wie gewöhnlich geſchicht, auf eine harte Weiſe, für eine Spötterey und bittere Ironie halten, ſondern man kann ſie ſo verſtehen, wie

ſie

ſie lauten, daß der Menſch durch eigne Erfahrung gewitziget, erkannt habe, daß die Folgen ſeiner Wahl nicht gleichgültig, ſondern für ihn vortheilhaft und ſchädlich ſind, daß er gelernet, dieſe Folgen bey ſeiner Wahl und Entſchlieſſung zu überlegen und in Betrachtung zu ziehen, und aus einem blos ſinnlichen, kindiſchen und unmündigem Zuſtande, worinn er ſich entweder blos von ſeinem ſinnlichem Triebe, oder blindlings und blos leidend von fremder Einſicht leiten ließ, in die höhere Claſſe ſelbſtthätiger, nach eigner Einſicht wählender, und ſittlicher Weſen getreten ſey. — Und was kann nun die Schlange, dies bekannte Sinnbild der Weisheit oder der Liſt anders andeuten, als eben dieſe dem Menſchen weſentliche Wißbegierde, dies forſchende Warum? Dieſen Trieb, die Vorſtellungen zu entwickeln und zu erweitern? Daß ſie als auſſer dem Menſchen befindlich vorgeſtellt wird, kann uns nicht irre machen, wenn wir annehmen, daß das Ganze ein hieroglyphiſches Gemählde ſey, wovon uns Moſes die Beſchreibung giebt. In dem Menſchen und in ſeiner Seele befindlich, konnte ſie nicht gemahlet werden; es war alſo ſchicklich ſie unter ihrem Sinnbilde, neben ihrem Gegenſtande, der verbothnen Frucht, und gleichſam daran hangend, vorzuſtellen und ſichtbar zu machen. — Daß wir uns aber in dieſer Deutung nicht irren, ſehen wir ſowol daraus, daß die Schlange ausdrücklich ein liſtiges Thier genannt, d. i. als eine Symbole der Liſt angegeben wird, als auch aus der ihr zugeſchriebnen Rede, worinn ſie ein Aufthun der Augen, nicht eine Befriedigung eines leiblichen Hungers, ſondern eines Hungers nach Erkenntniß verheiſſet. — Und ſollte dieſe Verheiſſung und Lockung ſinnlich wahrzunehmen ſeyn, ſo mußte abermals der Schlange in der Beſchreibung des Gemähldes, gerade eine ſolche Rede zugeſchrieben werden.

Frägt man weiter, warum der Mensch durch Uebertretung des Verboths, oder durch das Essen des verbothnen Baums ein sittliches Geschöpf ward, warum er so eingerichtet war, daß das Verboth seine Wißbegierde reitzen, und warum die durch das Verboth seiner Selbstthätigkeit und Freyheit gesetzte Schranken so unerträglich waren, daß er sie durchzubrechen so stark versucht ward? so ist wahrscheinlicherweise, dies eine etwanige Auflösung dieser schweren Fragen, daß der Mensch, das perfektibelste von allen Geschöpfen, die wir kennen, im Anfange seines Daseyns auf die niedrigste Stufe der Vollkommenheit gesetzt wird, und da er in seinen Handlungen selbstthätig werden, folglich nicht wie die Thiere, durch sichere eingepflanzte Triebe, sondern durch Erkenntniß und Einsicht in die Verhältnisse und Beziehungen der äussern Dinge auf seine Wohlfarth geleitet werden; da ferner diese Erkenntniß und Einsicht ihm nicht habituell war, sondern er sie erst durch eigne Erfahrungen erwerben sollte: so mußte er ohngefehr auf eine solche Weise, wie es uns die Mosaische Vorstellung zeiget, aus der Sinnlichkeit zur Ueberlegung, durch schmerzhafte, sowol als angenehme Empfindung zu der ihm nöthigen Einsicht in die Verhältnisse der Dinge, zum Gebrauche der Vernunft und endlich zur Sittlichkeit gebracht werden. Erfahrungen, wie sie ihm das Essen der verbothnen Frucht gab, aber waren ihm immer nöthig, denn so lange sie ihm fehlten, ließ er sich blos durch den sinnlichen Trieb leiten, der doch für ihn kein sicherer Führer seyn sollte. Durch schmerzhafte Erfahrungen insonderheit mußte er lernen, über die gegenwärtige Empfindung hinaus, bis auf die entfernten Folgen seiner Entschliessungen zu sehen. So lange er diese Erfahrungen nicht gehabt, begriff er auch nicht einmal den Sinn der angedrohten Strafen, und sie konn-

konnten folglich keinen Eindruck auf ihn machen. — Die Situation, worein der erste Mensch, nach Mosis Vorstellung, gesetzt ward, ein Garten nemlich, wo er ohne Ueberlegung, blos durch den sinnlichen Trieb geleitet, bis zur nähern Entwickelung seiner schlummernden Seelenkräfte, sicher war, die Art und Weise, wie uns sein Fall abgebildet wird, dies alles scheinet uns ihn so zu zeigen, wie er nach der obigen Erklärung beym Anfange seines Daseyns seyn mußte, daß ihn nemlich der in der Wißbegierde gegründete Trieb zur Freyheit reitzet sein eigner Führer zu seyn, und bey dem wirklichen Mangel der hiezu nöthigen Erkenntniß und Einsicht in Verlegenheit und Schmerzen stürzet, daß er sich hiedurch einen Schatz von Erfahrungen sammlen, und durch diese endlich, nach vielen Fehltritten und Vergehungen, das nöthige Vermögen sich selbst zu bestimmen erwerben soll. Wahrscheinlicherweise wird auch eben dies Schicksal und diese Bestimmung in der Ankündigung der Strafen angedeutet. Wir getrauen uns freylich nicht, alles darinn ganz deutlich zu machen. Es ist auch wegen unsrer Unwissenheit in der Bildersprache nicht wohl möglich. Was z. B. der der Schlange gedrohete Fluch bedeute, das können wir nicht genau bestimmen, aber es lassen sich auch nach keiner bisher gegebnen Erklärung alle Schwierigkeiten heben. Im allgemeinen aber würde dies wohl der Sinn seyn; daß der Neubegierde dies demüthigende Schicksal angekündigt wird, daß sie sich mit niedrigen und irdischen Sorgen größtentheils werde beschäftigen müssen, die den Menschen angedrohete Strafe leidet eine leichtere und natürlichere Erklärung. Diese nemlich: der Mensch sollte in einem mühseligen kummervollen Leben, seine Sinne schärfen, seine Vernunft üben, seine sinnlichen Lüste bezähmen, durch schmerzhafte Erfahrungen sich einen Vorrath von Le-

bendiger Erkenntniß sammlen und endlich durch den Tod zu seiner völligen Bestimmung gelangen. Und was dies für eine Bestimmung sey, lehren die Worte. des Weibes-Saamen soll der Schlange den Kopf zertreten und sie wird ihm in die Ferse stechen; d. i. obgleich seine Wißbegierde und der von derselben abhangende Trieb zur Freyheit, ihn mannichfaltig verletzen und beschädigen würde, er sie dennoch, in so fern sie ein Uebel für ihn ist, völlig vertilgen soll, wenn er nemlich zu derjenigen Erkenntniß hinanklimmen und sich durcharbeiten würde, daß er durch dieselbe sicher zur Glückseligkeit geleitet werde, sich selbst ein Gesetz würde, und durch den fatalen Trieb zur Freyheit nicht mehr zum Ungehorsam und zum Falle verleitet würde. Hiebey wird nicht geleugnet, daß, obgleich in dem ersten und buchstäblichem unter Weibes-Saame das menschliche Geschlecht zu verstehen ist, dennoch in einem eben so wahren, obgleich zweeten und mystischen Sinne auf den großen und wohlthätigen Nachkommen des Weibes gesehen werde, welcher der Erretter der übrigen und ihr Herzog zur Seligkeit seyn würde, der die Menschen lehren und in den Stand setzen würde, wie sie durch den Glauben an ihn, durch Vertrauen auf seine Führung, als das beste Correktif des unbändigen Freyheitstriebes, das ihnen durch die Schlange zugefügte Uebel überwinden konnten und müßten. —

Wir sind indessen für diese hypothetische Erklärung nicht so eigenommen, daß wir sie für mehr als eine leichte Vermuthung, angeben, oder nicht einsehen sollten, daß sich manche wichtige Einwendungen dagegen machen lassen. Das erheblichste möchte dieses seyn, daß man nicht jeden Umstand in der Allegorie genau erklären, was er zum Sinn des Ganzen beyträgt, und was demselben in der Wirklichkeit entspricht,

ſpricht, vollſtändig angeben kann. — Aber wenn nur der Sinn im Ganzen getroffen, und darinn liegend gezeigt, nicht aber hineingetragen ſeyn ſollte, ſo müßte man unſerer Unwiſſenheit in der Bilderſprache ſchon etwas zu gute halten, und bedenken, daß noch nach keiner bisher gegebnen Erklärung, man mag die Moſaiſche Erzählung buchſtäblich oder figürlich verſtehen, alle Schwierigkeiten gehoben worden. Man wird ferner einwerfen, daß nach dieſer Erklärung der Urſprung des ſittlichen Verderbens in der Natur des Menſchen ſelbſt oder in der ihm weſentlichen Einſchränkung, nicht aber in den Verleitungen eines äuſſern Verführers zu ſuchen ſey, und daß folglich der Menſch nicht ſo unſchuldig und fehlerfrey erſchaffen worden, als man es zur Rechtfertigung ſeines Schöpfers anzunehmen, nöthig zu erachten pflegt. Auſſerdem was ſich ſonſt hierauf antworten läßt, überlege man, wie es möglich ſeyn würde, den Schöpfer über den Fall des Teufels zu rechtfertigen, wenn er ſich über den Fall eines Geſchöpfes nicht anders, als durch die Vorausſetzung eines Verführers rechtfertigen läßt. Wer hat denn den Verführer verführt? Er iſt, obgleich ein vollkommneres Geſchöpf als der Menſch, von ſelbſt gefallen und vermöge eines in ſeiner Natur und Einſchränkung liegenden Grundes. Wie ſollte denn nicht der eingeſchränktere Menſch auch auf dieſe Weiſe fallen können? — Man wird endlich einwenden, daß, nach dieſer Erklärung keine wahre, ſondern nur anſcheinende Verſchlimmerung des Menſchen und ſeiner Natur geſchehen, daß aber, wenn man die Sache nach ihrem letzten Verhältniß betrachtet, dieſe Verſchlimmerung des Menſchen theils nothwendig geweſen, theils zu einem Mittel ſeiner weitern Vervollkommung gedienet habe. Dies iſt wahr; und der Einwurf läßt ſich nicht ganz ablehnen. Der Menſch

trat durch den Fall, d. i. durch irgend eine erste Handlung des Ungehorsams gegen einen positiven göttlichen Befehl, aus dem Zustande der bloßen Sinnlichkeit und Unmündigkeit in den Zustand eines überlegenden, freywählenden, und sittlichen Wesens. Allein sagt nicht der obenangeführte Ausspruch Gottes vom Menschen, wenn man ihn nicht ironisch verstehet, eben dasselbe? und es müßte erst mehr erwiesen werden, daß er nothwendig als eine Ironie zu nehmen sey. Es ist aber auch wohl zu merken, daß die Veränderung, die nun mit dem Menschen vorgieng, in ihren nähern und bis auf unbestimmbare Perioden sich erstreckenden Folgen, für ihn äusserst traurig und schmerzhaft war, und daß sie eingeschränkt und beziehungsweise auf das, was er gewesen, und dereinst werden konnte, betrachtet, als eine wahre Verschlimmerung anzusehen ist. Mit allem diesem kann es, so viel wir einsehen, sehr wohl bestehen, daß Beschwerden aller Art, Mühseligkeit, Schmerzen und der leibliche Tod ihm als Strafen seines Ungehorsams angekündigt, vorgestellt werden. Denn sie sind sämtlich Einrichtungen, die sich auf diese seine zum fallen geneigte Natur beziehen, unangenehme aber wohlthätige Mittel, Die widrigen Folgen der menschlichen Unart und Widerspenstigkeit zu vermindern, und endlich mit Hülfe der Religion in das Gegentheil zu verwandeln. Daß die gegenwärtige Beschaffenheit der Dinge vorausgesetzt, die Zulassung des Falls eine Art von Wohlthat und Gut für den Menschen gewesen sey, haben sich manche Gottesgelehrte bemühet zu erweisen, und mehreres wird auch hier nicht angenommen.

Dies sind die wichtigsten Einwürfe, die uns gegen die vorgetragne hypothetische Erklärung beygefallen sind; vielleicht aber lassen sich noch viel wichtigere dagegen machen. Indessen scheinet sie uns dennoch ei-

einer genauern Prüfung nicht ganz unwerth zu seyn. Die Gründe, warum wir dies glauben, wollen wir noch in einigen Anmerkungen hersetzen. Erstlich würde, wenn diese Erklärung statt finden könnte, Gott wegen der Zulassung des Falles und überhaupt in Absicht auf das Daseyn des sittlichen Uebels, vollkommen gerechtfertigt seyn. Die Menschen, die er schaffen wollte, mußten fallen, wenn sie gehen lernen sollten, oder vom Baum des Erkenntnisses gutes und böses essen, wenn sie vernünftige, sittliche und dereinst glückselige Geschöpfe werden sollten. Der Fall, oder dieser Hang zum Ungehorsam, verursachte auch dem Menschen zwar ein großes aber nothwendiges und vorübergehendes Uebel. Er mußte den Fersenstich der Schlange leiden, wenn er ihren Kopf zertreten sollte. Er mußte diese niedere Stuffe betreten, wenn er die höhern Stuffen der Vollkommenheit dereinst erreichen wollte. Ueberhaupt aber würde die wichtige und der Erfahrung so sehr gemäße Lehre, die in der Erzählung vom Falle so deutlich enthalten ist, daß der Mensch nicht anders als durch Erduldung von Beschwerden, Verlegenheit und Schmerzen, zum Genuß der Freyheit und Glückseligkeit geschickt gemacht, und nur in der Schule der Widerwärtigkeit zur Weisheit und Vollkommenheit gebildet werden kann, die Einrichtungen und Veranstaltungen, wodurch ihn sein Schöpfer zu seiner Vollendung führete, hinlänglich rechtfertigen. Zweytens, sollte die so sehr angefochtene und so oft gemißhandelte Geschichte des Falles nichts weiter als ein allegorisches Gemählde von der sittlichen Natur, den Schicksalen und der Bestimmung des Menschen seyn, und eine natürliche wahre, mit richtigen Beobachtungen über die menschliche Seele übereinstimmende Erklärung leiden; so würden nicht nur alle die Angriffe und Spöttereyen, de-

nen sie bisher ausgesetzt gewesen, völlig wegfallen, sondern sie wird uns als ein ehrwürdiges Ueberbleibsel der Weisheit des von Gott selbst unterrichteten Alterthums erscheinen. Insonderheit wird, drittens die Glaubwürdigkeit und das göttliche Ansehen Mosis in ein besonders vortheilhaftes Licht gesetzet werden, wenn man seinen Bericht vom Ursprunge des sittlichen Uebels, auf diese oder eine ähnliche Weise erklärt, mit den Auflösungen der ganzen übrigen morgenländischen Weisheit vergleichet. Diese sucht durchgehends den Ursprung des Uebels in irgend einem bösen von Gott mehr oder weniger abhängigem Geiste oder Grundwesen. Sie quält sich vergebens den Knoten aufzulösen, ob es gleich scheinet, daß dies der wichtigste Gegenstand ihrer Untersuchung gewesen sey. Moses hingegen zeiget uns mit weiser Vorbeylassung aller solcher seichten und unhinlänglichen Erklärungen, nach welcher die Schwierigkeit nur fortgeschoben nicht weggenommen wird. Der Elephant die Welt, den Elephanten die Schildkröte, und die Schildkröte nichts trägt, die wahre Ursache in der den Menschen wesentlichen Einschränkung. Es scheinet uns hiebey äusserst merkwürdig zu seyn; daß in seinen Schriften nicht die geringste Spur von einem feinern oder gröbern Manichäismus zu finden ist, da doch derselbe in allen philosophischen Systemen der Morgenländer herrschte und das ganze Lehrgebäude tragen muß. Er giebt auch nicht einmal den entferntesten Wink, daß man unter der Schlange, die er das listigste Thier auf dem Felde nennet, einen feindseligen Dämon zu verstehen habe. So wenig in ihre Reden als in die angedrohete Strafe scheinet irgend etwas hindurch, das dieses vermuthen ließe. Viertens würde sich aus dieser Erklärung vielleicht deutlicher aus irgend einer andern zeigen lassen, warum der Glaube an Gott und an Jesum

sum Christum, insonderheit zur Zurechtbringung und sittlichen Verbesserung des Menschen so nothwendig erfordert werde. Er ist nemlich ein vernünftiges Vertrauen auf die Einsicht und Leitung eines höhern Führers, er macht den natürlichen Trieb zur Erkenntniß und zur Freyheit, mit der Pflicht Gott durchgehends, auch da, wo wir den Grund seiner Vorschriften nicht einsehen, zu gehorchen, vertragbar, er ersetzt die Stelle der eignen noch mangelnden Einsicht, und wird ein Mittel dieselbe auf eine unschädlichere Weise zu erweitern und zu berichtigen, als es durch jedesmalige eigne Erfahrungen geschehen könnte, und endlich den Menschen so weit zu vervollkommnen, daß er nun seiner eignen Einsicht überlassen, nicht weiter im Glauben, sondern im Schauen wandeln kann.

Kl.

XVI.

Alte Geschichte von Mainz. Aus den ältesten und ersten Zeiten, von dem Anfange dieser Hauptstadt unter dem Kaiser Augustus, bis zu Ende des siebenten Jahrhunderts, in vier Bände abgetheilt. Erster Band, von Erbauung der alten Vestung Maguntiacum, bis zu den Zeiten Trajanus. Herausgegeben von P. Joseph Fuchs, Benedictiner der Abtey der HH. MM. Marcellinus und Petrus zu Seligenstadt. Mainz, J. Häfners Erben, 1771. 533 Seiten, ohne die Vorrede und Einleitung, welche auch 5 Bogen betragen. gr. 8.

Hr.

Hr. Fuchs zeiget sich in diesem Werke, welches nur der Anfang eines viel weitläuftigern ist, als einen fleißigen, aufmerksamen und prüfenden Forscher der besondern Geschichte unseres Vaterlandes, dem man es wegen dieser überwiegenden Vorzüge gern vergiebt, wenn er in Ansehung der Sprache nicht sonderlich für die Empfehlung seines Buches gesorget hat. Denn freylich muß man gestehen, daß er für alle Leser, welche die feinere Sprache unsrer guten Schriftsteller, die billig die allgemeine Bücherspracheseyn sollte, kennen und lieben, äusserst anstößig seyn müsse, weil er so schreibet, wie man nirgends als in, und um Maynz spricht. Also dies Gebrechen wollen wir nicht weiter rügen, da der Verfasser selbst aufrichtig genug gewesen ist, seinen Leser deswegen in der Vorrede um Vergebung zu bitten. Inzwischen, hoffen wir, daß Hr. Fuchs die künftige Theile, einem der reinen deutschen Sprache kundigern Manne, vor dem Drucke zur Aufsicht übergeben werde.

Der V. hat Vorgänger gehabt. Er nennet sie in der Vorrede dankbar. Theodoricus Grosmundus Scholaster, Herm. Engler, Nic. Serarius, Christ. Johannis, und Val. Ferd. Gudenus, haben vor ihm an der Geschichte von Maynz gearbeitet: allein er hat erstlich, noch eine beträchtliche Nachlese gefunden, und zweytens, den Zusammenhang und die Vollständigkeit der Svite dieser Geschichte hinzugefüget. Von den ältesten Zeiten hat vor ihm Niemand die Maynzische Geschichte in einer zusammenhängenden Reihe beschrieben.

Das ganze Werk soll nur allein der alten Geschichte von Maynz gewidmet seyn, und nicht weiter, als zum 7ten Jahrhundert reichen. Diesen Zeitraum thei-

theilete der Verf. in vier Epochen, und daher das Werk in vier Bände, davon der erste den Ursprung und den Zustand der R. Vestung Maguntiacum, bis auf die Zeiten Trajans in sich fasset; der zweyte die Pflanzung des Christenthums, den Ursprung der Metropolitans-Kirche, und die Verbreitung der Römischen Herrschaft bis unter dem Marcus Aurelius beschreibet; der dritte die Staatsveränderungen der eigentlichen Stadt Maynz (Municipii Maguntiaci) bis auf Constantin den Gr.; der vierte endlich, die Schicksale und Veränderungen dieser Stadt, bey den großen Revolutionen und Völkerwanderungen, bis zum Ende des 7ten Jahrhunderts erzählet.

Die Quellen des Verf. sind theils Schriftsteller, theils alte Denkmäler, die sich, nach dessen Zeugnisse, an keinem Orte so zahlreich, als zu Maynz, finden. Die Schriftsteller sind in Jedermanns Händen; aber nicht die Denkmäler. Das ist die Ursache, warum der V. immer sein Werk in zwey Abschnitte zertheilt, davon der erste alte Denkmäler beschreibet und erkläret, der andere aber die zusammenhängende Geschichte liefert, welche, ausser den Schriftstellern, aus jenen Denkmälern geschöpfet worden ist. Bey den Abschnitten ist eine Einleitung vorgesetzet, darinn der V. folgende Materien ausführet: 1) Wie die Maynzische Gegenden den Römern zuerst bekannt geworden, und von der Römischen bürgerlichen und Militärverfassung in den Ländern am Rheine und in Gallien überhaupt, ingleichen von der daraus entstandenen Kirchen- und Civilverfassung bey den Deutschen. 2) Von den Römischen Alterthümern, Festen und Gebräuchen in Maynz. Der V. hat die besten Sammlungen der Römischen Steinschriften, Münzen, ꝛc. die Werke eines Huttichs, Apians, Gruters, Welsers, Reinesius, Lipsius, Grävs, Hiegel, Fontana,

Fa-

Fabretti, Vignola, Browers, Kyrianders, du Choul, Strada, Panvinius, Golz, Occo, Mediobarbus, Pagi, Norris, Muratorius, Montfaucons, Banduri, Begers, Hontheims u. s. w., kurz, alle Sammlungen Römischer Denkmäler, die man durch ganz Europa, und selbst in Asia und Africa gefunden hat, mit Fleiß durchsuchet, bey jedem genau auf die Städte und den Ort geachtet, wo jedes altes Stück zuerst entdecket worden ist, und dann mit solchen die von ihm selbst gesammlete Merkwürdigkeiten verglichen. Bey dieser Untersuchung hat er gefunden, daß schon vor 400 Jahren, Maynz ein offener Markt Römischer Alterthümer gewesen ist, die von da aus nach allen Europäischen Ländern, selbst bis nach Rußland verfahren worden sind. Da es für die Geschichte einen so großen Nutzen hat, den Ort und die Herkunft jedes Denkmals zu wissen, welche nicht alle Sammler angezeiget haben, so macht es der V. zu seinem Geschäfte, die Maynzischen durch genaue Prüfung heraus zu suchen, und besonders zu beschreiben. Diejenigen Bücher, in welchen solches bereits geschehen ist, und welche wir auch schon genennet haben, beschreibet er §. 4. umständlich. Des V. Vater hat selbst vieles zu diesem Behufe vorgearbeitet gehabt, indem derselbe von 1722 bis 1735. alle ausgegrabene Steine und Ruinen sorgfältig wahrgenommen und davon Nachrichten aufgezeichnet hat. Ob nun gleich diese Väterliche Handschriften, welche ihm zu Theil geworden sind, ihm bereits vieles Licht gaben, so hat er dennoch im J. 1769. auf höchstem Befehle von neuen die Alterthümer zu Maynz aufzusuchen angefangen, und theilt nun im gegenwärtigen Werke die Früchte seiner Untersuchungen mit. — Zu dieser Erzählung, füget er 3) eine Nachricht von den Gattungen und Arten der Römischen Denkmäler, die er be-

beschreiben will, und diejenige Punkte, auf welche er bey jedem besonders zu achten für nothwendig gefunden hat. Steinschriften und Münzen, Altäre, Ueberbleibsel Mosaische Fußböden, Gruften, Brandgruben, Wasserleitungen, Heerstrassen und Geschirre sind die Classen, welche er besonders nennet.

So viel von der Einleitung! Es folget hierauf die Sammlung der Steinschriften, welche in und um Maynz herum gefunden worden sind, und die der Verfasser bey der Geschichte selbst als eine Erkenntnisquelle genutzet hat. Sie sind größtentheils schon in den oben genannten Werken begriffen, so daß man gar nicht vermuthen muß, daß sie Hr. F. zuerst bekannt gemachet habe. Genug, derselbe hat allenthalben zusammengesuchet, was zur ältesten Geschichte von Maynz gehöret, aber ausserdem auch, an vielen Stellen, unrichtig abgeschriebene Innschriften verbessert, indem er, wo es nur möglich war, die Urschriften selbst damit verglichen hat. Er meldet bey jedem Denkmale die Schriftsteller, welche es bereits bekannt gemachet haben, erkläret es, und ziehet daraus Folgen für die Zeitbeschreibung und Geschichte. Von verschiedenen Denkmälern hat der Verf. nicht blos die Aufschrift abgeschrieben, sondern er hat sie ganz abgezeichnet, und die Vorstellung in Kupferstichen beygefüget. Solcher Kupferstiche zählen wir, außer dem Abriß der alten Vestung und Stadt Maguntiacum, vier und zwanzig, alle von C. W. Rucker gearbeitet. Jeder Leser wird es von selbst vermuthen, daß Hr. F. nicht jedes Denkmal, daß er entdecket, beschrieben habe. Darzu würden Folianten erfordert werden, die er nicht schreiben will. Vielmehr hat er sich blos auf solche Denkmäler eingeschränket, welche als würdige Urkunden der Geschichte angesehen werden können. Und auch diese machet er

nicht

nicht auf einmal bekannt, sondern immer nur so viele, als in diejenige Periode hineingehören, die er beschreibet. Die Denkmäler der ersten Periode der Maynzischen Geschichte, welche dieser Band enthält, sind in Acht Classen vertheilet, welche in dieser Ordnung auf einander folgen: I, Götter und Göttinnen, die zu der Römer Zeiten in Maynz verehret wurden; 31 Stücke. II, Generale, Stabs-Officiere und Ritter, deren auf den alten zu Maynz ausgegrabenen Römischen Steinen gedacht wird; 10 Stücke. III, Officiers und Soldaten von der Reuterey, welche in Maynz gewesen; 5 Stücke. IV, Officiers und Soldaten von dem Fußvolke, welche in Maynz gelegen haben, die Steine sind nach den Legionen geordnet; 55 Stück. V, Steine von Cohorten und unbenannten Corps; 8 Stück. VI, Die zum Stab und Feldkriegs-Commissariat gehörige Personen; 5 Stück. VII, Magistrate und andere zum Civilstande gehörige Personen; 15 Stück. VIII, Unbestimmte, und zu keiner gewissen Gattung gehörige Steine; 28 Stück. In der Auswahl dieser Stücke kann man den Verf. keines Eigensinnes beschuldigen: wir haben vielmehr manche wahrgenommen, welche der Absicht nach hätten ausgeschlossen werden müssen, indem sie für die Geschichte nichts enthielten. Der Verf. hat geglaubt: lieber zu viel als zu wenig; denn dieser Maxime ist er auch bey der Erklärung der Denkmäler gefolget, darinn er oft zu sehr den Antiquitäten nachgehet, und allzubekannte Dinge mit Umständlichkeit beschreibet. Unterdessen hat er auch einige recht gute Entdeckungen aus diesen Inschriften gemachet. Z. E. Cl. 1. Nro. 7. hat er eine mehrentheils irrig abgeschriebene Stelle des Tacitus, darinn das Zehlwort von der achtzehenden Legion, *duo de vicesima*, wegen seiner Aehnlichkeit, mit

duo

duo et vicesima verwechselt worden ist, durch einige römische Steinschriften zu Maynz verbessert. Eben so hat ihn eine genauere Aufmerksamkeit auf die Art, wie die Dienstjahre der Soldaten bemerket werden, auf eine nähere Bestimmung der Epoche geführet, in welcher die Römer zuerst ihre Truppen in Maynz geleget und die Vestung erbauet haben. Nach der gemeinen Meynung fängt man diese mit der Ankunft des Drusus in Deutschland, 741. nach Erb. Roms, an. Aber ein Stein, welchen der Verf. 1769. zu Bretzenheim gefunden hat, (Cl. IV. Num. 10. Tab. XV.) macht es wahrscheinlich, daß die zweyte römische Legion schon vor der Ankunft des Drusus, zu Maguntiacum gestanden habe, folglich schon vorher ein verschanzter und einigermaßen angebaueter Ort hier gewesen sey. Unter mehr als 100 Grabsteinen werden die Dienstjahre der Soldaten nicht anders als durch das Wort STIPendia ausgedrucket: ein einziger Stein hat das Wort Aera. Da nun erst Augustus mit dem J. 741. denen Soldaten ihren Sold und Dienstjahre festgesetzet hat, und von dieser Zeit an das Wort STIP. vorkommt, auf älteren Steinschriften hingegen immer noch AER. gebraucht wird, wie Reinesii, Gruters und Muratori Sammlungen es ausweisen, so ist es klar, daß die zweyte Legion schon vor dieser Zeit in Maynz gelegen haben muß.

Dieser Sammlung von Denkmälern, welche als Urkunden und Beweisschriften vorangesetzet sind, da man sonst gewohnt ist, dergleichen Urschriften bey historischen Werken hinten anzudrucken, ist unmittelbar, als ein Anhang, beygefüget: Die Zeitrechnung über die Geschichte von Maynz. Es sind dies chronologische Tafeln, da in 4 Columnen, erst die Jahre der Stadt Rom, hernach die christliche Zeitrechnung, dann die römische Consuln, und zuletzt die Begeben-

heiten angemerket werden; der Verf. fänget sie mit dem J. 696. N. E. R. oder 58. vor Chr. Geb. an, da Julius Cäsar mit 5 Legionen in Gallien gieng, und die Länder am Rhein, bis nach Maynz, den Römern zuerst bekannt wurden. Es sind darinn alle Hauptveränderungen des römischen Staats, insbesondere die kriegerische Unternehmungen bemerket, welche natürlicher Weise zahlreicher sind, als die eigentlich Maynz angehende Begebenheiten. Die Zeitrechnung läuft fort bis zum J. 851. nach E. R., oder 98. nach Chr. G., da Nerva stirbt und Trajan die Regierung antritt.

Nach allen diesen Präliminarien folget endlich die eigentliche zusammenhängende Geschichte des ältesten Zustandes von Maynz, davon das ganze Werk den Titul bekommen hat. (von S. 287. bis 504.) Diejenigen Leser, welche das Buch nicht selbst sehen, werden sich wundern, daß der Verf. Stof genug gefunden habe, mit der ganz alten Geschichte von Maynz gleichwol 16 Bogen anfüllen zu können, da man fast von Deutschland überhaupt, in jenen Zeiten nicht mehr zusammen schreiben kann. Diesen müssen wir zu ihrer Bedeutung sagen, daß der Verf. die halbe römische Historie mit hineingearbeitet habe, und daß dasjenige, was das eigentliche alte Moguntiacum angehet, sich sehr bequem auf einen Bogen zusammen schreiben lasse. Das wesentlichste daraus ist folgendes. — Schon durch Cäsars Züge ist diese Gegend den Römern bekannt geworden: Aber es war noch keine Vestung da. Im J. 38. vor Chr. G., ist nach des Verf. Meynung zuerst die Ebene des nachher sogenannten Dreiserberges (Drususberges) mit Wall und Pallisaden befestiget, und so zu einem verschanzten Lager gemachet worden. Dieses geschah vom M. Agrippa, der damals die rebellischen Gallier, welche

sich

ſich gegen den Auguſtus empöret hatten, zu Paaren treiben mußte. Aber ſchon um dieſe Zeit hat unten am Berge ein Städtgen geſtanden, das älter war, als die römiſche Verſchanzung. Dies beweiſet der Verf. theils aus dem Namen, indem Magun nicht römiſchen, ſondern celtiſchen Urſprungs iſt, und eine Stadt bedeutet; (S. 302.); theils aus der verſchiedenen Anzeige der Dienſtjahre durch *aera* und *ſtipendia*, davon jenes ältere und dieſes jüngere Zeiten bezeichnet, wie es der Verf. S. 303. weitläuftig ausführet. Dies iſt die älteſte Periode von Moguntiacum, davon man einige Nachricht hat. — Die zweyte fängt mit den Zügen des Druſus an. Was bis jetzt nur ein verſchanztes Lager war, iſt vom Druſus zu einer Veſtung gemachet worden. Nach dem Florus hat Druſus überhaupt 50 Veſtungen am Rheine angeleget, darunter aber Moguntiacum die Hauptveſtung war. Dies geſchah 13 J. vor Chr. G. — Eine dritte ſehr merkliche Stufe des Anwachſes zeiget ſich in den Jahren 28. bis 34. nach Chr. G. unter dem Gouvernement des Lentulus Getulicus. Bey der ſehr guten Verfaſſung und Diſciplin, die in den Legionen damals herrſchete, erhielt ſich zu Moguntiacum ein langer Friede und viele Ruhe. Und dieſe Ruhe hat ohnfehlbar die vornehmſte Römer gereitzet, ſich zahlreich in dieſer Gegend Landgüter aufzubauen, davon ſich noch Rudera zeigen. Und eben damals mag es auch geſchehen ſeyn, daß durch die Veteranen, welche hier ihr Standquartier hatten, unten im Thale der Veſtung, das ganze Attacher-Feld hinaus, die bürgerliche Stadt, (Municipium Moguntiacum) noch mehr erweitert und angebauet worden iſt. Eine Grabſchrift nennet um dieſe Zeit einen Curatorem civium Romanorum allhier. — Der Verfaſſer fähret nun fort alle Generale in Ober-Germanien,

(Praefectos s. Legatos Exercitus Germaniae superioris) so wie einer den andern abgelöset hat, nicht blos zu nennen, sondern von jedem alles zusammen zu tragen, was alte Schriftsteller und Steine davon enthalten. Dies füllet freylich die älteste Geschichte von Maynz aus, aber nur Schade, daß es mehr die römische als deutsche Historie angehet. Unterdessen hat der Verfasser gethan, was allein möglich war. — Unter den folgenden Generalen Ober-Germaniens oder Gouverneurs der Vestung Moguntiacum, zeichnet sich besonders das Commando des Rufus Scribonianus und des Hordeonius Flaccus aus. Unter jenem (im J. 59 nach Chr. G.) befanden sich die Legionen zu Moguntiacum im größten Flore, und geben bey den Kaiserwahlen immer den Ausschlag: unter diesem hingegen (im J. 69.) war die Armee am schlechtesten versorget, weil der General nicht viel taugte, und die Legionen nicht mehr aus Veteranen, sondern aus jungen ungeübten Recruten bestanden. — Man kann die ganze Ausführung dieser ersten und ältesten Periode der Maynzischen Geschichte ansehen als eine Historie der römischen Feldzüge in Deutschland überhaupt. Die Stellen der alten Schriftsteller, welche hier Quellen sind, des Cäsars, Tacitus, Svetons, Dio Cassius und weniger anderer, findet man vielleicht nirgend so gut und vollständig excerpiret und zusammengetragen, als in diesem Buche.

Unter den Kupferstichen ist ohnfehlbar der auf einem großen Bogen mitgetheilte genaue Grundriß vom alten Moguntiacum, nächst diesen aber die Abbildungen zweyer großer Heerstraßen, eines Bogens der römischen Wasserleitung, der römischen Brandgruben und des Eichelsteins, vorzüglich schätzbar.

D.

XVII.

XVII.

Lud. Christ. Schmahlings, Pred. zu Trebra und Grazungen, der deutschen Gesellsch. zu Göttingen Mitglieds ꝛc. Ruhe auf dem Lande; Dritter Theil.

Ebendasselbe unter dem Titel: L. C. Schmahlings vermischte Schriften. Erster Theil. Leipzig, bey Hilschern, 1772. 27 Bogen in 8.

Das erheblichste in diesem Theil machen sonder Zweifel die wohlgemeynte Vorschläge, die Barbarey vom Lande zu vertreiben S. 1. 289. aus. Was Hr. S. darinn S. 1. 127. von der Nothwendigkeit, die Unwissenheit der Landleute durch Unterricht in angemessenen Predigten und wohleingerichteten Katechisationen, zu vertreiben; von der Wichtigkeit der Schuldiener auf dem Lande, der Nothwendigkeit einer gebührenden Versorgung, von den erforderlichen Eigenschaften derselben, der Methode, welcher sie sich bey dem Unterricht und der Führung der ihnen untergebenen Jugend zu bedienen haben; von dem Verhalten eines Landpredigers im Umgang mit seinen Pfarrkindern; von dem Weg, den er selbst eingeschlagen; dem Gang den er in seinen Predigten, in seinen sonntäglichen Katechisationen in der Kirche, in dem Unterricht, den er in der Schule in der Woche ertheilt, genommen; von den Beyspielen der Tugend und des Lasters, womit er seine moralische Unterweisungen aufleuchtet; den physikalischen, historischen und geographischen Kenntnissen, die er der Jugend beyzubringen beflissen ist, u. a. m. vorträgt, ist meistens

ſtens richtig, lobens- und noch mehr nachahmungswürdig. — (Der Prediger, der mit durchgedachten theologiſchen und moraliſchen Kenntniſſen ausgerüſtet, auch in der Oekonomie, Phyſick und Medicin kein Fremdling iſt, der das große Geheimniß verſteht, alles dieſes in Predigten, Katechiſationen, und (vielleicht am meiſten) im übrigen Umgang, zu rechter Zeit populär und gefallend vorzubringen; der dadurch und durch ein redliches Herz, menſchenfreundliche Geſinnungen und liebreiches Bezeigen dem Geiſt ſeiner Gemeine ſich anzuſchmiegen und ihr Herz zu erobern weis, wird freylich allemal zu Vertreibung der Barbarey vom Lande das beſte Werkzeug ſeyn. Dazu werden nun aber auch ganz andre Unterweiſungen auf Univerſitäten — wo der Student, beſonders in den dogmatiſchen, und polemiſchen, auch wohl exegetiſchen Vorleſungen, meiſtens nichts höret, denn was er, als falſch, zur Ehre ſeiner Vernunft bald darauf wieder verwerfen, oder, wenn gleich wahr, doch als geringfügig, wieder vergeſſen muß — ganz andre Uebungen im Kandidaten-Stand, und ganz andre Lektüren und Beſchäftigungen im wirklichen Prediger-Stand, als bisher gewöhnlich geweſen. Hierüber hätten wir die Gedanken des Hrn. S. in dieſem Stück gewünſcht: doch vielleicht theilt er ſie uns bey einer andern Gelegenheit mit.) — Als Proben der Einrichtung ſeiner Katechiſationen hat er von S. 127-289. fünf Lektionen eingerückt, 1. vom Nutzen der Schule. 2. Ueber das erſte Gebot. 3. Von der Erlöſung. 4. Von der Heilsordnung. 5. Vom Gebet. Mit Vergnügen habe ich darinn, ſo wie in den eigentlichen Vorſchlägen, etwas reinere Vorſtellungen wahrgenommen, als bey den meiſten ſeines Ordens noch zur Zeit gewöhnlich ſind. Doch aber habe ich noch an manchen Orten die Gedanken richtiger,

ger, die Beweise schärfer, die Vorstellungen und Gleichnisse würdiger, oder besser: weggestrichen, manche Ausdrücke umgebildet, manches vollständiger und andres kürzer, oder lieber völlig ausgeschieden, gewünscht. Die Leser mögen urtheilen.

S. 163. „Die klügste unter den Heyden erkannten einen ewig und allerhöchsten Gott: weil sie „aber dafür hielten, daß es demselben zu beschwerlich „sey, die Welt allein zu erhalten und zu regieren, „so nahmen sie viele Untergötter an, die ihm darinn „Beystand leisten sollten.„ Das haben die klügste nicht gethan, nicht geglaubt, wie Hr. S. aus den Alten sehen wird. Man muß wohl die Unwissenheit und das Verderben der heydnischen Welt nicht mit zu starken und zu schwarzen Farben mahlen, sonst möchten uns andre leicht des Irrthums, wo nicht der Unehrlichkeit, mit Recht beschuldigen können, auch allemal, das, nicht ohne Grund, dagegen sagen: gesetzt, es wäre auch so, konnte es ohne Wunder anders seyn? Das menschliche Geschlecht kommt nicht eher, als nach vielen Abweichungen und Krümmungen auf die rechte Bahn, es reifet langsam zu seiner Vollkommenheit. — Die Religion Jesu, bedarf es nicht, daß sie auf die Ruinen der Vernunft erbauet werde, und soll es auch nicht. — S. 192. „Fr. wo„mit haben sich Adam und Eva versündigt! Antw: „damit, daß sie vom Baum der Erkenntniß Gutes „und Böses gegessen haben.„ Was für Begriffe werden doch wohl durch diese Auflösung im Gehirn der Jugend erzeugt werden! Die Erbsünde betreffend, die gleich darauf vom Hrn. S. sorgfältig gelehret und eingeschärft wird, dünkt mir, ein geringes Nachdenken über die Absichten Gottes bey Schaffung des Menschen, welchen es entgegen gearbeitet seyn würde, wenn er sie mit einer überwiegenden Neigung zum

Bösen, wenn er sie wirklich verderbt, die Erde betreten ließe; eine solche Lesung der Bibel, da man mit Verleugnung aller bisher uns eingepfropften Sätze und Meynungen, gleichsam unwissend, uns ihrer Unterweisung lernbegierig, dabey, versteht sich's, mit den nöthigen Hülfsmitteln ausgestattet, übergeben, mit einem Wort: wahre Exegese; besonders aber das sorgfältige Studium der Kinder, würde Hrn. S. und andern die Genehmhaltung dieser, und ähnlicher Meynungen, nicht mehr zulassen. Er belegt sie füglich, wie mehrere, mit 1 B. Mos. 8, 21. Allein die Schriftsteller des Alten und N. Testaments, überhaupt die alte Scribenten, sonderlich die Dichter, dergleichen nun die meiste Verfasser des A. T. sind, drückten sich wohl nicht mit der Präcision eines Philosophen aus dem 18ten Jahrhundert aus; — noch weniger geschahe dieses hier, konnte hier geschehen, in den Zeiten, da man mit sinnlichen Dingen noch zu sehr beschäftigt war, als daß man mit geistigen, mit der genauern Betrachtung der menschlichen Natur sich eigentlich hätte abgeben sollen. Grotius giebt wohl die natürlichste Erklärung, wenn er bey Ps. 51, 7. schreibt: *saepius peccavi;* est enim loquendi genus ὑπερβολικον etc. — S. 197. „das menschliche Geschlecht „war zum zeitlichen und ewigen Elend verdammt„ und S. 285. „Gott hat uns durch die Erlösung J. C. „von unserm gänzlichen Untergang und Verderben „befreyet.„ Sollte Gott ja den Menschen, die zwar mit höheren Seelenvermögen, aber auch mit starken sinnlichen Trieben von ihm geschaffen, so nun einmal und nicht anders gebauet, von der rechten Bahn zum Theil abgeschweift, deswegen den gänzlichen Untergang, zeitliches und ewiges Elend geschworen haben? Klagl. Jer. 3, 31-33. Ps. 103, 9. Wo steht das? Sollte er, wie ein stolzer grausamer Despot, nur durch

den

den Tod eines daraus erſt zum Mitleiden gegen ſie erweicht worden ſeyn? — S. 215. 199. 205. 210. „Chriſtus hat uns durch ſein Leiden und Tod von den „Strafen und von der Noth und dem Elend der „Sünden befreyet. Er hat das Geſetz Gottes in „ſeinem Leben erfüllt„ u. ſ. w. Iſt aber nicht der Lauf der Dinge von je her der geweſen, jeder erndtet, was er ſäet? Gal. 6, 7. 8. Iſt nicht bisher immer bemerkt worden, daß die Sünde von Anbeginn her bey jedem Menſchen theils nach der Natur der Dinge mit nothwendigen, unzertrennlichen, ſchlimmen Folgen begleitet ſey, theils von dem heiligen und gerechten Weſen, wenn der Menſch darinn beharret, auf allerley andere Weiſe hier, und auch dort, beſtraft werde? Ezech. 18, 24-26. 30. Röm. 2, 6-10. — Kann das Gute eines andern für unſer eignes gelten und angeſehen werden, — auch um unſers Beſten willen mit? — Wird nicht mit der Bereuung der Sünde, der Wiedererſtattung, der Unterlaſſung des Böſen von Seiten des Menſchen auch die Strafe zugleich aufgehoben, die Sünde ohnehin getilgt? Ezech. 33, 14-16. K. 18, 31. 32. Eſ. 66, 2. Sollte Gott wohl auch nicht bey herrſchender Liebe des Guten, bey Tugendhaftigkeit, und wegen derſelben, die etwanige Schwachheitſünden, wenn ſchon ihr Schaden nicht getilgt iſt, überſehen und vergeben, ſo wie, wenn ein Gleichniß erlaubt iſt, Eltern ihren Kindern, bey herrſchender Tugendliebe, kleine Uebereilungen und Fehler, um derſelben willen, erlaſſen? hat man irgendwo Grund gefunden anzunehmen, daß der Vater der Menſchen, nicht von ſelbſt, ohne ....., höchſt geneigt ſeyn ſollte, ſein verirrtes Geſchöpf, wenn es nur das ſeinige redlich thut, in ſeine Huld für immer wieder aufzunehmen? Pſ. 103, 9. Pſ. 145, 8. 9. Klagl. Jer. 3, 31-33. Mich. 7, 18. Luk. 15, 10. — Was meynt nun wohl Hr. S. für

Strafen, die aufgehoben worden, durch das Leiden und den Tod Jesu aufgehoben werden mußten, und was für Absichten, die dadurch sollten erreicht werden? Etwann die Offenbarung des Mißfallens Gottes an der Sünde? wie er S. 205. 206. glaubt? Daß die sich überlaßne Vernunft die Menschen von dem Mißfallen Gottes an der Sünde belehren könne, sollten dies nicht so manche in den alten heydnischen Scribenten vorkommende Stellen, und verschiedene unter den Heyden übliche Gebräuche, beweisen? — Wenn Gott allen Menschen Gesetze vorgeschrieben, weise und wohlthätige Gesetze, in deren Befolgung das Glück der Menschen verflochten ist, wenn er sich in der Natur um uns als unsern Vater offenbaret, wie kann er das lieben, so doch zum Verderben der Menschen gereicht, wie also Sünde lieben, und nicht vielmehr Mißfallen daran haben? Zeigt sich dieser Haß Gottes gegen die Sünde nicht auf mancherley Art, nicht durch die unangenehme Folgen, welche die Lasterhaftigkeit, welche schon einzelne Vergehungen, hier nach sich ziehen? Aeussert er sich nicht durch die positive Strafen, womit Gott, wie ja alle zugeben, die Sünder hier belegt, auch noch dort belegen wird? — hat man unter der Haushaltung des Alten Bundes dieses Misfallen Gottes an der Sünde in Zweifel gezogen? Findet man in den Büchern desselben nicht Nachrichten von manchen positiven Strafen der göttlichen Vorsehung, die sie um der Sünden willen auferlegt hat? nicht ausdrückliche Zeugnisse vom Misfallen Gottes a. d. Sünde? 2 B. Mos. 20, 5. 5 B. Mos. 4, 24. Ps. 5, 5. 34, 16. 17. Es. 59, 1. 2. Was mag nun also wohl das heißen, was S. 206. stehet: „Gott hat „dadurch (durch das Leiden und den Tod J. C.) „sein Misfallen an der Sünde offenbaren wollen.

„Sonst

„Sonst hätten die Menschen denken mögen, daß „Gott die Sünde nicht achte, welches zur Gottlo„sigkeit hätte Gelegenheit geben können. Deswe„gen hat er sie eher an seinem eingebohrnen Sohn „aufs härteste strafen, als ungestraft hingehen lassen „wollen.„ Viele tausend Menschen sind gleichwohl in Ansehung dieser Begebenheit unwissend gewesen, viele tausend sind es noch — und unter ihnen zwar manche Böse, aber auch viele Gute; so wie es unter unsern Christen, welchen diese Begebenheit bekannt ist, und auf solche Art erklärt wird, neben manchen edlen rechtschafnen Seelen, auch an vielen schlechten und lasterhaften dennoch nicht mangelt. Dafür hat Gott von je her gesorgt, durch den Bau des Menschen und durch andre Verbindungen gesorgt, daß auch, ohne dieses, oder jenes Dogma, doch Tugend und Glückseligkeit sich nicht von der Erde verlieren. — Oder wurde der Tod J. C. veranstaltet, um das Ansehen des göttlichen Gesetzes wieder herzustellen? Dieses bleibt ja aber bey den Sünden der Menschen doch ungekränkt; weil die innere Vortreflichkeit desselben augenscheinlich ist; weil dem Menschen durch die Haltung des göttlichen Gesetzes mancherley natürlich gute Folgen zuwachsen, so wie er noch durch anderweitiges Gute dafür von Gott belohnet wird; und die Uebertretung des göttlichen Gesetzes dagegen allerley schädliche Folgen und positive Strafen Gottes nach sich zieht, wie wir alle glauben. Sollte manches kurz vorher bey S. 199. 215. erinnerte nicht auch hier gelten? — Jesus hat dem Menschen die Gnade Gottes, im Fall er die Sünde verliesse, verkündiget, den Weg, sich davon los zu machen, ihm gezeigt, und ihn durch die eröfnete Aussicht in die Ewigkeit, und andre Belehrungen, zur Betretung desselben ermuntert. Diese edle, großmü-

thi-

thige Bemühungen, die Menschen dem Unglück der Sünde zu entziehen, zogen ihm den Neid und die Feindschaft der Juden zu, und damit den Tod. Sollte sich nicht alles hierauf einschränken? Wenn es Matth. 20, 28. 1 Tim. 2, 6. Tit. 2, 14. 1 Joh. 3, 5. u. a. m. O. z. B. heißt: Jesus hat sein Leben gegeben zur Erlösung für viele; er ist erschienen, daß er unsre Sünden wegnähme ꝛc. was ist dies wohl anders als, wie man noch jetzt sagt, er hat in dem Dienst der Wahrheit und Tugend sich aufgeopfert, er hat alle seine Kräfte dahin verwandt, sein ganzes Leben damit zugebracht, die Menschen von Sünden zu befreyen; und wodurch, wie kann man Menschen von Sünden los machen? Wenn man ihnen den erforderlichen Unterricht ertheilet, nicht blos saget: dies ist der Wille Gottes, sondern ihnen auch zur Befolgung desselben die nöthige Verpflichtungs- und Bewegungsgründe u. dgl. m. an die Hand giebt — ja, wenn man sie nicht nur belehret, sondern ihnen auch mit seinem Beyspiel in allem vorleuchtet; — wie Jesus gethan. Jak. 5, 19. 20. Jesus hat dem Tode den Stachel, die Macht genommen (1 Kor. 15, 55. 2 Tim. 1, 10.) das heißt, das Unangenehme, ja das Schreckensvolle und Fürchterliche in den Ideen der Menschen; und diejenige erlöset, die durch Furcht des Todes in ihrem ganzen Leben Knechte seyn mußten (Ebr. 2, 14. 15.), das ist, diejenige, die sich ihr ganzes Leben hindurch vor dem Tode fürchteten, aus dieser Besorgnis und Angst gerissen. Wodurch alles dieses? durch die von ihm und seinen Aposteln gepredigte, und in ein neues Licht gestellte Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und dem künftigen Zustand, so wie durch ihren Unterricht, von der Tugend, als den Weg zu allem Glück. — Auf diese Weise müssen

wohl

wohl mehrere Stellen N. T. erklärt werden, und können es auch. Wenn in andern vom Blut J. C. von Versöhnung, von Opfern ꝛc. die Rede ist, so darf man sich nur in die Lage der Apostel in Ansehung der Juden und Heyden, und der Proselyten aus beyden — nur in selbige Zeiten versetzen, um eine ganz andre, als die gewöhnliche Erklärung, und zwar ohne Zwang herauszubringen; wovon bey einer andern Gelegenheit mehr. Man verketzere mich nichts geradehin, sondern untersuche mein aus einem Wahrheitliebenden und mit der reinsten Hochachtung vor Gott und seinem Wort angefüllten Herzen, hergeflossenen Zweifel, mit ruhigem Gemüthe. — Hieraus möchte nun wohl auch die Antwort auf einige andre Sätze des Hrn. S. fliessen, z. B. wenn es S. 220. heißt: „es sind alle Menschen vom Anfange der „Welt her durch Christum selig worden, weil sein „Leiden und Tod gewiß gewesen ist.„ Wenn der Mensch als ein ehrlicher Mann seine Pflichten nach seinen besten Einsichten unausgesetzt beobachtet, wenn er das durch einige Verirrungen, Versäumnisse ꝛc. etwan von ihm gestiftete Uebel, nach seinem besten Vermögen wieder zernichtet, so genießt er die Achtung und Freundschaft gar vieler Nebenmenschen, und ist von innen ruhig und mit sich selbst zufrieden; nichts giebt ihm also Grund wegen des Vergangenen noch besorgt, und wegen des Zukünftigen unruhig und bekümmert zu seyn, nichts Ursache, an der Huld seines Schöpfers zu zweifeln 1 Joh. 3, 21. — kurz, er ist alsdann ruhig und glücklich. Daß die höchste Güte, ihn, der so glücklich ist und immer glücklicher werden kann, nicht darinn ewig forterhalten, sondern des Himmels berauben, zernichten werde, dieses anzunehmen, berechtigt uns das, was wir von derselben aus der Natur ꝛc. u. a. m. erkennen, im geringsten

nicht,

nicht. Sollten nicht alle gute Menschen von je her auf diese Art selig worden seyn? sollten sie nicht auf diese Weise noch jetzt, und künftig selig werden? Anzunehmen, daß unter dem Alten Test., daß überhaupt die Menschen anders selig geworden, finde ich keinen Grund. Es. 44, 22. Ezech. 18, 9. 28. K. 33, 14. 16. Apost. Gesch. 10, 34. 35. — Auch darauf die Antwort, was Hr. S. p. 221. 223. schreibt: „Ihr würdet immer unruhig in eurem Gemüthe seyn, „und euch vor Gott fürchten müssen, wie ein Mis„sethäter vor einem beleidigten König, wenn ihr „nicht die angenehme Versicherung hättet, daß er „auch um Christi willen gnädig seyn, und auch eure „Sünde vergeben wolle. — Nun ist es ein Glück für „euch, daß ihr lebet — weil ihr erlöset seyd, und „Hofnung zu einer ewigen Seligkeit habt. Denn „sonst wäre es besser, daß ihr nie gebohren wäret, „wenn ihr euch nur auf der Welt eine Zeitlang „plagen, und hernach ewig elend werden sollet.„ Wenn ich die wohlthätige Absichten meines Schöpfers, in dieser Provinz seines großen Reichs, nach meinem Vermögen, in meinem Bezirk, erfüllet habe, sollte ich mir alsdann nicht den Beyfall desselben versprechen, nicht wagen können, von dem Allgütigen zu hoffen, er wolle mich in diesem meinem Glücke ferner erhalten, so wie ich von dem Allmächtigen glauben darf, er könne mich dabey bewahren? Liegt dieser Gedanke so weit von dem Menschen? kan er nicht jedem nahe gebracht werden? — Wie manche tugendhafte Heyden vor Christi Zeiten haben sich nicht von der göttlichen Genehmhaltung ihres Wandels versichert gehalten, und voller Zuversicht von der Güte Gottes die Fortdauer, ja die Erhöhung ihres Glücks dort erwartet? S. den Cicero (Somn. Scip. und an mehrern Orten) den Plato, Xenophon, Aeschines,

schines Sokr. u. a. m. Mehrerer Erinnerungen über diese Stelle enthalte ich mir vor jetzt. — S. 268. „Fr. Durch wen behütet Gott die Menschen „für allem Schaden? A. Durch seine Engel.„ Wenn wir die Natur und die mancherley Kräfte des Menschen bedenken, wenn wir alle kleine Umstände bey dergleichen Begebenheiten ausfindig machen und in Anschlag bringen wollten, so würde sich uns alles dabey leicht aufklären, ohne daß wir zu fremdem Wesen unsre Zuflucht zu nehmen nöthig hätten. Hoffentlich wird Hr. S. die poetische Stellen A. T. nicht zum Beweis seiner Meynung anführen wollen. — S. 276. „Es hat uns der Herr Christus die Freyheit und Erlaubnis zum Gebet bey Gott erworben.„ Wenn nun einer von den Zuhörern des Hrn. S. dieses in der Kirche hört, und ihm darüber sagt: Wenn Gott erst durch die tiefe Demüthigung und blutige Aufopferung eines andern bewogen wird, dem von ihm nach seinem Bilde geschafnen Menschen Erlaubniß zum Gebet zu ertheilen, dann erst dasselbe anzuhören, dann erst zu ihrem Glück geschäftig zu seyn; was bietet mir dieses für Ideen von meinem Schöpfer dar? — Dürfen auch die Rechtschafne das Gebet nur auf die von Jesu erworbene Erlaubniß und Freyheit (wie Hr. Schm. in der Religion des evangel. Christen p. 218. behauptet) wagen, was ist den übrigen erst verstattet? — Jedes vernünftige Geschöpf, wenn es auch von dem ihm vorgezeichneten Pfad abgewichen, sollte das nicht von je her die Erlaubniß gehabt haben, sich vor seinem Urheber in allen Arten des Gebets zu ergiessen? — Welcher gute, menschliche Vater wird, wenn sein auch noch so ausgeartetes Kind, seine Zuflucht wieder zu ihm nimmt, vorher erst fremde Fürsprache, um Erlaubniß für dasselbe, dem Vater sein Anliegen eröfnen zu dürfen,

sen, erwarten? und es bis dahin indessen zurückstoßen? Und Gott? — Ps. 50, 15. Ps. 145, 18. Was wird Hr. S. darauf antworten können? — S. 215. 217. 229. „Christus bittet für uns, und bringet „es dahin, daß uns Gott die Sünde vergiebt, wel„ches durch Christum und um Christi willen ge„schieht.„ Wenn der Mensch seine Sünde erkennt, bereuet, den Schaden derselben nach seinen Kräften tilgt, und den Vorsatz der Besserung wirklich vollzieht, was sollte nun noch den Gott, der nach der Sprache der Natur, nach dem Ausspruch der Vernunft, und nach den Zeugnissen der H. Schrift, ein Fond von Güte, die Liebe selbst ist, da von Seiten des Menschen alle Hindernisse gehoben sind, und die Ehre der Heiligkeit, Gerechtigkeit und Oberherrschaft Gottes, wie es S. 205. heißt, gerettet ist, abhalten können, den Menschen für gerecht zu erklären, und ihn wieder in den vollkommnen Besitz seiner Liebe zu setzen? Wird er es nicht von selbst thun? braucht der Allwissende noch erst von einem dritten desfalls belehrt, und der Allgütige dazu angetrieben, vermocht, dahin gebracht zu werden? 2 B. Mos. 34, 6. 7. Ezech. 18, 21-23. 27. 28. 32. Joel 2, 12. 13. Mich. 7, 18. —

S. 219. „Da Christus in die Welt kam, leb„ten Juden und Heyden in der größten Finsterniß „und Unwissenheit, und darinn würden sie immer „fortgegangen seyn, wenn Christus die Welt nicht „erleuchtet hätte.„ Die Masse der Religionskenntnisse, denn solche meynt Hr. S., in den Zeiten Christi soll also das non plus ultra des menschlichen Wissens in diesem Fach seyn? Meine Bedenklichkeiten hierüber mögen der Prüfung wahrheitliebender Leser überlassen seyn. 1. Man lese mit einem von Vorurtheilen unbenebelten Gemüthe die Schriften mancher Alten

von

vor J. C. Zeiten, die Schriften des Xenophon (Memor. Socr.) Plato, Aeschines Sokr. Sophokles, Cicero, Valerius Maximus u. a. m. so wird man einsehen, daß die sich selbst überlassne Vernunft in Ansehung der Natur Gottes, seiner Eigenschaften, Vorsehung, Absichten mit den Menschen so unwissend nicht gewesen; daß ihr die wahre, die einzige Art Gott zu verehren, die Joh. 4, 24. und Jak. 1, 27. angezeigt ist, keine unbekannte Wahrheit gewesen, wie die vortrefliche Stelle im Cicero beweiset; daß sie den Weg nicht undeutlich zeige, den der einzelne Mensch, den kleinern und größern Gesellschaften derselben, um zu ihrem wahren Glück zu gelangen, einschlagen müsse — daß sie die Pflichten des Menschen, kenne; daß die Heyden damals, und von selbigen Zeiten, nicht blos wußten, was zu einem würdigen Weltbürger erfodert wird, sondern unter ihnen auch manche waren, die diesem großen, wichtigen Namen vollkommne Genüge leisteten, nicht blos schöne Lehren zu ertheilen wußten, sondern auch, daß sie von dem Werth derselben durchdrungen waren, durch Exempel zu Tage legten, — fühlten und ausübten (wie man aus dem Valerius Maximus, und von Neueren aus dem Bürigny sehen kann;) — kurz, daß der seiner eignen Thätigkeit von seinem Gott überlaßne Mensch, so stumpf und blödsichtig, so schwach und ohnmächtig nicht sey, als manche ihn zu schildern für gut befinden. Freylich waren diese erhebliche Kenntnisse von Gott und seiner Vorsehung, von der Unsterblichkeit der Seele und dem künftigen Leben, von den Pflichten, u. dergl. m. — vorzüglich, von abergläubigen Zusätzen entmischt, — noch im Eigenthum des kleinern Theils. Aber konnte es anders seyn? Die meisten, besonders gereinigte, Kenntnisse, ehe sie unter den größern Haufen verbreitet, ehe

ſie allgemein werden können, müſſen nothwendig vorher im Beſitzthum der wenigern hellen Köpfe alleine ſeyn; das ſind die Quellen gleichſam, aus welchen ſie nachher unter die Menge ſich ergieſſen. Iſts jetzt noch wohl anders? — Daß die Heyden, da Chriſtus in die Welt gekommen, nicht in der gröſten Finſterniß und Unwiſſenheit gelebt, ſollte nicht, unter andern, davon auch die ungezweifelte Bemerkung zeugen, daß die Orackel, und ähnliche Kunſtgriffe und Anſtalten damals, ja vorher bereits, beſſer gekannt, und um ein merkliches in Anſehung ihres Credits erſchüttert worden? wovon wohl nichts anders der Grund ſeyn konnte, als die ſteigende Kenntniſſe, die zunehmende Cultur des Menſchengeſchlechts. — 2. Geſetzt aber auch, die menſchliche Vernunft hätte damals von allen wichtigen Lehren, z. B. von Gott und ſeiner Vorſehung, vom beſten Gottesdienſt, von der Unſterblichkeit, den menſchlichen Pflichten ꝛc. nur geringe, oder keine Erkenntniß gehabt, wer wird nun gleich hieraus ſchlieſſen, alſo mußte ſie immer ſo gering bleiben, wer von jenen frühern Zeiten auf alle folgende einen Schluß ziehen, wer die Einſichten des oder jenes zu, oder vor Chriſti Zeiten, zum Maasſtab des menſchlichen Verſtands überhaupt annehmen, wer ſagen: dies, oder das, ſeyen die Gränzen der Vernunft, innerhalb deren ſie ſtehen bleiben müſſe? Der Menſch iſt nicht gleich erwachſen, ſondern erſt ſchwach und ohnmächtig, erlangt er nach und nach eine gewiſſe Stärke. Alle Künſte und Wiſſenſchaften überhaupt, haben ſich von einem ſehr geringen Anfang, allmählig mit langſamen Schritten auf diejenige Stufe erhoben, worauf wir ſie jetzt erblicken. Warum die Vernunft, in den Religionskenntniſſen dieſem Geſetz der Gradation, das ſich ſonſt überall zeigt, entziehen, ſo zu ſagen?

gen? Sollte es sogar unwahrscheinlich seyn, zu glauben: wie sich alles in der Natur nach und nach auswickelt und vervollkommnet, so steigt auch die menschliche Vernunft in der Erkenntniß aller Religionswahrheiten allmählig: allein, höher? Wenn man so raisonnirte: wie der menschliche Geist durch die successive Entwickelung der von Gott ihm einmal mitgetheilten Kräfte in so vielen Zweigen des Wissens sich höher geschwungen, so würde auch die Vernunft, weit entfernt auf der Stufe, worauf sie damals gestanden, stehen geblieben zu seyn, vielmehr von derselben höher gestiegen, in der Erkenntniß der Religionswahrheiten allmählig, durch sich selbst, ohne fremde Nachhülfe, weiter gekommen seyn, die Sache ins Reine gearbeitet, sich aus ihrer Ungewißheit und Zweifeln gerissen, und diese beruhigende Gewißheit sich nach und nach von einigen, auf mehrere — auf alle ausgebreitet haben; — wenn man, sage ich, so raisonnirte, sollte es so gar unwichtig geschlossen seyn? Sollte durch diese Vorstellung die Ehre Gottes angetastet werden? Gar nicht. Alles ist ja von Gott, Vernunft und Schrift; natürliche und christliche Offenbarung. —

Noch habe ich mit Mißvergnügen verschiedne andre in der Bibel nicht gegründete, und leicht zu mißbrauchende Sätze gefunden, z. B. S. 286. „daran „werdet ihr merken können, daß ihr in eurem Chri„stenthum zugenommen habet, wenn ihr gut beten „könnet.„ Das Zeichen des Wachsthums im Guten ist, wenn man mit immer größerer Willigkeit das Böse meidet, und seine Pflichten in dem möglichsten Umfang übet, Röm. 8, 16. Gal. 5, 22. 1 Joh. 2, 29. 1 Joh. 5, 2. 3. Joh. 15, 14. Man sollte überhaupt vom Gebet immer so bestimmt reden, daß die Menschen nicht auf die Gedanken kommen können, als ob

damit nun das meiste, wo nicht alles, erschöpft wäre, und auf das thätige Leben einen geringschätzigen Blick werfen. — Eben so leicht kann, was S. 210. steht: „Christus hat das Gesetz Gottes in seinem Leben er„füllt. — Was — der Herr Christus gethan hat, „ist so gut, als wenn wirs selbst gethan hätten. „Seine Gerechtigkeit und Frömmigkeit ist unsre „Gerechtigkeit und Frömmigkeit, weil er an unsre „Stelle getreten, und gleichsam in unsern Dienst „gegangen ist., in Mißbrauch verkehrt werden. Wenn werden doch diejenige, die nach dem Beyspiel Jesu die Menschen zur Tugend und Glückseligkeit führen wollen, sich solcher Sätze, die, so kahl hingeworfen, die Menschen von der Tugend abführen, und in der Unsittlichkeit bestärken können, entweder enthalten, oder sie wenigstens nie ohne die nöthige Bestimmungen und Einschränkungen hinsetzen? Doch es möchte wohl Hrn. S. schwerer fallen, als er glaubt, aus der Bibel, und aus andern Gründen, den vertretenden thätigen (oder besser, thuenden) Gehorsam Jesu zu beweisen. —

Auch die Beweisstellen dünken mir nicht überall wohl ausgesucht zu seyn. Zum Erweis der Pflicht, Gott zu erkennen, hätte S. 161. 162. Joh. 17, 3. nicht eigentlich angeführt seyn müssen; denn γινωσκειν bedeutet, wie das Ebr. ידע hier, wie an mehrern Orten im N. T. lieben, hochschätzen, gehorchen. — S. 202. Erasmus, Wetstein, S. Clark, Semler ꝛc. haben wohl ausser Zweifel gesetzt, daß Röm. 9, 5. nicht unter die Beweisstellen im Artickel von der Gottheit Jesu gehören, unter welche diese Stelle auch von sehr vielen Kirchenvätern der ersteren Jahrhunderte nicht aufgenommen werden. In 1 Joh. 5, 20. hat wahrscheinlich in den ersten Exempl. nach αληθινον das Wort θεος gefehlt, und ist später hinzugesetzt worden.

den; dergleichen Einschaltungen in andern Stellen N. T. mehr vorgegangen sind. Beym Hilarius (de Trin.) u. a. steht es würklich nicht. Gesetzt aber, die gewöhnliche Lesart sey die ächte, so ist doch aus dem Zusammenhang, und aus andern Gründen überwiegend wahrscheinlich, daß ὃς auf den Vater müsse gezogen werden, wie Clarke, Benson, Harwood u. a. gethan, auch ganz neuerlich der sel. Alberti erkannt hat. — Den Glauben an Jesum nimmt er S. 241. wie die meiste alte und neue Dogmatiker, für die Ergreifung und Zueignung der Genugthuung J. C. Aber we may defy the ablest Chemist, that wer worked on these materials (the *old* and *New* Test.) to extract from them such a trinity, as that is which the christian church acknowledges, schreibt ein berühmter Engländer, und ich mag wohl hinzusetzen: *such a faith.* Gal. 2, 16. zieht Hr. S. unter andern an, um die Nothwendigkeit eines solchen Glaubens zu beweisen. Was heißt aber diese Stelle? weil wir wissen, daß der Mensch durch die Beobachtung der Mosaischen Ceremonien, Satzungen, Kirchenordnungen, oder wie man sagen will, des Mosaischen Rechts nicht gerecht wird, sondern durch die Annehmung und Befolgung der Lehre Jesu ꝛc.

An manchen Orten hätten die Vorstellungen und Gleichnisse würdiger seyn können — oder besser: weggestrichen; z. B. S. 199. „nun sehet, Kinder, „diese drey Personen, Vater, Sohn und h. Geist, „sind mit einander einig geworden, daß die andre „Person, der Sohn Gottes, die Menschen erlösen „sollte„ wie menschlich? um nichts mehr zu sagen. Und wo steht dieses geschrieben? — S. 200. „der „Sohn Gottes ist beständig und unveränderlich bey „dieser menschlichen Natur gewesen, die er angenom-

„men hat: sie gehörte zu ihm, so wie der Leib zur „Seele, und wird in Ewigkeit nicht von ihm ge„trennt werden. Er hat ihr seine göttliche Gewalt, „Ehre und Herrlichkeit mitgetheilt, wie wenn ein „König sich mit einer Person von geringern Stande „vermählet, so wird sie eine Königin, sie sitzt auf „seinem Thron, es wiederfährt ihr königliche Ehre, „und sie geniesset seine Glückseligkeit.„ S. 201. „Gott und Mensch sind in Christo als zwey Freunde „anzusehen, die vor einem Mann stehen. Was dem „einen gehört, das gehört dem andern auch,„ u. s. w. Noch ein hierher gehöriges Exempel findet sich S. 217.

Auch die Ausdrücke in vielen Stellen umgebildet) z. B. S. 111. „ich habe mir — aus — ein Ver„gnügen gemacht, weil ich wußte, daß ich Gott dem „Herrn keinen bessern Dienst thun könnte, als „wenn ich etwas zum Heil der Seelen beytrüge.„ Der (aus dem Ebräischen vermuthlich entsprungene) Ausdruck Gott dienen, Gott einen Dienst thun, giebt zu dem Gedanken, als ob — der doch allgenugsame, allerseligste — Gott etwas bedürfte, von etwas Vortheil, oder Schaden zöge; Anlaß. Hr. S. hätte ihn allemal mit einem andern verwechseln können. — S. 248. Die Benennung gottseliges Leben, möchte vielleicht dazu verleiten, daß man die Tugend allein in Denken an Gott, in die Beobachtung der äusserlichen Religionsgebräuche, in eine gewisse unthätige Stille setzt, und darüber ausgebreitete, weise, nützliche Geschäftigkeit unter den Menschen in allen Verhältnissen seines Lebens (worinn doch die Tugend besteht) entweder vergißt, oder unter ihren eigentlichen Werth herab erniedrigt.

Manches vollständiger) Die Erklärung der Schwachheitsünden S. 250. ist mangelhaft. — Bey der Fürbitte, S. 276. die wir für unsre Mit-

men-

menschen von allen Religionen, Ständen und Verhältnissen gegen uns, Gott vorzutragen haben, ist der hauptsächliche Nutzen derselben, um dessentwillen sie eigentlich jedes Menschen Pflicht ist, vergessen, nemlich: daß durch sie allmählig aller Kaltsinn, aller Haß und Feindschaft gegen unsre Nebenmenschen getilgt, und hingegen Zuneigung, allgemeines Wohlwollen, Sanftmuth und Liebe in unsrer Brust hervorgebracht, genährt und erhalten werden. — Bey der Pflicht des Vertrauens auf Gott S. 184-188. hätte auch erinnert seyn können, daß dadurch der Gebrauch der uns mitgetheilten Kräfte, die Anwendung der sich uns darbiethenden Mittel und Gelegenheiten, kurz das eigne Arbeiten, ja nicht ausgeschlossen werde. —

Ausserdem habe ich verschiedenes Ueberflüßiges angetroffen, das ganz bequem aus dem jugendlichen Gehirn entfernt seyn kann, z. B. S. 154. u. a. O. auch Stellen, wo die Gedanken des Hrn. S. nicht leicht und natürlich genug auseinander laufen, daß wahres Licht in den Köpfen der Jugend könnte geschaffen werden. Kurz, diese Lektionen dünken mir nichts weniger, als Milch, sondern meist zu starke, auch wohl zum Theil ungesunde Speise zu seyn. Die wahre, den jugendlichen Köpfen und Herzen recht eigentlich angemessene katechetische Nahrung, wenn ich mich so ausdrücken darf, soll noch erst bereitet werden, wie mehreres. —

Es folgt von S. 289-353. die Lebens- und Todesgeschichte seines Sohnes, O. H. F. Schmahlings. Hr. S. hat seinen Sohn spielend die erste Kenntnisse beygebracht, ihn aufs Feld geführt, des Nachts unter freyen Himmel getragen, dadurch zur Betrachtung der Natur und des gestirnten Himmels geleitet, und ihm so die erste Begriffe von der Liebe,

Macht und Größe des Schöpfers eingeflößt; ihm vermittelst der Bilder-Bibel die h. Geschichte, und dabey die Grundsätze von Tugend und Laster bekannt gemacht; hierauf den ersten Cursus des Unterrichts in der Religion und Sittenlehre angefangen; durch Beschreibung sonderbarer Naturbegebenheiten, Thiere, Gewächse seine Neugierde zu erregen gesucht; alles zur Erkenntniß des Schöpfers hingelenkt; ihn von der Natur des Menschen, dem Wesen und der Unsterblichkeit der Seele unterrichtet; ihn Jesum, als den größten Lehrer und Wohlthäter des menschlichen Geschlechts vorgestellt, bey allem diesem — die Zeit, da er Lust zu lernen hatte, sorgfältig abgepaßt; ihn nun beten gelehrt, dadurch, daß er ihn gewöhnte, seinen Eltern zu danken, wenn sie ihm etwas gaben, sie höflich zu bitten, wenn er etwas haben wollte, ihn Morgends und Abends erzählen ließ, auch daran erinnerte, was ihm Gott gutes gethan hatte, oder was er bedurfte, und dieses in Gebet und Danksagung nun zusammenfassen ließ; dabey er sich gehütet, ihn Gebete auswendig lernen zu lassen, die er nicht verstanden. — In Absicht auf die Aufführung und Sitten hat er ihn zuerst Vertrauen gegen die Eltern beyzubringen gesucht, daß sie es gut mit ihm meynten, und er ihnen folgen und gehorchen möchte, doch aber in allen erlaubten Sachen frey reden und handeln lassen, damit er keine sklavische Gemüthsart annehmen möchte. (Dieses Stück der Erziehung hilft wohl mit zu den offenen, wahren Charakteren, die immer viel liebens- und achtungswürdiges haben — Wie kann man auch ein Kind genau kennen lernen, wie allen Ausartungen vorbeugen, wie dem Charakter die erforderliche Lenkung geben, wie das Kind gehörig bilden, wenn man ihm solch einen leidigen Zwang im Reden und Handeln auflegt? So widersinnig, so

zweck-

zweckwidrig es auch ist, der Jugend den Mund so zu verschliessen, und ihre Thätigkeit so einzuschränken, so ist gleichwol in den meisten Erziehungen nichts gewöhnlicher.) Er hat ihn ferner erfahren machen, daß er bey allem ungestümmen Pochen, Schreyen ꝛc. nichts bey den Eltern ausrichten könne, ihn allen, auch den geringsten, Menschen Höflichkeit zu erzeigen, angeleitet; dem Gesinde stolz und unfreundlich zu begegnen, nie erlaubt u. s. w. Hätte Hr. S. uns dieses, nebst andern interessanten, psychologischen ꝛc. Bemerkungen, die er etwan bey der Unterweisung, überhaupt bey der ganzen Erziehung seines Sohnes, von der ersten Kindheit an, gemacht haben mag, und den Weg, den er in allem übrigen mit ihm eingeschlagen, auch dem Erfolg der verschiedenen Versuche, genau, mit einigem Detail, dabey kurz und gedrängt, geliefert, so würde ihm das Publikum wahren Dank schuldig seyn. So aber ist das wenige erhebliche unter einem solchen Schwall von alltäglichen Nebenbetrachtungen, unter einem solchen Schutt von geringfügigen Dingen, und dem Publiko unbedeutenden Umständen, (z. B. der Geburt- und Taufhandlung, dem Leichenbegängniß ꝛc.) begraben; wiederum auch manches theils im wahren Ton von Personalien (S. 298. 299.), theils so geziert, ja schwülstig vorgetragen, daß es dadurch vieles von seinem Werth verliehrt. Jenes gilt auch von den Vorschlägen, die Barbarey vom Lande zu vertreiben, deren gutes und interessantes man ebenfalls von 128 Seiten auf 48 oder 64 hätte zusammen pressen können.

Den Beschuß macht eines Ungenannten prosaische Uebersetzung des Gedichts von der Unsterblichkeit der Seele, von Isak Hawskins Brown ursprünglich in lateinischen Versen geschrieben, und von Jennings ins Englische übersetzt; das aus den Ebertschen

Anmerkungen zum Young, und aus den Briefen zur Bildung des Geschmacks, an einen jungen Herrn von Stande, B. 2. vielleicht manchen unsrer Leser bereits bekannt seyn wird, und wohl ohne merklichen Schaden des deutschen Publikums hätte Lateinisch, oder Englisch, bleiben können.

Der Styl des Hrn. S. ist noch nicht durchgängig so einfach, rein und edel, mit einem Wort, noch nicht so, wie man ihn, und besonders von einem Mitgliede deutscher Gesellschaften, wohl zu erwarten berechtigt ist. Hier sind Proben S. 295. „ich wurde „(bey der Nachricht vom Tode meines Sohns) von „einem Sturm ergriffen und fortgeschleudert, der „der Vernunft das Ruder aus den Händen riß: der„selbe hat sich gelegt: aber ein frischer Wind bläset „noch immer fort in meine Segel, und treibt mein „Schiff mit vieler Schnelligkeit, doch unter der Re„gierung der Religion ꝛc.„ — S. 316. „ich wünsche„te, daß mein Sohn seiner Unterweisung genieſſen „(des Hrn. Rect. Hake,) und von diesem guten Hir„ten auf der grünen Aue der Wissenschaften ge„weidet werden möchte.„ — S. 343. „Dich, mein „Sohn, habe ich in Sicherheit gebracht, und gleich„sam ausgesetzt an ein glückliches Land, aus dem „zerbrechlichen Fahrzeug meines Lebens, auf wel„chem ich mich und mein Haus auf einem unge„wissen Meer herumführe u. s. w.„ S. 335. „als „ich — hörte, da hatte ich noch den letzten Sturm „auszustehen, der mich gleichsam auf eine offenbare „See der Schmerzen dahin schleuderte, wo alle „meine Seegel zerrissen, und alle meine Ruder zer„brochen wurden.„ — S. 42. „es wäre Wunder, „wenn die Leute anders seyn sollten, als sie sind, und „in solchen Teichen werden keine andre Fische ge„fan-

„fangen.„ Mehrere sind S. 84. S. 298. 299. 330. 331. ꝛc. anzutreffen.

Ob ich eine Fortsetzung dieser vermischten Schriften wünsche, und in wie fern? Wenn uns Hr. S. ausgesuchte Bemerkungen, z. B. über die eigentliche Vorbereitung und Bildung der Landprediger und Schuldiener ꝛc. vorzügliche Wahrnehmungen, die er bey Gelegenheit der mancherley Unterweisungen, die er der Jugend ertheilt, bey Führung seines geistlichen Amts ꝛc. gemacht; und über ähnliche gemeinnützige, in sein Feld einschlagende Materien seine Gedanken — in einer fruchtbaren Kürze, und in einem simpeln Styl vorlegt. — Sollen uns von ihm mehrere Grundrisse der Religion, (wie die 5 Lektionen, und seine Religion eines Evangelischen Christen sind,) künftig mitgetheilt werden, so bitte ich den Hrn. S., vorher die dogmatische Lehrsätze, die er alle für ausgemachte Wahrheiten hält, von neuem durchzudenken, und nach Vernunft und Schrift, (mit Befragung solcher Ausleger, wie Grotius, Whitby, Semler) zu prüfen. — Will er uns mit mehrern Landpredigten beschenken, so wünschte ich sie auf den Ton der nicht genug gekannten Rede an eine Presbyterianische Versammlung (in P. Pennilaß empfinds. Ged. S. 82-92. Leipz. 1770. 8.) gestimmt zu sehen. So gemeinnützigen Inhalts, so natürlich eingekleidet, so faßlich müssen wohl alle Landpredigten seyn, wenn sie in die Köpfe und Herzen unsrer Brüder eingehen sollen, und — bey weitem die meiste auch von denen, die selbst in den größten Städten gehalten werden. — Oder sollen wir die Sammlung von Exempeln der Tugend ꝛc. aus der alten Profanhistorie im Druck erhalten, so wünsche ich, daß er sie uns, mit Beyspielen aus der mittlern und neuen, besonders deutschen, Geschichte ver-

vermehrt, alle aber kurz, kunstlos, und ohne das Angehänge von Maximen ꝛc. erzählt, geben möge.

Ph.

XVIII.

Die türkische Bibel, oder des Korans allererste teutsche Uebersetzung, aus der arabischen Urschrift selbst verfertiget, welcher Nothwendigkeit und Nutzbarkeit hier erwiesen von M. David Friedrich Megerlin, Professor. Frankfurt am Mayn, bey Johann Gottlieb Garbe, 1772. 8. 876 Seiten.

Diese allererste deutsche Uebersetzung des Korans ist, wenn wir unser Urtheil gleich kurz sagen sollen, von Herzen schlecht gerathen. Hr. Prof. Megerlin versteht weder genug Arabisch noch deutsch, und deutsch am wenigsten: an Kritik, die beym Koran fast noch gar nicht gebraucht worden, an Vergleichung ältrer Abschriften, und wenigstens des Hinkelmannischen und maraccischen Textes, an Einsicht alter arabischer Ausleger und Grammatiker, ist vollends bey dem Manne nicht zu denken. Wir haben gleichwohl, wie bekannt, drey nicht übel gerathne Uebersetzungen des Korans, eine Französische vom du Ryer, (Paris, 1647.) eine Lateinische vom Maraccius, (Padua, 1698.) eine Englische vom Sale, (London, 1734.) die auch vom Theodor Arnolden, (Lemgow, 1746.) ins Deutsche übersetzt worden. Hinter solchen dreyen Uebersetzungen, wovon insbesondre die Salische, im Ganzen betrachtet, sehr gut ist, durften wir schon Eine gute Deutsche erwarten:

ten: aber wahrhaftig Hrn. Megerlins seine, gehört in die Klasse der schlechtesten. Unsre Leser mögen selbst urtheilen.

Gleich die erste Sure, ein kurzes kräftiges Gebet im Arabischen, das mit so viel edler Einfalt ausgedrücket ist, wie matt und gedehnt bey Hrn. Megerlin?

„Im Namen Gottes des barmherzigsten
„Liebhabers.„

1. „Preis sehe Gott! 2. Dem Herrn aller Ge„schöpfe. 3. Dem König des Tages des Gerichts. „4. Dem barmherzigen Erbarmer. 5. Dich vereh„ren wir, und dich flehen wir an um Beystand. „6. Darum führe uns auf den richtigen Weg deren, „gegen welche du vor diesem gütig gewesen bist. „7. Auf welche du dich nicht erzürnt (bezeugen „müssen), und die jetzo noch nicht irren.

Anmerkung: „Dieses Kapitel so nach dem Haupt„inhalt nicht verwerflich wäre, halten die Mahom„medaner so hoch, als das heil. Vater unser. Da„hero wird es von den Türken beständig wiederholet, „sowol in ihren öffentlichen Andachten, als auch in „ihren verordneten täglichen Gebetern. Aber Gott „wird so nicht Evangelisch, im Geist und Wahrheit „angebetet.„

Die Anmerkung schrieb gewiß Hr. M. wißbegierigen schönen Bürgern, die gern oft leichte Bücher lesen, zu Nutz. Schade für sie, daß sie dergleichen nicht mehr in dem Buche finden! Daran ist allein, wie Hr. M. in der Vorrede versichert, der Hr. Buchführer schuld. — Uebersetzt hätten wir die Sure so:

„Im Namen des höchst barmherzigen Gottes!„
„Lob sey Gott, dem Herrn der Welten, dem Könige „des Gerichttags, dem höchst Barmherzigen! Dich

„be-

„beten wir an, und dich flehen wir um Hülfe an. „Führe du uns den geraden Weg, den Weg derer, „denen du gnädig warst *), nicht derer, über die du „zürnest **), noch derer, die da irren ***)!

Die zweyte Sure ist eine der schönsten und poetischsten im Korane, sie gefiel einem der Zeit lebenden Dichter, dem Labid, so, daß er durch sie bekehrt ward, daß er sein eigen Preisgedicht, das im Tempel zu Mekkah aufgehangen war, abnahm, und Mohammeds zweyte Sure dafür wieder hinhieng. Vielleicht machte Labid nur Mohammeden ein Compliment: allein würde er auch das wohl gewagt haben, wenn das Gedicht im Original so aussähe, wie in Hrn. Megerlins Uebersetzung? Man lese nur folgendes zur Probe.

„Im Namen Gottes des barmherzigsten „Liebhabers.„

„1. A. L. M. Dieses ist das Buch, in dem kein „Zweifel ist, als eine Anweisung den Gottesfürchtigen (gegeben). 2. Welche glauben an das Geheimniß, und das Gebet bestätigen (zur bestimmten Zeit,) und von dem, was wir ihnen zur Erhaltung gegeben, gerne herausgeben (zum Allmosen.) „3. Welche glauben werden an das Buch, welches „wir über dich herabgesandt, und schon vor dir (andern gegeben haben.) Diese müssen auch das zukünftige Leben gewiß erkennen. 4. Solche sind es „nun, welche nach der Zurechtweisung von ihrem Herren „(sich richten,) und solche werden (dahero) glückselig „seyn.

*) Der Propheten, ältern Juden und ersten Christen, wie es die arabischen Ausleger erklären.

**) Der neuern Juden.

***) Der Christen zur Zeit Mohammeds.

„ſeyn. 5. Hingegen über die, welche ungläubig ſind,
„wird nur Böſes kommen. Du magſt ihnen gepre-
„diget haben, oder ſie noch vermahnen: ſo werden
„ſie doch nicht glauben. 6. Gott hat dahero verſieglet
„ihre Herzen und ihre Ohren: und über ihre Augen
„hängt eine Decke. Deswegen iſt ihnen ſchmerzliche
„Strafe (zubereitet.) 7. Es ſind zwar etliche Men-
„ſchen geweſen, die da geſagt haben: wir glauben
„an Gott und an den jüngſten Tag. Aber ſie ſind
„doch nicht unter den Gläubigen geweſen. 8. Sie
„wollen Gott betrügen, und die ſo geglaubet haben:
„aber ſie betrügen nur ſich ſelbſt (ihre eigne Seele,)
„ob ſie es gleich nicht erkennen wollen. 9. In ihrem
„Herzen iſt eine Krankheit, und Gott hat in ihnen
„ſolch unheilbares Weſen ſich vermehren laſſen, und
„peinliche Strafen ihnen beſtimmt: weil ſie alſo falſch
„und lügenhaft ſich bezeugen. 10. Dann ob ihnen
„ſchon geſagt iſt: richtet doch kein Verderben an auf
„Erden; ſo antworten ſie doch: ja gewiß, wir machen
„vielmehr alles gut und glücklich. 11. Allein ſie
„ſind doch in der That die ſchändliche Verderber: ob
„ſie es ſchon nicht dafür halten. 12. Wenn man
„wieder zu ihnen ſpricht: glaubet doch, wie andere
„Leute geglaubet haben; ſo geben ſie zur Antwort:
„ſollen wir dann glauben, wie die einfältige Thoren
„geglaubet haben? Sind ſie aber nicht vielmehr
„Narren, die es doch nicht wiſſen wollen? 13. Wann
„ſie auch etliche antreffen, die glauben; ſo ſagen ſie
„zu ihnen: wir glauben auch. Hingegen wenn ſie
„wieder ihren verführeriſchen Teufeln gefallen wol-
„len, ſprechen ſie: wir haltens gewiß mit euch, und
„haben jene zum Spott gehabt. 14. Aber Gott
„wird ſie ſelbſt ausſpotten, und ſie in ihren Irrthü-
„mern ſo dahin gehen, und ohne Zurechtbringung
„ſchwärmen laſſen. 15. Dieſe ſind alſo ſolche Leute,

„wel-

„welche ihren verwirrenden Irrthum mit der rech-
„ten Anweisung vertauscht haben. Aber sie haben
„doch auch bey ihrer Handlung nicht viel gewonnen:
„weil sie sich nicht recht haben anweisen lassen. Wann
„man sie mit etwas vergleichen will; so sind sie denen
„gleich, die ein Feuer angezündet haben, und wann
„es umher erleuchtet hat, so nimmt ihnen Gott ihr
„Licht hinweg, und lässet sie in ihrer Finsterniß zurück,
„da sie nicht sehen. 17. Sie sind nur blinde, taube
„und stumme Leute, und werden sich also nicht wie-
„der auf den rechten Weg bekehren. 18. Oder sie
„sind gleich einer stürmischen Wetterwolke vom Him-
„mel, da Finsterniß, Donner und Blitzen zusammen
„erschrecken: welches verursacht, daß sie ihre Finger
„in die Ohren stecken, wegen des Donners Knall,
„aus Furcht des Todes. Dann Gott kann die Un-
„glaubige umringen und in die Enge treiben. 19. Da
„fehlet dann nicht viel, daß ihnen der Blitz nicht das
„Gesicht wegnimmt. So oft es um sie wetterleuch-
„tet, sind sie vom Blitz gerührt in Furcht, und
„wann es um sie finster wird, so stehen sie ganz be-
„stürzt da. Wann auch Gott wollte, so nähme er
„ihnen gar Gesicht und Gehör. Dann Gott ist über
„alle Dinge mächtig. Darum, o ihr Menschen!
„dienet doch Gott eurem Herrn, als der euch erschaffen
„hat, und die so schon vor euch gewesen sind, damit
„ihr doch ihn vielleicht fürchten lernet. 20. Er ists,
„der euch die Erde gesetzt hat zum festen Boden,
„und den Himmel so erbauet hat: daß euch Wasser
„vom Himmel herabkomme, von ihm zugeschickt um
„euch Früchte zu eurer Nahrung herfürzubringen.
„Darum so setzet neben Gott keine Gleichnisse der
„Götzenbilder: weil ihr (solche Zeichen seiner All-
„macht) erkennen sollet. 21. Wann ihr aber im
„Zweifel seyd wegen dessen, was wir über unsern

„Knecht

„Knecht (den Mahommed in dem Alkoran) herab-
„gelaſſen haben: ſo bringet nur eine einige Sure, oder
„Capitel, ihm gleich herfür, und berufet dazu eure
„Zeugen auſſer Gott: wenn ihr wahrhaftige und ge-
„rechte Leute ſeyd. 22. Wann ihr aber ſolches nicht
„thun werdet, oder auch nicht thun könnet: ſo fürch-
„tet euch billig vor dem Feuer, deſſen Brennmaterie
„Menſchen und Steine (von Götzenhäuſern) ſeyn
„werden. Denn dieſes iſt den Unglaubigen zube-
„reitet. „

So weit Hr. Megerlin: nun wollen wir auch hier von der ganzen Stelle unſre Ueberſetzung beyfügen.

„Im Namen des höchſt barmherzigen Gottes!„

„A. L. M. *) Dieſes iſt das Buch ohne Irr-
„thum, eine Richtſchnur den Frommen, die da gläu-
„ben an das Geheimniß, und anhalten am Gebet,
„und von dem, was wir ihnen geſchenkt haben, den
„Armen geben: die der Offenbarung gläuben, die
„da geſchehen iſt, und denen, die vor dir waren, **)
„und Gewißheit haben vom zukünftigen Leben. Dieſe
„werden von ihrem Herrn geleitet, und ſind glücklich.
„Aber die Ungläubigen, da iſts gleich, du vermah-
„neſt ſie oder du vermahneſt ſie nicht; ſie gläuben
„nicht. Gott hat ihre Herzen und Ohren verſchloſ-
„ſen: eine Decke iſt vor ihren Augen, und ihr war-
„tet ein ſchwer Gericht. Es ſprechen etliche, wir
„gläuben an Gott und an den jüngſten Tag; aber
„ſie gläuben nicht. Sie wollen Gott betrügen, und
„die ſo da gläuben; aber ſie betrügen ſich ſelbſt, und
„wiſſens nicht. In ihren Herzen iſt Krankheit, und
„Gott

*) Was dieſe Zeichen bedeuten, wiſſen die arabiſchen Ausleger ſelbſt nicht.

**) Den Propheten.

„Gott vermehrt ihre Krankheit: und sie werden Pein
„leiden, weil sie betrüglich gehandelt haben. Sagt
„man zu ihnen, richtet nicht Verderben an, auf der
„Erde; so sprechen sie, fürwahr, wir bessern. Nein!
„wahrlich sie sind die Verderber, und wissens nicht.
„Spricht man zu ihnen, gläubet, wie andre glaub-
„ten: so antworten sie, sollten wir glauben, wie die
„Thoren glauben? Wahrlich, sie sind die Thoren,
„und wissens nicht. Treffen sie Gläubige an; so sa-
„gen sie, ja! wir gläuben; sind sie aber wieder allein
„bey ihren Teufeln *) so sprechen sie, wir haltens
„mit euch: wahrlich, wir spotten nur. Gott wird
„ihr spotten, und sie dahin gehen lassen auf ihrem
„verkehrten Wege, auf daß sie irren. Sie haben
„Wahrheit verkauft für Irrthum; aber ihr Handel
„brachte nicht Gewinn, und sie wurden irre geleitet.
„Sie sind gleich einem, der ein Feuer anzündet: wenn
„es rund herum alles erleuchtet hat; so nimmt Gott
„ihnen ihr Licht, und läßt sie im Finstern, daß sie
„nichts sehen. Sie sind taub, blind und stumm, und
„bekehren sich nicht. Oder wie, wenn eine dicke
„Wolke am Himmel ist, voll Finsterniß, Donner und
„Blitzen: Dann stecken sie ihre Finger in die Ohren,
„beym Krachen des Donners, vor Furcht des Todes;
„aber Gott umringt die Ungläubigen. Der Blitz
„raubt ihnen fast die Augen: so oft er ihnen leuchtet,
„wandeln sie in seinem Licht, und wenn es finster wird,
„stehn sie stille. **) Hätte Gott gewollt, er hätte ih-
„nen

*) Mohammed versteht darunter, nach der Meynung arabischer Ausleger, die Rabbinen der Juden, denen die Juden, wenn sie dem Mohammed oder seinen Freunden ihren Glauben an ihn versichert hatten, insgeheim ihre Heucheley entdeckten.

**) Eben das Bild vermeynte Herr Michaelis in der Vorrede zu Löwens Gedichten, und in einer Anmerkung zum

„nen Geſicht und Gehör genommen; denn Gott iſt „über alles mächtig. O ihr Menſchen! dienet Gott, „eurem Herrn, der euch geſchaffen hat, und die vor „euch geweſen ſind: vielleicht lernet ihr Gott fürchten. „Er iſts, der die Erde euch als ein Bette bereitet hat, „und den Himmel zu einem gewölbten Dach, der vom „Himmel regnen läßt, daß es Früchte hervorbringe, „euch zur Speiſe. Darum macht niemand Gott „gleich; denn ihr wißt es. *) Zweifelt ihr an dem, „was wir unſerm Knecht eingegeben: o ſo bringt eine „eine Sure, die dieſer gleich ſey, und führt auſſer „Gott eure Zeugen auf, wenn ihr Wahrheit redet. „Thut ihrs nicht, und könnt ihrs nicht thun: ſo fürch„tet euch vor dem Feuer, deſſen Brennzeug Menſchen „und Steine ſind, und das bereitet iſt den Ungläu„bigen.„

Hiermit genug von Hrn. Megerlins Ueberſetzung. Wir haben mit Fleiß ein paar größere Stellen ausgezeichnet, damit unſre Leſer deſto leichter den Werth derſelben im Ganzen beurtheilen könnten: und vielleicht, dachten wir, wird jemand dadurch erwecket, uns eine neue beſſere Ueberſetzung zu liefern. Einzeln

zum Lowth beym Jeſaias V, 30. und VIII, 22. gefunden zu haben, wo er mit Schultenſen annimmt, daß בכך blitzen bedeute. Daran zweifeln wir ſehr; unſers Bedünkens hat Luther beyde Stellen ganz wohl verſtanden und überſetzt. Bey einem abendländiſchen Dichter hingegen war Hn. M. das Bild nie vorgekommen: Wir fanden es neulich doch beym Corneille, Horace A. III. Sc. 1.

Flateuſe illuſion —
Pareille à ces eclairs, qui dans le fort des ombres
Pouſſent un jour, qui fait, et rend les nuits plus ſombres.

*) Daß nur Ein Gott iſt.

verfehlte Stellen aufsuchen mögen wir nicht; denn es lohnt sich, dünkt uns, der Mühe nicht, an Stellen zu bessern, wo das Ganze nicht taugt. Indeß wollen wir nicht leugnen, daß man nicht sich einigen Begrif vom Inhalte und Werthe des Korans (aber nur theologisch betrachtet) aus Hrn. M. Uebersetzung machen könne: aber wer den Geist Mohammeds, seine oft starke affektvolle Sprache kennen will, der muß ihn entweder im Original, oder wenn er das nicht kann, in Salens Uebersetzung lesen.

Nun noch ein Wort von der Vorrede, an den hochgeehrt und hochgeneigten, Wahrheit und Gelehrsamkeit liebender Leser! Hr. Prof. M. glaubt in allem Ernst, daß seine Uebersetzung den Deutschen zur Ehre gereiche. Er hat schon 1750. einen lateinischen Bogen drucken lassen, wovon der Titel, wie er sagt, kürzlich dieser war: „Beweis einer nothwendigen „neuen deutschen Uebersetzung des arabischen Korans, „hergenommen aus der historischen Anzeige aller bis„herigen europäischen Uebersetzungen, so von Fran„zosen, Italiänern und Engelländern verfertiget, „und hernach von Deutschen, und andern wieder „übersetzt worden: so daß endlich eine eigne deutsche „Uebersetzung, aus dem arabischen Urtext, nöthig „und nützlich wäre: damit sich das gelehrte und selbst „denkende Deutschland nicht länger blos mit frem„den, aus den französisch, englisch und italiänischen „Dollmetschungen, mit vielen Fehlern oft gezognen „und nachgemachten Uebersetzungen zu seiner Schande „behelfen müßte.„ Den Beweis führt Hr. M. sodann weiter aus. Mit allen bisherigen Uebersetzungen des Korans ist er gar nicht wohl zufrieden; denn sie haben allerley Mängel, die er aber doch, besonders von der Maraccischen und Salischen (weil sein Vorhaben nicht leidet hier weitläuftig davon zu handeln)

deln) nicht angiebt. Jeder, der ſich die Mühe nehmen will, die Ueberſetzungen mit dem arabiſchen Texte zu vergleichen, kann ſie ja auch gar leicht ſelber finden. Hr. M. hingegen hat (ohne ſich zu rühmen) gegen 40 Jahre das Arabiſche getrieben, die nöthigen Bücher dazu ſich angeſchaft, die Ueberſetzungen der gelehrten Herren Du Ryer, Maraccii und Sale zu Rath gezogen, alles aber wohl nach dem Arabiſchen ſelbſt erwogen, und die von türkiſchen Schreibern genau gezeichnete Verſe überall beygeſetzet; ſo daß er hoffet der gelehrten und ungelehrten Welt keinen geringen Dienſt erwieſen zu haben. Vorderiſt, ſagt er, hat man auch der Garbiſchen Buchhandlung Dank zu ſagen, daß ſie ſich entſchloſſen, die erforderliche Unkoſten anzuwenden, und der Deutſchen Ehre alſo zu retten.

Vom Nutzen ſeiner neuen Alkoransausgabe redet Hr. M. gar umſtändlich. Wie nun? frägt er, Iſts recht und erlaubt den Koran unter die Menſchen zu bringen und bey den Chriſten ſo gemein zu machen? — Giebt das nicht Aergerniß und Verwirrung? Da man dieſes Lügenbuch, als eine Verläugnung des Mittlers Jeſu und der Dreyeinigkeit, und Verfälſchung der h. Schrift vielmehr verbrennen und verbannen ſollte, und gar ausrotten — Hr. M. antwortet: 1) ſein Zeugniß liege am Tag in vielen von ihm edirten Schriften, ſonderlich in dem erſt 1769. herausgegebnen Grundriß der Offenbarung: da er den, ſeines Wiſſens, noch von niemand gründlich und völlig widerlegten; vor dem Richterſtuhl der geſunden Vernunft, göttlichen Schrift und hiſtoriſcher Erfahrung unverwerflichen Schluß geſetzt, und noch dabey verharre, nach dem ober- unter- und Schlußſatz: daß Mohammed das Apoc. 13. angezeigte Thier, der falſche Prophet und größte Antichriſt ſeye: wie dieſem

sem Personal- und Realantichrist die Zahl 666. genau zukomme: wie sein Symbolum: la allah illah allah, wemohammed rasul allah, es ist kein Gott als der einige Gott, und Mohammed ist sein Gesandter, den Namen und das Mahlzeichen des Thiers ausmache: aber auch nichts anders seye, als eine Verläugnung der Dreyeinigkeit, und des Grundartickels von Christo dem Gottmenschen, und seinem Erlösungswerk: daß ferner sein Bild der ganze Koran als die Offenbarung seiner neuen, ohne alle Geheimnisse, nach der natürlichen Religion blos eingerichteten Bibel seye: daß er und seine Nachfolger das dreyfache Apocalyptische Wehe, nach und nach, mit seinem Verfolgungsschwerd, und Ausbreitung seines neuen Glaubens verursachet: aber daß er auch seine bestimmte Währung habe, so nun zu Ende laufe, und von etlichen auf 1778. gesetzt worden, und von andern anderst bestimmt, nach zerschiedner Zeitrechnungen Anfang und Eintheilung. Allein 2) wird die Folge aus diesem deutlichen Vortrag geleugnet, daß der Koran deßwegen zu verbergen oder gar zu verbrennen seye, u. s. w. Was ist doch nicht ein Recensent für ein unglücklicher Mann, wenn er solch Gewäsche lesen und abschreiben muß! Wir sind froh, daß wirs einmal so weit gebracht haben.

Gelegentlich haben wir noch aus dieser Vorrede erfahren, daß Hr. Megerlin in den Wetzlarischen gelehrten Zeitungen Anno 1770. geistliche und gelehrte Waffen den Türkenkrieg mehr zu beglücken — geschrieben; daß er auch eine französische Uebersetzung des Korans verfertigen möchte, wenn ein Verleger sich dazu finden sollte; daß der Hr. Buchführer Fleischer in Frankfurt den Lebenslauf des sel. Hrn. Eisenmengers und Historie seines neuentdeckten Judenthums, samt kurzer Vertheydigung von Hrn. M. in

Ver-

Verlag genommen; daß Hr. M. in Wetzlar Anno 1770. in einem theologiſchen Glückwunſch alle chriſtliche Potentaten aufgemuntert, mit vereinigten Kräften den Türken aus Europa zu vertreiben, daß ſo nach der Offenbarung Johannis der Türkiſche Mond nach und nach verfinſtert werde; (denn was könnte nicht geſchehen, wenn die Chriſten nur einig wären, und der Römiſche Kaiſer, Venedig, Sicilien, Malta, Rom, und das Burboniſche Haus, ſamt Holl- und Engelland u. ſ. w. ihre Kräfte zuſammenſetzen wollten!) daß endlich nur gedachter Hr. Megerlin ſelbſt über einige Stellen des Korans, etwa lateiniſch, noch Anmerkungen geben, und im hebräiſchen auch, den Nutzen des Korans mit Beyſpielen darthun werde. Wir wünſchen denn von Herzen den Herren Verlegern dabey keinen Schaden.

C. B.

XIX.

Die Gedichte *Oſſians*, eines alten Celtiſchen Dichters aus dem Engliſchen überſetzt von *M. Denis*. Zweyter Band, 19 Bogen. Dritter Band, 21 Bogen gr. 8. Wien, bey Trattnern.

Wir haben das Barbengeſchrey der deutſchen Nation etwas verhallen laſſen, um die Ueberſetzung des Dichters, der ſo viel Neuern das Bardenkleid angezogen hat, zuſamt dieſen Neuern, die es von ihm empfangen haben, in einen Geſichtspunkt nehmen zu können. Die Recenſionen dieſer Bibliothek ſind doch ohnedem nicht die erſten Poſthorchen von Neuigkeiten der Meſſe, zu denen Zeitungen und fliegende Blätter gnug da ſind; vielmehr wäre

es dem Recensenten Zweck, wenn sich seine spätere Stimme auch etwa mit dem geprüftern ausgebrausten Urtheile der stillen Liebhaber im Publikum begegnete. Und hiernach beurtheile der Leser die etwanige Verspätung dieser Recensionen, und die Anzahl der mancherley Gedichte, die zusammen gestellet werden: man hat sich mit Fleis verspätet, und mit Fleis so zusammen gestellet.

Im ganzen der Uebersetzung könnte sich der Rec. vielleicht noch völlig auf seine über den ersten Theil gesagte Meynung (X. B. 1. St. S. 63.) beziehen. Noch immer Ossian der Hexametrist, der Klopstockianer, da man Ossian den kurztönenden, unregelmäßigen Celtischen Barden hören sollte. Je mehr der Rec. in der Länge der Zeit und in sehr verschiednen Augenblicken den Celten in Macphersons Englischer Prose gelesen, sich alsdenn den Celten nach der gegebnen Probe und Beschreibung in seiner Ursprache gedacht, und alsdenn den Deutschen Ossian aufgeschlagen, und singen gehört, desto bestärkter ist ihm dieser Unterschied vorgekommen. Noch immer ausgemahlte Bilder, wo sie nur schnell vorüber rücken sollten; gekettete Vorstellungen, wo sie im Original wild und öde allein stehen; sanft verflößte Züge, wo sich dort die Farben härter brechen, das Auge nicht weiden, sondern bestürmen sollten. Man erlaube also gleich eine Hauptanmerkung.

Es kann eine Uebersetzung ein sehr gutes, nützliches, in gewissem Verstande auch klaßisches Werk, und doch eine unvollkommene, ja gar schlechte Uebersetzung, oder fehlerhafte Nachbildung seyn. Pope mit seinem Homer, ist vom letzten und so viel würklich schöne französische Uebersetzungen sind vom erstern Zeuge: und die Ursache in beyden sehr leicht zu finden. Hat der Uebersetzer, oder Nachbilder die Manier sei-

nes

nes Originals nicht recht ſtudirt, nicht recht gefaßt, oder (denn wer kann oft für die Farbe jedes Dinges in jedes Menſchen Auge ſprechen?) nicht recht geſehen; ſchiebt er ſeiner Urkunde alſo eine andre Manier, ein andres Ideal unter — als Ueberſetzung, als Nachbildung betrachtet, wirds immer ein ſchiefes Werk ſeyn und bleiben. Nicht blos daß des Urbildes Treue im Ganzen der Compoſition, der Haltung, des Kolorits verlohren gehet; im kleinen müſſen auch ſo viel kleine Fehler, Verzeichnungen, Flecken u. ſ. w. vorfallen — Ein rauher Verſemann hat dies über Popens Homer kurz und ſcharf geſagt:

Pop' hat Homers Gemählde geſtochen!
Bis hieher gut! Dollmetſcher könnens nicht anders;
Allein er hat die freyen Geſtalten
Verzeichnet, hat die weiche Ründe durch Schärfen und Ecken
Unkenntlich gemacht — den Griechen verſchönert.

mutatis mutandis ſollte dies Epigramm nicht ziemlich von Oßian und Denis gelten? ja nicht Haupturtheil ſeyn können? Denis hatte einmal das Klopſtockiſche Vers- und Bildermaaß im Sinne, und was er nun in Oßian ſah, ſah er unter dieſem Maaſſe — Die Kopie gieng immer mehr von Original ab.

Sollte dieſe Rec. Hrn. Denis ſelbſt in die Hand fallen, ſo dürften wir uns gegen ihn auf eine Induktion beziehen, die uns mit ihm vergleichen könnte. Er ſehe, wie Klopſtock ſelbſt im dritten Buch ſeiner Oden den Barden angeſehen und gefühlt hat. Iſts in dieſer Meßias Manier? oder hat ſich nicht faſt die ganze Manier Klopſtocks dabey etwas geändert? Welche andre, welche große, welche ſchwere Würkung! Und nun ein dritter Freyer, der eigentlich keine Manier haben ſollen, der zwiſchen Klopſtock und Oßian

frey in der Mitte stehet, und diesen übersetzen will, wie er ist — was sollte Oßian auf den für Würkung gemacht haben?

Erklären können wir uns dies Weiche, halb Südliche in Denis Manier ziemlich; aber gerechtfertigt wirds damit noch nicht im Mindesten. Wir sind freylich in der ganzen Denkart unsres Jahrhunderts zu weit von Oßian ab. Mehr an eine Kette raffinirter Vorstellungen, leichter Abstraktionen, angenehmer pensées und Reflexionen gewöhnt, als an den rauhen Schrey der Leidenschaft, kühner Hinwürfe einer starkgetrösnen Einbildung, und einer wüsten, starken Gestalt der Seele — haben sich bey uns in Denkart, Ausdruck und Gestalt der Sprache auch ganz andre Seelenkräfte entwickelt, oder zu entwickeln angefangen. Alles bis auf unsre Dichtkunst und Dichtungssprache hat den Weg des schönen Anstandes, des Feinausgedachten und Feingesagten, der guten Wendung, des vollendeten Umrisses auch in Bilde, Perioden, Vers, Wohlklang, Sylbenmaas — den Kunstweg hat alles genommen. Dazu liegen Formen und Materialien in unsrer Seele bereit — und gegen alles dies welchen Abstand macht Oßian? der rauhe Schotte Oßian? Er sang lebendig, und stürmte also in den kurzen Augenblicken lebendiger Stimme auf Herz und Ohr; für matte Augen im Lehnstuhl, die im halben Schlummer unterhalten, und in sanfter Lektüre sanft eingewiegt werden wollen, wollte er nie in der Welt solche schöne klaßische Augenweide schaffen. Seine Muse ist Tochter der Natur auf ihren wildesten Höhen erzogen, aber rasch, kühn, edlen Ansehens, nur mit natürlichem Reitze geschmückt, und im Tanze der Natur hinfliegend. Wer nicht Herz und Augen und Sinne für diese wilde Schöne hat (und ist nicht unsre Sinnlichkeit in vielem Betracht so ertödtet, unser

Au-

Auge für die Bilder der Natur geschlossen, und unser Herz durch lauter leidige Kunst gegen die rohen Ausbrüche der Natur recht gewapnet?) für den ist freylich Ossian so recht im innern kein Mann. Auch sein Inhalt, seine Bilder werden für ihn bald zu einförmig werden. Unsre Gesellschaftsleserinnen und Leser werden sich bey ihm bald so langweilen, als in der Gesellschaft rauher Wilden, die nichts thun, als singen, immer fast dasselbe Lied und fast in derselben Melodie singen, und denn so unregelmäßig! so kurz! so wilde! — kurz wir sind mit Denkart, Sprache, Sitten des Jahrhunderts so weit aus Ossians Natur heraus, als unsre Städte, Höfe, Palläste, Schulgebäude keine Schottische rauhen Gebürge, unsre Gesellschaftskreise und Zerstreuungen im Museum kein Tanz unter rauschenden Bäumen und unsre ganze Poetik und Poesie also — auch nicht Ossian ist, wie er ist — das erklärt, aber rechtfertigt, entschuldigt nicht im mindesten.

Der Uebersetzer sollte Celte geworden seyn! wo möglich alle Welt und Bildung nach Conventionsfuß vergessen haben! nichts als die Natur sehen, die Harfenstimme hören und fühlen — die er hören und fühlen will. Und sodann welch ein andrer Ossian! Wenn Hr. D. die Gallische Sprache studirt, auch nur im fernen Nachhall vernommen hätte? welch ein andrer Ossian! —

Um nicht vom großen Gusse des Hexameters reden zu dürfen, betrachten wir nur die eingestreuten lyrischen Gedichte. Sie sind an sich selbst, und wenn man sie nicht zur Urkunde hält, hie und da sehr schön. Die Grabelegie, die Cuchullin gesungen wird (B. 3, S. 48.) das Lied der Bragela (S. 36. 37.) der Himmelfahrtgesang Oscars (B. 2 S. 32. 33.) der fürchterlich schöne Morgengesang Carrils (S. 48. 49.)

die

frey in der Mitte stehet, und diesen übersetzen will, wie er ist — was sollte Ossian auf den für Würkung gemacht haben?

Erklären können wir uns dies Weiche, halb Südliche in Denis Manier ziemlich; aber gerechtfertigt wirds damit noch nicht im Mindesten. Wir sind freylich in der ganzen Denkart unsres Jahrhunderts zu weit von Ossian ab. Mehr an eine Kette raffinirter Vorstellungen, leichter Abstraktionen, angenehmer pensées und Reflexionen gewöhnt, als an den rauhen Schrey der Leidenschaft, kühner Hinwürfe einer starkgetrösnen Einbildung, und einer wüsten, starken Gestalt der Seele — haben sich bey uns in Denkart, Ausdruck und Gestalt der Sprache auch ganz andre Seelenkräfte entwickelt, oder zu entwickeln angefangen. Alles bis auf unsre Dichtkunst und Dichtungssprache hat den Weg des schönen Anstandes, des Feinausgedachten und Feingesagten, der guten Wendung, des vollendeten Umrisses auch in Bilde, Perioden, Vers, Wohlklang, Sylbenmaas — den Kunstweg hat alles genommen. Dazu liegen Formen und Materialien in unsrer Seele bereit — und gegen alles dies welchen Abstand macht Ossian? der rauhe Schotte Ossian? Er sang lebendig, und stürmte also in den kurzen Augenblicken lebendiger Stimme auf Herz und Ohr; für matte Augen im Lehnstuhl, die im halben Schlummer unterhalten, und in sanfter Lektüre sanft eingewiegt werden wollen, wollte er nie in der Welt solche schöne klaßische Augenweide schaffen. Seine Muse ist Tochter der Natur auf ihren wildesten Höhen erzogen, aber rasch, kühn, edlen Ansehens, nur mit natürlichem Reitze geschmückt, und im Tanze der Natur hinfliegend. Wer nicht Herz und Augen und Sinne für diese wilde Schöne hat (und ist nicht unsre Sinnlichkeit in vielem Betracht so ertödtet, unser

Au-

Auge für die Bilder der Natur geschlossen, und unser Herz durch lauter leidige Kunst gegen die rohen Ausbrüche der Natur recht gewapnet?) für den ist freylich Ossian so recht im innern kein Mann. Auch sein Inhalt, seine Bilder werden für ihn bald zu einförmig werden. Unsre Gesellschaftsleserinnen und Leser werden sich bey ihm bald so langweilen, als in der Gesellschaft rauher Wilden, die nichts thun, als singen, immer fast dasselbe Lied und fast in derselben Melodie singen, und denn so unregelmäßig! so kurz! so wilde! — kurz wir sind mit Denkart, Sprache, Sitten des Jahrhunderts so weit aus Ossians Natur heraus, als unsre Städte, Höfe, Palläste, Schulgebäude keine Schottische rauhen Gebürge, unsre Gesellschaftskreise und Zerstreuungen im Museum kein Tanz unter rauschenden Bäumen und unsre ganze Poetik und Poesie also — auch nicht Ossian ist, wie er ist — das erklärt, aber rechtfertigt, entschuldigt nicht im mindesten.

Der Uebersetzer sollte Celte geworden seyn? wo möglich alle Welt und Bildung nach Conventionsfuß vergessen haben! nichts als die Natur sehen, die Harfenstimme hören und fühlen — die er hören und fühlen will. Und sodann welch ein andrer Ossian! Wenn Hr. D. die Gallische Sprache studirt, auch nur im fernen Nachhall vernommen hätte? welch ein andrer Ossian! —

Um nicht vom großen Gusse des Hexameters reden zu dürfen, betrachten wir nur die eingestreuten lyrischen Gedichte. Sie sind an sich selbst, und wenn man sie nicht zur Urkunde hält, hie und da sehr schön. Die Grabelegie, die Cuchullin gesungen wird. (B. 3. S. 48.) das Lied der Bragela (S. 36. 37.) der Heimelfahrtgesang Oscars (B. 2 S. 32. 33.) der herrlich schöne Morgengesang Carrils (S. 48. 49

die recht prächtig schauderhafte Todverkündigung (S. 105.) und wie viel andre Stücke müßten wir anführen? Ueberhaupt, einmal aus dem Zauberkreise Ossians herausgetreten, wer kennt nicht, auch ohne unsre Anführung, die sanfte lyrische Kadenz der Denisschen Poesie?... Aber hier, so sanft, so vieltönig und schön sie sey, hier passet sie Ossianen oft so an, als etwa einen Samojedischen Gesandten bey der russischen Gesetzkommißion das Ceremonienkleid des Hofmarschalls. Ists z. E. Melodie zum Todtengesange eines abscheidenden Helden, mitten im Schlachtgetümmel, an eine Versammlung Heldenväter gerichtet, die in den Wolken auf ihn warten:

Ihr Geister meiner Väter
O neiget euch hernieder
Aus euerem Gewölke
Empfanget ihn, den Führer
Der jetzt sein Leben endet
Und Väter, seyd gebeten u. s. w.

Wir bleiben in demselben Gedicht **Darthula**. Ein Gesang an die Mondgöttin (Mona, Mana, μηνη,) vielleicht der schönste, der je im Mondschein gesungen worden. — Das Mädchen des Himmels kommt mit sanftem Schweben, mit verschwiegner, schöner Wange, - - ihre Gespielinnen, Sterne, reihen sich sie zu empfangen: die Wolken traben, als Diener oder Dienerinnen, goldgesäumt vorher: sie überglänzt alle Nebenbuhlerinnen, daß diese erröthen und sich in Schleier bergen - - - und da wendet sich des traurigen Ossians Gesang auf seine Lieblingsgedanke: wie? wenn auch sie manchmal vom Himmel verschwände, ob sie auch alsdann in Hütte gienge, zu weinen, zu weinen, wie er? ob sie auch Freundinnen, wie er, verlohren? und nun, da eine gerührte, getroffene Seele ihr Mitleid über alles im Him-

So ist Alles! Und das ist das Sylbenmaas des Skalden, der eigentlich kein Sylbenmaas hat, sondern alle Harmonien vom Nordischen Ton zu seinem Sylbenmaas machte. — Diese einförmige Verse? Diese und die gereimte Kantate im ersten Bande müssen schlechterdings einmal umgeändert werden, oder sie verunzieren Alles. Man kann wirklich sagen, Denis gelingen nicht Reime!

Noch Eine Anmerkung, fast noch wesentlicher und allgemeiner. So sehr Hr. D. auch in der Sprache gearbeitet und manchmal den Provinzialdialekt glücklich angewandt hat: oft wird, andern Provinzen wenigstens der Ausdruck unwürdig, und fremde, ja wohl zuweilen poßierlich, Vater, Mutter, Sohn, Tochter — was fehlt diesen alten, deutschen Wörtern an Würde und Adel, an Süßigkeit und Stärke? Was fehlt ihnen in der Dichtersprache? und in der Sprache des Dichters, der ja eigentlich nichts als Vaterliebe, und Freundes- und Mädchenliebe besingt? Soll der sich der Wörter schämen, die ihm ja eben die liebsten sind? Wir Deutschen uns auch diese süssesten, würdigsten Namen rauben lassen, wie Nachbarn es schon ergangen ist, und dagegen nichts als eine kalte, unnatürlich veredelnde, oder vielmehr verschlimmernde Artigkeit erbeuten? Und wenn nun bey H. D. statt des ehrwürdigen Vaters immer ein — Erzeuger, statt des kindlichen Sohns, ein zeugter daher tritt, und in den rührendsten Ele statt der erblichnen Tochter, nichts als — ein ges Fräulein spuckt — Wer kann dies vertra- Wer sich nicht ärgern und schämen? So wer- mehr von den Herzensgedanken Oßians ich nit chem Eckel umschrieben: statt Kraft, all poetischprosaisches bürgerliches w. War Oßian nicht unser Bru der?

„dieſen Wunſch wenigſtens in den lyriſchen Stellen „des gegenwärtigen und folgenden Gedichts, zu er„füllen ſuchen.„ Wir wiſſen nicht, wer der anſehnliche Kunſtrichter ſey, der den Verf. ſo wohl berathen; der Rath iſt aber wenigſtens ſo übel angewendet, daß nur Er, wenn er nicht Gottlob! auf die letzten Stücke nur träfe, allein hingereicht hätte, die ganze Ueberſetzung „abſcheulich„ zu machen. Man höre.

Vinvela.

Ein Sohn des Hügels iſt mir lieb
Dem flüchtigen Wilde folgt ſein Trieb
Von ſeinem grauen Doggen wird
er rund umſchnoben. Im Winde ſchwirrt
Die Sonne ſeines Bogens. Iſt
dein Lager u. ſ. w.

— Durch einen unbemerkten Steg
Will ich zu meinem Liebſten gehn
und Silrik dich vom Felſen ſehn

— Entgiengeſt du der Kriegeswuth
Wo ſind die Freunde, ſprich, mein einzig Gut

und da ſie todt iſt —

— Mein Silrik, ich bin ganz allein
Die Winterſtäte ſchleußt mich ein
Mir fraß der Gram das Leben ab
Die blaſſen Glieder deckt das Grab

— Verweile, mein Vergnügen ach
verweil' und ſieh, dir wein ich nach

— Die Tochter Vinvals war nicht weit
Sie trug ein helles Mannsgeſchmeid
Ihr gelbes Haar floß ohne Band
Der Bogen war in ihrer Hand
Der Jüngling ihr Geliebteſter
Der zog ſie mit zum Treffen her.

So

So ist Alles! Und das ist das Sylbenmaas des Skalden, der eigentlich kein Sylbenmaas hat, sondern alle Harmonien vom Nordischen Ton zu seinem Sylbenmaas machte. — Diese einförmige Verse? Diese und die gereimte Kantate im ersten Bande müssen schlechterdings einmal umgeändert werden, oder sie verunzieren Alles. Man kann wirklich sagen, Denis gelingen nicht Reime!

Noch Eine Anmerkung, fast noch wesentlicher und allgemeiner. So sehr Hr. D. auch in der Sprache gearbeitet und manchmal den Provinzialdialekt glücklich angewandt hat: oft wird, andern Provinzen wenigstens der Ausdruck unwürdig, und fremde, ja wohl zuweilen poßierlich, Vater, Mutter, Sohn, Tochter — was fehlt diesen alten, deutschen Wörtern an Würde und Adel, an Süßigkeit und Stärke? Was fehlt ihnen in der Dichtersprache? und in der Sprache des Dichters, der ja eigentlich nichts als Vaterliebe, und Freundes- und Mädchenliebe besingt? Soll der sich der Wörter schämen, die ihm ja eben die liebsten sind? Wir Deutschen uns auch diese süssesten, würdigsten Namen rauben lassen, wie Nachbarn es schon ergangen ist, und dagegen nichts als eine kalte, unnatürlich veredelnde, oder vielmehr verschlimmernde Artigkeit erbeuten? Und wenn nun bey H. D. statt des ehrwürdigen Vaters immer ein — Erzeuger, statt des kindlichen Sohns, ein Erzeugter daher tritt, und in den rührendsten Elegien statt der erblichnen Tochter, nichts als — ein sittiges Fräulein spuckt — Wer kann dies vertragen? Wer sich nicht ärgern und schämen? So werden oft mehr von den Herzensgedanken Oßians, ich weis nicht mit welchem Eckel umschrieben: statt Kraft, Stärke ist überall poetischprosaisches bürgerliches Vermögen u. s. w. War Oßian nicht unser Bruder?

der? und welch' ein Glück, welch ewiges Verdienst wäre es, ihn so zu verdeutschen, als ob er, ein Deutscher gewesen wäre: das er doch, der Hälfte nach, gewesen ist.

Man lasse dem Recensenten also noch den T der Freude, daß einmal mit Hülfe der Kenntn lischer Sprache, gallischer Sylbenmaaße und ganzen Gefühl deutscher Ahnenstärke und noch einmal ein anderer, ganz neuer Ossian erst werde, der an äusserer Gestalt wenig von di n sich haben möchte. Der gegenwärtige bal mer ein gutes Buch, das viel Talente und eis Uebersetzers verräth, dem Wortverstande ch englischen Prose treu ist, gar das halb klaß e s dienst hat, diese Prose in eine sehr fliess e und da recht schöne Versifikation gebracht, L gemein ausgebreitet bekannt gemacht zu n — — — Auch der hamburgische Ueber unbeschadet dieser, seine prosaische Uebe z immer endigen: kein Engländer ist n f danken gekommen, Homer nicht, wie er ist, ke zu wollen, weil ihn Pope nach seiner versificirt hatte; und Macphersons Pr bey Ossian bis jetzt doch noch dafür gelten, er ist. Zudem liefert die hamburgsche Ue Vieles auf so wenigen Seiten, daß kaum Jen diese kleine doppelte Ausgabe gereuen dörfte — — Der wahre, urkundliche, deutsche Ossian in bleibt noch der Nachwelt — welch ein stilles, tiges, starkes Genie, das sich an ihm wecke, nem Grabhügel wallfahrte und die Reste sei zaute sammle!

Und so bleibt uns nichts, als kurz s , in diesen beyden Bänden enthalten. De a, sam die Odysee dieses Homers, die sant

Leſer vielleicht der Iliade Oßians, dem Fingal, an Rührenden und Intereſſanten vorziehen dörften. Das andre ſind kleinere heroiſche Gedichte und Lieder. Voraus ſtehen zwey Abhandlungen, theils hiſtoriſch, theils kritiſch von Macpherſon und Blair nicht blos nachvernünftelt, ſondern Oßian, nach empfunden: und wir glauben, wenn ſchon Kritick über Dichter ſeyn ſoll, ſo iſt ſolche einem großen Original nachtretende, nachempfindende Kritick die beſte. Sie thut am wenigſten Unrecht: wirft ſich nicht zum Geſetzgeber über ſo verſchiedne Arten auf, die oft nicht unter Ein Geſetz gehören; kann vielleicht am eheſten blöde Augen öfnen und harten Herzen die Rinde abnehmen — iſt auch die Einzige, um Seelenlehre durch wahre Beobachtungen zu erweitern; denn woher kann ſich dieſe erweitern, als durch Anſicht großer Seelen, die ſtark, oft unregelmäßig, aber eigen empfanden, und frey ſprachen. Die Engländer haben alſo auch auf dieſem Wege faſt die ſchönſten Sachen zur Kritick erhalten. Warton über Pope und Spenſer, Addiſon über Milton, Hurd über Horaz, Blackwell über Homer, ſo viele Gute und Böſe über Shakeſpear, hier zwey edle Leute, (zu denen ſich noch in den Noten Ceſarotti geſellet) über Oßian — und was haben wir Deutſchen nun dagegen? Meier über den Meßias? König über Kaniz und Beſſer?

XX.

Bardenfeyer am Tage Thereſiens. Wien, bey Trattner, 1770. 5 Bogen in gros 8.

Wenn man auch nur Hrn. Denis Oßian aus der Hand legt, und ſeine Bardenfeyer dagegen nimmt, welch' eine Himmelweit andre Sache!

Aus den Nordischen, Schottischen Gebürgen, wo alles im Gesange auch Ort, Zeit, Geschichte, Wahrheit ist, aus alle dieser Wahrheit hinaus — Bardenfeyer am Tage Theresiens . . in Wien . . im Jahr 1770. — welch' ein Sprung, welche Dichtung! Hier in goldnen Sälen, im kaiserlichen Pallast, ist unter Vortritt des Marschallsstabes und allen Ceremonien eines Gallatages auf einmal Bardenversammlung. Der Fürstensal duftet . . nicht von Gewürzen und köstlichen Wassern, sondern . . von frischgeschnittnem Eichenlaube. Keine Hofleute und schöne Welt: sondern Barden mit kahler bekränzter Scheitel in weißem Feyerkleide, mit belaubten Harfen. Keine Hofanderungen und Spieltische: statt dessen

— — drängen
Lieder von dem warmen Busen
schon herauf.

Man sieht die Dichtkunst ist groß, und so groß, daß die innre Wahrheit des Gesanges vielleicht unter ihr schon sehr erliegen wird, und diese Dichtung ist doch schon nichts weniger, als Ossianisch. Der schlichte, einfältige, historische Ossian!

Aber auch in diese Dichtung gesetzt — was feyern die Barden? Warum singen die Harfenspieler? — Ach! ist heut nicht Gallatag? Im Allmanach steht ja heut der Name Theresia mit rothen Buchstaben, oder wie das in der Bardensprache heißt:

In Rosenrothen Wolken steigt
Ein Name Tag! mit dir empor
Der in der treuen Völker Munde
Viel süsser als der Bienen Arbeit schmeckt
Ein Name, den die Welt mit Ehrfurcht nennet —

Der

Der Name Herrlichſter!
Der Namen Höchſter
Thereſia!
Zu welchem Bilde
Verkläret ſich Allvater mehr? u. ſ. w.

Man ſiehet bey allem poetiſchem Gepränge wieder, daß ein Namenstag, geradezu als Namenstag beſungen, wieder nichts minder, als Oßianiſch ſey. Oßian beſingt That, Begebenheit, Geſchichte, beſingt ſie in den dürreſten, kürzeſten wahreſten Worten und eben die Wahrheit, der Drang, und zugleich die natürliche ungeſuchte Einfalt der Bilder, Empfindungen, Redarten die iſt erhaben! die iſt rührend! Wir fühlen, ſehen und hören lauter lebende Welt und die Harfe des Dichters iſt nur das natürliche Medium, dadurch uns der Schall der Begebenheit zuſtrömet. Nun kann aber der Kranz um einen Namen und wenns auch der zierlich verſchlungenſte Kranz um den größten, um den beſten Namen wäre, ſo calendermäßig betrachtet, nie in der Welt die heilige Rune aufwiegen, die nichts als ein lebendes empfundnes Bild einer Geſchichte, einer That iſt. Das Bardenartige ſo angewendet, bleibt noch immer nur Mythologie, Lexicon fremder Sprache über ein aufgegebnes Schulthema.

Drittens endlich. Thereſia wird beſungen, die Fürſtin, die Gattin, die Mutter, die Kriegerin, die Fromme, die Starkmüthige, die Freygebige, die Weiſe = = in eben ſo viel Geſängen als Beywörter ſind, bardenmäßig beſungen — Kann etwas Unbardiſcher ſeyn? Was würde Oßian, was ein alter Sänger der einfältigen Natur zu dieſer Poetiſchen Schulchrie ſagen? Kann Thereſia Eine dieſer Tugenden ganz haben, ohne ſie alle zu haben? Kann der Dichter Eine recht beſingen, ohne ſie zugleich alle

„dieſen Wunſch wenigſtens in den lyriſchen Stellen „des gegenwärtigen und folgenden Gedichts, zu er„füllen ſuchen.„ Wir wiſſen nicht, wer der anſehnliche Kunſtrichter ſey, der den Verf. ſo wohl berathen; der Rath iſt aber wenigſtens ſo übel angewendet, daß nur Er, wenn er nicht Gottlob! auf die letzten Stücke nur träfe, allein hingereicht hätte, die ganze Ueberſetzung „abſcheulich„ zu machen. Man höre.

Vinvela.

Ein Sohn des Hügels iſt mir lieb
Dem flüchtigen Wilde folgt ſein Trieb
Von ſeinem grauen Doggen wird
er rund umſchnoben. Im Winde ſchwirrt
Die Sonne ſeines Bogens. Iſt
dein Lager u. ſ. w.

— Durch einen unbemerkten Steg
Will ich zu meinem Liebſten gehn
und Silrik dich vom Felſen ſehn

— Entgiengeſt du der Kriegeswuth
Wo ſind die Freunde, ſprich, mein einzig Gut

und da ſie todt iſt —

— Mein Silrik, ich bin ganz allein
Die Winterſtäte ſchleußt mich ein
Mir fraß der Gram das Leben ab
Die blaſſen Glieder deckt das Grab

— Verweile, mein Vergnügen ach
verweil' und ſieh, dir wein ich nach

— Die Tochter Vinvals war nicht weit
Sie trug ein helles Mannsgeſchmeid
Ihr gelbes Haar floß ohne Band
Der Bogen war in ihrer Hand
Der Jüngling ihr Geliebteſter
Der zog ſie mit zum Treffen her.

So

So ist Alles! Und das ist das Sylbenmaas des Skalden, der eigentlich kein Sylbenmaas hat, sondern alle Harmonien vom Nordischen Ton zu seinem Sylbenmaas machte. — Diese einförmige Verse? Diese und die gereimte Kantate im ersten Bande müssen schlechterdings einmal umgeändert werden, oder sie verunzieren Alles. Man kann wirklich sagen, Denis gelingen nicht Reime!

Noch Eine Anmerkung, fast noch wesentlicher und allgemeiner. So sehr Hr. D. auch in der Sprache gearbeitet und manchmal den Provinzialdialekt glücklich angewandt hat: oft wird, andern Provinzen wenigstens der Ausdruck unwürdig, und fremde, ja wohl zuweilen poßierlich, Vater, Mutter, Sohn, Tochter — was fehlt diesen alten, deutschen Wörtern an Würde und Adel, an Süßigkeit und Stärke? Was fehlt ihnen in der Dichtersprache? und in der Sprache des Dichters, der ja eigentlich nichts als Vaterliebe, und Freundes- und Mädchenliebe besingt? Soll der sich der Wörter schämen, die ihm ja eben die liebsten sind? Wir Deutschen uns auch diese süssesten, würdigsten Namen rauben lassen, wie Nachbarn es schon ergangen ist, und dagegen nichts als eine kalte, unnatürlich veredelnde, oder vielmehr verschlimmernde Artigkeit erbeuten? Und wenn nun bey H. D. statt des ehrwürdigen Vaters immer ein — Erzeuger, statt des kindlichen Sohns, ein Erzeugter daher tritt, und in den rührendsten Elegien statt der erblichnen Tochter, nichts als — ein sittiges Fräulein spuckt — Wer kann dies vertragen? Wer sich nicht ärgern und schämen? So werden oft mehr von den Herzensgedanken Oßians ich weis nicht mit welchem Eckel umschrieben: statt Kraft, Stärke ist überall poetischprosaisches bürgerliches Vermögen u. s. w. War Oßian nicht unser Bruder?

der? und welch' ein Glück, welch ewiges Verdienst wäre es, ihn so zu verdeutschen, als ob er, ein Deutscher gewesen wäre: das er doch, der Hälfte nach, gewesen ist.

Man lasse dem Recensenten also noch den Traum der Freude, daß einmal mit Hülfe der Kenntniß gallischer Sprache, gallischer Sylbenmaaße und dem ganzen Gefühl deutscher Ahnenstärke und Einfalt, noch einmal ein anderer, ganz neuer Ossian ersehen werde, der an äusserer Gestalt wenig von diesem an sich haben möchte. Der gegenwärtige dabey ist immer ein gutes Buch, das viel Talente und Fleis des Uebersetzers verräth, dem Wortverstande nach der englischen Prose treu ist, gar das halb klaßische Verdienst hat, diese Prose in eine sehr fliessende und hie und da recht schöne Versifikation gebracht, Ossian ungemein ausgebreitet bekannt gemacht zu haben — — — Auch der hamburgische Uebersetzer könnte, unbeschadet dieser, seine prosaische Uebersetzung noch immer endigen: kein Engländer ist noch auf die Gedanken gekommen, Homer nicht, wie er ist, kennen zu wollen, weil ihn Pope nach seiner Weise so schön versificirt hatte; und Macphersons Prose muß uns bey Ossian bis jetzt doch noch dafür gelten, was er ist. Zudem liefert die hamburgsche Ue
Vieles auf so wenigen Seiten, daß k n : i
diese kleine doppelte Ausgabe gereuen d re — —
Der wahre, urkundliche, deutsche S i in
bleibt noch der Nachwelt — welch ein s es,
tiges, starkes Genie, das sich an ihm e,
nem Grabhügel wallfahrte und die D ner Laute
sammle!

Und so bleibt uns nichts, als kurz ,
in diesen beyden Bänden enthalten. Se ta,
sam die Odysee dieses Homers, die sanft pl

Leſer vielleicht der Iliade Oßians, dem Fingal, an Rührenden und Intereſſanten vorziehen dörften. Das andre ſind kleinere heroiſche Gedichte und Lieder. Voraus ſtehen zwey Abhandlungen, theils hiſtoriſch, theils kritiſch von Macpherſon und Blair nicht blos nachvernünftelt, ſondern Oßian, nach empfunden: und wir glauben, wenn ſchon Kritick über Dichter ſeyn ſoll, ſo iſt ſolche einem großen Original nachtretende, nachempfindende Kritick die beſte. Sie thut am wenigſten Unrecht: wirft ſich nicht zum Geſetzgeber über ſo verſchiedne Arten auf, die oft nicht unter Ein Geſetz gehören; kann vielleicht am eheſten blöde Augen öfnen und harten Herzen die Binde abnehmen — iſt auch die Einzige, um Seelenlehre durch wahre Beobachtungen zu erweitern; denn woher kann ſich dieſe erweitern, als durch Anſicht großer Seelen, die ſtark, oft unregelmäßig, aber eigen empfanden, und frey ſprachen. Die Engländer haben alſo auch auf dieſem Wege faſt die ſchönſten Sachen zur Kritick erhalten. Warton über Pope und Spenſer, Addiſon über Milton, Hurd über Horaz, Blackwell über Homer, ſo viele Gute und Böſe über Shakeſpear, hier zwey edle Leute, (zu denen ſich noch in den Noten Ceſarotti geſellet) über Oßian — und was haben wir Deutſchen nun dagegen? Meier über den Meßias? König über Kaniz und Beſſer?

XX.

Bardenfeyer am Tage Thereſiens. Wien, bey Trattner, 1770. 5 Bogen in gros 8.

Wenn man auch nur Hrn. Denis Oßian aus der Hand legt, und ſeine Bardenfeyer dagegen nimmt, welch' eine Himmelweit andre Sache!

Aus den Nordischen, Schottischen Gebürgen, wo alles im Gesange auch Ort, Zeit, Geschichte, Wahrheit ist, aus alle dieser Wahrheit hinaus — Bardenfeyer am Tage Theresiens . . in Wien . . im Jahr 1770. — welch' ein Sprung, welche Dichtung! Hier in goldnen Sälen, im kaiserlichen Pallast, ist unter Vortritt des Marschallsstabes und allen Ceremonien eines Gallatages auf einmal Bardenversammlung. Der Fürstensal duftet . . nicht von Gewürzen und köstlichen Wassern, sondern . . von frischgeschnittnem Eichenlaube. Keine Hofleute und schöne Welt: sondern Barden mit kahler bekränzter Scheitel in weißem Feyerkleide, mit belaubten Harfen. Keine Hofanderungen und Spieltische: statt dessen

— — drängen
Lieder von dem warmen Busen
schon herauf.

Man sieht die Dichtkunst ist groß, und so groß, daß die innre Wahrheit des Gesanges vielleicht unter ihr schon sehr erliegen wird, und diese Dichtung ist doch schon nichts weniger, als Ossianisch. Der schlichte, einfältige, historische Ossian!

Aber auch in diese Dichtung gesetzt — was feyern die Barden? Warum singen die Harfenspieler? — Ach! ist heut nicht Gallatag? Im Allmanach steht ja heut der Name Theresia mit rothen Buchstaben, oder wie das in der Bardensprache heißt:

In Rosenrothen Wolken steigt
Ein Name Tag! mit dir empor
Der in der treuen Völker Munde
Viel süsser als der Bienen Arbeit schmeckt
Ein Name, den die Welt mit Ehrfurcht nennet —

Der

Der Name Herrlichſter!
Der Namen Höchſter
Thereſia!
Zu welchem Bilde
Verkläret ſich Allvater mehr? u. ſ. w.

Man ſiehet bey allem poetiſchem Gepränge wieder, daß ein Namenstag, geradezu als Namenstag beſungen, wieder nichts minder, als Oßianiſch ſey. Oßian beſingt That, Begebenheit, Geſchichte, beſingt ſie in den dürreſten, kürzeſten wahreſten Worten und eben die Wahrheit, der Drang, und zugleich die natürliche ungeſuchte Einfalt der Bilder, Empfindungen, Redarten die iſt erhaben! die iſt rührend! Wir fühlen, ſehen und hören lauter lebende Welt und die Harfe des Dichters iſt nur das natürliche Medium, dadurch uns der Schall der Begebenheit zuſtrömet. Nun kann aber der Kranz um einen Namen und wenns auch der zierlich verſchlungenſte Kranz um den größten, um den beſten Namen wäre, ſo calendermäßig betrachtet, nie in der Welt die heilige Rune aufwiegen, die nichts als ein lebendes empfundnes Bild einer Geſchichte, einer That iſt. Das Bardenartige ſo angewendet, bleibt noch immer nur Mythologie, Lexicon fremder Sprache über ein aufgegebnes Schulthema.

Drittens endlich. Thereſia wird beſungen, die Fürſtin, die Gattin, die Mutter, die Kriegerin, die Fromme, die Starkmüthige, die Freygebige, die Weiſe = = in eben ſo viel Geſängen als Beywörter ſind, bardenmäßig beſungen — Kann etwas Unbardiſcher ſeyn? Was würde Oßian, was ein alter Sänger der einfältigen Natur zu dieſer Poetiſchen Schulchrie ſagen? Kann Thereſia Eine dieſer Tugenden ganz haben, ohne ſie alle zu haben? Kann der Dichter Eine recht beſingen, ohne ſie zugleich alle

zu fühlen? Jetzt iſts nicht, als ob er ſeinen Gegenſtand kalt und nüchtern, mit Zirkel und Schullineal von verſchiednen Seiten viſire, meſſe, und denn, endlich doch nichts als — Beywörter abhandle, ſcholaſtiſche Abſtrakta. Spenſers Arthur ſchlägt ſich durch alle allegoriſche Tugenden durch, um hinten — zu nichts zu kommen. Ein Barde beſang volle Thaten, Sachen, Bilder! nicht allgemeine Titel, Schulworte, in die ſich hier die Herren Barden Huldrich und Braunold, Gottvolk und Gutrath, Sined und Bartmar und wie ſie weiter heiſſen, faſt möcht ich ſagen, Schülerhaft theilen. — —

Was wir aus dem Angeführten, wie uns dünkt, mit gutem Grunde herleiten können, iſt:

Zuerſt. Die Hauptſache, die wir von den Barden lernen ſollten, iſt innrer Geiſt des Liedes, innere Bearbeitung. Mit eben der Einfalt, Wahrheit, Würde und Stärke zu ſingen: die nackten Bilder unſres Vaterlandes und unſrer Geſchichte ſo treu und reich und vielſagend zu machen: die Empfindung ſo wahr und kurz zu mahlen, als ſie, das wäre Bardengeſang! Das ſüße Geſchwätz zu verlernen, was wir, ich weis nicht woher? nur nicht von der nordſchen Natur herhaben und That, Bild, Geiſt ſprechen zu laſſen, das wäre Bardengeſang — nichts mehr!

Natürlich folgt daraus, daß dieſe innere Nachahmung des Bardengeiſtes uns eben von der äuſſern Nachahmung der Bardenform abbiegen müſſe, denn was iſt uns, Wahrheit und Einfalt geſucht, fremder, als dieſe? Wir mögen uns nicht ins Detail einlaſſen, was unſrer Zeit fehle, um nicht Bardenzeit zu ſeyn; aber gewiß iſt, die meiſten deutſchen Barden, die ſo oft die Halle Oßians genannt haben, würden ſie kaum (ſie findet ſich noch unter Frieſen und

Nie-

Niederdeutſchen Landleuten) mit alle ihrem Pomp anerkennen. Unſre Bardenhaine ſind ausgehauen, Miſpel und Goldſichel ſind dahin, die Bardenhemde ſind zu Manſchetten verſchnitten, und wo Hermann der Geruſker ſchlug, wohnt jetzt — ein hochbetrauter weſtphäliſcher Amtmann, der kaum etwas vom Geiſt ſeiner Urväter übrig haben mag. Da alſo nirgend im Zuſtande unſrer Verfaſſung, Lebensart, Sitten, Wiſſenſchaft, Kunſt und Denkart von den wichtigſten bis zu den unwichtigſten Stücken Bardit angetroffen wird — welche brodloſe Kunſt iſts, Bardenfeyer anzuſtellen, celtiſche Hütten zu bauen, die ja doch nur meiſtens Lauben von dünnen Worten und Figuren ſind. Eben der Barde, der ſeine Welt ſo eigen und groß beſang, ſollte uns lehren, die unſrige eben ſo eigen und wahr zu beſingen — nicht zu rauben, nicht einem fremden Jahrhundert zu fröhnen.

Alſo bleibt Bardenſprache, als Sprache im weiteſten Verſtande, als Dichtung, als Gerüſt übrig, und folglich ſteht ſie als ſolche unter den alten Geſetzen, die man „der Mythologie„ gegeben. Sie ſey Werkzeug zu Zwecken, niemals aber Zweck: kann ſie vielfaſſende Allegorien liefern, nervichtere Sprache der Seele geben, ſchöne Fiktion verſchaffen — ſie iſt Mythologie; alſo zu brauchen, aber nicht zu mißbrauchen. Und denn wird immer ein Theil Leſer bleiben, die die Mythologie der ſüdlichen Länder für reicher, bekannter, Ideenſchwangrer, mit den Künſten des Schönen verwandter, und ſelbſt im Umriſſe ſchöner halten werden — worüber wir nichts entſcheiden. Und nun wieder zu H. Denis.

Er iſt unter den Nachahmern Oſians gewiß der beſte und erſte Nachahmer — aber doch nur Nachahmer obgleich von ſeiner Art. Auch in dieſen Gedichten iſt die biegſamſte Sprache, ſehr glückliche

Falltöne des Sylbenmaßes, viel leichte, reiche dichterische Wendungen. Viel Kunst poetischer handlung — so harmonisch und fliessend — wie h stünden sie, wenn man sie blos als Gelegenheitgedic betrachten wollte! Aber wer wollte sie so betrachten und wird alsdenn nicht einmal eine Zeit kommen, Hr. D. mit seinen glücklichen Talenten mehr auf Sein Gegenstände kommen wird? Auf Thätinhalt! a männliche Fülle und Würde! mit mehrerm Gebrau der Stärke unsrer Sprache! — Jetzt ist das Ge der Sprache und Harmonie in seinen Gedichten schön, daß es leid thut, nicht immer ein Ged dahinter zu sehen.

Eben das urtheilen wir auch von der

Säule des Pflügers. Wien, 1770. 8.

Die Behandlung ist Ossianisch. Entweder aber war der Gegenstand zu klein, oder er ist zu weit und breit besungen — Die Säule sieht von ferne schön aus: sie ist aber leichten Holzes und nichts drauf.

L.

XXI.

Der Gesang Rhingulphs des Barden, als Varus geschlagen war. Leipzig, bey Dyck, 1769. 8. 7 Bogen.

Der Barde bey Kleists Grabe, 1770. 8.

Die Klage Rhingulphs des Barden, 1771. 8. 5 Bogen.

Die Jägerin ein Gedicht, 1772. 8. 3 Bog.

Die

Diesem Barde war im Anfange seines Harfenschlages bange, daß er nicht zu spät erschiene. Er hörte, daß auch Klopstock eine Hermanns Schlacht schluge, die auch er schlage: eilte also, nahm zwey Dichter zu Zeugen, daß — nun daß auch er, so gut auf den Gedanken habe kommen können, als Hr. Klopstock, Hermanns Schlacht zu singen — mich dünkt, das Zeugniß war des Zeugens kaum werth. Da die Wahl des Gegenstandes an sich noch weder Originale noch Nachahmer macht, da zehn Einen Gegenstand singen können — — — doch wer weis das nicht?

Aber es ist mit dem Nachsingen so eine eigne Sache. Klopstocken hat Rhingulph nicht nachgesungen, aber keinem andern? — — Barden nicht, denn das Geschlecht war noch nicht auferstanden: aber auch keinem Skalden, der schon gesungen hatte — und Barde und Skalde ists nicht Eins?.. kurz, wenn nicht über Erfindung des Namens Krieg geführt werden soll, so sind, dünkt uns, die Haupttöne und ersten Anschläge, Wendungen und Accente Rhingulphs fast offenbar aus der Leyer des Skalden, der Leser lese Eins und das Andre: ob nicht, wann uns nicht Ohr und Sinn ganz trügt, der Skalde den Barden geweckt und ihm das Saitenspiel in die Hand gegeben? In Absicht auf Neuheit des Fundes war also die Sache kaum des Aufhebens werth.

Allein auch das verlohren gegeben (und es ist überhaupt mit Neuheit des Dichtertons so eine eigne Sache, als mit Neuheit Metaphysischer Entdeckungen!) was ist nun aber auch im Geist des Liedes das Neue, das Bardenmäßige, das Urdeutsche, was die Aufwallung verdiene? Schöne Tiraden, lichte Stellen, eine Begeistrung für Tugend, Keuschheit,

Vaterland in ziemlich angenehmer Deklamation, leichte Versart, und mechanischer Enthusiasmus in der Versart — das ist aber auch Alles. Ganze Seiten sind wieder matt und bloßer Wortruf, ein fortgehendes süsses Reimgeschwätz! Im Ganzen keine wahre Anlage, keine altdeutsche Sprache und Nerve des Gesanges: selbst im Einzeln die glänzendsten Tiraden fast immer ohne Maas, ohne Drang zu der Stelle, ohne scharfen, schöpferischen Umriß. Die Poesie des Verf. ist eine schöne Unkrautblume, blühend und voll Farbe aus fettem Erdreich gebohren, aber Unkraut.

Noch weniger ist zu sehen, wie der Bardenkollar diesen Dichter so vorzüglich empfehle? Rhingulph ist gerade zu kein Barde! So wenig in die Geheimnisse der alten Haine eingeweiht, hat Hertha's Honigwein und Fräas Frühlingslust nur so im Traum gesehen — kurz ohne Bardenkonkordanz, wo Rhingulph, der Barde, gut singt, singt er immer modern, ganz nach der Weise unsres Jahrhunderts: sein glattes Kinn also verräth ihn: er sollte das Bardenhemde wegwerfen, das nicht für ihn gemacht ist.

Unser Urtheil durch den Verfolg der Gedichte im Einzelnen zu bestärken, wäre für diesen Ort zu weitläuftig. Auf allen Seiten strömen warme Ausgüsse der Einbildung mit solchem Ueberfluß von Bildern, schöner Phraseologie und Reimklange zu: aber wo ist in Einem Gedichte dichterischer Plan? Wie unpoetisch ist z. E. die fast chronologische Biographie Kleists, von seiner Geburt bis zu seinem Tode, da da man fast bey jedem Abschnitt auch einen Paragraphen des bekannten Ehrengedächtnisses Kleists citiren könnte! Wie unpoetisch im Ganzen der Anlage die Trauer über Hermanns Tod? Doch immer nichts als in Grundlage historische Beschreibung, nur so mit Ausrufen besäet, mit Schneeflocken überschleyert!

Wenn

Wenn weis der Dichter bey Einem Bilde Maas zu halten? Wenn fühlet er Foderniß dieses Orts, dieser Situation? Wenn verliehrt er nicht auf jeder Seite den Barden mit seinem Reichthum wilder Einbildung und ausmahlenden Geschwätze so aus dem Gesicht — die schönsten Züge die zwischen inne kommen, sind lyrische Kadenzen, moralische Gesinnungen, schöne Worte. Die Ermuntrung Rhingulphs an sich selbst würde, durchs Wegschneiden einiger Auswüchse ein gutes lyrisches Stück werden: in der Klage Rhingulphs um Hermann, der Trauergesang auf Irmengard: hinter der Jägerin das feyerliche Lied am Sterbetage der Schwester u. s. w. wie anders dürfte Alles werden, wenn Rhingulph die Bardenmaske abwürfe. Da würden die wilden Fluthen der Phantasie, die jetzt zwischen Eichen und Gräbern und Schlachten, mit welchem beräubenden Wortschalle strömen, in ihr Bette zurückgebracht, tiefer bohren und im vollen Strome zwischen Ufern majestätischer fliessen! Der Verf. würde finden, daß aus dem Herzen und fürs Herz zu singen, noch etwas anders sey, als halb aus dem Gedächtniß, halb aus der leicht erregten Phantasie Worte und Kadenzen zu strömen, und daß er dem Barden alsdenn gewiß ähnlicher seyn werde, wenn er diese Urkraft des Gesanges, der Dichtung, der Sprache, mit sparsamer Mäßigkeit ganz in seiner Gewalt hätte. Es ist vortreflich, einen jungen Dichter von Talenten aufzumuntern; wenn aber dies Lob der Aufmunterung ihn in den Gränzen des Mittelmäßigen vesthält, oder ihn in den Abgrund schöner Phrasen hineinwirft, so wirds äusserst schädlich.

Ueberhaupt also unsre Meynung von den neuern Barden zu sagen, die mit ihrer wachsenden Zahl, wenn sie nicht von Nahrung der Eichenwälder zu leben gewohnt wären, fast größere Theurung zu besor-

Vaterland in ziemlich angenehmer Deklamation, leichte Versart, und mechanischer Enthusiasmus in der Versart — das ist aber auch Alles. Ganze Seiten sind wieder matt und bloßer Wortruf, ein fortgehendes süsses Reimgeschwätz! Im Ganzen keine wahre Anlage, keine altdeutsche Sprache und Nerve des Gesanges: selbst im Einzeln die glänzendsten Tiraden fast immer ohne Maas, ohne Drang zu der Stelle, ohne scharfen, schöpferischen Umriß. Die Poesie des Verf. ist eine schöne Unkrautblume, blühend und voll Farbe, aus fettem Erdreich gebohren, aber Unkraut.

Noch weniger ist zu sehen, wie der Bardenkollar diesen Dichter so vorzüglich empfehle? Rhingulph ist gerade zu kein Barde! So wenig in die Geheimnisse der alten Haine eingeweiht, hat Hertha's Honigwein und Fråas Frühlingslust nur so im Traum gesehen — kurz ohne Bardenkonkordanz, wo Rhingulph, der Barde, gut singt, singt er immer modern, ganz nach der Weise unsres Jahrhunderts: sein glattes Kinn also verräth ihn: er sollte das Bardenhemde wegwerfen, das nicht für ihn gemacht ist.

Unser Urtheil durch den Verfolg der Gedichte im Einzelnen zu bestärken, wäre für diesen Ort zu weitläuftig. Auf allen Seiten strömen warme Ausgüsse der Einbildung mit solchem Ueberfluß von Bildern, schöner Phraseologie und Reimklange zu: aber wo ist in Einem Gedichte dichterischer Plan? Wie unpoetisch ist z. E. die fast chronologische Biographie Kleists, von seiner Geburt bis zu seinem Tode, da da man fast bey jedem Abschnitt auch einen Paragraphen des bekannten Ehrengedächtnisses Kleists citiren könnte! Wie unpoetisch im Ganzen der Anlage die Trauer über Hermanns Tod? Doch immer nichts als in Grundlage historische Beschreibung, nur so mit Ausrufen besäet, mit Schneeflocken überschleyert!

Wenn

Wenn weis der Dichter bey Einem Bilde Maas zu halten? Wenn fühlet er Foderniß dieses Orts, dieser Situation? Wenn verliehrt er nicht auf jeder Seite den Barden mit seinem Reichthum wilder Einbildung und ausmahlenden Geschwätze so aus dem Gesicht — die schönsten Züge die zwischen inne kommen, sind lyrische Kadenzen, moralische Gesinnungen, schöne Worte. Die Ermuntrung Rhingulphs an sich selbst würde, durchs Wegschneiden einiger Auswüchse ein gutes lyrisches Stück werden: in der Klage Rhingulphs um Hermann, der Trauergesang auf Irmengard: hinter der Jägerin das feyerliche Lied am Sterbetage der Schwester u. s. w. wie anders dürfte Alles werden, wenn Rhingulph die Bardenmaske abwürfe. Da würden die wilden Fluthen der Phantasie, die jetzt zwischen Eichen und Gräbern und Schlachten, mit welchem beräubenden Wortschalle strömen, in ihr Bette zurückgebracht, tiefer bohren und im vollen Strome zwischen Ufern majestätischer fliessen! Der Verf. würde finden, daß aus dem Herzen und fürs Herz zu singen, noch etwas anders sey, als halb aus dem Gedächtniß, halb aus der leicht erregten Phantasie Worte und Kadenzen zu strömen, und daß er dem Barden alsdenn gewiß ähnlicher seyn werde, wenn er diese Urkraft des Gesanges, der Dichtung, der Sprache, mit sparsamer Mäßigkeit ganz in seiner Gewalt hätte. Es ist vortreflich, einen jungen Dichter von Talenten aufzumuntern; wenn aber dies Lob der Aufmunterung ihn in den Gränzen des Mittelmäßigen vesthält, oder ihn in den Abgrund schöner Phrasen hineinwirft, so wirds äusserst schädlich.

Ueberhaupt also unsre Meynung von den neuern Barden zu sagen, die mit ihrer wachsenden Zahl, wenn sie nicht von Nahrung der Eichenwälder zu leben gewohnt wären, fast größere Theurung zu besor-

gen gäben — so kennet der Rec., falls er sich recht besinnet, doch nur drey vorzügliche Barden in solchem Verstande. Gleim der alte Kriegesſänger, wo er würklich den edlen, starken, einfältigen Ton der Ballade hat, ohne ihn haben zu wollen. Gerstenberg, der Skalde, der nebst der Fiktion einen ganzen Zauberköcher nordischer Harmonieen ausschüttet, und denn Klopstock, der, die nordische Einbildung mit dem wärmsten Herzen und großer Kraft der deutschen Sprache vereint, dieser Dichtart am meisten Welt zu geben, den deutschen Hain dem griechischen Parnaſſus entgegen zu setzen! Orpheus und Oßian, wo möglich, zu uns hinüber zu ziehen gewagt hat. Denis singt Oßianen mit vieler Leichtigkeit der Sylbenmaasse und einem gewissen Schwunge seiner Einbildung nach: der Barde Rhingulph singt nur ein modernes Lied auf einer alten Skaldenharfe und ohne jemand der übrigen zu übervortheilen — nicht alle Thyrsusträger sind Bachus?

Dies ist z. B. auch die Ursache, warum wir von

Josephs des zweyten Reise zum Könige von Preußen. Ein Gedicht von Fidler. Wien, 1771.

nichts sagen. Es rauscht und flistert lauter Bardenworte, usurpirt die ganze Topik von Hainen, Mitternacht, Geistern der Ahnen u. s. w. Der Verf. hat im Vorbericht auch die ganze Reihe Epopeendichter von Homer bis zu Voltär vorgesetzt, und dabey angemerkt, daß die meisten arm gewesen, vermuthlich, daß jeder die ofne Nische zuletzt sehen und den Namen Fidler hineinsetzen soll — wer will thun. es! Wir wissen, trotz Vorberichts und Inhalts nicht, was?

was? oder warum Fidler der Barde seine Bardenepopee von Einem Gesange gesungen habe, und die Welt brauchts nicht einmal zu wissen, daß er gesungen habe.

L.

XXII.

G. E. Leßings vermischte Schriften. Erster Theil. Berlin, bey Voß, 1771. 8. 1 Alph. 1 Bogen.

Blos um nicht wieder in seiner ganzen armseli„gen Kindheit auf dem Platz erscheinen zu „dörfen,„ wohin ein gedroheter Nachdruck der Leßingschen kleinen Schriften den Verf. zu bringen gedachte, giebt Hr. L. diese neue Sammlung seiner vermischten Schriften. „Das Publikum, sagt „er, wächset täglich an Einsicht und Geschmack; aber „viele Verfasser bleiben zurück, und wehe dem, der „es auch nicht einmal fühlet, daß er zurückgeblieben „und eitel genug ist, noch immer auf den Beyfall „zu rechnen, den er vor zwanzig Jahren erhalten zu „haben vermeynet.„

Mit eben der Bescheidenheit kündigt sich der Verf. auch zu dieser neuen Sammlung an. Er hat alles behalten, „worauf die Liebhaberey des allernach„sichtvollesten Lesers nur immer einigen Werth legen „könnte,„ und von seinen neuen Stücken, schließt er, daß „es Thorheit wäre, zu Ausbesserung einer bau„fälligen Hütte Materialien zu verschwenden, von „welchen ein ganz neues Gebäude aufgeführt werden „könnte.„

Hr.

Hr. L. hasset alles eckle Lob, das ihm, auch von dem Publikum, ins Gesicht gesagt würde. Indessen welcher neuere Schriftsteller unsrer Sprache wäre dem Leser bekannt, der so wenig ältere, so sehr mit dem Publikum mitgienge, ja der bey jeder neuern Schrift ihm immer noch so neu und mehr vorgienge, immer so gesunder, reifer und blühender erscheine, als Hr. L.? Wer schläft minder, als er, auf seinen Lorbeern, und auf wie verschiednen Feldern und Fren sind und werden diese Lorbern von ihm geb

Vielleicht sind beyde Vorzüge zusammeng gend, und vielleicht müssen sie es auch bey jedem n, der Einen derselben haben will. Abwechselung, u immer fortgesetzte thätige Abwechselung hält d vielleicht allein im Zustande einer ewigen Mun t und wachsenden Stärke; da jedes auf Eine F. in Einen Winkel zu lange geheftete starrende nur zu bald erstarret oder dämmert. Wer sollte philosophischen Gewühl der Dramaturgie den der Emilia Galotti; wer im kritischen Wuste Martial, Catull u. s. w. den Epigrammendichter finden oder ahnden wollen? Bloßer Wahn! einfältige Absondrung! Eben die Verbindung und Abwechslung und stete Uebung so mancherley Seelenkräfte war vielleicht allein Ursache, daß Eine so munter und so lange und immer neu und reifer erschien!

In diesem ersten Theil sind die Sinngedichte des Verf. vielleicht über zwey Drittheile vermehrt. Neben an folgt eine Abhandlung über das Epigramm, so auseinandergesetzt, als wir sie noch von keinem Kunstrichter über diese Dichtungsart gehabt haben. Alsdenn meistens einzelne kritische Anmerkungen über Catull, Martial, die Priapeen und die Anthologie, und so beschliessen Lieder das Bändchen, die am wenigsten vermehrt, hie und da aber verändert erschei-

nen.

nen. Der Rec. findet sich zu wenig in Lage, dem Verf. in so verschiedne Felder mit gleicher Muße und Unterstützung folgen zu können, wie er wohl wünschte; er wird also, wie jene arme Feldmaus, mehr den Reichthum ihrer städtischen Freundin bewundern und andre darauf einladen, als selbst daraus kritischen Gebrauch machen können — —

Ueber die Sinngedichte selbst ist also nichts zu sagen: denn was sollen vorzügliche Proben, wo alles vorzüglich ist, wo alles Probe seyn müßte? Jedes

— — Epigramm
so fein, so scharf, als je von Kästner Eines kam.

Die empfindsame Spielgesellschaft unsrer Zeit, die am Markt sitzen und sich zurufen: wir haben euch gepfiffen u. s. w. wird zwar überhaupt diese Epigramme zu wenig empfindsam, hie und da zu unfein, zu rasch, und „den Göttinnen der Unschuld„ insonderheit oft zu scharf und feindlich finden: sie werden vielleicht über das „Nur witzige! blos witzige!„ Klagen führen; indeß auch gegen deren Geschmack hat der Verf. wenigstens den Vortheil, daß seine Theorie durchaus mit seinen Beyspielen übereinstimmt, daß bey ihm die Gattung der Sinngedichte die höchste oder vielmehr die Einzige ist, die unter den Proben die häufigste seyn dörfte, und daß er sich überhaupt sehr scharf theils gegen eine „vermeynte griechische „Simplicität, theils gegen die erkläret, die, weder „gesund noch klug ihr Mädchen nicht anders als in „der Tracht einer Schäferin sehen mögen„ — — Also zu dieser Theorie selbst.

Sie ist im Hauptgedanken fast selbst Epigramm oder liesse sich dazu machen. Alle wahren Erfordernisse dieser Dichtungsart leitet der Verf. aus ihrem Ursprung her, nach dem sie zuerst „Ueberschrift„ ge-

we-

wesen. Also „ein Gegenstand der Erwartung, der „Aufmerksamkeit, der uns von fern in die Augen „leuchte, uns anziehe — Kurz Monument, und Inschrift des Monuments, Erwartung und Auflösung sind die beyden wesentlichen Stücke des Sinngedichts. Beyde müssen daseyn! in welchem Maaße gegen einander sie daseyn müssen? Was, wenn Eins oder das Andre nicht ist, für Fehler, oder für andre Gedichtarten werden? Wie man auf jedem andern Wege das Epigramm finden zu wollen, nur Irrweg genommen u. s. w. Der Scharfsinn, mit dem der Verf. hier immer unterscheidet, und seine Idee von Aufschrift, Erwartung und Auflösung nie oder nicht lange aus dem Gesicht verliehret, und von beyden Seiten Seichtheiten in Geschmack und Theorie verbannet — wird für jeden Liebhaber, der mehr, als fühlen, auch denken will, angenehmer Gang seyn. Der Recensent setzt, so hingeworfen manches scheine, diese Abhandlung zunächst an die „Theorie von der Fabel,„ an die sie auch ihrer Natur nach gränzt, und wünscht, daß Hr. L. seinen philosophischen, aufräumenden Weg auch durch die übrigen Dichtarten fortsetze: so bekämen wir endlich Fragmente zu einer philosophischen Poetick, die wir, ganz, so sehr wir es wähnen! wahrhaftig noch nicht haben.

Was man seiner Fabeltheorie eingewandt, wird man auch seiner Theorie vom Epigramm entgegensetzen: sie sey zu enge, zu ausschliessend, zu willkührlich, zu eckel! gränze oft zu sehr an die Kleinigkeit, daß so Etwas, wenns nun nicht Epigramm heißen dürfe, so ein kleines niedliches Gedicht, Fabel, Liedchen, Vers heißen könne, und was daran liege? Diese Einwendungen verfehlen ganz den Sinn und Zweck des Kunstrichters. Er will blos aufräumen, sondern; Arten und Begriffe vestsetzen; nicht ja aber da-

damit Einem Dinge Werth absprechen, was nicht diese Art ist. Sagt denn Linne, darum, weil dies Ding nicht zu diesem Geschlecht gehört, so gehörts zu keinem Geschlecht, so ists Unding?.. Und wer, wenn er nun hiegegen nicht weiter kann, solchem Forschen ganz seinen Werth abspricht, es für Namenspielerey und Wortunterschied hält .. für den hat der Verf. (und kein Verf. über solche Materien), schlechthin nicht geschrieben.

Aber nun auch in den Gesichtspunkt des Autors, selbst in seine Erklärung vom Epigramm gesetzt: dürfte er nicht doch etwas zu ausschliessend, zu wählerisch in dem seyn, was er unter seinen Gesichtspunkt und Erklärung bringt? Man behalte, daß wir die Erklärung des Verf. voraussetzen. Wir streiten also auf seinem Grund und Boden.

Wenn nemlich das Epigramm immer noch im Grunde die ursprüngliche Aufschrift ist, nur verfeint und zur Kunst bestimmt, (d. i. mit genauerm Umriß und Bestimmung ihrer Theile und ihres Zwecks versehen): wenn also jedes Epigramm noch immer die Reihe von Empfindungen nachahmen muß, wie wenn wir zu einer Säule, einem Monument erwartend gehen, und durch seine Inschrift befriedigt werden: wäre das Martialische Epigramm würklich das Einzige? das beste? und fielen die manchen kleinern Gedichte, Catulls, der Anthologie u. s. w. weg, die der Verf. mit aller ihrer vermeintlichen Simplicität von dieser Gattung ausschliesset? . . . Wenigstens mögen unsre Zweifel dienen, die Lücken der gegebnen Theorie etwa zu füllen.

Ein Gegenstand setzet uns in Erwartung, den wir gar nicht kennen: der Aufschluß darüber, die Kunde desselben heisse überhaupt Inschrift.

Ein

Ein Gegenſtand ſetze uns in Erwartung, den wir gar wohl kennen; nur in der Ferne dunkel, und da wir näher kommen, fällt uns ſo Vieles und Vielerley ins Auge, daß uns ein Aufſchluß gute Dienſte thäte. Der Aufſchluß dürfte blos mahlen, blos den Gegenſtand im kleinen niedlichen Bilde geben, nur mit beſtimmter Richtung des Auges: das wäre vielleicht Epigramm im ſimpelſten griechiſchen Verſtande, oder wie Hr. L. will, Bild, Ikon: nur veredelt.

Endlich ſetzt uns ein Gegenſtand in Erwartung, bey dem uns die Kenntniß ſeiner ſimplen Theile nicht nöthig iſt, ſondern vielleicht nur die Bemerkung Eines Theils, Einer Kleinigkeit, Einer Seltenheit, die man nicht erwartete, oder Einer Beſtimmung, Eines Gebrauchs — der Aufſchluß deſſelben iſt das eigentlich Leßingſche und martialiſche Epigramm.

Wir hätten alſo natürlich drey Arten, die vielleicht auch in der Geſchichte der Ausbildung ſo auf einander folgen. Das Erſte iſt Epigramm im rohen mechaniſchen Verſtande, das zweyte Epigramm zum Monument der Natur, oder eines Denkmals, das durch natürliche Zeichen ſpricht. Das dritte gleichſam Aufſchluß einer Hieroglyphe durch willkührliche Zeichen, alſo der Kunſt.

Wenn wir das Erſte nun gleich als bloße Veranlaſſung ohne Kunſt, abſondern: ſo bleibt das zweyte doch wenigſtens als Uebergang, als Mittelart übrig, ehe das martialiſche Epigramm werden konnte; mit dem ſich auch Jenes noch auf mancherley Weiſe zuſammen ſchlinget — und dieſes das Catulliſche, das ſimple, oder (es iſt doch Einmal ein ziemlich geläufiges Vorurtheil) das griechiſche Epigramm: obs nicht unter H. L. Erklärung noch immer ſtünde? Erwartung und Auflöſung, Denkmal und Aufſchrift iſt da;

nur

nur beyde Theile nicht ſo abſtechend gemacht, nicht ſo auf einen Punkt geſetzt, ſind ſimpler in einander flieſſend. Hr. L. erinnere ſich an ſeinen Logau. Was für Mühe würde es ihn gekoſtet haben, zu ſichten und ganz genau zu trennen, wo das Martialiſche Epigramm aufhöre, und nun das Bildchen, die Moral, u. ſ. w. anfange? Wie viele mußte er behalten, die ſo nach keine Sinngedichte ſind! Wie viele in allen Sinndichtern, ſelbſt den Martial nicht ausgenommen, die es noch nicht ſind. Und man ſieht den Grund, warum hier das Schichten ſo ſchwer falle? warum ſich die Farben ſo ins kleine brechen müſſen? weil es — Mittelfarben ſind.

Nehmet einen Gegenſtand etwa der Kunſt, Bildſäule, Gebäude: ſetzet eine Aufſchrift darunter, die das Auge blos aufmerkſam mache, die ihm das mit einem Wink, einer einfachen Beſchreibung in Worten ſage, was die Bildſäule, das Gebäude ihm durch ihre körperlichen Theile, redend, ſpricht. Eben das, daß die Sprache nicht ſo ſprechen kann, als das Gebäude, die Bildſäule, macht ſchon Epigramm. Sie muß, wenn jede z. B. Schönheit in allen ihren Theilen zuſammenhängend und ſtumm ſpricht, gleichſam Bewegung dieſer Theile, Reiz ſprechen, weil ſie Schönheit nicht geben kann — Gebrauch ſprechen, wo ſie Sache nicht ſprechen kann — Eigenſchaft ſprechen, wo der Körper übrigens für ſich redet — — lauter Mittelarten, und würkliche Gattungen des Epigramm, mit vielen kleinen Stufen und Unterſchieden: und alle mehr griechiſche, als Martialſche Epigramme. Ich ſetzte z. E. zu Leßings Bilde die Aufſchrift:

Der edle deutſche Mann
Der Wahrheit lieb gewann
Daß ſie ihm, jeglicher Geſtalt,

Neu oder alt,
Verachtet oder häßlich gar
Gleichgültig nimmer war
Wer — Leßing iſt der Mann!

und ich wüßte alle dieſe Prädicate ſo ins redende Geſicht, Stellung und Handlung des Bildes zu legen, daß meine Zuſchrift blos ſchilderte — ſollte ſie darum nicht Epigramm ſeyn? Und gränzen nicht die Aufſchriften auf Pythagoras, Venus, Amor, auf Myrons Kuh, Becher, Harfe u. ſ. w. in der Anthologie, Martial, Logau und Leßing ſelbſt nicht ungemein oft an dieſe blos mahlende Gattung, wo nachher nur Ein Zug, Eine Wendung, (weil Rede eigentlich nicht mahlen kann,) von ſelbſt Epigramm macht? Wir ſehen alſo noch kaum veſte Gränzen der Ausſchließung.

Bald iſt das Epigramm ein Pfeil
Trift mit der Spitze
Iſt bald ein Schwert
Trift mit der Schärfe
Iſt manchmal auch (die Griechen liebtens ſo!)
Ein klein Gemählde, ein Stral, geſandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Wenigſtens wer uns eine Geſchichte der Dichtarten lieferte, wie ſie entſtanden ſind, würde gewiß auf dieſe Mittelgattung kommen: und wie viel Annehmlichkeit! wie viel Geſtalten hat ſie nicht! Wie geſagt, ſelbſt das künſtlichſte Epigramm muß nur zu oft an ſie treffen, und trift oft ſehr vortheilhaft. Die Empfindung des Naiven, des ſtillerhabnen, der ſimpeln Schönheit, die ſo erregt wird, iſt wenigſtens in einiger Fortſetzung der Seele angenehmer, als der bloßen, raſchen Neugier, des Unerwarteten, das wir munter erfahren, und das ſchnell verſchwindet. In weniger Zeit ſchmerzt uns dabey ſo der Kopf durch Stiche

als

als bey pedantischen Moralen durch Schwere. Wer ist, der einige Bücher der witzigsten Epigramme mit gleicher Empfindung fortlesen könnte? „Auch der „muß ein sehr gesunder, starker Kopf seyn,„ möchte ich hier H. L. nachsagen.

Die Theorie des Epigramms subjektiv entwickeln, was für Empfindungen dadurch erregt werden sollen? und können? — ob Bewundrung? gefallende Schönheit? sanfte Acquiescenz? oder allein befriedigte Neugierde? — Diese subjektive Theorie, zusamt dem vorgeschlagnen Blick auf die Geschichte desselben, würde alles ins Licht setzen; Hr. L. hat die Sache nur objektiv behandelt — — Doch nun weiter!

Was der V. über Catull sagt, soll nur Catull den Epigrammatischen betreffen; nicht Catull den lyrischen Dichter, den Römischen *bel-esprit*, dessen porte feuille trouvé den naiven und boshaften Zoten so wol als den feinsten lyrischen Wendungen unsrer schönen Geister nichts nachgab. Die Muthmaßung über den Finder der catullischen Gedichte ist ein guter Wink, dem jemand bey einer guten italienischen Bibliothek z. E. derer, die von gelehrten Veronesern ausführlich geschrieben haben, so bald und leicht nachgehen könnte. Dem Recensenten . . . Doch dies ist nur Ahndung. Als Skaliger alle seine Landsleute besingen wollte, und den Brugnol vergessen, oder vielmehr nie gekannt hatte, war Brugnol so zuvorkommend, sich Skaligern im Traume zu melden — vielleicht wird der Hr. a calamis oder a thalamis auch Jemanden im Traum erscheinen.

Von Martial ist der V. am weitläuftigsten; leistet vielleicht auf wenigen Bogen mehr als Schreine in ganzen Ausgaben, und beut dabey einem künftigen Herausgeber Vier Mscr. von diesem Autor an, die

in der Wolfenbüttelschen Bibliothek befindlich sind.

„Was durch Gelehrsamkeit in den alten Di
„erklären stehet, das ist uns die wir jetzt leben,
„lich vorweg genommen. Aber auf mein Wort:
„dem was sich in ihnen blos durch Geschm
„Empfindung erklären läßt, ist uns noch
„übrig gelassen, was wir zuerst bemerken könn

Die Erklärung über Martials Licenz ist sehr
fend; aber bey der so wahren Erläuterung vom ec
muß denn pustula blos ein Fleck seyn? nicht ein
gefahrnes Bläschen dem Wortverstande nach,
bey Bernstein so oft ist?

Ueber die Priapeja sind einige Varianten aus
Handschriften, und über die Anthologie theils Mitt
zur vollständigern Ausgabe, theils Erläuterungen.
Die über den Thurm der Hero ist würklich aufklä
rend: und von der Ausgabe? — irret der Rec. sich
nicht, so ist Hr. Prof. Valkenaer in Leiden mit einer
vollständigern beschäftigt, als bisher erschienen — —

Die Lieder stehen wohl nicht ungefehr zu sehr.
Sie sind meistens muntre Gesellschaftsstücke; und im
Cirkel der Gesellschaft, weis man, singt auch manch-
mal eine Kehle, die es selbst am besten fühlt, daß sie
nur der Gesellschaft wegen mitmache, und also auch
singend eigentlich nur munter mitspreche.

L.

XXIII.

Geschichte des deutschen Reichs und Italiens von Carl dem Großen bis auf den Westphälischen Friedensschluß. Erster Theil aus dem Ital. übersetzt. Lindau und Chur, bey der ty-

typographischen Gesellschaft, 1770. 8. 608 Seiten Vorb. 36 Seiten.

Die Idee des Hrn. Pilati Deutschlands und Italiens Geschichte zu verbinden, ist zwar noch unversucht, aber wegen der langen, bald genauern bald schwächern Verbindung beyder Staaten nothwendig, wie der Verfasser der kritischen Wälder im dritten Wäldchen S. 168. so gründlich gezeigt hat. Um ein bekanntes Buch nicht auszuschreiben, verweisen wir blos auf die bemerkten Gründe, wenn wir gleich dabey die schönste Gelegenheit hätten, eine unbescheidene Prüfung, und sehr mittelmäßige Widerlegung derselben im 1. St. des 2. Bandes der Betrachtungen über die historischen Schriften, in ihrer ganzen Blöße darzustellen. Das Original dieser deutschen Reichsgeschichte La Istoria dell Imperio germanico e dell Italia dei Tempi dei Carolingi Fino alla Pace di Vestfalia T. I. Stockh. 1769. 4. ist in einer Sprache geschrieben die jetzt in Deutschland desto unbekannter zu werden anfängt, je ausgebreiteter sie sonst bey unsern Schriftstellern war; und verdiente um destomehr eine Uebersetzung, da es ausser dem erweiterten Plan vor andern deutschen Reichsgeschichten Vorzüge hat, darunter wir die Auswahl und Einkleidung der Begebenheiten, den richtigen Gebrauch der Quellen, die Wahrheitsliebe, und die gründlichen Betrachtungen über die geistliche und bürgerliche Verfassung vor und zu den Zeiten der Carolinger, und die Mittel, wodurch sich die ersteren der weltlichen Herrschaft allmählig entzogen, besonders rechnen. Möchten sich nur die Fortsetzungen nicht so lange verzögern, wir wünschen dies, da wir nach der Anlage des Werks noch viele Theile erwarten müssen, der V. aber ihre Anzahl unbestimmt gelassen, um endlich ein

vollständiges, wohl geschriebenes, raisonnirendes, zuverläßiges Werk über unsere deutsche Geschichte besitzen. Wir verkennen durch diesen Wunsch Schätze nicht, welche wir schon haben, da einzelne Perioden unserer Geschichte so schön erh sind, oder so sorgfältig die brauchbarsten Materia künftigen Historikern zum besten gesammlet d oder auch Meister-Hände selbst unsere Gesc Ganzen zu bearbeiten angefangen haben; die vielleicht noch immer zu sehr für diejenigen ge ben sind, die Punkte des deutschen Staatsrechts er läutert oder alles was sich von unsrer Reichsge sagen läßt an einen Ort beysammen zu sehen pf Auch sagen wir damit nicht, als habe unser sonders Fehler seiner Vorgänger glücklicher rm oder immer mehr Licht über zweifelhafte P ten verbreitet, oder seinen Gegenstand ganz e In den ersten Zeiten der Carolingischen Peri diese ist in diesem Theil noch nicht völlig abge ist die deutsche Geschichte noch zu genau mit zösischen und italienischen verwebt, an vielen e die Deutschlands Schicksale und Begebenh hen, zu roh, ungewiß, und zu unfruchtbar, a tig von des V. Stärke und Kenntniß in un r schichte zu urtheilen. Dies müssen die folgen ten mehr ergeben. Indessen zeigt sich der , als nen gründlich denkenden, und erfahrnen E hr er folgt den Quellen und neuern Zeugen e Prüfung, er zeigt ein richtiges Verhältniß unter d beschriebenen Begebenheiten, er liefert nicht bl Krieges-Geschichte, und Staatsverträge, er schr in einem dem historischen Vortrage angemessenen und übergeht so leicht keine Begebenheit von Wi keit. Ganz genau hat er freylich diese letzte For u nicht immer beobachtet. Der sächsische Kr un

Carl

Carl d. Gr. die Beschaffenheit der Reichstäge, und Nationalversammlung unter ihnen, Carls Verdienste um die deutsche Sprache, und Dichtkunst, das Münzwesen unter eben demselben, hätten näher berührt, und ausgeführt werden können.

Die Begebenheiten selbst sind nach der Annalen-Methode vorgetragen, wozu ihn wohl Muratori veranlaßt hat. Eine Methode die freylich beym Nachschlagen dann und wann vortheilhaft seyn kann, auch dem V. beym Sammlen der Mühe überhebt bey Ordnung der Begebenheiten historische Kunst zu zeigen, aber für den Leser desto beschwerlicher und unangenehmer ist. Eine Menge Begebenheiten, die sich zugleich an verschiedenen Orten zutragen, theilen die Erzählung in allzu kleine Abschnitte. Ein Buch auf diese Art zerschnitten, verdirbt den Zusammenhang der Erzehlung, die Gedanken werden durch die Trennung der Begebenheiten verwirrt, und man kann die halberzählten Merkwürdigkeiten, nicht leicht und genau fassen. Wir besorgen, daß das Unangenehme dieser Methode in den spätern Theilen, wo die Geschichte beyder Reiche, sich in vieler einzelnen Staaten Geschichte vertheilt, einleuchtender werden wird, je reicher einzelne Staaten in einigen Perioden an merkwürdigen Auftritten seyn werden. Hr. P. hat selbst einen Theil dieser Schwierigkeiten eingesehen, aber uns nicht überreden können, nach allen seinen Gründen diese Methode anders als verwerflich zu finden. Und wer kann sie wohl bey seinen Gründen für nothwendig halten? der V. wählt S. VII. des Vorberichts diese Methode deswegen, weil er sich so oft aufhalten, und den Lauf seiner Geschichte hemmen muß, um die von einfältigen Schriftstellern behauptete Fabeln anzumerken und aufzudecken, die scheinbaren und betrügerischen Beweise über den Haufen zu werfen,

und die Wahrheit mit richtigen Beweisen zu erhärten. Sollte aber diese Vortheile nur die Annalen-Methode allein erlauben?

Um uns näher auf den Inhalt einzulas
sind in diesem Bande die Regierungen Car
Großen, Ludw. des Frommen, und Lothars I.
vorgetragen. Ueberdem erzählt eine sehr lesenswürd
Einleitung von 210 Seiten die Gründung
merkwürdigsten Vorfälle des fränkischen Reich den
Zustand von Italien bey der allmähligen Ab
der griechischen Herrschaft, die wichtigsten Verände
rungen des Longobardischen Reichs, den Anwachs der
päbstlichen Macht, und eine genaue Schilderung der
bürgerlichen- kirchlichen- sittlichen- gerichtlichen- und
Staatsverfassung bey diesen Völkern, und in diesen
Ländern, ehe Carl der Große ihr allgemeiner Beherr
scher ward. Wir können hier nicht alles in Auszuge
bringen; wo der V. zuweilen mehr wie ein *abregé*
verstattet, ins *detail* geht, oder wo uns seine Arbeit
vorzüglich gefällt. Z. E. wenn er die höchste Gewalt
der Longobardischen, Griechischen, Römischen, Go
thischen, und Fränkischen Fürsten in geistlichen Sa
chen, den Ursprung der geistlichen Immunität ꝛc. ꝛc.
so deutlich und überzeugend darstellt. Ausser diesen
und andern getreuen Abbildungen der geistlichen Ver
fassung, worinn sich Hr. P. vor allen Materien für
nemlich einläßt, gefallen uns die kurzen Erzählungen
von Clodewigs Thaten, von den Neuerungen die Cle
tar 2. in der Regierungsform des fränkischen Reichs
vornahm und wodurch er zu der nachherigen Macht
der *Major Domus* den Grund legte. Nur bey Bru
nehildens Charakter S. 10. hat der V. Vellis schöne
Vertheydigung nicht gelesen. Ferner die Bemerkung
S. 40. wie leicht Agilulf S. 40. durch Bezwingung
des ganzen Italiens, die päbstliche Macht auf immer

hät-

hätte vernichten können. S. 54. Theodorichs Rettung, die Untersuchung, wie der Bilderstreit den Päbsten günstig ward sich dem Gehorsam des orientalischen Kaiserthums zu entziehen, der schöne Charakter Kaisers Leon des Isauriers, der von dem sehr absticht, wie ihn Cedrenus, Zonaras und Theophanes entwerfen. Leo war keinesweges, wie Hr. P. S. 82. erweißt, der erste, der wieder den Bilderdienst eiferte; diesen hielten schon im 7 Jahrhundert einige occidentalische Bischöffe für abgöttisch, ja einer von ihnen, Bischof Serenus von Marseille war im buchstäblichen Verstande ein Bilderstürmer, und Gregor der Große mißbilligte ihn ebenmäßig —

So sehr wir aber auch den V. im Ganzen loben müssen, so scheint es doch mancher Stelle, mancher einzelnen Behauptung bald an gehörigen Beweisen, bald an nöthiger Berichtigung und bald an historischer Wahrheit zu fehlen. Fehler, die wir gern auf die Rechnung menschlicher Uebereilungen, oder unterlassener Nachlese, oder auch auf die Lage seines Standorts schreiben wollen, wo dem V. kleinere Abhandlungen deutscher Gelehrten über einzelne Punkte unserer Geschichte nicht allemal zur Hand waren. Unter andern fehlt in seiner Schilderung der fränkischen Merovinger vor Clotar II. die so sehr bestrittene und behauptete Frage, ob sie monarchisch oder eingeschränkt ihr Reich beherrschten. Hr. P. scheint ersteres zu glauben. Da er aber die veränderte Regierungsform unter Clotar II. deutlich beschreibt, hätte die erste Regierungsform dieses Reichs nicht dürfen übergangen werden. Eine andere Erinnerung trift die unterlassene Untersuchung, wann die Macht der griechschen Kaiser in Rom aufhörete, die bey den genauen Untersuchungen über den R. Pabst allerdings zu bestimmen war. Wir finden die Hauptdata dieser

Veränderung angegeben, auch hat sich H. P. zuweilen tiefer in einige besondere Punkte eingelassen, wie Hr. Becker in seiner Abhandlung: Wenn hat die Oberherrschaft der griechischen Kaiser in Rom aufgehöret, mit welcher wir unsern V. durchgehends verglichen haben. Wir haben auch bey unserm V. eine tiefere Kenntniß der italienischen Geschichte und eine nähere Bekanntschaft mit dem Charakter der handelnden Personen, die Triebfeder ihrer Handlung und den Geist des Jahrhunderts gefunden. Zum Beweise vergleiche man die schöne Erörterung S. 96. wo Hr. P. den Beystand des Pabstes wider den Gegenkaiser Petasius auseinander setzt, woraus Hr. Becker irrig eine völlige Freundschaft des griechischen und päbstlichen Hofes folgert. Einige andere Unrichtigkeiten haben wir ferner am Ende der Einleitung gefunden, und zwar in der Schilderung der Regierungsform, Sitten, und Wissenschaften vor Carl dem Großen. Z. E. S. 156. in den Gedanken vom Ursprung des Lehnwesens, eine Materie, die so viel geschickte Federn schon bearbeitet haben, wenn gleich Robertsons und Millars Untersuchungen erst nach seiner Erscheinung bekannt geworden sind. Zuerst sind hier die wahrscheinlichen Ursachen des Lehnssystems nicht angegeben, hernach findet sich kein Wort von den ersten Lehnen auf Lebenszeit, eben so wenig, wenn und bey welchen Völkern sich die ersten gewissen Spuren des Lehnssystems finden. Hr. Pilati glaubt in den Sortibus gothicis die ersten Spuren des Lehnssystems. Allein diese besaß der freye Gothe als ein Eigenthum, und nicht nexu clientelari. Ferner die Gothen sollen Erfinder der Lehne lange vor den Franken seyn. Der V. stützt seinen Satz mit Struv. Syntagm. Jur. Feud. Ueberhaupt sind Struvens Meynungen vom Ursprunge des Lehnwesen

sen

ſen ſchon von Thomaſius in Diſſ. de originibus feudalibus §. 4. widerlegt. Hernach führt Struv. nicht einmal die Gothen als die erſten Völker an, die das Lehnsſyſtem einführten, ſondern er ſchreibt es den deutſchen Völkern überhaupt, und unter dieſen den Longobarden zu. Von gleichen Gewicht ſind die Gründe S. 157. wo er wider den Molinäus ſtreitet, der den Urſprung der Lehne von den Franken herleitet. Hr. P. hat hier wieder Struven zu viel getrauet, der den M. etwas ſagen läßt, was wir vergeblich bey ihm geſucht haben. Molinäus hat vielmehr eine ganz andere Meynung, nemlich daß die Lehne von den Longobarden herſtammen. Auſſerdem daß unſers V. Meynung faſt von keinen Gründen beſtärkt wird, würden ihn gewiß Hrn. Böhmers Abhandlung auf einen andern, beſſern und richtigen Weg geführt haben, den Urſprung der Lehne bey den Franken zu ſuchen. S. 157. wird die Schreibkunſt bey den Deutſchen ebenfalls von den Gothen hergeleitet, und fürnemlich der Anfang im 4ten Jahrhundert geſetzt, um welche Zeit Ulfilas die Bibel in die gothiſche Sprache überſetzte. Dieſe Meynung hätte wohl einige Beweiſe verdient, da man gewöhnlich unſere Buchſtaben von den lateiniſchen ableitet, welches auch ihre allmähligen Veränderungen in den Diplomen beſtätigt, da es ſehr wahrſcheinlich iſt, daß die Deutſchen vor Einführung der chriſtlichen Religion ohne Buchſtaben geweſen, ob zwar einige ihrer Vornehmen, oder die mit den Römern viel Gemeinſchaft hatten, nach Tacitus und Cäſars Zeugniß griechiſch haben ſchreiben können, und daß unſere Buchſtaben von den Geiſtlichen eingeführt worden, die in den finſtern Jahrhunderten allein im Beſitz der wenigen Wiſſenſchaften und des Schreibens waren, und die lateiniſche Sprache bey dem Gottesdienſt brauchen mußten.

Aber

Aber die nöthigen Beweise fehlen. S. 120. findet sich eine Wiederholung. Pipins, dem Pabst Stefen 753. geleistete Hülfe, wird fast mit eben den Worten erzählt, wie man dies kurz vorher S. 34. 35. gelesen hat.

Wir kommen auf den Hauptheil dieser Geschichte, die Regierungen der deutschen Kaiser selbst. Erst werden die Hauptbegebenheiten einer jeden Regierung und am Ende derselben die Veränderung in der Staatsform, den Sitten, Religion ꝛc. ꝛc. beschrieben, die bey Carl dem Großen ziemlich genau angemerkt sind. Ihre Regierungen, und die merkwürdigsten zu ihrer Zeit vorgefallenen Begebenheiten, sind größtentheils eben so richtig und ausführlich vorgetragen, wie man sie bey den besten Scribenten unserer Reichshistorie findet. Nur Carls des Großen Kriege mit den Sachsen sind sehr seicht abgehandelt. Etwas scheinet wohl dazu beyzutragen, daß die Hauptbegebenheiten nach den Jahren zerstreuet sind. Die Ursachen dieser Kriege, die merkwürdige und im Occident so ungewöhnliche Verpflanzung der Sachsen, die Köhler einer eigenen Abhandlung würdig fand, und die man aus einigen andern Scribenten, die Köhler S. 15. in Menge angeführt, schön ergänzen könnte, ist S. 263. und 280. nur mit ein paar Worten berührt. Nur eine bloße Ausführung der kurzen Säße, worinn Hr. Pütter S. 113. seiner größern Reichshistorie die Geschichte dieses Krieges so hündig begreift, würde alles was sich hievon sagen läßt, geliefert haben. Allein, wie schon bemerkt worden, mit deutschen Schriftstellern, die Deutschland beschrieben, scheint unser Verfasser nicht sehr bekannt zu seyn. Seine Hauptführer sind Struve, Barre und Daniel gewesen. Allein auch wegen vieler Stellen verdient Hr. P. den Namen eines geschickten Geschichtforschers.

Z.

Z. E. S. 146. und 218. in den Nachrichten von Carls des Großen ersten Gemahlin. S. 268. wenn er von der Macht redet, die Carl in Rom ausübte, ehe er Kaiser ward. S. 235. wo er den wahrscheinlichen Anfang der berühmten constantinischen Schenkung bestimmt. S. 267. in der Untersuchung über das Concilium zu Frankfurt. S. 293. wo die Fabel von der Schlacht bey Posidonia widerlegt wird. In Kaiser Ludwigs des Frommen Geschichte ist er ausführlicher, als andere. S. 416. bey der diesem Kaiser von König Bernhard in Italien bestrittenen Kaiser-Würde. S. 454. wo gezeigt wird, daß Pabst Paschalis der erste gewesen, der die päbstliche Krönung bey einem deutschen Kaiser nothwendig gehalten . . . Stellen, wo wir dem V. nicht beypflichten können, oder die er ausführlicher hätte liefern können, da sie deutsche Gelehrte einzeln bearbeitet haben, sind uns aufgestoßen. S. 211. wo er mit dem Mönchen von St. Gallen Aachen als Kaiser Carls Geburtsort angiebt. Aber ausdrücklich wird auch bey ihm L. I. c. 30. Aachen nicht angegeben, und sollten Einhards Worte c. 4. de cujus nativitate atque infantia vel pueritia, quia neque scriptis unquam aliquando declamatum est, nec quisquam modo superesse invenitur, qui horum se dicat habere notitiam, scribere ineptum iudico, wohl nicht alle Trennungen über seinen Geburtsort am sichersten vereinigen können. S. 263. verglichen mit S. 513. wird Ludwigs des Frommen Wehrhaftmachung im Jahr 791. für ein Beyspiel der Chevallerie, und deswegen Carl der Große für den Stifter der Ritterschaft gehalten. Ein Gewebe zweydeutiger und unerwiesener Sätze. Möchte Hr. P. doch nur hiebey keinen neuern, sondern Schriftsteller aus dem Carolingischen Zeitalter befraget haben. Sagt wohl unter die-

diesen auctor vitae Ludovici Pii ad annum 791: Ludv. Ravesburc cum Patre abiit ibi ense jam appellens adolescentiae tempora — etwas anders, als Carl habe seinen Sohn wehrhaft gemacht? Eine Ceremonie, die von der Ritterschaft sehr unterschieden war, wovon Oetter im 4ten Stück seiner Wapenbelustigung so viel unerwiesenes aus *Mettinghs* Conjekturen gefabelt hat, mit dem er seine Hypothesen gemein hat,) nämlich durch das Wehrhaftmachen bekamen junge Leute von Ritter-Art und dem hohen Adel, das Recht männliche Waffen zu führen, und Krieges-Dienste anzufangen, durch die Chevallerie aber wurden Edle zum Dienst der Kirchen ermuntert, ihre Rechte gegen Frevler und Ungläubige zu vertheidigen, und in spätern Zeiten tapfere Thaten belohnt. Ueberhaupt wird Hr. Pilati keine gewisse Spuren der Ritterschaft vor den Creuzzügen aufweisen können. Ferner wird Carl der Große wegen dieser Wehrhaftmachung seines Sohnes nicht für den Stifter der Chevallerie gehalten, dafür hält ihn Niemand; und diejenigen, die diesen Kaiser unter die tapfern Ritter oder Stifter der Ritterorden (Ritter und Ritterorden hat hier Hr. P. vermischt,) zählen, folgen entweder dem alten französischen Roman de neuf preux, der die Thaten 3 jüdischen, Josua, David, und Judas Makabäus, 3 heidnischen, Hektor, Alexander, Julius Cäsar, 3 christlichen Ritter, König Artus, Carl Magnus, und Gottfried von Bouillon besungen hat, Turpins Fabeln, die Alberich de trois-fontaines in seiner Chronik abschrieb, und Martin Hamkonius in seiner Beschreibung von Friesland, mit neuen Fabeln, und einem von Carl gestifteten Friesischen Ritterorden vermehrte, Ungereimtheiten, die Hyppolit, Helyot und andere Scribenten der Ritterorden leichtgläubig genug wieder aufgewärmet haben. S.

266. iſt Carls Entwurf, die Donau mit dem Rhein und Mayn durch einen Canal zu vereinigen ſehr unzulänglich berührt, ſo wenig was die nähern Umſtände betrift, als die eigentliche Gegend, wo Carl dieſen Verſuch anfieng, hernach waren der Sarazenen Einfall in Frankreich und der Sachſen Empörung gewiß eine Haupt-Urſache, warum dies Projekt vereitelt ward. Schöpflins Gedanken über dieſe vorgehabte Vereinigung, in den Memoiren der Pariſer Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, handeln ſehr umſtändlich hievon, und hätten gut genuzt werden können. S. 290. wird das bekannte Triklinium in Pabſts Leons III. Tafelzimmer als ein Beweis der griechiſchen Oberherrſchaft über Rom im Jahr 798. angegeben. Hr. P. hat anſehnliche Gelehrte, die dieſes mit ihm glauben, allein Hr. Becker hat in ſeiner ſchon gedachten Abhandlung S. 46. ſo gründlich das Gegentheil bewieſen, daß wir uns blos darauf berufen dürfen. S. 292. 293. wird die Schenkung des Kalifen Aarons berührt, welche Carls Zug nach dem gelobten Lande, und die von ihm bewirkte Eroberung der Stadt Jeruſalem ſoll veranlaßt haben. Hr. P. verwirft ſie, wie billig, aber nicht aus richtigen und wahren Gründen; Turpin wird von ihm als der erſte Ausbreiter dieſes Mährchens angenommen. Aber Turpin, den Alberich *des trois fontaines* nebſt andern beym J. 802. anführt, ſagt eigentlich nichts hievon, qualiter dominicum ſepulcrum adiit, ſind ſeine Worte, et dominicum lignum ſecum attulerit ſcribere nequeo, und Lebeuf und Foncemagne haben in den Memoiren der Akademie der Inſchriften den eigentlichen Urheber dieſer Sage, einen ungenannten Mönch von St. Denys aus dem 11ten Jahrhundert erwieſen, den Drublet faſt wörtlich in ſeiner Hiſtoire de St. Denys L. 4. p. 367. excerpirt

pirt hat. Ueberhaupt hat Hr. P. wohl Aarons vermeinte Schenkung als allzugewiß angenommen; Bunau verwirft sie, und Baumgarten hat dessen Gründe im 34ten Stück der hällischen Nachrichten von 1751. sehr gut bestärkt. S. 331. wird der Anfang der Normännischen Züge, in Frankreich ums Jahr 809. angegeben, da Carl der Große den K. Gottfried, von Jütland bekriegte. So unmöglich die ersten Anfänger dieser berühmten Seezüge angegeben werden können, so kann man weit frühere Spuren ihrer Einfälle in England, den Niederlanden und Frankreich aufzeigen. Aimoinus zeigt ihre Einfälle schon unter Clodewigs Nachfolger, Theodorich und Gregorius von Tours meldet auch schon beym Jahr 650. diese Einfälle der Dänen, mehrerer Beyspiele zu geschweigen. In der Schilderung der deutschen bürgerlichen Verfassung unter Carl dem Großen hätten neben den Ordalien und den Mitteln, die streitige Wahrheit zu ergründen, wohl die in den Capitularen vorkommenden Sortes sanctorum, einige Anmerkung verdient. Der V. hat noch hin und wieder einige Urkunden, die im Text excerpirt sind, wörtlich unter demselben drucken lassen. Da sie insgesammt aus andern Werken entlehnt sind, scheinen uns einige diese Wiederholung nicht zu verdienen. Für einige solcher Erläuterungsschriften aber, da größere Werke, wie Baluzens Capitularia, Ughelli Italia sacra etc. dem Leser nicht immer zur Hand sind, kann man dem V. Dank wissen. Zu diesem gehöret der dreiste Brief, aus dem Baluze T. II. S. 109. den die Fränk. Geistl. über Carl Martels Qualen in der Hölle, womit er das den Geistl. angethane Unrecht büßen mußte, an K. Ludwig den Deutschen schrieben. S. 128. der Brief, den Pabst Stephen im Namen des heiligen Petrus an die Franken und ihren K. Pipin schrieb,

und

und ihn zum Beyſtand wider die Longobarden zu bewegen. Als ein Beyſpiel einer verdächtigen, Carl dem Großen angedichteten Schenkung ſteht S. 294. eine Urkunde, worinn dieſer Kaiſer einem ital. Kloſter des heil. Anaſtaſius im J. 805. ſehr viele Ländereyen ſchenkt. Von gleicher Wichtigkeit iſt S. 310. das Theilungs-Inſtrument, wie Carl auf dem Reichstage zu Thionville 806. ſeine ſämmtlichen Staaten unter ſeine Söhne vertheilte, und S. 380. der Freundſchaftsbund, den Ludwig und Carl 840. in deutſcher und romaniſcher Sprache zu Strasburg beſchworen. Nur hätte dieſes letzte ſchätzbare und den meiſten Lesern unverſtändliche Ueberbleibſel billig überſetzt und erklärt werden müſſen. Zu dem da Freher ſchon die Fränkiſche und Foncemagne in den Memoiren der Akademie der Inſchriften, die romaniſche Eides-Formul ſo gründlich erkläret haben. Fueslins ſchöne Abhandlungen im 10 B. des Hamb. Mag. wenn hat der franzöſiſche Hof deutſch zu reden aufgehört, würde ihm gleichfalls verſchiedene fruchtbare Beobachtungen mitgetheilet haben.

Endlich noch von dem Werth der Ueberſetzung ein paar Worte: dieſe läßt ſich ſehr gut und ungezwungen fortleſen, wir haben auch ausführliche Stellen von ganzen Seiten mit dem Original verglichen, aber immer den Sinn und die Worte getreu und nachdrücklich im Deutſchen wieder gefunden.

Dr.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Der Prediger bey denen Betrübten und Angef in seiner Gemeinde, oder Regeln und Muster angehende Geistliche zu einer gesegneten Fi ihres Amtes. Christian Wilhelm Oemler. W. Consistorialrath und Archidiac. an der und Hauptkirche zu Jena. Jena, bei Rudolph Cröckers sel. Wittwe. 1771. 8. Seiten.

Es ist nicht überflüßig, wenn dergleichen einzelne Stücke aus der Pastoraltheologie zur Belehrung angehender Prediger besonders bearbeitet werden. Nur muß derjenige, der diese Arbeit übernimmt, seine Vorgänger an Wissenschaft und Erfahrung übertreffen, wenn man ihm seine Bemühung verdanken soll. Thut er nichts mehr, als daß er die alten bekannten Sachen wiederholt, und was in wenigen Bogen ganz bündig darüber geschrieben werden könnte, bis zu Alphabeten ausdehnt, so kommt auch nicht viel dabey heraus. Hr. Oe. handelt in dem ersten Cap. dieser Schrift von dem rechtmäßigen Verhalten eines Predigers gegen die Betrübten in seiner Gemeinde, und in dem zweyten, welches den größten Theil des Buchs ausmacht, von dessen Verhalten gegen die Angefochtenen. In Ansehung der Art, wie ein Geistlicher mit den Betrübten umgehen soll, zeigt der V. ein menschenfreundliches und mitleidiges Herz, und die Regeln, die er dem Seelsorger giebt, sind untadelhaft. Aber in der Lehre von den sogenannten Anfechtungen ist durch seine Schrift auch nicht das geringste heller aufgeklärt worden, als es bisher gewesen. Wer auch andern darüber mehr Licht geben will, der sollte billig den Geist der Prüfung haben; er sollte den Menschen, die Kräfte seiner Seele, den großen Einfluß des Temperaments in die Gemüthsneigungen u. d. g. sorgfältiger beobachtet haben, als es von bloßen Aſceten zu er-

geschehen pflegt. Wollte er das, was man durch Vernunftschlüsse und Erfahrung darüber herausbringt, mit dem, was in der Bibel davon steht, vereinigen und auf allgemeine Principien bringen, so müßte er insonderheit mit den jüdischen Meynungen von dem Einfluß der Geister und Dämonen in den Menschen und die Körperwelt überhaupt genauer bekannt seyn, um daraus die Vorstellungsart und Ausdrücke der biblischen Verfasser nach dem damaligen Sprachgebrauch zu erklären. Ausser dem läßt sich keine sichere Theorie davon festsetzen, und so lange die noch unsicher ist, so lange fehlt es denn auch den darauf gegründeten praktischen Regeln an durchgängiger Zuverläßigkeit.

Unser V., der sich mit Untersuchungen, bey denen es auf etwas genau philosophische Zergliederung der Begriffe ankommt, eben nicht abzugeben scheint, hat sich die Sache leichter gemacht, und es bey den Arten der Anfechtungen und deren wirkenden Ursachen gelassen, die so viel hundert Jahr, als ausgemacht, angenommen worden. Die ängstlichen Zweifel, wodurch das Gewissen eines guten Christen manchmal beunruhiget wird, pflegen wir Anfechtungen, und die davon stark angegriffen werden, Angefochtene zu nennen. Sie finden nur bey guten, nicht bey bösen Menschen Statt, wie der V. richtig anmerkt. Das jetzo bey Seite gesetzt, was die körperliche und Temperamentsbeschaffenheit eines Menschen dazu beytragen kann, so liegt der nächste Grund von allen Anfechtungen ohne Ausnahme in den Vorstellungen der Seele. Der gute Mensch ängstiget sich in seinem Gemüthe mit bangen Zweifeln, entweder weil es ihm an hinlänglich richtiger, gewisser und lebendiger Einsicht in die christliche Heilsordnung mangelt, oder weil er sich selbst nicht genugsam kennt und in Beurtheilung seines Verhältnisses dagegen Fehler begeht. Unsers Erachtens lassen sich hieraus alle Anfechtungen erklären. Allein Hr. Oe. nimmt, wie gewöhnlich dreyerley Gattungen an. Von einigen soll Gott, von andern das eigene böse Herz des Menschen (damit widerspricht sich aber der V., denn wiedergebohrne und geheiligte Menschen, dergleichen die Angefochtenen seiner eigenen Meynung nach sind, haben kein böses Herz mehr, wenn sie gleich noch moralische Unvollkommenheiten und Schwachheiten, Erbsünde, wie er es nennt, an sich haben) von noch andern soll der Satan die wirkende Ursache seyn. S. 75.

Die Anfechtungen, in welche Gott seine Kinder führet, erklärt er durch die Entziehung des Einflusses seiner Gnade,

oder seiner ihnen mitgetheilten Gnadenkräfte, gendermaßen beschrieben wird. „Es ist dem Gläu „hätte ihn Gott ganz verlassen, als wäre er von ihm „chen, als sollte es zum Verderben mit ihm gehen — „Liebe, Freundschaft und Zärtlichkeit Gottes ist „hüllt — Er schmeckt seine Freundlichkeit nicht „her — Es scheint ihm, als hätte er alle Gn „ren — Doch bricht oft durch die Dämmerung ein „des Lichts der Gnade durch.„ S. 76, 77. Wir sen hier deutliche, bestimmte Begriffe. Der V. sagt blümte Worte, aber er läßt uns die Sachen unerklärt. ist Entziehung des Einflusses der göttlichen Gnade? hung der Gnadenkräfte? Was heißt das: Gott Gläubigen? er weicht von ihm? Seine Liebe ihr hüllt? Wer behauptet, Gott sey die nächste wirkende einer Anfechtung, der muß von solchen Redensarten Begriffe geben, sonst bleibt die Frage: Ob die Gottes auf das menschliche Gemüth bey ängstlichen stärker oder schwächer, näher oder entfernter, mit unmittelbarer sind, als bey allen andern Vorstel danken und Veränderungen eben derselben Seele unausgemacht und veranlaßt nur Wortstreit. scheint der V. von der Einwirkung Gottes in die Seele, von der Art, wie das höchste Wesen zu dungen und Handlungen der Menschen concurrirt, materielle Vorstellungen zu machen. Der allg fluß Gottes auf die moralische Welt, seine Wirkung künftigen, endlichen Substanzen, folglich auch in der der Begnadigten, geht doch nach Maßgebung ihrer nisse ordentlicher Weise einmal wie das andere uni fort. Hr. Oe. aber scheint gewisse Abschnitte chungen darinn anzunehmen, so daß die göttlichen kungen in einzelnen frommen Seelen zu der ei lich abgebrochen, und zu der andern Zeit auf eine bare Art wieder angefangen und fortgesetzt werden. er solches beweisen möchte, wissen wir nicht. Er s „Bewußtseyn, die Versicherung der göttlichen de „der angefochtenen Seele schwach.„ Ganz richtig. den nächsten Grund davon aufgesucht! Liegt er nicht in oder jener ungewissen oder unrichtigen Erkenntniß einer Seele? in diesem oder jenem Trugschlusse, den fene Christ in Ansehung seines moralischen Zu Die Angefochtenen, mit denen sich der V. in

ten drey Catechisationen nach dem ihnen gegebenen Charakter unterredet, beweisen dieses augenscheinlich. Sobald er sie eine unrecht verstandene Schriftstelle besser verstehen lehrt, so bald er sie auf die einzigen untrieglichen Kennzeichen, woran es der Mensch wissen kann, ob er in der Gnade Gottes stehet, mit vieler Richtigkeit führet, sobald sind ihre Anfechtungen überwunden.

Den unterscheidenden Charakter der Anfechtungen, die aus dem eigenen Herzen des Menschen kommen, setzet der V. darinn, daß sie mit unsern Naturkräften in dem genausten Verhältnisse stehen. Um Vergebung! Gilt denn dieses nicht von allen ängstlichen Zweifeln, wodurch ein gewissenhafter Mensch beunruhiget wird? Es geht mit allen sehr natürlich zu. Wir haben in unsern Zeiten keine Erfahrungen von übernatürlichen oder übermenschlichen Anfechtungen. Der V. hat die Ursachen und die Entstehungsart derselben S. 80, 81. ganz richtig angegeben. Die erste Gattung der Anfechtungen die er göttliche, und diese zwote Gattung, die er menschliche Anfechtungen nennt, lassen sich aber, soviel wir einsehen, sehr füglich unter eine Klasse bringen. Sie sind insgesamt menschliche Anfechtungen, die aber, wie alle und jede Versuchungen des moralischen Menschen, unter der Regierung, Zulassung und Lenkung Gottes stehen.

Die Theorie der dritten Gattung, nemlich der satanischen Anfechtungen, die der Teufel theils unmittelbar theils mittelbar durch seine Werkzeuge wirken soll, bauet der V. auf jüdische Ideen vom Satan, auf Redensarten, die zu den Zeiten Christi und der Apostel, als Juden, üblich waren, von denen man sich die Bedeutung abstrahiren, die man aber nicht nach dem Buchstaben verstehen muß. Denn es würde dem V. doch wahrhaftig schwer werden, von der unmittelbaren Einwirkung des Satans auf die menschliche Seele einen deutlichen Begrif zu machen. Den hieher gehörigen Schriftstellen, besonders Eph. 6, 12. giebt er die gewöhnliche Auslegung; es liesse sich aber, wenn es hier nicht zu weitläuftig wäre, leicht zeigen, daß sie einer viel einfachern und verständlichern Erklärung fähig sind. Warum muß der Gott der Welt 2 Cor. 4, 4., aus welcher Stelle der V. die moralischen Wirkungen des Satans beweisen will, eigentlich der Abgott dieses Jahrhunderts, (ὁ θεὸς τ῀ς αἰῶνος τ῀τ῀) der der Ungläubigen Sinne verblendet, durchaus im *concreto* genommen werden? durchaus ein eigenes subsistirendes Wesen, ein böser Dämon seyn?

pirt hat. Ueberhaupt hat Hr. P. wohl Aarons vermeinte Schenkung als allzugewiß angenommen; Bunau verwirft sie, und Baumgarten hat dessen Gründe im 34ten Stück der hällischen Nachrichten von 1751. sehr gut bestärkt. S. 331. wird der Anfang der Normännischen Züge, in Frankreich ums Jahr 809. angegeben, da Carl der Große den K. Gottfried, von Jütland bekriegte. So unmöglich die ersten Anfänger dieser berühmten Seezüge angegeben werden können, so kann man weit frühere Spuren ihrer Einfälle in England, den Niederlanden und Frankreich aufzeigen. Aimoinus zeigt ihre Einfälle schon unter Clodewigs Nachfolger, Theodorich und Gregorius von Tours meldet auch schon beym Jahr 650. diese Einfälle der Dänen, mehrerer Beyspiele zu geschweigen. In der Schilderung der deutschen bürgerlichen Verfassung unter Carl dem Großen hätten neben den Ordalien und den Mitteln, die streitige Wahrheit zu ergründen, wohl die in den Capitularen vorkommenden Sortes sanctorum, einige Anmerkung verdient. Der V. hat noch hin und wieder einige Urkunden, die im Text excerpirt sind, wörtlich unter demselben drucken lassen. Da sie insgesammt aus andern Werken entlehnt sind, scheinen uns einige diese Wiederholung nicht zu verdienen. Für einige solcher Erläuterungsschriften aber, da größere Werke, wie Baluzens Capitularia, Ughelli Italia sacra etc. dem Leser nicht immer zur Hand sind, kann man dem V. Dank wissen. Zu diesem gehöret der dreiste Brief, aus dem Baluze T. II. S. 109. den die Fränk. Geistl. über Carl Martels Qualen in der Hölle, womit er das den Geistl. angethane Unrecht büßen mußte, an K. Ludwig den Deutschen schrieben. S. 128. der Brief, den Pabst Stephen im Namen des heiligen Petrus an die Franken und ihren K. Pipin schrieb,

und

und ihn zum Beystand wider die Longobarden zu bewegen. Als ein Beyspiel einer verdächtigen, Carl dem Großen angedichteten Schenkung steht S. 294. eine Urkunde, worinn dieser Kaiser einem ital. Kloster des heil. Anastasius im J. 805. sehr viele Ländereyen schenkt. Von gleicher Wichtigkeit ist S. 310. das Theilungs-Instrument, wie Carl auf dem Reichstage zu Thionville 806. seine sämmtlichen Staaten unter seine Söhne vertheilte, und S. 380. der Freundschaftsbund, den Ludwig und Carl 840. in deutscher und romanischer Sprache zu Strasburg beschworen. Nur hätte dieses letzte schätzbare und den meisten Lesern unverständliche Ueberbleibsel billig übersetzt und erklärt werden müssen. Zu dem da Freher schon die Fränkische und Foncemagne in den Memoiren der Akademie der Inschriften, die romanische Eides-Formul so gründlich erkläret haben. Fuesslins schöne Abhandlungen im 10 B. des Hamb. Mag. wenn hat der französische Hof deutsch zu reden aufgehört, würde ihm gleichfalls verschiedene fruchtbare Beobachtungen mitgetheilet haben.

Endlich noch von dem Werth der Uebersetzung ein paar Worte: diese läßt sich sehr gut und ungezwungen fortlesen, wir haben auch ausführliche Stellen von ganzen Seiten mit dem Original verglichen, aber immer den Sinn und die Worte getreu und nachdrücklich im Deutschen wieder gefunden.

Dr.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Der Prediger bey denen Betrübten und Angefochtenen in seiner Gemeinde, oder Regeln und Muster für angehende Geistliche zu einer gesegneten Führung ihres Amtes. Christian Wilhelm Oemler, F. S. W. Consistorialrath und Archidiac. an der Stadt- und Hauptkirche zu Jena. Jena, verlegts Joh. Rudolph Cröckers sel. Wittwe. 1771. 8. 567 Seiten.

Es ist nicht überflüßig, wenn dergleichen einzelne Stücke aus der Pastoraltheologie zur Belehrung angehender Prediger besonders bearbeitet werden. Nur muß derjenige, der diese Arbeit übernimmt, seine Vorgänger an Wissenschaft und Erfahrung übertreffen, wenn man ihm seine Bemühung verdanken soll. Thut er nichts mehr, als daß er die alten bekannten Sachen wiederholt, und was in wenigen Bogen ganz bündig darüber geschrieben werden könnte, bis zu Alphabeten ausdehnt, so kommt auch nicht viel dabey heraus. Hr. Oe. handelt in dem ersten Cap. dieser Schrift von dem rechtmäßigen Verhalten eines Predigers gegen die Betrübten in seiner Gemeinde, und in dem zweyten, welches den größten Theil des Buchs ausmacht, von dessen Verhalten gegen die Angefochtenen. In Ansehung der Art, wie ein Geistlicher mit den Betrübten umgehen soll, zeigt der V. ein menschenfreundliches und mitleidiges Herz, und die Regeln, die er dem Seelsorger giebt, sind untadelhaft. Aber in der Lehre von den sogenannten Anfechtungen ist durch seine Schrift auch nicht das geringste heller aufgeklärt worden, als es bisher gewesen. Wer auch andern darüber mehr Licht geben will, der sollte billig den Geist der Prüfung haben; er sollte den Menschen, die Kräfte seiner Seele, den großen Einfluß des Temperaments in die Gemüthsneigungen u. d. g. sorgfältiger beobachtet haben, als es von bloßen Ascten zu

er-

geschehen pflegt. Wollte er das, was man durch Vernunftschlüsse und Erfahrung darüber herausbringt, mit dem, was in der Bibel davon steht, vereinigen und auf allgemeine Principien bringen, so müßte er insonderheit mit den jüdischen Meynungen von dem Einfluß der Geister und Dämonen in den Menschen und die Körperwelt überhaupt genauer bekannt seyn, um daraus die Vorstellungsart und Ausdrücke der biblischen Verfasser nach dem damaligen Sprachgebrauch zu erklären. Ausser dem läßt sich keine sichere Theorie davon festsetzen, und so lange die noch unsicher ist, so lange fehlt es denn auch den darauf gegründeten praktischen Regeln an durchgängiger Zuverläßigkeit.

Unser V., der sich mit Untersuchungen, bey denen es auf etwas genau philosophische Zergliederung der Begriffe ankommt, eben nicht abzugeben scheint, hat sich die Sache leichter gemacht, und es bey den Arten der Anfechtungen und deren wirkenden Ursachen gelassen, die so viel hundert Jahr, als ausgemacht, angenommen worden. Die ängstlichen Zweifel, wodurch das Gewissen eines guten Christen manchmal beunruhiget wird, pflegen wir Anfechtungen, und die davon stark angegriffen werden, Angefochtene zu nennen. Sie finden nur bey guten, nicht bey bösen Menschen Statt, wie der V. richtig anmerkt. Das jetzo bey Seite gesetzt, was die körperliche und Temperamentsbeschaffenheit eines Menschen dazu beytragen kann, so liegt der nächste Grund von allen Anfechtungen ohne Ausnahme in den Vorstellungen der Seele. Der gute Mensch ängstiget sich in seinem Gemüthe mit bangen Zweifeln, entweder weil es ihm an hinlänglich richtiger, gewisser und lebendiger Einsicht in die christliche Heilsordnung mangelt, oder weil er sich selbst nicht genugsam kennt und in Beurtheilung seines Verhältnisses dagegen Fehler begeht. Unsers Erachtens lassen sich hieraus alle Anfechtungen erklären. Allein Hr. Oe. nimmt, wie gewöhnlich dreyerley Gattungen an. Von einigen soll Gott, von andern das eigene böse Herz des Menschen (damit widerspricht sich aber der V., denn wiedergebohrne und geheiligte Menschen, dergleichen die Angefochtenen seiner eigenen Meynung nach sind, haben kein böses Herz mehr, wenn sie gleich noch moralische Unvollkommenheiten und Schwachheiten, Erbsünde, wie er es nennt, an sich haben) von noch andern soll der Satan die wirkende Ursache seyn. S. 75.

Die Anfechtungen, in welche Gott seine Kinder führet, erklärt er durch die Entziehung des Einflusses seiner Gnade,

oder seiner ihnen mitgetheilten Gnadenkräfte, wel
gendermaßen beschrieben wird. „Es ist dem Gläubig
„hätte ihn Gott ganz verlassen, als wäre er von il
„chen, als sollte es zum Verderben mit ihm gehen —
„Liebe, Freundschaft und Zärtlichkeit Gottes ist ihm
„hüllt — Er schmeckt seine Freundlichkeit nicht
„her — Es scheint ihm, als hätte er alle Gnade ver
„ren — Doch bricht oft durch die Dämmerung ein
„des Lichts der Gnade durch.„ S. 76, 77. Wir ve
sen hier deutliche, bestimmte Begriffe. Der V. sagt u
blümte Worte, aber er läßt uns die Sachen unerklärt.
ist Entziehung des Einflusses der göttlichen Gnade?
hung der Gnadenkräfte? Was heißt das: Gott
Gläubigen? er weicht von ihm? Seine Liebe
hüllt? Wer behauptet, Gott sey die nächste wirke
einer Anfechtung, der muß von solchen Redensarten
Begriffe geben, sonst bleibt die Frage: Ob die
Gottes auf das menschliche Gemüth bey ängstli
stärker oder schwächer, näher oder entfernter, mitte
unmittelbarer sind, als bey allen andern Vorstell
danken und Veränderungen eben derselben Seele?
unausgemacht und veranlaßt nur Wortstreit. U
scheint der V. von der Einwirkung Gottes in die
Seele, von der Art, wie das höchste Wesen zu
dungen und Handlungen der Menschen concurrir
materielle Vorstellungen zu machen. Der allg
fluß Gottes auf die moralische Welt, seine Wirkung in
nünftigen, endlichen Substanzen, folglich auch in die
der Begnadigten, geht doch nach Maßgebung ihrer
nisse ordentlicher Weise einmal wie das andere unun
fort. Hr. Oe. aber scheint gewisse Abschnitte und Unte
chungen darinn anzunehmen, so daß die göttlichen Gna
kungen in einzelnen frommen Seelen zu der einen
lich abgebrochen, und zu der andern Zeit auf eine
bare Art wieder angefangen und fortgesetzt werden.
er solches beweisen möchte, wissen wir nicht. Er sagt: „
„Bewußtseyn, die Versicherung der göttlichen Gnade
„der angefochtenen Seele schwach.„ Ganz richtig.
den nächsten Grund davon aufgesucht! Liegt er nicht in
oder jener ungewissen oder unrichtigen Erkenn einer so
Seele? in diesem oder jenem Trugschlusse, den
sene Christ in Ansehung seines moralischen
Die Angefochtenen, mit denen sich der V.

ten drey Catechisationen nach dem ihnen gegebenen Charakter unterredet, beweisen dieses augenscheinlich. Sobald er sie eine unrecht verstandene Schriftstelle besser verstehen lehrt, sobald er sie auf die einzigen untrieglichen Kennzeichen, woran es der Mensch wissen kann, ob er in der Gnade Gottes stehet, mit vieler Richtigkeit führet, sobald sind ihre Anfechtungen überwunden.

Den unterscheidenden Charakter der Anfechtungen, die aus dem eigenen Herzen des Menschen kommen, setzet der V. darinn, daß sie mit unsern Naturkräften in dem genauesten Verhältnisse stehen. Um Vergebung! Gilt denn dieses nicht von allen ängstlichen Zweifeln, wodurch ein gewissenhafter Mensch beunruhiget wird? Es geht mit allen sehr natürlich zu. Wir haben in unsern Zeiten keine Erfahrungen von übernatürlichen oder übermenschlichen Anfechtungen. Der V. hat die Ursachen und die Entstehungsart derselben S. 80, 81. ganz richtig angegeben. Die erste Gattung der Anfechtungen die er göttliche, und diese zwote Gattung, die er menschliche Anfechtungen nennt, lassen sich aber, soviel wir einsehen, sehr füglich unter eine Klasse bringen. Sie sind insgesamt menschliche Anfechtungen, die aber, wie alle und jede Versuchungen des moralischen Menschen, unter der Regierung, Zulassung und Lenkung Gottes stehen.

Die Theorie der dritten Gattung, nemlich der satanischen Anfechtungen, die der Teufel theils unmittelbar theils mittelbar durch seine Werkzeuge wirken soll, bauet der V. auf jüdische Ideen vom Satan, auf Redensarten, die zu den Zeiten Christi und der Apostel, als Juden, üblich waren, von denen man sich die Bedeutung abstrahiren, die man aber nicht nach dem Buchstaben verstehen muß. Denn es würde dem V. doch wahrhaftig schwer werden, von der unmittelbaren Einwirkung des Satans auf die menschliche Seele einen deutlichen Begrif zu machen. Den hieher gehörigen Schriftstellen, besonders Eph. 6, 12. giebt er die gewöhnliche Auslegung; es liesse sich aber, wenn es hier nicht zu weitläuftig wäre, leicht zeigen, daß sie einer viel einfachern und verständlichern Erklärung fähig sind. Warum muß der Gott der Welt 2 Cor. 4, 4., aus welcher Stelle der V. die moralischen Wirkungen des Satans beweisen will, eigentlich der Abgott dieses Jahrhunderts, (ὁ θεὸς τ῀ αἰῶνος τ῀τ῀) der der Ungläubigen Sinne verblendet, durchaus im *concreto* genommen werden? durchaus ein eigenes subsistirendes Wesen, ein böser Dämon seyn?

Im Grunde meynet doch der Apostel den Geist der Eitelk
und unordentlichen Weltliebe, oder die irdische Gesinn
welche damals, wie jetzo, so viele Gemüther beherrschte u
die klaren Ueberzeugungen von der göttlichen Wahrheit
Evangeliums bey ihnen unkräftig machte.

Aber soviel große Männer, Spener, Baumgarten,
Mosheim, Cramer und wie sie alle heißen, vertheydi
die satanischen Anfechtungen; Sie haben also die
torität vor sich. Freylich wohl, aber auch große Man
men bisweilen etwas als ausgemacht an, was es noch n
oder lassen manchmal mit Fleis gewisse unschädliche
gen ruhig stehen, wenn sie den allgemeinen Glauben
haben. Was läßt sich daraus beweisen? Indessen
beruft sich sehr darauf. Recht gut, wir lassen ihm
Ueberzeugungen gern und haben nichts dawider, l
Stimmen als möglich dafür sammelt. Er vergon
die anders darüber denken, nur auch die ihrigen.
für gefährlich, daß man Anfechtungen, Versuchu
schungen und andere moralische Uebel weder mittell
mittelbar dem Teufel zuschreiben, sondern sie von natu
in und ausser dem Menschen befindlichen Ursachen
meynet er S. 93. daß die Lehre, „man habe sich vor
„tan nicht zu fürchten„ die Menschen sicher und
mache, sich in seinen Stricken gefangen führen zu
wird er uns erlauben, gerade vom Gegentheil über
seyn. Der Teufel steckt den bösen Leuten im Her
lehre sie die Verderbnisse desselben kennen und
Verführungen auf ihrer Huth stehen, so den w
sicher seyn, und weniger verführt werden,
Aufmerksamkeit der Menschen von ihrem innerlich
nächsten Feinde abzieht und solche auf geheime Kunstgr
Unternehmungen eines Widersachers richtet, der v
weit entfernt und überall unsichtbar ist. Einfältige L
den dadurch, wie es die Erfahrung lehrt, zu dem fa
Wahn gebracht, sie dürften die eigenen Verschuldungen
Fide von sich ab und auf den bösen, listigen Teufel
der sie beruckt hätte. Wie nahe es dem V. gehe,
ihr diesem bösen Feinde weniger Gewalt und E
in ve
menschlichen Angelegenheiten zuschreibt, als unsre Vater thaten,
sieht man aus den Klagen, die er S. 93. ff. darüber ausschü
tet. „O! Gott, schreibt er, wir sehen doch leider, den kläg
„lichen Verfall des Christenthums täglich sichtbarer — Mir
„thut es in der Seele wehe, wenn auf Akademien dergleichen

„Irr

„Irrlehren vorgetragen und denen künftigen Lehrern recht „eingeschärft werden.„ (Wollte Gott! daß nur viel akademische Lehrer Einsicht und Muth genug hätten, den alten der Moralität der Christen so nachtheiligen Aberglauben ausrotten zu helfen, so würde die Ausbreitung wahrer Religionserkenntnisse sehr dabey gewinnen) „Welche Zerrüttung und Verwirrung muß nun nicht mancher junger Prediger in seiner „Gemeinde stiften — der Schade ist nicht auszusprechen, „welcher daher in den Seelenführungen entspringt.„ Durch dergleichen wehmüthige, bange Vorstellungen nimmt man schwache Gemüther ein und erfüllt sie mit ganz ungegründeten Besorgnissen. Leute, die die Sache beurtheilen können, wissen, was sie von solchen leeren Schreckbildern denken sollen. Ohne den V. auszulachen, wie er sich einbildet, halten sie ihn entschuldiget, da er die feyerliche Erklärung S. 96. thut! „Weder **Beckers bezauberte Welt**, noch die **Delikatesse** „unserer Zeit, die eine Sache, welche sie so sehr durch ihr „Betragen bestätiget, mit dem Munde verwirft, (wir verstehen Hrn. Oe. wenn er doch aber erwegen wollte, daß die Lasterhaftigkeit der Menschen zu keiner Zeit daher rührte, daß sie nicht recht an den Teufel, sondern daher, daß sie nicht recht an Gott und sein eigentliches Wort glauben!) noch die **Bemühung großer Gelehrten**, wenn es anders solche giebt, „welche den Teufel ganz aus der Lehre der Christen zu verbannen suchen; sind Gründe von solchem Gewichte, welches „dem Gewichte unserer Pflichten, unserer Ueberzeugung und denen Aussprüchen des Wortes Gottes gleich käme.„ Sehr wohl! Nur muß der V. demjenigen keine böse Absichten beymessen, der das seiner Pflicht, seiner Ueberzeugung und den Aussprüchen des göttlichen Worts nicht gemäß findet, was er, Hr. Oe. dafür hält.

Uebrigens verkennen wir das Gute und Wahre nicht, so sich in seinem vorgeschlagenen Verhalten eines Seelsorgers gegen Angefochtene findet. Es ist uns auch angenehm, daß der V. einmal von seiner hochfliegenden, schwülstigen Schreibart abzukommen scheint. Denn wenn gleich seinem weitschweifigen Styl noch das tautologische und deklamatorische anklebt, so kann ein vernünftiger Mensch doch wenigstens seine Sachen nunmehr verstehen. Und das ist für einen Mann, der vor kurzem noch unerträglich schrieb, schon viel.

Ab.

De Beſtemming van den Mensch door *I. I. Spalding*, naar de Achſte Druk uit het Hoogduitſch vertaald, door *I. v. d. B.* Amſterdam, by Iacobus Kok, 1768. gr. 8. 94 Bl. S.

Die Ueberſetzung dieſes bekannten vortreflichen Werks iſt in ſchlechte Hände gerathen, — ein Schickſal welches ſehr oft unſere beſte deutſche Schriftſteller erfahren müſſen — Man leſe nur gleich die Zueignungsſchrift an die Königin von Schweden:

De Opmerkſamhyd et Goedkeuring die Uwe Kon. Maj. meermaals aan deeſe ſwakke Proeven allergenadigſt verleent hebt et dii *daar door alleen de Waarde der Inhoud verdienſtelyck konnen maaken et kracht byſetten.* Wo ſteht dergleichen dummes Zeug im Original? es muß heiſſen, et die enkeld de Inhoud et het Oogmerk konde verdienen —

Dit ſal ook myne teegenſwoordige *et* needrige *Verklyting Zyn*, om de beſte et ten algemeen nuttigſte Oogmerkente rechtvaardigen.

Wann der Herr Ueberſetzer es doch ſeine Befleißigung ſeyn lieſſe, deutſch zu lernen, um ſich wegen ſeiner ſchlechten Ueberſetzung rechtfertigen zu können; doch dann würde er wohl geſchrieben haben: dit ſal ook myne teegenſwoordige demoedige kypoſtighyd uyt hoofde der beſten et algemeen nuttigſten Oogmerken rechtvaardigen. —

Ich laſſe das Buch auffallen und leſe Bl. ſ. 25. Moogelyk leeren my de langwyligſte et yverigſte Onderſoekingen niets meer dan Kunſtige et *novit* gelukkige *Bemoeyinge.*

Langwierigſte muß langduurendſte überſetzt ſeyn, auch iſt die Rede nicht von Bemoeyinge leeren, ſondern von Muthmaßungen, es muß alſo ſtehen Kunſtiger et niet Cen gelukkiger giſſen of Giſſingen doen — Hier gaat alles in't oneyndige *voorby*, (wozu dieſes voorby?) et ſoo ook de gedaante der Weereld. — Wer giebt dem Ueberſetzer die Erlaubniß der Abkürzung vor den Ausdruck d. H. Sf. et ſo ook de Verbindengen et Affwiſſelingen in de Foevallen van't Menſchelyke Leeven —

Dieſe Proben mögen genug ſeyn, um zu zeigen wie dieſe Ueberſetzung beſchaffen iſt.

Gedanken von der Unendlichkeit der Höllenstrafen, veranlasset durch die allgemeine Anmerkungen über die symbolischen Schriften der evangelisch lutherischen Kirche, ans Licht gestellet von M. Johann Gottlieb Jäckel, Pfarrern zu Jerisau uud Rainholdshayn im Schönburgischen. Chemnitz, bey Johann David Stößels Erben und Tutscher, 1771. 8. 72 Seiten.

Der Verf. hält sich von der Unendlichkeit der Höllenstrafen fest überzeugt und glaubt sie klärlich in der Bibel zu finden. Ist es so, oder nicht so? Wir wollen uns bey dieser Gelegenheit zu ihm gesellen und mit ihm untersuchen.

Er sammelt die hieher gehörigen bekannten Schriftstellen und findet, daß darinn von ewiger Pein, ewigem Feuer, ewigem Verderben, ewiger Schmach und Schande die Rede sey. Er räumt gerne die Zweydeutigkeit des Worts ewig und Ewigkeit ein, und gesteht, es würde oft in der Bibel zu Dingen gesetzt, von denen man aus andern Ursachen wüßte, daß sie endlich gewesen wären, und nur eine gewisse Zeit gewähret hätten. Allein diese Zweydeutigkeit fiele bey der Redensart εἰς αἰῶνας αἰώνων im N. T. ganz weg. Diese Redensart würde niemals zur Bestimmung der Dauer einer Sache gebraucht, von der man sonst schon wüßte, daß sie aufhöre und endlich sey. Nun aber, subsumirt er, fände sich dieselbe in Schriftstellen, worinn von den Strafen der Verdammten die Rede wäre; folglich würde dadurch die Bedeutung des Wortes ewig, schlechthin von den Höllenstrafen gebraucht, bestimmt, und müsse also ebenfalls eine unendliche Dauer anzeigen. Es sey so! Aber die Frage ist nur: In was für Schriftstellen, die von den Strafen böser Seelen nach dem Tode handeln, wird gesagt, daß sie von Aeonen zu Aeonen währen? Sind es solche, welche die Eigenschaften einer eigentlichen Beweisstelle haben? Etwa in einer einzigen Rede Jesu? Nein. Oder in einem Briefe eines Apostels? Nein. Die Strafen heissen da nur immer schlechthin ewige Strafen. Wo denn also? In dem vor so vieler Menschen Augen fest verschlossenem, dunkelm und poetischem Buche der Offenbar. Joh., wo Kap. 14, 10. 11. Kap. 19, 3. Kap. 20, 10. gesagt wird, daß der Teufel und die große Hure, und die das apokalyptische Thier anbeten, in den feurigen Pfuhl geworfen

und gequält werden sollten εἰς αἰῶνας αἰώνων, d. h. von einer künftigen Zeitperiode zur andern. Aus diesen Stellen getraute ich mir nicht, ein Dogma zu behaupten, welches kein eigentliches und klares dictum probans für sich, aber wohl anderweitige und unleugbare Beweisgründe gegen sich hat.

„Allein das Feuer der Quaal soll ja unauslöschlich seyn, „der nagende Wurm soll nicht sterben. Marc. 9, 43. 48.?„ Der Heiland braucht da lauter bildliche und unter den Juden bekannte sprüchwörtliche Redensarten. Er will damit seine Jünger lehren, daß es besser sey, hier gegen sich selbst recht strenge leben, hier in Verleugnung gewisser sinnlicher Begierden und irrdischer Vortheile sich den härtesten Zwang anthun, als den sinnlichen Lüsten, weil sie doch kurze Annehmlichkeit und Vortheile gewähren, ohne Enthaltsamkeit folgen, und dann dort dafür leiden, dort unter weit größern Unannehmlichkeiten und Schmerzen seufzen, welche in der Zukunft gewiß nicht ausbleiben, sondern sicherlich erfolgen, und den, der hier seinen Begierden nichts versagt hätte, äusserst beunruhigen und quälen würden. Kein solcher wird dereinst ohne Strafe davon kommen: Dies lehret diese Stelle unter einem Bilde, aber mehr nicht. Was kann für die Unendlichkeit der zukünftigen Strafen daraus geschlossen werden, wenn andere ausgemachte Gründe dawider sind? Eben so wenig beweisend ist auch Matth. 26, 24. Jesus beklagt in einem noch in unsern Tagen gewöhnlichem Sprüchworte das große Unglük des Judas Ischarioth. Hr. Jäckel nimmt den Ausspruch in ganz eigentlichem, metaphysischem Verstande. Wenn man es anderswo bey ähnlichen Sprüchwörtern und Redensarten, welche Jesus gebraucht hat, so machen wollte, so würde man aus dessen weisen Reden viel sonderbare Dinge heraus erklären können. Hand und Fuß abhauen und ein Auge ausreissen, wenn die Seele dadurch zu verbothenen Lüsten gereizet würde, wäre uns dann auch von Jesu zur Pflicht gemacht.

„Aber was läßt sich gegen Matth. 25. 46. einwenden? „Da wird doch die ewige Pein der Gottlosen, dem ewigen „Leben der Gerechten entgegengesetzt.„ Hr. J. sagt S. 23. was gemeiniglich über diese Stelle gesagt wird: „Da Jesus „die Währung beyder Schicksalen mit einerley Worten „beschreibet, so ist es die zuverläßigste Folge, daß auch in beyden Schicksalen die Währung einander gleich seyn muß. Ist „nun die Dauer der Strafen eine gemessene, so ist auch die „Dauer der Seligkeit nur auf einen gewissen Zeitpunkt eingeschränkt.

„ſchränkt. Hat aber die Dauer des Lebens der Gerechten „keine Grenzen, ſo kann auch die Pein der Verdammten kein „Ende haben.„ Es lieſſe ſich hierbey mit Erlaubniß des V. folgendes erinnern.

Fürs erſte iſt nicht erweislich, wie er glaubt, daß es die Abſicht des göttlichen Lehrers geweſen ſey, durch den Ausdruck äoniſche Pein und äoniſches Leben die unendliche Dauer des unglückſeligen Zuſtandes der Ungerechten und des glückſeligen Zuſtandes der Gerechten nach dem Tode zu beſtimmen. Jeſus braucht das Wort äoniſch wie es gewöhnlich gebraucht wurde, von einem unbeſtimmten Abſchnitte der Zeit in einer nicht gegenwärtigen ſondern künftigen Lebensepoche. Der Ausſpruch des Heilandes würde ſich im deutſchen ſehr richtig überſetzen laſſen: die zur linken werden in die künftige Pein gehen, die Gerechten aber in das künftige Leben; Und ſo in allen übrigen Stellen, wo das Wort vorkommt. Denn was wir in dem gegenwärtigen Leben, diſſeit des Grabes ſchon ſehen und erfahren, das heißt in N. T. προσκαιρον, was wir aber in dem künftigen Leben, jenſeit des Grabes erſt ſehen und erfahren werden, das heißt αιωνιον. Z. B. 2 Cor. 4, 18. Wüßten wir nicht aus andern unleugbaren Gründen und Erklärungen d. h. Schrift, daß die Seligkeit der Gerechten unendlich ſeyn werde, ſo würden wir ſolches aus obiger Stelle allein auch nicht unwiderſprechlich beweiſen können. Der Ausdruck äoniſche Seligkeit und Unſeligkeit iſt alſo pro ſubſtrata materia zu verſtehen. Das in ſeiner Dauer unendliche Glück der Gerechten in jenem Leben iſt durch anderweitige gewiſſe Grundſätze, ſelbſt durch den ganzen Zweck und Inhalt des Evangeliums auſſer allen Zweifel geſetzt — Das in ſeiner Dauer unendliche, nimmer abnehmende Elend der Ungerechten iſt es aber nicht. Dieſem wird vielmehr durch die allerſtärkſten Gründe, welche ſich bis zum höchſten Grade der moraliſchen Gewisheit bringen laſſen, widerſprochen. Es folgt alſo aus dieſer Stelle gar nicht, daß die Währung des Schickſals der Gerechten und Ungerechten einander gleich ſeyn müſſe, und wenn die Dauer der Strafen eine gemeſſene iſt, daß auch die Dauer der Seligkeit nur auf einen gewiſſen Zeitabſchnitt einzuſchränken ſey. Talia ſunt praedicata, qualia permittuntur eſſe a ſuis ſubjectis. Hier iſt blos von dem ohnfehlbaren Zuſtande der Freude und des Schmerzes, der Glückſeligkeit und des Elends für Gerechte und Ungerechte in den folgenden Aeonen nach dieſem Leben die Rede, ohne Rückſicht auf deſſen Dauer.

Hier-

und gequält werden sollten εἰς αἰῶνας αἰώνων, d. h. von einer künftigen Zeitperiode zur andern. Aus diesen Stellen getraute ich mir nicht, ein Dogma zu behaupten, welches kein eigentliches und klares dictum probans für sich, aber wohl anderweitige und unleugbare Beweisgründe gegen sich hat.

„Allein das Feuer der Quaal soll ja unauslöschlich seyn, „der nagende Wurm soll nicht sterben. Marc. 9, 43–48.? „Der Heiland braucht da lauter bildliche und unter den Juden bekannte sprüchwörtliche Redensarten. Er will damit seine Jünger lehren, daß es besser sey, hier gegen sich selbst recht strenge leben, hier in Verleugnung gewisser sinnlicher Begierden und irrdischer Vortheile sich den härtesten Zwang anthun, als den sinnlichen Lüsten, weil sie doch kurze Annehmlichkeit und Vortheile gewähren, ohne Enthaltsamkeit folgen, und dann dort dafür leiden, dort unter weit größern Unannehmlichkeiten und Schmerzen seufzen, welche in der Zukunft gewiß nicht ausbleiben, sondern sicherlich erfolgen, und den, der hier seinen Begierden nichts versagt hätte, äusserst beunruhigen und quälen würden. Kein solcher wird dereinst ohne Strafe davon kommen: Dies lehret diese Stelle unter einem Bilde, aber mehr nicht. Was kann für die Unendlichkeit der zukünftigen Strafen daraus geschlossen werden, wenn andere ausgemachte Gründe dawider sind? Eben so wenig beweisend ist auch Matth. 26, 24. Jesus beklagt in einem noch in unsern Tagen gewöhnlichem Sprüchworte das große Unglück des Judas Ischarioth. Hr. Jäckel nimmt den Ausspruch in ganz eigentlichem, metaphysischem Verstande. Wenn man es anderswo bey ähnlichen Sprüchwörtern und Redensarten, welche Jesus gebraucht hat, so machen wollte, so würde man aus dessen weisen Reden viel sonderbare Dinge heraus erklären können. Hand und Fuß abhauen und ein Auge ausreissen, wenn die Seele dadurch zu verbothenen Lüsten gereizet würde, wäre uns dann auch von Jesu zur Pflicht gemacht.

„Aber was läßt sich gegen Matth. 25. 46. einwenden? „Da wird doch die ewige Pein der Gottlosen, dem ewigen „Leben der Gerechten entgegengesetzt.„ Hr. J. sagt S. 23. was gemeiniglich über diese Stelle gesagt wird: „Da Jesus „die Währung beyder Schicksalen mit einerley Worten „beschreibet, so ist es die zuverläßigste Folge, daß auch in beyden Schicksalen die Währung einander gleich seyn muß. Ist „nun die Dauer der Strafen eine gemessene, so ist auch die „Dauer der Seligkeit nur auf einen gewissen Zeitpunkt eingeschränkt.

„ſchränkt. Hat aber die Dauer des Lebens der Gerechten „keine Grenzen, ſo kann auch die Pein der Verdammten kein „Ende haben.„ Es lieſſe ſich hierbey mit Erlaubniß des V. folgendes erinnern.

Fürs erſte iſt nicht erweislich, wie er glaubt, daß es die Abſicht des göttlichen Lehrers geweſen ſey, durch den Ausdruck äoniſche Pein und äoniſches Leben die unendliche Dauer des unglückſeligen Zuſtandes der Ungerechten und des glückſeligen Zuſtandes der Gerechten nach dem Tode zu beſtimmen. Jeſus braucht das Wort äoniſch wie es gewöhnlich gebraucht wurde, von einem unbeſtimmten Abſchnitte der Zeit in einer nicht gegenwärtigen ſondern künftigen Lebensepoche. Der Ausſpruch des Heilandes würde ſich im deutſchen ſehr richtig überſetzen laſſen: die zur linken werden in die künftige Pein gehen, die Gerechten aber in das künftige Leben; Und ſo in allen übrigen Stellen, wo das Wort vorkommt. Denn was wir in dem gegenwärtigen Leben, diſſeit des Grabes ſchon ſehen und erfahren, das heißt in N. T. προσκαιρον, was wir aber in dem künftigen Leben, jenſeit des Grabes erſt ſehen und erfahren werden, das heißt αιωνιον. Z. B. 2 Cor. 4, 18. Wüßten wir nicht aus andern unleugbaren Gründen und Erklärungen d. h. Schrift, daß die Seligkeit der Gerechten unendlich ſeyn werde, ſo würden wir ſolches aus obiger Stelle allein auch nicht unwiderſprechlich beweiſen können. Der Ausdruck äoniſche Seligkeit und Unſeligkeit iſt alſo pro ſubſtrata materia zu verſtehen. Das in ſeiner Dauer unendliche Glück der Gerechten in jenem Leben iſt durch anderweitige gewiſſe Grundſätze, ſelbſt durch den ganzen Zweck und Inhalt des Evangeliums auſſer allen Zweifel geſetzt — Das in ſeiner Dauer unendliche, nimmer abnehmende Elend der Ungerechten iſt es aber nicht. Dieſem wird vielmehr durch die allerſtärkſten Gründe, welche ſich bis zum höchſten Grade der moraliſchen Gewisheit bringen laſſen, widerſprochen. Es folgt alſo aus dieſer Stelle gar nicht, daß die Währung des Schickſals der Gerechten und Ungerechten einander gleich ſeyn müſſe, und wenn die Dauer der Strafen eine gemeſſene iſt, daß auch die Dauer der Seligkeit nur auf einen gewiſſen Zeitabſchnitt einzuſchränken ſey. Talia ſunt praedicata, qualia permittuntur eſſe a ſuis ſubjectis. Hier iſt blos von dem ohnfehlbaren Zuſtande der Freude und des Schmerzes, der Glückſeligkeit und des Elends für Gerechte und Ungerechte in den folgenden Aeonen nach dieſem Leben die Rede, ohne Rückſicht auf deſſen Dauer.

Hier-

Hieraus folgt zweytens, soviel der Rec. einsieht; da sich aus den Ausdrücken der heil. Schrift von der absoluten Dauer der äonischen Strafen nichts positives schliessen läßt; da Jesus und seine Apostel nur die unfehlbare Gewißheit und Schärfe derselben bey allen Gelegenheiten lehren, so darf die Frage: Werden diese Strafen alle unermeßliche Ewigkeiten hindurch währen, oder allmählig abnehmen und aufhören? ohne Verletzung des Ansehens der h. Schrift blos aus philosophischen Gründen untersucht werden. Es hat keinen Einfluß in diese Untersuchung, daß dieselbe weder das eine noch das andere gerade zu absolut bejahet oder verneinet. Und dann wird sich zeigen, wie die Endlichkeit der zukünftigen Strafen nichts, ihre Unendlichkeit aber alles wider sich hat — Die barmherzige Gütigkeit Gottes, der, wie Hr. Büsching ganz recht behauptet, kein vernünftiges Wesen schaffen wird, dessen unaufhörliche Unglückseligkeit er vorher siehet — Sein kräftiger Wille, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, welcher an keinen Zeitraum von dreyßig bis achtzig Jahr gebunden ist — Seine unendliche Weisheit; welche alle Dinge so zu lenken, alle ihm allein bekannte Mittel von einer künftigen Aeone zur andern so anzuordnen weis, daß seine Absicht in Zurechtbringung eines ausgearteten vernünftigen Geschöpfs nicht verfehlt, sondern doch zuletzt erreicht wird — die aller göttlichen Gerechtigkeit und Gnade widersprechende Disproportion zwischen endlichen Sünden und unendlichen Quaalen für dieselbe — (Bedenkt man denn recht, was das sagen will, ohne Aufhören unglücklich seyn, ohne Ende gequält werden? Ein gelehrter und frommer Deist, der wichtige Wahrheiten sehr zu Herzen nahm, sagte einmal zu mir: Wenn die Unendlichkeit der Höllenstrafen ein nothwendiger wesentlicher Glaubensartickel der christlichen Religion wäre, so müßte er durchaus an deren Wahrheit zweifeln und würde nimmermehr ein Christ werden, denn was erschrecklicheres könne er sich nicht denken, und noch weniger mit dem zusammen, was er von Gottes Eigenschaften und Gesinnungen gegen seine Geschöpfe, selbst gegen die, die sich muthwillig verschlimmert hätten, überzeugend gewiß erkennete. Und mich dünkt, dieser Mann hatte nicht unrecht) — Die völlige Auflösung aller sonst unbeantwortlichen Zweifel und Schwierigkeiten, wenn die Frage ist: Warum Gott das moralische Böse zugelassen habe? welche Auflösung die Endlichkeit der Strafen in jenem Leben und die darauf folgende Wiederherstellung aller, auch der verderbtesten Seelen, allein geben kann — Die Natur

tur des menschlichen Geistes, welche so eingerichtet ist, daß sie der Wahrheit alsdenn nicht mehr widerstrebt, wenn die ganze Situation, welche seinen Irthum veranlasset hatte, aufhöret und eine andere, worinn ihm die Wahrheit heller einleuchtet, an deren Stelle tritt, welches in jener Welt ohnfehlbar geschehen wird — Die absolute Unmöglichkeit, daß eine denkende Seele Reue und Gewissensunruhe empfinden könnte, wenn sie nicht ihren vormaligen Irthum lebendig einsähe, und von der Zeit an, da sie ihn einsieht, nicht weiser und heiliger, folglich je länger je ruhiger und glückseliger werden sollte — Alle diese Gründe haben den Rec., wie er offenherzig bekennen muß, schon seit langer Zeit von der Endlichkeit der Strafen in jener Welt, welche Jesus und seine Apostel weder schlechterdings bejahen noch verneinen, sehr gewiß überzeugt.

Da ich in der Abhandlung des Hrn. Jäckels gegen Hrn. B. bald einen denkenden und nach Wahrheit forschenden Manne entdeckte, so las ich sie mit so viel größerer Aufmerksamkeit durch, mit dem Vorsatz, seine Argumente, wenn sie unwidersprechlich wären, alles bey mir gelten zu lassen. Ich muß aber bekennen, daß ich sie nicht so gefunden habe. Er sucht freylich seinen Gegner dadurch in Verlegenheit zu bringen, daß derselbe (wie ich für mein Theil nicht thun möchte und auch nicht könnte) annimmt, die Unendlichkeit der Höllenstrafen würde in der H. Schr. gedrohet, es stünde aber bey Gott, in wie fern er diese Drohung erfüllen wollte. Hr. J. bemüht sich auch von S. 30. an, gewisse in der Natur Gottes und der Dinge gegründete Grundsätze, worauf sich Hr. B. beruft, zu widerlegen. Seine Betrachtungen darüber haben aber, wie ich dafür halte, kein solches Uebergewicht, daß ich jene für wirklich von ihm widerlegt hielte. Wer, wie der V., mit dem Glauben, die Unendlichkeit der Höllenstrafen sey in der heil. Schr. klar und ohne alle Zweydeutigkeit geoffenbart, an die philosophische Untersuchung dieser Lehre geht, der ist dabey schon sehr gebunden. Unvermerkt formet er seine Ideen nach seinen Principien. Er will den Lehrsatz philosophisch bestätigen, den er für biblisch wahr hält, und da kann er schwerlich vermeiden, daß ihn nicht ein Trugschluß aus einer falschen, aber als wahr von ihm angenommenen Prämisse, überraschen sollte. Ich müßte eine Abhandlung schreiben (ich bitte meine Leser nicht einmal um Vergebung, daß aus einer Rec. eine kleinen Schrift schon eine Abhandlung geworden, weil ich denke, es wird ihnen nicht zuwider seyn) wenn ich das, was ich in dem philosophischen Theil dieser Bogen für Fehlschlüsse hal-

halte, bemerken, oder alle Fragen des V., die er dem Gegner vorlegt, beantworten wollte, welches Raum und Ort hier nicht verstatten. Aber etwas muß ich doch noch hinzuthun, quoniam in hoc cardo negotii vertitur. Der V. beruft sich so oft darauf, daß wir Gott, seine Eigenschaften und Werke und Absichten hier zu wenig kenneten, auch in die Natur der Dinge zu wenig Einsicht hätten, als daß wir daraus schliessen könnten, was Gott in dem künftigen Leben in Ansehung der Verdammten thun könnte, wollte und müßte. Allerdings können wir wohl Gott und seine Werke nicht nach unserer blöden Einsicht beurtheilen. Aber analogisch dürfen wir doch von dem weisen und gerechten Verfahren, das er in der jetzigen Haushaltung mit den Menschen beobachtet, auf dasjenige schliessen, welches er in der künftigen mit ihnen beobachten wird. Das zu kennen wir ihn aus dem Unterricht, den er uns gegeben hat, genug, daß wir wissen, er handele nie willkührlich, sondern jederzeit nach den unveränderlichen Gesetzen der Gerechtigkeit und Gütigkeit; und werde kein vernünftiges Geschöpf, welches sich durch eigene Schuld unglücklich gemacht hat, aber endlich seinen Irrthum einsieht, seine Schuld bereuet und sich bessert, ohne Ende hülflos und verworfen seyn lassen.

Ja, sagt Hr. J. S. 61. „Das ist eben in dem Satze, „Gott habe die Besserung dessen, den er straft, zur Absicht, ganz ohne Beweis angenommen, als wenn bey den „gestraften in jener Welt je eine Zeit kommen werde, da sie „bey oder durch die empfundnen Strafen wirklich geändert „und gebessert würden. Denn ohne diese Verbesserung wird „ihre Wiederherstellung wohl niemand behaupten.„ Nein, denn sonst wäre sie freylich unmöglich. „Aber wer will uns „dieses wohl beweisen? und wie soll dieses zugehen?„ Wer es uns beweisen? Wie dieses zugehen soll? Sehr natürlich. Wenn alle die äusserlichen Verbindungen, welche hier dazu beytrugen, daß das helle Licht der Wahrheit nicht in das Gewissen eines Menschen eindrang, aufhören und die neuen Situationen, worinn die Seele sich versetzt siehet, dieses Licht mit verstärktem Glanz ihr gleichsam so nahe vor das Auge bringen werden, daß sie einsehen muß, es sey doch Wahrheit, was sie sonst für Irrthum, und Irrthum, was sie sonst für Wahrheit gehalten hatte. Diese Einsicht wird dann die Seele mit bitterer Reue, Schaam, Bedauren, Vorwürfen und nagenden Kummer erfüllen, und natürlicher Weise ihrem Begehrungsvermögen, ihren Neigungen und Entschliessungen eine ganz andere und bessere Richtung geben.

„Gott

„Soll Gott diese Verbesserung wirken?„ Ja, denn alles gute kommt von Gott. Er wirket durch die mächtige Kraft der Wahrheit die Besserung verständiger Wesen. „Sollen „die Gestraften aus eigenen Kräften sich verbessern?„ Die Kraft zu denken und zu überlegen, die Gott in eine jede vernünftige Seele gelegt hat und erhält, sollen sie freylich anstrengen, nachdem sie durch die neuen Gegenstände, womit sie umgeben sind, erweckt worden. „Woher bekommen sie „diesen Zuwachs zu ihrem Vermögen, welchen sie hier nicht „gehabt, da sie doch weniger unvollkommen waren, als sie „dort sind?„ Wenn die Verblendungen ihres irrdischen Zustandes aufgehört haben, so sind sie nicht unvollkommner, sondern vollkommner als hier. Die von dem irrdischen Zustande ganz unterschiedene äusserliche Verfassung, worinn sie sich befinden werden, wird ganz erstaunliche Wirkung auf die Seele thun und ihren Kräften so zu reden eine stärkere Spannung geben. „Sollen die Strafen selbst eine zureichende „Ursache dieser Verbesserung seyn?„ Wenn sie auch nicht die ganze zureichende Ursache derselben sind, so werden sie doch das ihrige dazu beytragen. Sie sind wenigstens ein Gewicht in der Waage, welches die verirrt gewesene Seele auf die Seite der Wahrheit und des Rechts hinüber zieht. „Wer „hat hier Einsicht genug in die Natur der Strafen und in die „Beschaffenheit der Gestraften?„ Da die Tröstungen eines Guten und die Beängstigungen eines bösen Gewissens den Himmel oder die Hölle eines Menschen auf der Erde ausmachen, und der künftige Zustand des Lebens mit dem Gegenwärtigen die genaueste Verbindung und Aehnlichkeit hat, so können wir nach der Analogie sicherlich genug schliessen, wie den Unglückseligen in jener Welt zu Muthe seyn und worinn ihre Strafe bestehen wird. Die Bibel redet davon unter lauter sinnlichen Bildern. Die äusserlichen Umstände, die zu ihrem Unglücke beytragen, mögen seyn, wie sie wollen, denn sie sind uns freylich unbekannt, sie werden die allmählige Zurechtbringung des Gestraften nicht hindern, sondern befördern. Denn der Richter ist der Gerechteste, er straft nicht willkührlich oder um seinetwillen, sondern nach dem genauesten Ebenmaaße der Verschuldung und der Kreatur zum Nutzen damit sie seine Heiligung erlange.

„Aber es ist hier nicht genug, bloße Möglichkeiten anzugeben und zu erklären, wie es etwa geschehen könnte. „Denn so viele Möglichkeiten und Erklärungen zeigen sich „auch von Seiten des Gegentheils. Ist es nicht möglich, „daß

„daß die Bestraften in Ewigkeit fortsündigen, si
„allen Bearbeitungen ihres Herzens eben so bösl
„stehen, als sie es in der Zeit gethan?„
dünkt mir schlechterdings unmöglich, weil es der
vernünftigen Wesens widerspricht, daß es ohne
lieben und begehren sollte, von dessen Sc
eine unschauende Erkenntniß, die volle umm
dung hat. Die Ursachen sind sehr begreiflich, von
Widerstrebung vieler Menschen gegen Wahr
in dem gegenwärtigen Leben herrührt. Unwi
Erziehung, böse Beyspiele, herrschend ge
keit, Zerstreuung in irrdische Welthändel,
tief eingewurzelte Vorurtheile, Irrthümer, fal
gen u. s. w. tragen dazu bey. Die Seele, die hey
willig einer solchen Widerstrebung schuldig ge
schwer dafür büßen müssen, aber, nachd
wegfallen, wird es ihr unmöglich werden,
ohne Aufhören zu widersetzen, welche ihr
seyn wird. Und nachdem sie die scharfe Schule
gungen durchgegangen ist, wird sie mit einer
men ganz neuen vortheilhafteren Bildung heraus

Ich muß abbrechen, so groß auch
noch mehreres von den Gedanken des Hrn.
tige Materie zu prüfen. Ich versichere den
ihm die Wahrheit aufrichtig liebe und su
ihn zum Proselyten meiner Meynung ma
hat er mich für die seinige gewonnen. Bey
heit unserer Meynungen aber wollen wir uns
gen, hier nach der Lehre Jesu so rechtsi
den und so untadelhaft zu leben, daß
Ewigkeit entgegen sehen können.

FAb.

Erörterung des beständigen Werths der symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche und der Billigkeit derselben in Verpflichtung ihrer Lehrer. Riga, bey Johann Friedrich Hartknoch, 1771. 8. 324 Seiten.

In dem ersten Hauptstück dieses Buchs handelt der V. von dem beständigen Werthe der symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, was ihre Entstehung und

Absicht, ihren Inhalt, ihre Beschaffenheit, ihre Richtigkeit, ihr Ansehn und ihre Verbindlichkeit betrift. In dem zweyten Hauptst. wird die Billigkeit der evangelisch-lutherischen Kirche in der Verpflichtung ihrer Lehrer erörtert. Der Anhang enthält einige damit verwandte Betrachtungen 1. von dem Begrif der Orthodoxie. 2. Gedanken von der Union der protestantischen Kirchen. 3. Ueber die Grundartickel und Grundirrthümer in der Religion. 4. Gedanken über einige symbolische Lehrsätze zur Erläuterung und Vertheydigung derselben, nemlich von Gott; von der Erbsünde und der Zurechnung der Sünde Adams; von dem Vermögen des Menschen zu seiner Bekehrung und seinem Mitwirken; von dem Grunde der Erlösung; Ist der Glaube das wesentliche des Christenthums, und warum fordert ihn Gott? Von der Kindertaufe und ihrem Segen; vom heiligen Abendmahl.

Wenn wir gleich dem V. in seinem Urtheil über die symbolischen Bücher, worüber wir uns schon mehrmals erklärt haben, nicht durchgehends beypflichten können, so wissen wir doch seine Belesenheit in den hieher gehörigen Schriften älterer und neuerer Gottesgelehrten, seinen Fleiß, den er in der besten Absicht auf dieses Buch gewendet hat, seine moderate Denkungsart, seine edelmüthigen Gesinnungen, welche überall darinn hervorleuchten und seinen Betrachtungen das polemische Ansehn benehmen, nach dem ihnen gebührenden Werth zu schätzen. Wer sollte nicht einen andern Gelehrten, wenn er auch gerade der gegenseitigen Meynung, die man für sich hegt, zugethan wäre, mit Achtung und Zufriedenheit lesen, so bald er ohne Schmähung der Dissentienten schreibt. Das beste und billigste, was zur Vertheydigung der symbolischen Bücher gesagt werden kann, aber auch bereits so vielfältig gesagt ist, findet sich in diesem Buche beysammen. Wer es lieset wird indessen darinn von Anfang bis zu Ende schon als erwiesen vorausgesetzt finden, was die Gegenparthey schlechtesdings leugnet, nemlich: es sey in der Hauptsache alles wahr, was in den symbolischen Büchern stünde; sie wären auf die heil. Schrift gegründet; sie stimmeten mit dem Worte Gottes genau zusammen; ihre Verfasser hätten die darinn enthaltenen Lehren aus der Bibel herausgenommen und in den Bekenntnißbüchern gesammelt; diese wären ein für allemal gut, sie wären so, wie sie seyn müßten; und es sey nichts mehr daran zu verbessern; sie müßten bleiben, wenn nicht die gröbsten

Zerrüttungen in der Christenheit entstehen sollten. Höre nur:

S. 83, 84. „Man kann den symbolischen Bü „lutherischen Kirche keine willkührliche Erklärung vor „sen — Luther, Melanchthon, Brentius, Erhard „Bugenhagen sind gelehrte Männer und gute Ausle „wesen, sie haben die morgenländischen Sprac „den — Der Fürst von Anhalt lernte sie no „S. B. mit der Bibel zu vergleichen und hat sie verg „Die Gegner haben sie auch nicht widerlegen kön „denn jene hatten alles nach der heil. Schrift, als „zigen Erkenntnißgrunde, geprüft.„

S. 87. „Den richtigen Sinn der Schriftstellen bey „zulegen — die Wahrheit daraus festzustellen, war der „Zweck unserer S. B. S. 88. Ihre Verf. schöpften ent „weder wörtlich aus der Bibel oder gaben uns den Sinn der „selben —„ S. 91. 92. 94. „Sind sie mit der Untersu „chung zu Ende gekommen? — Warum nicht? — Sie „wußten die Auslegungsregeln so gut, als wir sie wissen — „hat die Philosophie, die Kenntniß anderer morgenländischen „Sprachen, Historie, Kritick sich seit der Zeit verbessert — „Diese Dinge gehören nicht zur eigentlichen Religion, „(aber sie sind unentbehrliche Hülfsmittel für die Lehrer der Religion, welche sonst Gott weis was für seltsame Meynungen und Ungereimtheiten in dieselbe einmischen. In den mittleren Jahrhunderten hat man das leider gesehen. Würde denn die christliche Lehre jemals ein solches Gewebe von abergläubischen und alle gesunde Vernunft tödtenden Lehrsätzen, als sie damals war, haben werden können, wenn nicht vorher Philosophie und Wissenschaften zu Grunde gegangen wären? Die Cultur der Religion und die Cultur der Wissenschaften lassen sich schlechterdings nicht von einander trennen. Wenn die letztere in Verfall gerathen, so folgt auch die Verderbung der erstern bald hinter drein. Die Geschichte lehrt es) „darinn können die „Verf. der symb. B. geirrt haben.„ (So? Aber dann ist das gewiß auch von weitern Folgen gewesen.)

S. 150. „Es ist kein Grund, warum wir die Bekennt „nisse dieser Wahrheit und die schriftlichen Entsagungen des „Irthums abgeschaft hätten. Aber wenn man diese Dämme, „diese Riegeln wegziehen wird, welch ein Heer von Schwär „mereyen, wird alsdenn wie ein ausgetretener Strom die „Felder der Kirche durchwühlen? O! ich fürchte die alten Ke „tzereyen werden alsdenn ungehindert und unbestritten überall

„auf

„auf keinen.„ (Also hat Gott dem Irthum an der Bibel allein einen zu schwachen Damm entgegen gesetzt?) S. 151. „Wenn wir auch andere symbol. Bücher machten, und wir „wollten die Lehre nicht ändern, so wird der Inhalt doch der„ selbe bleiben müssen.„ S. 233. „Wir sind versichert, daß „die S. B. den wahren Sinn der h. Schrift besitzen, indem „sie sich immer auf diese bezogen haben — wer mit der h. „S. übereinstimmen will, wird auch den Bekenntnißbüchern „nicht widersprechen können. Und diese Uebereinstimmung „heißt mittelbare Orthodoxie — Zwischen symbolischer und „biblischer Wahrheit ist kein Unterschied, sonst müßten unsere „Bek. B. willkührlich, vorurtheilig und ungeprüft verfertigt „seyn. Und das sind sie nicht.„ S. 143. „Wir dürfen uns „auch nicht beschweren, daß sie zur Unterschrift und zum Eyde „zu lang wären. Denn die Landesordnungen sind viel stär„ker und zahlreicher, und man muß sie doch unterschreiben „und ihnen Gehorsam leisten.„

Begeht der V. in dem allen keine petitiones principii? Wir lassen den der Sache kundigen Leser selbst urtheilen. Die antisymbolischen Gottesgelehrten, wenn wir sie so nennen sollen, verneinen ja jenes alles gerade zu. Sie sagen: die Verf. der symb. Bücher haben den besten Willen gehabt, alles gut und recht zu machen, aber sie haben sowohl in Haupt- als Nebensachen nicht die Wahrheit genau getroffen, sondern sie in so manchen Stücken verstellt. Sie haben das, was sie in den Bekenntnißbüchern als ihre Lehre schrieben, nach ihrer Ueberzeugung freylich für göttliche Wahrheit gehalten, aber deshalb ist nicht alles göttliche Wahrheit, was sie dafür erkannt. Manche Lehrsätze, die ihnen noch aus dem Pabstthum, in welchem sie aufgewachsen und erzogen waren, anklebten, glaubten sie in der Bibel zu finden, aber sie stehen, alles wohl erwogen, nicht darinn. Sie hielten z. B. ihre Erklärungen von der Erbsünde, von der Kindertaufe, von dem Abendmahl u. s. w. für wahr und biblisch. Aber sie sind nicht wahr, nicht biblisch. — Wenn auf die Weise der eine immer für ausgemachte biblische Wahrheit hält und sich beständig darauf beruft, was der andere für falsch und unbiblisch erklärt, so kommt dieser wunderbare Streit nie zu Ende. Und bis itzo findet man es noch so fast in allen Schriften, die darüber *pro* und *contra* geschrieben sind. Immer versteckt man sich noch hinter die Unterscheidungen zwischen Haupt- und Nebensätzen der christlichen Lehre, zwischen Artikeln, die fundamental und nicht fundamental wären. Wenn die

Zerrüttungen in der Christenheit entstehen sollten. Höre nur:

S. 83, 84. „Man kann den symbolischen „lutherischen Kirche keine willkührliche Erklärung u „sen — Luther, Melanchthon, Brentius, Ex eb E „Bugenhagen sind gelehrte Männer und gute A le; au „wesen, sie haben die morgenländischen Spra n „den — Der Fürst von Anhalt lernte sie ne „S. B. mit der Bibel zu vergleichen und hat sie vergu — „Die Gegner haben sie auch nicht widerlegen kö — „denn jene hatten alles nach der heil. Schrift, als „zigen Erkenntnißgrunde, geprüft.„

S. 87. „Den richtigen Sinn der Schriftstellen beyzulegen — die Wahrheit daraus festzustellen, war der „Zweck unserer S. B. S. 88. Ihre Verf. schöpften entweder wörtlich aus der Bibel oder gaben uns den Sinn derselben —„ S. 91. 92. 94. „Sind sie mit der Untersuchung zu Ende gekommen? — Warum nicht? — Sie „wußten die Auslegungsregeln so gut, als wir sie wissen — „hat die Philosophie, die Kenntniß anderer morgenländischen „Sprachen, Historie, Kritick sich seit der Zeit verbessert — „Diese Dinge gehören nicht zur eigentlichen Religion, „(aber sie sind unentbehrliche Hülfsmittel für die Lehrer der Religion, welche sonst Gott weis was für seltsame Meynungen und Unreimtheiten in dieselbe einmischen. In den mittlern Jahrhunderten hat man das leider gesehen. Würde denn die christliche Lehre jemals ein solches Gewebe von abergläubischen und alle gesunde Vernunft tödtenden Lehrsätzen, als sie damals war, haben werden können, wenn nicht vorher Philosophie und Wissenschaften zu Grunde gegangen wären? Die Cultur der Religion und die Cultur der Wissenschaften lassen sich schlechterdings nicht von einander trennen. Wenn die letztere in Verfall gerathen, so folgt auch die Verderbung der erstern bald hinter drein. Die Geschichte lehrt es) „darinn können die „Verf. der symb. B. geirrt haben.„ (So? Aber dann ist das gewiß auch von weitern Folgen gewesen.)

S. 150. „Es ist kein Grund, warum wir die Bekenntnisse dieser Wahrheit und die schriftlichen Entsagungen des „Irthums abgeschaft hätten. Aber wenn man diese Dämme, „diese Riegeln wegziehen wird, welch ein Heer von Schwärmereyen, wird alsdenn wie ein ausgetretener Strom die „Felder der Kirche durchwühlen? O! ich fürchte die alten Ketzereyen werden alsdenn ungehindert und unbestritten überall

„aufs

„auf keinen.„ (Also hat Gott dem Irthum an der Bibel allein einen zu schwachen Damm entgegen gesetzt?) S. 151. „Wenn wir auch andere symbol. Bücher machten, und wir „wollten die Lehre nicht ändern, so wird der Inhalt doch der„ „selbe bleiben müssen.„ S. 233. „Wir sind versichert, daß „die S. B. den wahren Sinn der h. Schrift besitzen, indem „sie sich immer auf diese bezogen haben — wer mit der h. „S. übereinstimmen will, wird auch den Bekenntnißbüchern „nicht widersprechen können. Und diese Uebereinstimmung „heißt mittelbare Orthodoxie — Zwischen symbolischer und „biblischer Wahrheit ist kein Unterschied, sonst müßten unsere „Bek. B. willkührlich, vorurtheilig und ungeprüft verfertigt „seyn. Und das sind sie nicht.„ S. 143. „Wir dürfen uns „auch nicht beschweren, daß sie zur Unterschrift und zum Eyde „zu lang wären. Denn die Landesordnungen sind viel stär„ker und zahlreicher, und man muß sie doch unterschreiben „und ihnen Gehorsam leisten.„

Begeht der V. in dem allen keine petitiones principii? Wir lassen den der Sache kundigen Leser selbst urtheilen. Die antisymbolischen Gottesgelehrten, wenn wir sie so nennen sollen, verneinen ja jenes alles gerade zu. Sie sagen: die Verf. der symb. Bücher haben den besten Willen gehabt, alles gut und recht zu machen, aber sie haben sowohl in Haupt- als Nebensachen nicht die Wahrheit genau getroffen, sondern sie in so manchen Stücken verstellt. Sie haben das, was sie in den Bekenntnißbüchern als ihre Lehre schrieben, nach ihrer Ueberzeugung freylich für göttliche Wahrheit gehalten, aber deshalb ist nicht alles göttliche Wahrheit, was sie dafür erkannt. Manche Lehrsätze, die ihnen noch aus dem Pabstthum, in welchem sie aufgewachsen und erzogen waren, anklebten, glaubten sie in der Bibel zu finden, aber sie stehen, alles wohl erwogen, nicht darinn. Sie hielten z. B. ihre Erklärungen von der Erbsünde, von der Kindertaufe, von dem Abendmahl u. s. w. für wahr und biblisch. Aber sie sind nicht wahr, nicht biblisch. — Wenn auf die Weise der eine immer für ausgemachte biblische Wahrheit hält und sich beständig darauf beruft, was der andere für falsch und unbiblisch erklärt, so kommt dieser wunderbare Streit nie zu Ende. Und bis itzo findet man es noch so fast in allen Schriften, die darüber *pro* und *contra* geschrieben sind. Immer versteckt man sich noch hinter die Unterscheidungen zwischen Haupt- und Nebensätzen der christlichen Lehre, zwischen Artikeln, die fundamental und nicht fundamental wären. Wenn die

Vertheydiger der symbol. Bücher billig sind, so
auch unser V. thut: Ja, in Nebensätzen, in
mentellen Artikeln könnte manches anders seyn,
man freylich nicht an alle Erklärungen, Beweis
Ausdrücke ihrer Verf. gebunden. Aber in Haup
Grundlehren und Fundamentalartikeln, da
biblische Richtigkeit. Die Gegner hinwiederum
dieses und behaupten, daß sich auch dabey viel
eingeschlichen hätte. Man erkläre sich doch einmal
darüber, und sage bestimmt heraus, welche
fundamental und nicht fundamental sind, wie wir
Recens. von Hrn. Töllners Unterricht von Symb
chern,*) die Freyheit genommen haben, so
leichter beygelegt werden können, denn ob
Bestimmung bleibt er eine ewige Logomachie.

Der V. hat dieser Sache im Anfange ein Ca
pitel gewidmet. Wir erwarteten da eine geschickte
des Knotens. Aber vergeblich. Er begnügt
mein bekannte davon zu sagen, ohne sich auf
einzelner Artikel einzulassen, wobey denn die
unausgemacht bleibt. Daran zweifelt nie
wichtigsten Lehren der heil. Schr. diejenigen
„auf die Mittel der Vereinigung mit Gott, die
„unsers Herzens, die Heiligung unsers Wandels
„Erlangung der seligen Unsterblichkeit eine nä
„haben S. 262.„ Aber nun frägt sichs: ist
der Dreyeinigkeit, von der Allerhöchsten Gottheit
von der Gottheit des heil. Geistes, von der Erb
eine solche Lehre? der eine sagt ja, der andere
müßte ohne Vorurtheil und Rücksicht auf Symb.
und den diesen Lehren darinn beygelegten Werth,
werden, ob dieselbe einen unmittelbaren Einfluß in die
gung und Glückseligkeit hätten, oder nicht. Je
müßte solches deutlich und klar vor Augen
Aber das ist von dem V. nicht hinlänglich ge
gleich im 4ten Kap. des Anhangs von ihnen als von
mentalartikeln handelt. In Bestimmung derselben soll
S. 267. „auf die Unwissenheit und Gelehrigkeit
„schen Betrachtung nehmen.„ Wenn das ist, so
Lehre von der Vereinigung der beyden Naturen in Chr

*) XIII. 2. S. 329, 330.

der Gegenwart seines Leibes im heil. Abendmahl, von seiner Allerhöchsten Gottheit u. s. w. keine Hauptlehre, kein Grundartikel seyn, denn man mag solches erklären, wie man will, der allergelehrigste Mensch faßt und versteht nichts davon, und was er nicht versteht, das hilft ihm auch nichts zu seiner Besserung und Glückseligkeit, was soll er damit machen? Die nutzbare Anwendung fällt gänzlich weg, wenn man es ihm auch als ein noch so verehrungswürdiges Geheimniß vorstellt, wie der V. haben will. Mit den allgemeinen Distinctionen zwischen Grundartikeln, welche theils die geoffenbarte Religion überhaupt, theils den seligmachenden Glauben, theils die Unterscheidungslehren der verschiedenen Kirchenpartheyen betreffen, ist also zur Vereinigung der Dissentirenten nichts gewonnen. Noch weniger ist die Sache damit abgethan, wenn man denen, die einige Hauptsätze der lutherischen Bekenntnißbücher angreifen, mit dem sonst so billig denkendem V. S. 210. auf dem Kopf zusagt: „daß doch nur „Neuerungssucht, nur Streitbegierde, nur unbiegsamer Eigensinn, die Triebfedern wären, welche sie reizten, die „Grundsäulen der Kirche umzureissen „ und dann weiter schließt: Männer, die einen solchen Sinn alles umzukehren haben, kann die Kirche ihre Aemter nicht fortführen und besitzen lassen — Als wenn nicht ein Theologus aus gewissenhafter Ueberzeugung glauben könnte: Christus sey zwar eine göttliche Person, aber nicht der allerhöchste Gott, weil er das nie gesagt, sondern vielmehr versichert hat, daß sein Vater allein es sey; mit der Taufe der Kinder verhalte sichs anders, als in den symb. Büchern stehe, weil die heil. S. von der Taufe der Erwachsenen rede; die Worte der Einsetzung Jesu beym Abendmahl müssen im uneigentlichen Verstande genommen werden, weil gewiß kein Jünger glaubte, daß er den wahrhaften Leib Christi äße, und alle gesunde Vernunft wider die buchstäbliche Bedeutung dieser Worte seyn würde. Oder als wenn die Grundfeste des Evangeliums umgeriffen würde, wenn man in diesen und andern Punkten von den lutherischen Bekenntnißbüchern abwiche. Wenn die Vorurtheile der Menschen nicht unwiderstehliche Gewalt über ihren Verstand hätten, so liesse sichs nicht begreifen, wie man mit so vieler Zuverläßigkeit dergleichen Schlüsse machen könnte.

Wir müssen noch ein paar Worte über die Billigkeit der lutherischen Kirche, die der V. im zweyten Hauptst. S. 190. f. so sehr rühmt, hinzusetzen. Alles schön zu lesen, wenn nur nicht die Erfahrung, die etwa dem V. einmal das Wort

geredet hat, ihm in zehen andern Fällen widersprâche. „1
„sere Kirche zwingt niemanden zum Bekenntniß, fordert a
„nicht die Beypflichtung ohne Ueberzeugung.„ Das
ihr gar nicht als ein lobenswürdiges Verdienst angerech
den, denn sonst würde sie die ungerechteste Gewaltthatig
üben, so arg, wie es je die spanische Inquisition gethan
„Wir untersagen nicht Prüfungen, wie die Katho
Ganz wohl, aber das Resultat der Prüfungen muß
Haar zu den symb. Büchern passen, sonst wird es doch
gut gethan. Könnte ich aus noch so überzeugenden Grün
darthun, daß die Bibel dieses und jenes nicht lehre, was
den symb. Büchern steht. Die Hand auf den Mund!
darf es, ohne Besorgniß nicht öffentlich sagen. Und was
fen mir dann die Prüfungen? „Es ist unsern Gliedern
„verboten, daß sie über diesen oder jenen Lehrpunkt eine pri
„vatmeynung lieben sollen.„ Dieses kann kein Mensch ver
bieten; auch der Pabst in seiner eigenen Kirche nicht.

Wenn aber meine Privatneigung als Wahrheit erweis
lich und nützlich ist, so will ich sie nicht blos für mich behalten,
sondern auch andern bekannt machen. Dieser Trieb ist in
meine Seele gelegt und ein würklicher Gewissenstrieb. Die
Kirche, wenn sie um ihrer symbolischen Bücher willen mich
hindert, nach diesem Triebe zu handeln, bindet offenbar mein
Gewissen. Ist das auch billig?„ Wenn jemand sie in einer
„Privatgesellschaft vorträge, ohne damit Unruhen anzuzetteln,
„oder andern seinen Sinn mit Ungestüm andringen zu wol
„len: so werden wir ihn nicht mit Lästerungen verfolgen,
„nicht ihn bey der Obrigkeit belangen und zur Strafe schlep
„pen,„ das wäre ja auch ein Unmensch, der das thäte. Aber
die freye Untersuchung der in den symbol. Büchern enthaltenen
Lehren gehört nicht blos für Privatgesellschaften, sie gehört
fürs Publikum, sonst hat sie keinen Nutzen, und wenn die
Kirche sie ins Publikum zu bringen verbietet, so handelt sie
nicht billig. „Sie schließt niemanden wegen Nebensätze oder
„Nebenlehren von der Kirchengemeinschaft, auch nicht vom
„Lehramte aus.„ Wo das nicht geschiehet, da hindert es
eine weise und tolerant gesinnte Landesobrigkeit. Manche
Lehrer, wenn sie Gewalt dazu hätten, würden nicht damit säu
men, und mehr als zu oft ist es wirklich geschehen. Wie gieng
es z. B. dem Wertheimischen Bibelübersetzer? Mußte er nicht
fort ins Gefängniß? Auf wessen Anstiften geschahe das? Und
der Mann hatte doch nichts ungeschicktes gelehrt, sondern ein
vortreffliches Werk geschrieben.

Dem

Dem Recens. fällt hierbey das neueste Verfahren des Hrn. Past. Götze in Hamburg gegen den V. des Traktats vom falschen Religionseifer und Hrn. Past. Alberti ein. Der erstere trägt ganz wahre und nützliche Dinge, aber keine einzige Irrlehre vor, es müßte denn schon schlimm seyn, daß er auf wenigen Blättern, wo er es nicht wohl vermeiden konnte, nur Zweifel gegen das Ansehn der symbolischen Bücher äusserte und es hart findet, die Lehrer der Kirche darauf zu verpflichten. Indessen entdeckt er diese Zweifel mit aller Bescheidenheit, will nichts in der Sache entscheiden, sondern legt den Gottesgelehrten einige Fragen zur Prüfung vor und bittet sich Belehrung darüber aus. Er zerrelt damit gar keine Unruhen an, dringt auch seine Meynung keinem Menschen mit Ungestüm auf. Hr. Past. Alberti in Hamburg, da er einmal von der Einträchtigkeit mit denen, welche in der Religion von uns unterschieden denken, predigt, findet es gut, jenes Büchlein zum weitern nachlesen über die vorgetragene Materie zu empfehlen. Was thut sein College, Hr. Götze? Erst schreibt er noch drey Jahr nachher ein dickes Buch gegen jenen Verf., worinn er ihn als den schlimmsten, gefährlichsten Menschen, als einen Feind des Christenthums heruntermacht, der den ganzen Grund desselben untergrübe und noch viel, viel ärger wäre als Dippel und Edelmann, ein paar Namen, die in Deutschland sehr verhaßt sind. Das war wohl nicht gelästert? Noch ein Jahr vergeht, und dann setzt er sich hin und holt von ein paar Universitäten, Wittenberg und Altorf Responsa ein: Ob ein Prediger, der den Traktat vom falschen Religionseifer empfohlen hätte, mit gutem Gewissen in der lutherischen Kirche Lehrer seyn könne? welche denn die Frage nach reifer Ueberlegung auch fein verneinen. Dieser Einfall des Hrn. Götze, der seinem Herzen nicht viel Ehre macht, war ausserdem sehr kindisch, denn er muß geglaubt haben, was heut zu Tage selten jemand mehr glaubt, nemlich daß drey oder vier Doktoren der Theologie auf einer lutherschen Universität die Repräsententen der ganzen lutherischen Kirche, und zugleich ihre Obrigkeit und Richter in dergleichen Angelegenheiten seyn können; oder daß das öffentliche Urtheil solcher Herren mehr gelte als das Privaturtheil von etwa drey oder vier Landpfarrern, die bisweilen wohl so gelehrt und noch gelehrter sind als mancher Doktor der heil. Schrift; sonst hätte er Hrn. Alberti wohl nicht bey dieser vermeinten Obrigkeit belangen können. Eigentlich wollte er ihn doch nach Wittenberg und Altorf hin zur Strafe schleppen. Er mußte vermuthlich fühlen, daß er

für seine Person nur ein simpeles Mitglied, nur einer der L
rer in der lutherschen Kirche sey, ob er gleich mehr z
nigstens in Hamburg eine Art von Haupt derselben hat
wollen, sonst hätte er ihn wohl selbst abgesetzt. Aber
theologische Facultät auf die Absetzung erkennt, das hat
Gewicht, das ist rechtskräftig. Diese Grille steckte
noch im Kopf. Und wie, wenn ein solches Erk
wirklich rechtskräftig wäre? wenn der Hochedle M
Hamburg in Ansehung des Herrn Alberti und die Ur
des Verf. der Schrift vom falschen Religionseifer
Ausspruch des Facultätenstuhls zu Wittenberg und
achteten, oder die ganze lutherische Kirche jenen
Herren, die darauf sitzen, die gesetzgebende Gewalt
gen hätte, wie würde es denn diesen beyden M
Vom Amte weg, meine Herren, sie sind abgesetzt
res raisonniren — *) Also, wir wenden uns wie
recensirten V., der diese unanständige und verächtl
eedur eines hamburgischen Pastors gewiß nicht en
würde, wie uns sein Anhang von der Orthodo
macht, wollen wir nur von der durchgängigen Du
Lehrer in der lutherischen Kirche ganz stille schw
Hr. Götze denkt, so denken noch sehr, sehr v

„Wir vergönnen, heißt es weiter S. 191., einer jed
„den Sekte in unsern Provinzen die Freyheit, Gott nach
„ihren Grundsätzen zu verehren; so weit die vernünftige
„Staatskunst sie heilsam findet.„ Bey der vernünftigen
Staatskunst ist itzo der Nutzen, den die Toleranz schaft, ent
schieden. Aber um Vergebung, daß wir einmal fragen, was
wir schon eher hätten fragen sollen; wer sind denn die wir,
die das thun? Die höchste Obrigkeit und Landesherrschaft,
nicht in so fern sie selbst ein Mitglied der äusserlichen Kirchen
parthey, sondern in so fern die allgemeine Religionsduldung
ihre angenommene Regierungsmaxime ist. Wenn es auf die
intoleranten Lehrer und Glieder der Kirchen ankäme, und
wenn diese noch wie ehedem jene an ihrem Seile ziehen könn
ten, wo sie sie hinhaben wollen, so möchte es anders gehen.

G.

*) Zu der Zeit, da diese Recension gemacht worden, dachte ihr V. noch nicht, daß der Tod des Hrn. Alberti allem weiteren Hader ein Ende machen würde. Auf das Schicksal des andern ehrlichen Mannes möchte H. Götzes Bannstrahl aber wohl keine Wirkung haben; dem zu schaden ist er zu ohnmächtig.

S. 204. „Gottlob! über Parisernächte, über Pulsververschwörungen, über widerrufene Religionsfreyheiten, über Dragonerbekehrungen, über Auto da Fe, über Thornische Trauerspiele, und auf Galeeren verwiesene ungarische Prediger, darf unsere Kirche in allen ihren Gebieten nicht erröthen?„ Das wäre auch nicht gut. Aber warum setzt der V. das ällerärgste? Zwischen der billigen Toleranz und äusserst harten Intoleranz liegen viel Mittelgrade der Duldung und Nichtduldung. Auf welchem Grade stehen wir denn nun wohl? Das duldet die Kirche, Regenten, Lehrer, Glieder der Gemeinden, freylich allenthalben, daß jemand S. 202. öffentlich lehrt: „Die Accente des hebräischen Textes sind nicht göttlichen Ursprungs, ich halte das und das Buch der Bibel nicht für canonisch, die Höllenfahrt Christi bedeutet nichts weiter als sein Begräbniß, das Buch Hiob ist eine moralische Epopee, das Hohelied Salomons ein weltliches Schäfergedicht u. d. g.„ — Aber es komme einmal einer und sage öffentlich: daß der Apostel Paulus durchaus in seinen Briefen als ein Unitarier von Christo spreche, daß der Athanasianische Lehrbegrif in die Bibel hineingetragen worden, daß Luthers Meynung von Abendmahl falsch sey, oder so etwas, wir wollen einmal sehen, ob er in der Kirche geduldet oder ausgestoßen und abgesetzt wird. Und wenn es nicht geschieht, so ist nicht die gerühmte Billigkeit der Kirche, sondern die duldende Obrigkeit Ursache davon.

Was übrigens der V. Kap. 7. S. 214. f. von der Billigkeit und nöthigen Behutsamkeit derjenigen beybringt, die sich von dem herrschenden Lehrbegrif der Kirche entfernen, insonderheit um dem gemeinen Manne keinen schädlichen Anstoß zu geben, das ist sehr richtig und werth, von denen, die es zunächst angeht, befolgt zu werden.

V.

Die Verbindung der natürlichen Religion mit der christlichen Offenbarung in einer Reihe geistlicher Reden. Aus dem Englischen. Erster Theil. Bremen, bey Cramer. Altona, gedruckt mit Eckstooffschen Schriften, 1770. Zweyter Theil, 1770. Dritter Theil, 1771. 8. 594 Seiten, in fortlaufender Zahl.

Der V. zeigt viel freymüthige Unparthevlichkeit in Untersuchung der christlichen Wahrheit und deren Absonderung von allen ihr beygemischten menschlichen Zusätzen und abstrakten metaphysischen Grübeleyen. Er bemüht sich, den Christen ihre Religion recht verständlich und praktisch zu machen, damit sie solche um so viel fester glauben und unter ihrem wohlthätigen Einflusse leben möchten. Zu diesem Zweck fand er für dienlich, die Scheidewand wegzureissen, welche noch immer von manchen Leuten, selbst von Gottesgelehrten, zwischen der natürlichen und christlichen Religion gezogen wird, und den übereinstimmigen Plan vorzulegen, nach welchem Gott in seinen Offenbarungen durch die Natur und durch die Sendung Jesu Christi gehandelt habe. Wir wünschen, daß ein Buch in dieser guten Uebersetzung auch von deutschen Lesern möge genutzt werden, damit man wisse, was man darinn suchen könne, wollen wir den Inhalt der sämtlichen Abhandlungen hersetzen, denn Auszüge daraus zu machen, fällt uns zu weitläufig.

Erster Theil. 1. 2. 3. Die sichtbaren Absichten der göttlichen Weisheit bey der Einrichtung der Welt und der menschlichen Natur. 4. Die Uebereinstimmung und Verknüpfung der göttlichen Absichten. 5. 6. Die Ordnung und Schönheit der sichtbaren Schöpfung. 7. Die Spuren einer moralischen und richterlichen Regierung. 8. Die moralischen Erscheinungen in dem gegenwärtigen Zustande geben eine einleuchtende Gewißheit von einem künftigen, und leiten uns zu dem Glauben des Evangelii. 9. Fernerer Beweis für die Glaubwürdigkeit eines künftigen Zustandes aus natürlichen und geoffenbarten Ueberzeugungsgründen. 10. Entdeckung des Evangelii von einem künftigen Zustande. 11. Die Auferstehung unsers Erlösers, als der völlige Beweis eines künftigen Zustandes.

Zweyter Theil. 12. Die Lehre von unsers Erlösers Erhöhung, Herrschaft und richterlichen Macht bestehet mit der Ordnung und den Absichten der göttlichen Weisheit, die sich in der Natur zeigen. 13. Philosophische und christliche Betrachtungen über den künftigen Zustand des Menschen. 14. Beantwortung der Haupteinwürfe gegen das Evangelium. Der V. sucht in dieser Abhandlung über Joh. 18, 36. besonders den Einwurf gegen das Christenthum aus dem Wege zu räumen, daß dasselbe keine größere und allgemeinere moralische Besserung der Menschen gewirket habe. Er antwortet darauf, Christus und seine Apostel hätten die Verderb-

derbniß der Menschen auch nach geschehener evangelischen Offenbarung vorher gesagt — die Wahrheit einer Religionslehre sey von der moralischen Aufführung ihrer Bekenner unabhängig — die moralische Besserung der Menschen sey nicht der ganze Hauptendzweck der Unternehmungen des Erlösers, sondern nur ein Theil, ein Umstand davon — die vornehmste Absicht desselben sey gewesen, für einen künftigen Zustand der Menschen zu sorgen, und sie von den Todten zum Besitz der künftigen Welt zu erwecken, wo er seinen ewigen Thron aufrichten würde. Alles wahr, aber dadurch wird unsers Erachtens der Einwurf doch noch nicht aus dem Grunde gehoben. Der letzte Endzweck hängt mit dem vorhergehenden wohl so genau zusammen, daß der eine ohne den andern gar nicht zu erreichen stehet, da nach des V. ausdrücklicher wiederholter Behauptung nur die Menschen, welche hier moralisch gut geworden, in dem Reiche des Erlösers ewig leben können. Es scheint doch immer, als ob die Bekanntmachung des Evangeliums überflüßig und gewissermaßen unnütz in der Welt gewesen wäre, oder bis auf die Zukunft hätte ausgesetzt bleiben können, wenn durch dasselbe nicht mehr moralisch gutes unter das menschliche Geschlecht wäre gebracht worden, als ohne dasselbe da gewesen seyn würde. Wir, wenn ein Jahrhundert seit Christi Zeiten ins andere, eine Nation in die andere gerechnet, durch die christliche Religion in der Summe doch mehr Tugend in die Welt gekommen wäre, als ohne sie aufgekommen seyn würde? Sollte sich dieses, wie es uns vorkommt, aus der Geschichte durch genaue Vergleichung der Sitten christlicher und nicht christlicher Völker, erweisen lassen, so würden wir darinn die beste Auflösung jenes Einwurfs finden. Es käme darauf an, daß ein unpartheyischer, weder für noch wider das Christenthum vorher eingenommener, aber der Geschichte und der Sitten alter und neuer Völker wohl kundiger Philosoph, so ein Iselin z. E., solches einmal gründlich untersuchte, so würde sich in dieser wichtigen Sache vieles aufklären, was unsers Erachtens der christlichen Religion nicht zum Nachtheil gereichte. 15. Die evangelische Lehre von den künftigen Strafen. Was diese Lehre anbetrift, so trennen wir uns darinn von dem V. Er erklärt sich gerade zu wider die Unendlichkeit der Höllenstrafen. Dagegen nimmt er an, und glaubt aus den von Christo und den Apostoln gebrauchten buchstäblichen und figürlichen Redensarten, die er sorgfältig gesammelt hat, erweisen zu können, die bösen Menschen würden in jener Welt, nachdem sie eine proportionirte Strafe

aus

Der V. zeigt viel freymüthige Unparthevlichkeit in Untersuchung der christlichen Wahrheit und deren Absonderung von allen ihr beygemischten menschlichen Zusätzen und abstrakten metaphysischen Grübeleyen. Er bemüht sich, den Christen ihre Religion recht verständlich und praktisch zu machen, damit sie solche um so viel fester glauben und unter ihrem wohlthätigen Einflusse leben möchten. Zu diesem Zweck fand er für dienlich, die Scheidewand wegzureissen, welche noch immer von manchen Leuten, selbst von Gottesgelehrten, zwischen der natürlichen und christlichen Religion gezogen wird, und den übereinstimmigen Plan vorzulegen, nach welchem Gott in seinen Offenbarungen durch die Natur und durch die Sendung Jesu Christi gehandelt habe. Wir wünschen, daß ein Buch in dieser guten Uebersetzung auch von deutschen Lesern möge genutzt werden, damit man wisse, was man darinn suchen könne, wollen wir den Inhalt der sämtlichen Abhandlungen hersetzen, denn Auszüge daraus zu machen, fällt uns zu weitläufig.

Erster Theil. 1. 2. 3. Die sichtbaren Absichten der göttlichen Weisheit bey der Einrichtung der Welt und der menschlichen Natur. 4. Die Uebereinstimmung und Verknüpfung der göttlichen Absichten. 5. 6. Die Ordnung und Schönheit der sichtbaren Schöpfung. 7. Die Spuren einer moralischen und richterlichen Regierung. 8. Die moralischen Erscheinungen in dem gegenwärtigen Zustande geben eine einleuchtende Gewißheit von einem künftigen, und leiten uns zu dem Glauben des Evangelii. 9. Fernerer Beweis für die Glaubwürdigkeit eines künftigen Zustandes aus natürlichen und geoffenbarten Ueberzeugungsgründen. 10. Entdeckung des Evangelii von einem künftigen Zustande. 11. Die Auferstehung unsers Erlösers, als der völlige Beweis eines künftigen Zustandes.

Zweyter Theil. 12. Die Lehre von unsers Erlösers Erhöhung, Herrschaft und richterlichen Macht bestehet mit der Ordnung und den Absichten der göttlichen Weisheit, die sich in der Natur zeigen. 13. Philosophische und christliche Betrachtungen über den künftigen Zustand des Menschen. 14. Beantwortung der Haupteinwürfe gegen das Evangelium. Der V. sucht in dieser Abhandlung über Joh. 18, 36. besonders den Einwurf gegen das Christenthum aus dem Wege zu räumen, daß dasselbe keine größere und allgemeinere moralische Besserung der Menschen gewirket habe. Er antwortet darauf, Christus und seine Apostel hätten die Verderb-

derbniß der Menschen auch nach geschehener evangelischen Offenbarung vorher gesagt — die Wahrheit einer Religionslehre sey von der moralischen Aufführung ihrer Bekenner unabhängig — die moralische Besserung der Menschen sey nicht der ganze Hauptendzweck der Unternehmungen des Erlösers, sondern nur ein Theil, ein Umstand davon — die vornehmste Absicht desselben sey gewesen, für einen künftigen Zustand der Menschen zu sorgen, und sie von den Todten zum Besitz der künftigen Welt zu erwecken, wo er seinen ewigen Thron aufrichten würde. Alles wahr, aber dadurch wird unsers Erachtens der Einwurf doch noch nicht aus dem Grunde gehoben. Der letzte Endzweck hängt mit dem vorhergehenden wohl so genau zusammen, daß der eine ohne den andern gar nicht zu erreichen stehet, da nach des V. ausdrücklicher wiederholter Behauptung nur die Menschen, welche hier moralisch gut geworden, in dem Reiche des Erlösers ewig leben können. Es scheint doch immer, als ob die Bekanntmachung des Evangeliums überflüßig und gewissermaßen unnütz in der Welt gewesen wäre, oder bis auf die Zukunft hätte ausgesetzt bleiben können, wenn durch dasselbe nicht mehr moralisch gutes unter das menschliche Geschlecht wäre gebracht worden, als ohne dasselbe da gewesen seyn würde. Wie, wenn ein Jahrhundert seit Christi Zeiten ins andere, eine Nation in die andere gerechnet, durch die christliche Religion in der Summe doch mehr Tügend in die Welt gekommen wäre, als ohne sie aufgekommen seyn würde? Sollte sich dieses, wie es uns vorkommt, aus der Geschichte durch genaue Vergleichung der Sitten christlicher und nicht christlicher Völker, erweisen lassen, so würden wir darinn die beste Auflösung jenes Einwurfs finden. Es käme darauf an, daß ein unpartheyischer, weder für noch wider das Christenthum vorher eingenommener, aber der Geschichte und der Sitten alter und neuer Völker wohl kundiger Philosoph, so ein Iselin z. E., solches einmal gründlich untersuchte, so würde sich in dieser wichtigen Sache vieles aufklären, was unsers Erachtens der christlichen Religion nicht zum Nachtheil gereichte. 15. Die evangelische Lehre von den künftigen Strafen. Was diese Lehre anbetrift, so trennen wir uns darinn von dem V. Er erklärt sich gerade zu wider die Unendlichkeit der Höllenstrafen. Dagegen nimmt er an, und glaubt aus den von Christo und den Aposteln gebrauchten buchstäblichen und figürlichen Redensarten, die er sorgfältig gesammelt hat, erweisen zu können, die bösen Menschen würden in jener Welt, nachdem sie eine proportionirte Strafe

aus

ausgestanden hätten, gänzlich zerstöret werden, und zu seyn aufhören, zu geschweigen, daß solches aus den biblischen Ausdrücken: Gott mag die Seele tödten, ewige Pein, ewigen Tod, im Gegensatz des ewigen Lebens, ewigen Verderbens von dem Angesichte des Herrn 2 Thess. 1, 19., welches er durch „ewige Zerstörung aus der Gegenwart des allmächtigen „Richters über Leben und Tod„ erklärt, verzehret werden, verbrannt werden, gar nicht erweislich ist, so dünken uns auch viel andere Gründe dieser Meynung ganz und gar entgegen zu stehen. Alle moralische Eigenschaften Gottes, so viel wir urtheilen können, sind wohl dawider, daß er jemal menschliche Seelen vernichtigen werde, wenn er es gleich absolut betrachtet nach seiner Allmacht thun könnte. Er vernichtiget in seiner ganzen Schöpfung nichts, auch nicht das kleinste Stäubchen, vielweniger wird er eine vernünftige Seele vernichtigen, welche, wenn sie sich auch durch ihre Schuld verschlimmert hat, doch allemal einer moralischen Besserung, und vermöge derselben einer allmählig steigenden Glückseligkeit fähig bleibt. Gelangt sie in dem gegenwärtigen Abschnitt der Zeit nicht dazu, so kann sie doch in einer der künftigen Aeonen bis dahin kommen. Wenn das schlechterdings unmöglich wäre, so würde die ewige Güte des allwissenden Schöpfers ihr nicht die Existenz gegeben haben. Denn davon hält sich der V. ja fest überzeugt, daß der gütige Urheber der Welt das moralische Böse und die daraus fließende Unglückseligkeit denkender Substanzen nicht verewigen wolle. So lange zwischen unaufhörlicher Quaal einer hier arg gewesenen Seele in der künftigen Welt, und ihrer gänzlichen Zerstörung noch ein drittes übrig bleibt, nämlich ihre Besserung, von der ich nicht einsehe, warum sie nicht sollte erfolgen können; so lange läßt sich auch nicht schliessen, weil jene nach den moralischen Eigenschaften Gottes nicht Statt finden kann, so muß es zu dieser kommen. Ueberdies finden ja in Ansehung der moralisch übeln Beschaffenheit menschlicher Seelen und ihrer Verschuldung dafür, unendlich verschiedene Grade Statt.

Bis auf welchen Grad, könnte man fragen, muß denn ein Mensch in diesem Leben moralisch schlimm und deshalb verschuldet gewesen seyn, wenn er in der künftigen Welt seine Existenz verliehren oder nicht verliehren soll? Wo ist die Gränze, disseit welcher er in dem künftigen herrlichen Reiche Christi werth ist erhalten, oder jenseit welcher er verdient zerstört zu werden? 16. Von der Vorsehung Gottes in der

Erhaltung seiner lebenden Geschöpfe. 17. 18. Von der Gerechtigkeit der göttlichen Vorsehung. 19. Von allgemeinen Unglücksfällen. 20. Von dem rechten Gebrauch des Verstandes bey der Religion. Eine vortrefliche Abhandl. 21. Von dem Amte und der Würde Christi. Der V. verstehet hier, wie in der 11ten Abhandl. die Benennung des Sohnes Gottes, welche Christo beygelegt wird, nicht von seiner metaphysischen Natur, oder dem Ursprunge seines Wesens, sondern hält sie für einen Amtsnamen des Erlösers, womit sein moralischer Charakter, seine hohe Würde und Ehre bey Gott angedeutet werde. Der Uebersetzer macht dabey die Anmerkung, „daß hier die Vernunft des V. wieder geschwindelt habe, und so fromme Gesinnungen gegen unsern Erlöser „dasselbe sonst bis dahin geäussert hätte, daß doch diese Erklärung seinem, nämlich des Hrn. Uebers. Glauben sehr ärgerlich sey.„ Er scheint aber vergessen zu haben, daß Jesus nach dem Bericht des Joh. 10, 36. die Juden ausdrücklich fragte: Warum sie ihn einer Gotteslästerung beschuldigten, da er sich ja deshalb den Sohn Gottes nennete, weil er vom Vater zu einem großen Werke geheiliget und in die Welt gesandt worden? Diese eigene Erklärung Jesu stimmt genau zu Luc. 1, 35. Ich denke immer, den Gottesgelehrten schwindelt bey dem, was sie von der Person Christi lehren sollen, sicherlich die Vernunft am wenigsten, wenn sie bey dem bleiben, was er von sich selbst gesagt hat. Jene ganze Unterredung Christi mit den Juden Joh. 10. allein betrachtet, ist wenigstens ohne alle Zweydeutigkeit dafür, daß Sohn Gottes ein Amtsname des Erlösers sey. Man kann die Bedeutung des Worts verstärken und den darinn liegenden Begriff erhöhen, wenn man anderweitigen gewissen Grund in der Schrift dazu hat.

Dritter Theil. 22. Einwürfe wider das Evangelium und die Evidenz desselben beantwortet. 23. Die Seligkeit kommt nicht vom menschlichen Verdienste, sondern von der göttlichen Gnade. 24. Ueber die Beschaffenheit der christlichen Religion. Gründliche Gedanken, nach Röm. 14, 17., über Gewissenszwang, Parthengeist, Sekteneifer, Unverträglichkeit und Schwärmerey im Christenthum. 25. Von der christlichen Freude. 26. Von der christlichen Dankbarkeit. 27. Von der christlichen Furcht. 28. Vom christl. Gehorsam. 29. Vom christlichen Fleiß. 30. Von der christlichen Freyheit.

Wenn

Wenn unſre Ueberſetzer allemal auf Werke von dem Werthe, welchen dieſe Schrift hat, fielen, ſo möchte man ihnen ihre Bemühung ſehr verdanken.

Ab.

2. Rechtsgelahrheit.

D. *Jo. Jac. Maſcovii* Principia Juris publici Imp. Rom. Germ. ex ipſis legibus, actis publicis nec non recentiſſima praxi eruta et ad uſum rerum accommodata nunc vero multis novis acceſſionibus pariter ac emendationibus ultra duplum fere aucta ſtudio D. *Henr. Gottl. Franckii.* Editio ſexta — Lipſ. apud Breitkopf — 1769. gr. 8. 844 S.

Der Herausgeber dieſes brauchbaren genugſam unter uns bekannten Lehrbuchs hat bey gegenwärtiger Auflage redlich erfüllet, was er auf dem Titul verſprochen hat. Seine Zuſätze und Verbeſſerungen bereichern das Buch um die Hälfte. Ueberall ſind die neueſten Schriften gebraucht und der Vortrag iſt behutſam, doch nicht verſchroben, nicht ſchlechterdings Cäſariniſch, aber auch nicht ſchlechterdings fürſteneriſch. Bey den einzelen Kapiteln der Churfürſten und ſonſt noch hier und dar ſcheint es zwar dem Herausgeber an genugſamen Specialnachrichten gefehlt zu haben, z. B. daß Sternberg — nur Unterpfandsweiſe in Churhannöverl. Händen und das Jus circa ſacra davon ausgenommen, daß der Roteberg nicht mehr Ganerbſchaftlich ſondern Churbayriſch ſey, daß der Recurs zu dem Viſitationsconvent ein eigenes Remedium ſey, daß dem Biſchof zu Würzburg von den Marggrafen zu Brandenburg und mehr andern Craisſtänden der Titul: Herzog zu Franken nicht gegeben werde, daß die 4. hohen Landgerichte des Burggrafthums Nürnberg nicht mehr ſondern die Gerichte öfter gehalten werden u. d. m.

Aber das ſind kleine Fehler, die man einem Lehrbuche wohl verzeyhen kann, die ſich allenfalls auch bey einer künftigen Ausgabe verbeſſern laſſen.

Ca-

Caroli Antonii de *Martini*, S. C. R. A. M. in Supremo Iudiciorum Tribunali a Conſiliis Aulicis et P. P. O. de Lege naturali Exercitationes Sex. Vindobonae, typis Schulzianis, 1770. 214 Seiten in 4.

Die gewöhnlichen Einleitungsſätze des Naturrechts; aber eben nicht im alltäglichen Tone vorgetragen. Mit einer Philoſophie, die durch die Bekanntſchaft mit den beſten ältern und neueren Schriftſtellern das Steife und Sonderliche verlohren, und einen freyeren und edleren Charakter angenommen, hat H. v. M. das, was über ſeinen Stoff von andern geſagt war, mit einer einnehmenden Deutlichkeit, die durch gutgewählte Beyſpiele aus Claßiſchen Schriftſtellern unterſtützt, und durch die Reinigkeit der Sprache, in der er ſchreibt, erhöhet wird, mehr entwickelt, beſtimmt und eingeſchränkt. Doch glauben wir bemerkt zu haben, daß er in der ganzen Anlage ſeiner Schrift dem Hrn. G. R. Darjes am meiſten gefolgt ſey, und in der Auswickelung einzelner Materien oft mit ihm einerley Wendung genommen habe; ob er gleich in manchen anderen Stücken von ihm abgegangen und ſeiner eigenen Einſicht mit Vortheil gefolget iſt. So hat er den höchſten Grundſatz des Naturrechts, den er in der Uebereinſtimmung der freyen menſchlichen Handlungen mit den Zwecken der von Gott erſchaffenen Dinge, ſo ferne ſie aus deren Weſen durch die bloße Vernunft erkannt werden können, ſetzt, näher beſtimmt, und ſchärfer bewieſen. Allein dieſer Satz iſt in dieſer Geſtalt doch nur noch der höchſte Grundſatz der ganzen praktiſchen Philoſophie, und es bleibt noch immer übrig die Beſtimmung deſſelben anzugeben, durch welche er zum eigenthümlichen höchſten Grundſatz des Naturrechts wird. Dieſe aber kann nicht anders, als aus dem Unterſchiede des Naturrechts und der Sittenlehre gefunden werden, der dadurch wiederum auseinandergeſetzet werden müßte, daß man aus dem mehr auf ſeine Elemente zurückgeführten Begriffe des Rechts die Eintheilung deſſelben in das vollkommene, und unvollkommene, beſſer entwickelte, als bisher geſchehen iſt.

H. v. M. hat auch an dieſem letztern Unterſchiede gebeſſert; aber, wie wir glauben, nicht mit dem beſten Erfolg. Ein unvollkommenes Recht (aptitudo) iſt ihm ein ſolches, das aus dem, was noch nicht unſer iſt, wozu wir aber tüchtig ſind, entſpringen. Hingegen beſchreibt er das vollkommene

Recht

Recht (facultas) durch dasjenige Befugniß, [illegible] würklich unser ist, seinen Grund hat. S. 127. [illegible] seiner Erklärung S. 120. alles das unser, was als eine [illegible] kommenheit würklich bey uns bestimmt ist. Allein wor[illegible] stehet diese Bestimmtheit, die doch zunächst wohl eine [illegible] seyn muß? H. v. M. der hiebey mehr auf das p[illegible] hen zu haben scheinet, hat dieses nicht aufgelöset: und [illegible] kam es doch an. Wenn man blos auf die Würk[illegible] Arten von Recht sehen will; so ist die gewöhnliche [illegible] zu unterscheiden immer richtig. Will man aber die [illegible] denheit der Würkung aus der Verschiedenheit der Ur[illegible] klären; so muß man tiefer in die ersten Grundbegr[illegible] Quellen der Sitten hineingehen, als es [illegible] Abſicht geschehen ist. Dahin muß man aber e[illegible] als den bisher gewöhnlichen, nehmen, um [illegible] Grundregeln auszufinden, durch welche unsere fr[illegible] sowol an sich, als durch die freyen Kräfte anderer geschränkt sind. Wir können nicht sagen, daß H. v. [illegible] dieser Bahn weiter vorgedrungen sey, als sei[illegible] Dies benimmt aber dem Werthe seines Werks nichts, [illegible] chein wir vielmehr viel Bescheidenheit in Beurt[illegible] rer Meynungen, eine eben so starke Wahrheits[illegible] stimmung des Verhältnisses des Naturrechts zur [illegible] zum geistlichen Rechte, und überhaupt so viel [illegible] nützige Einsicht mit Vergnügen wahrgenommen [illegible] wir nicht zweifeln, diese Bemühung nach dem [illegible] Hrn. Pilati werde zur Verbreitung des Geschm[illegible] des an d[illegible] Naturrechte nicht wenig in dortiger Gegend be[illegible] auch andern zur Berichtigung ihrer Grundsätze nu[illegible]

Gm.

Erörterung der Frage: welche Strafe ist wirksamer und abhaltender, die Todesstrafe, oder die ewige Gefängnißstrafe? nebst einer Widerlegung derer Gründe des Herrn Marquis von Beccaria wider die Todesstrafe. Königsberg und Leipzig, 1770. 5½ Bogen in 4.

Diese Schrift ist, wie aus dem Titel schon zu ersehen, gegen den Marquis von Beccaria, der die Todesstrafen verwirft, gerichtet. Zu dem Ende bemühet sich der Hr. V. bis Seite 16. darzuthun, daß die Todesstrafe nicht allein die

größeste und vollkommenste, sondern auch eine nothwendige und dem Staate ganz unentbehrliche Strafe sey. Nach diesem werden die Gründe des Marquis von Beccaria zu widerlegen gesuchet. Neue Gründe hat zwar der Hr. V. nicht beygebracht, es lässet auch wider einige derselben verschiedenes sich einwenden; allein man muß doch gestehen, daß er seinen Satz ganz wohl erwiesen. Wenn Z. B. der Hr V. S. 9. die Vollkommenheit der Todesstrafe unter andern daher, daß selbige dem beleidigten Theile Genugthuung verschaffe, beweisen will: so kann man ihm unmöglich Recht geben, weil gar nicht abzusehen ist, was z. E. eine arme Wayse, die den Vater, die Stütze ihrer Wohlfahrt durch die Hand eines Mörders verlohren hat, dadurch vor eine Genugthuung erhalte.

Frid. Esaiae a *Pufendorf*, Pot. M. Brit. Regis in supremo appellationum tribunali electoratus Brunsuico-Luneburgici propraesidis observationes juris universi, quibus praecipue res judicatae summi tribunalis regii et electoralis continentur, adjecta est appendix variorum statutorum et jurium. Tomus IV. cum indice generali rerum et verborum totius operis. Hannoverae, impensis heredum Försteri, 1770. 5 Alph. 19 Bogen in 4.

So angenehm das Geschenk dieses Theils der P. Observationen den Lesern seyn muß: so sehr werden sie zugleich, daß der würdige Hr. V. mit selbigem das ganze Werk beschlossen, und in der Voerede nur einige entfernte Hofnung zu animadversionibus juris universi gemacht, bedauren. Der innerlichen Güte nach ist dieser Theil den vorigen vollkommen gleich, wie solches aus dem Inhalte, welchen wir ohne weitern Umschweif dem Leser vorlegen wollen, am deutlichsten sich offenbaren wird. I. S. 1. Vom siedesten Gerichte. Diese im Bremischen auch unter dem Namen des Liedgerichts bekannte Gerichte begreifen alle Wunden und Schläge, so nicht tödtlich sind, desgleichen so man mit Kleidern bedecken kann, oder zur Zeit des Grefftings oder Bottinges nicht bekommen. XIV. S. 38. die mehresten Bergordnungen kommen darinn mit einander überein, daß die Eigenthümer der Kuxen solche anders nicht, als vorm Bergamte verhypothequiren dürfen.

XXIII. S. 58. Dhomherren sind in Ansehung der Curien als Nießbräucher zu betrachten; folglich nur verbunden, solche baulich und wesentlich zu halten, hingegen keinesweges wieder aufzubauen, falls solche Alters halber den Einsturz drohen. XXVII. S. 64. der Richter, so bey einer von den verlobten Personen eine nach geschlossenem Verlöbnisse geschehene merkliche Veränderung der Sitten wahrnimmt, thut am besten, wenn er das Eheversprechen aufhebt. LXXII. S. 130. Judenweibern stehen die Vorrechte des Brautschatzes nicht zu, weil Justinian solche in der 109ten Novelle nur den christlichen Eheweibern bewilliget, auch die Juden in andern Verordnungen unter die Ketzer gerechnet hat. Mit Recht dähnet der Hr. v. P. dieses auf unsere Schutzjuden aus. Denn es haben zwar die Kaiser den Manichäern und andern Ketzern ehemals dem kaiserlichen Schutz, allein darum keinesweges zugleich den gegenwärtigen, auf die Religion sich gründenden, Vorzug angedeihen lassen. CIV. S. 197. Den Anverwandten des in einer andern Parochie verstorbenen und beerdigten Pfarrkindes ist unbenommen, für selbiges, in so fern es seinen vorigen Wohnsitz beybehalten, das Trauergeläute zu verlangen. Jedoch kann das Consistorium aus bewegenden Ursachen dergleichen Gebrauch ganz abschaffen, oder einschränken. CXXXVII. S. 253. Hier hat der Hr. V. die T. I. obs. 69. angenommene Meynung, daß der Vater befugt wäre, den seiner Tochter mitgegebenen Brautschatz, falls nach ihrem Ableben Kinder vorhanden sind, zurückzufordern, geändert, anbey nicht nur, wie das höchstpreißl. Oberappellationsgericht auf die verneinende Meynung spreche, sondern auch die Gründe, so ihn zu dieser Aenderung vermocht, angeführet.

CCIX. S. 453. Wenn der Vater eine Präbende in der Maße erhalten, daß solche einer seiner Söhne, welchen er erwehlen würde, bekommen soll: so kann er bey entstehender Vacanz einen seiner Söhne benennen, unerachtet er bereits zuvor einen von seinen Söhnen ernennet, und dieser das Zeitliche gesegnet.

CCXXXVIII. S. 591. Das verlassene Bett eines Flusses gehöret in Deutschland denenjenigen, welche am Gestade Güther besitzen, dafern man nicht einen in der dasigen Gegend eingeführten widrigen Gebrauch zu beweisen vermag.

CCXXXIX. S. 502. fg. Was die in einem Flusse entstandenen Insuln betrift: so gilt diesfalls in Deutschland das römische Recht, ausser in dem Fall, da das Ufer mit Dämmen

men verwahret ist; mithin dem Landesherrn eigenthümlich zustehet, oder eine andere Gewohnheit erwiesen werden kann.

CCLIII. S. 520. Rangstreitigkeiten sind der richterlichen Untersuchung und Entscheidung alsdenn unterworfen, wenn von einem gewissen Würden und Titeln in den Reichs- oder Landesgesetzen beygelegten Vorzuge, ingleichen davon, ob diese Verordnungen annoch gelten, die Rede ist.

Der schätzbare Anhang enthält 22. alte deutsche Sätze, deren Benennung dahier zu viel Raum einnehmen würde.

Q.

Io. Henr. nob. Dom. de Berger Oeconomia iuris editio septima, post editoris sexti *Io. Aug. Bachii* annotationes iterum novis aliisque accessionibus adaucta studio *Car. Gottfr. Winckleri* I. V. ac Phil. D. Serenissi. Elect. Sax. ab aulae consil. in acad. Lips. ord. Chor. Assessor. Lipsiae 1771. sumtibus Iunii, 6 Alphab. in gr. 4.

Wann man mit dem Publikum wegen der wiederhohlten Auflagen elender Schriften und der Vergessenheit so mancher nützlichen unzufrieden ist: so wird man durch die häufige Editionen eines Werks, wie das vor uns liegende ist, einigermaßen wieder ausgesöhnt. Herr Winkler hat das Verdienst, daß er das Leben des Verfassers von dessen Bruder, Joh. Wilhelm Berger, in einer Rede beschrieben, eine stiagraphische Tabelle, und eine Vergleichung der Bergerischen Ordnung mit der Titelfolge in den Pandekten vorgesetzt, in dem Buche selbst aber manche nützliche Anmerkungen eingewebt hat. Schade daß sie größtentheils nur aus Sächsischen Verordnungen und Leipziger Facultätsurtheilen gezogen sind. Berger hätte ausserdem an vielen Orten Berichtigung, Erläuterung und Vermehrung verdient. Wohl verstanden, wir verlangen nicht, daß aus seiner wohleingerichteten Oeconomie eine Haushaltung, wo alle Winkel vollgepropft sind, ein Müller *ad* Struv werde. Nur hin und wieder hätte man einige der nöthigsten Verbesserungen machen, einige neue berühmte Controversen kurz anzeigen und entscheiden sollen, die

XXIII. S. 58. Dhomherren sind in Ansehung der Curien als Nießbräucher zu betrachten; folglich nur verbunden, solche baulich und wesentlich zu halten, hingegen keinesweges wieder aufzubauen, falls solche Alters halber den Einsturz drohen. XXVII. S. 64. der Richter, so bey einer von den verlobten Personen eine nach geschlossenem Verlöbnisse geschehene merkliche Veränderung der Sitten wahrnimmt, thut am besten, wenn er das Eheversprechen aufhebt. LXXII. S. 130. Judenweibern stehen die Vorrechte des Brautschatzes nicht zu, weil Justinian solche in der 109ten Novelle nur den christlichen Eheweibern bewilliget, auch die Juden in andern Verordnungen unter die Ketzer gerechnet hat. Mit Recht dehnet der Hr. v. P. dieses auf unsere Schutzjuden aus. Denn es haben zwar die Kaiser den Manichäern und andern Ketzern ehemals dem kaiserlichen Schutz, allein darum keinesweges zugleich den gegenwärtigen, auf die Religion sich gründenden, Vorzug angedeihen lassen. CIV. S. 197. Den Anverwandten des in einer andern Parochie verstorbenen und beerdigten Pfarrkindes ist unbenommen, für selbiges, in so fern es seinen vorigen Wohnsitz beybehalten, das Trauergeläute zu verlangen. Jedoch kann das Consistorium aus bewegenden Ursachen dergleichen Gebrauch ganz abschaffen, oder einschränken. CXXXVII. S. 253. Hier hat der Hr. V. die T. I. obs. 69. angenommene Meynung, daß der Vater befugt wäre, den seiner Tochter mitgegebenen Brautschatz, falls nach ihrem Ableben Kinder vorhanden sind, zurückzufordern, geändert, anbey nicht nur, wie das höchstpreißl. Oberappellationsgericht auf die verneinende Meynung sprache, sondern auch die Gründe, so ihn zu dieser Aenderung vermocht, angeführet.

CCIX. S. 453. Wenn der Vater eine Präbende in der Maße erhalten, daß solche einer seiner Söhne, welchen er erwehlen würde, bekommen soll: so kann er bey entstehender Vacanz einen seiner Söhne benennen, unerachtet er bereits zuvor einen von seinen Söhnen ernennet, und dieser das Zeitliche gesegnet.

CCXXXVIII. S. 591. Das verlassene Bett eines Flusses gehöret in Deutschland denenjenigen, welche am Gestade Güther besitzen, dafern man nicht einen in der dasigen Gegend eingeführten widrigen Gebrauch zu beweisen vermag.

CCXXXIX. S. 502. fg. Was die in einem Flusse entstandenen Insuln betrift: so gilt diesfalls in Deutschland das römische Recht, ausser in dem Fall, da das Ufer mit Dämmen

men verwahret ist; mithin dem Landesherrn eigenthümlich zustehet, oder eine andere Gewohnheit erwiesen werden kann.

CCLIII. S. 520. Rangstreitigkeiten sind der richterlichen Untersuchung und Entscheidung alsdenn unterworfen, wenn von einem gewissen Würden und Tituln in den Reichs- oder Landesgesetzen beygelegten Vorzuge, ingleichen davon, ob diese Verordnungen annoch gelten, die Rede ist.

Der schätzbare Anhang enthält 22. alte deutsche Gesetze, deren Benennung dahier zu viel Raum einnehmen würde.

O.

Io. Henr. nob. Dom. de Berger Oeconomia iuris editio septima, post editoris sexti *Io. Aug. Bachii* annotationes iterum novis aliisque accessionibus adaucta studio *Car. Godofr. Winckleri* I. V. ac Phil. D. Sereniss. Elect. Sax. ab aulae consil. in acad. Lips. ord. Pror. Assessor. Lipsi. 1771. sumtibus Iunii, 6 Alphab. in gr. 4.

Wann man mit dem Publikum wegen der wiederhohlten Auflagen elender Schriften und der Vergessenheit so mancher nützlichen unzufrieden ist: so wird man durch die häufige Editionen eines Werks, wie das vor uns liegende ist, einigermaßen wieder ausgesöhnt. Herr Winkler hat das Verdienst, daß er das Leben des Verfassers von dessen Bruder, Joh. Wilhelm Berger, in einer Rede beschrieben, eine stiagraphische Tabelle, und eine Vergleichung der Bergerischen Ordnung mit der Titelfolge in den Pandekten vorgesetzt, in dem Buche selbst aber manche nützliche Anmerkungen eingewebt hat. Schade daß sie größtentheils nur aus Sächsischen Verordnungen und Leipziger Facultätsurtheilen gezogen sind. Berger hätte ausserdem an vielen Orten Berichtigung, Erläuterung und Vermehrung verdient. Wohl verstanden, wir verlangen nicht, daß aus seiner wohleingerichteten Oeconomie eine Haushaltung, wo alle Winkel vollgepropft sind, ein Müller *ad* Struv werde. Nur hin und wieder hätte man einige der nöthigsten Verbesserungen machen, einige neue berühmte Controversen kurz anzeigen und entscheiden sollen, die

nicht blos für den Sachsen, die auch für den Rechtsgelehrten im Reiche nützlich und merkwürdig gewesen wären. Ein paar Beyspiele zu geben S. 394. hätten wir der alten elenden Definition der bonor. poſſeſſ. edictalis et decretalis die neue Kochiſche (aus der Diſſ. de foro heredis) beygefügt. S. 116. etwas von der Nothwendigkeit der Zeugenunterſchrift in codicillis teſtamento confirmatis, von Böhmer und Dunius. S. 436. von den Arreſten die ganz allein zur Fundirung des fori geſucht werden und dem darüber neuerlich geführten Streit; S. 116. von der Frage: ob die emancipatio ipſo iure facta das Recht pupillariſch zu ſubſtituiren aufhebe, den Schriften der beyden Böhmer und Grupens ꝛc. geſagt. Dazu aber gehörte freylich mehr Zeit und Muße als Herr W. nach ſeiner Verſichrung in der Vorrede hatte.

Vg.

Goſwini Joſephi de Büininck Apologeticus pro Jurisprudentia Juſtinianaea, ſive ſubciſiva Epicheremata in Caput XIV. Di una Riforma d' Italia, oſſia dei mezzi di riformare i piu cattivi coſtumi, e le piu pernicioſe Leggi d' Italia. Francofurti, et Lipſiae, 1769. 233. Seiten in klein 8.

Es iſt nicht unbekannt, daß Herr Pilati von Taſſullo, Profeſſor der Rechte zu Trient, der Verfaſſer der Schrift ſey, gegen deren vierzehntes Hauptſtück die eben angezeigte kurze Vertheidigung gerichtet iſt. Man kennt bereits den Inhalt und den Werth dieſes Buchs, aus der im zweyten Stück des VI. B. unſerer Bibliothek befindlichen Recenſion. Die darinn über den hier beſtrittenen Theil deſſelben gemachte Anmerkungen ſind ſo richtig und treffend, daß uns nur weniges in Abſicht der Einwendungen des Hrn. B. zu erinnern übrig bleibt.

Unter andern Unordnungen und Misbräuchen zu deren Abſchaffung und Verbeſſerung der Verfaſſer der Riforma Vorſchläge thut, trift er endlich auf die Gebrechen der Geſetze und ihrer Handhabung. Dieſe, die ihm noch am Ende bey ſeiner Hausſuchung im Wege kommen, bringen ihn vollends auf, der Merkurius fällt auf Sturm und ſeine Schreibart unter den Anſtand herab; und denn verwirft er in dieſer

Buß

Faſſung oft das Gute mit dem Schlechten. Bey dem allen ſind ſeine Beſchwerden gerecht, und ſeine Behauptungen enthalten, wann man ihnen den Schaum von Aerger nimmt, ſehr viel Wahres und Gutes. Schon vor ihm hat Muratori in ſeinem Trattato dei defetti della Giuriſprudenza, und Martinelli in ſeiner Storia critica della vita civile, T. II. C. VI. delle Leggi, über eben die Fehler laute Klagen geführet, die doch beyde von der wahren Beſchaffenheit der Sachen wohl unterrichtet waren. Es ſteht alſo gewiß nicht ſo gut um die Rechtsgelehrſamkeit in Italien, als Hr. B. S. 16. u. f. zu glauben ſcheinet. Auch iſt noch jetzt das Römiſche Recht daſelbſt allgemein; indem nach dem Le Bret kein Advocat zu Venedig die Geſetze des Juſtinians bey harter Strafe anführen darf. Bey ſo bewandten Umſtänden, und da die Beſchuldigungen des Hrn. P. ſich nur auf die Italieniſchen Rechtsgelehrten von der ſchlechtern Gattung einſchränken, S. 16. hat Hr. B. keinen Beruf gehabt, ihn ſo ſchnöde zu behandeln, als es durchaus geſchehen iſt. Unanſtändigkeiten zu erwiedern iſt niemals zu billigen, es mag auch in einem noch ſo guten Latein geſchehen. Wir verkennen die würklich gelehrte Bekanntſchaft des Hrn. B. mit dem Römiſchen Rechte und deſſen Sprache nicht, wünſchten aber doch, daß ſeine Begierde die letztere zur Unzeit zu zeigen, den Leſer nicht unwillig machte, und er die erſtere mehr zur Rechtfertigung der von ihm vertheydigten Geſetze mit Ausſchlieſſung alles Handwerks und Religionshaſſes angewandt hätte. Doch haben wir das Gegentheil gefunden. Wie unglimpflich und unduldend iſt nicht der Epilogus ad orthodoxos! Es iſt betrübt einen Mann von dem Stande des Hrn. B. ſo reden hören: und was brauchte er auch zu ſtürmen? Schlafen etwan ſeine Geiſtlichen am Oelberge?

Wenn H. P. von der einen Seite zu weit geht, ſo thut es H. B. auf der andern noch mehr. Er findet faſt gar nichts an dem Römiſchen Rechte auszuſetzen, und ſiehet alle Erinnerungen, die man dagegen machen könnte, als erlediget, ja als beleidigend für ſeinen Orden an. Daher läßt er ſich beynahe gar nicht auf eine eigentliche Widerlegung derſelben ein, und ſetzt ihnen gemeiniglich da, wo man kurzgewandte, aber ſcharfauffaſſende Entſcheidungen aus Gründen erwarten konnte, die aus dem innern des Rechtes hergenommen ſeyn ſollten, deſſen Sache H. B. führet, das Anſehen anderer in oft weitläuftigen Anführungen entgegen. Wir übergehen die bekannten Vorwürfe der Dunkelheit, die freylich mehr ſubjektiv als

objektiv ist, des Mangels am Zusammenhange der aus dem Constitutionellen entstehenden Unanwendlichkeit auf andere Verfassungen, der Ungewißheit der geschichtlichen Gründe besonderer Gesetze, die man insgemein dem Römischen Rechte macht, und halten uns nur an der Hauptbeschuldigung mit der H. P. dasselbe bestreitet. Diese ziehet sich nach S. 35. 40. und 43. verglichen mit S. 169. 175. 178. und 179. darinn zusammen, daß, der gar zu genauen Bestimmung, Verschränkung, und, wir wollen nicht immer sagen spitzfindigen, Abformung der Römischen Gesetze wegen, das aus ihnen auf gutes Glück zusammengesetzte Recht zur Chikane, Verdrehung, Erfindung allerhand feiner Ausweichungen und dadurch zu seiner eigenen Entkräftung und allen den Mißbräuchen Gelegenheit gebe, wider welche sich H. P. mit so vielem Eifer erklärt. Hieher also hätte H. B. die ganze Stärke seines Angriffs kehren sollen, da er sich nun nur bey den Aussenwerken aufhält. Denn uns deucht doch immer, daß vor Verbesserung der Gesetze erst die Frage abzumachen sey, ob und in wie weit es besser seyn möchte, die Regeln allgemein zu fassen, oder sie genau einzuschränken? Sind sie zu allgemein, so sind sie unentscheidend, daher unbrauchbar und bey der Anwendung der Willkühr ausgesetzt. Zu bestimmt hingegen sind sie zu enge, ungeschmeidig, und passen nicht auf viele Fälle. Es käme also darauf an, das Mittel zu treffen: und wenn auch dieses nicht alles erschöpfte, welches wohl unmöglich ist; so müßte das übrige unbestimmte durch eine geschickte Auslegung ersetzt werden, oder man müßte es, wie man in Freystaaten thun muß, als ein politisches Kleines betrachten, welches man mit der Schärfe des Maßes nicht hat fassen können. Es ist deswegen kein so unehrer Gedanke Hrn. Ps., daß ihm bey Verfertigung eines neuen Gesetzbuches das Römische dienen soll, alle die spitzigen Einfassungen zu vermeiden, die der leichten Anwendung eben so sehr zuwider sind, als sie die Auskünfteleyen der Ränke möglich machen. Zugleich hätte er aber auch die wichtigen Vortheile nicht übersehen sollen, die das Römische Recht in Hinsicht auf diesen Zweck durch seinen Reichthum an Materie und seine Vollständigkeit im Detail verschaffen kann, in welchen Vorzügen es so leicht von keinem übertroffen wird, und unter andern seine allgemeine Aufnahme und Begünstigung in Europa gegründet ist. Auch der Einwand des Hrn. P. S. 35., daß dieses Recht gröstentheils (quasi tutte le Leggi Romane) aus Entscheidungen besonderer Fälle und Rechtsfragen bestehet, hätte nicht so schlechtweg von der Hand

ge-

gewiesen werden sollen; weil doch insgemein Schlüsse aus Beyspielen schlüpfrig sind. Ueberdem wissen wir nicht alle Umstände, die dergleichen Aussprüche voraussetzen, welches H. P. mit Recht rügt. Hierauf wird nun zwar S. 26. aus l. 3. D. si quadr. paup. fecisse dicatur ein Fall angeführt, der freylich klar genug ist; aber was vermag der gegen so viele andere? Sagt man, wie weiterhin S. 176., daß nur die überflüßigen Umstände weggelassen wären; so ist dieses nicht eher ausgemacht, als man weis, daß sie keinen Einfluß auf die Entscheidung gehabt haben. Aber wie kann man solches wissen, da man sie nicht kennt?

Wegen der Grundsätze, nach welchen H. P. seine Gesetze einrichten will, berufen wir uns auf die gleich anfangs angeführte Recension. Was H. B. dagegen erinnert, betrift sie eigentlich nur so ferne, als sie aus der römischen Verfassung bestätiget sind, und nicht so sehr an sich selbst. Das letztere thut wenig Würkung, und ist zuweilen den Grundsätzen einer gesunden Staatskunst zuwider, als wann H. B. dem unehlichen Stande das Wort redet, und sich auf einen Ausspruch des Tridentinischen Conciliums stützt, S. 162. auch meynet, daß die Beförderung der Ehen unnöthig wären, habemus enim sat amplos magistros, qui puellas atque adolescentes vel a teneris instituunt, quibus modis tractetur blanda voluptas. Saubere Lehrer: H. B. mag den Süßmilch lesen. In dem ersteren hingegen gewinnet er seinem Gegner ziemlich den Wind ab, und beweiset zugleich seine Rechtskunde und seine Belesenheit, der wir gerne Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Doch kann er bey dieser Gelegenheit S. 182. selbst nicht den Geist der Spitzfindigkeit an den römischen Rechtsgelehrten verkennen; ob er gleich billig genug verlanget, daß man solchen nicht jene Feinheiten, die aus den tiefliegenden Grundsätzen der Gesetzgebung entspringen, und die jedem Rechte eigenthümliche Begriffe und Unterscheidungen, die nur der Kenner fühlt und zu beurtheilen weis, zuschreiben müsse.

Zuletzt werden noch einige Egyptische Gesetze, als vortheilhaft für Italien, in Vorschlag gebracht. Da man aber die Besonderheiten der italienischen Staatsverfassungen nicht so innig kennet; so kann man weder über das Bedürfniß derselben, noch über ihre Schicklichkeit entscheiden. So können uns z. B. die S. 192. und 195. wegen unterlassener möglicher Verhütung eines Mordes, und des unfreywillen Todschlages vorgeschlagene Verordnungen hart und unanständig scheinen,

da ſie es doch nach den dortigen Umſtänden und Sitten ſeyn mögen. Wir wollen einmal den Herrn Martinelli a. a. O. für uns reden laſſen. Qualunque motivo di collera, ſ er, abbia dato l'uccifo all' l'uccifore, baſta a diſi queſt'ultimo dalla pena della morte; e ne i Tribu Toſcana ventiquatr' ore e un termine legale per au car la collera di uno ammazzatore. Ed è una coſa mente inumana, e poco meno che generale in Italia, ogni anche oneſto uomo di qualunque condizione fi lia, ſi fa un piacere, un onore, una gloria di tra alle inquiſizioni della giuſtizia l'omicida il più più per un uſo commune, che per malizia.

Fi.

Io. Georgii Eſtor, ſereniſſimo et potentiſſimo Haſſiae Landgravio a conſiliis intimis in regimine primarii anteceſſoris etc. etc. commentationum et opuſculorum Vol. I. Pars III. graviſſima argumenta ex jure publico germanico continens Lemgovii. Typis Meyerianis, 1772. 330 Seiten in 4.

Neun Abhandlungen, wovon wir nur die Rubriken anzuzeigen haben. I. de cognominibus auguſtalibus ſive honorum nominibus provinciisque, quae ſacro Imperatoris Franciſci I. pii, felicis ac perpetuo auguſti nomini adiiciuntur ac titulos vocant. II. Num Elector ſaecularis impubes ſit in tutela Electoris Clerici agnati. III. De terrarum partitionibus illuſtrium germanorum inter ſe, praeſertim ea quae vocatur Todtheilung, illarumque effectu quoad ſucceſſionem. IV. De jure ordinum imperii decorandi honoribus militaribus, ubi origo ſtatusque ſummorum militiae praefectorum et ductorum ſuperiori et inferiori honore, vulgo officiales vocant, cum ex Romanorum tum Germanorum jure exponitur. V. De dote filiae illuſtri nuptae ex domus pacto extra patris concurſum, ut vocant, prae creditoribus paternis ſtatim numeranda. VI. De divortio praeſertim perſonarum diverſae religionis illuſtrium in Germania. VII. Demonſtrationis nobilitatis avitae opuſculum I. VIII. Demonſtrationis nobil. avit. opuſc. II. IX. De conturbatione illuſtrium testamentorum, ſive

five de cura imperatoris Augusti, ut aere diruti status Imperii exeant illo, vulgo Administrationscommißion et Debitwesen. Druck und Papier schicken sich besser für Mordgeschichten und neue weltliche Lieder, als für diese schon lange mit Ruhm bekannte kleine Schriften. Aber daß das Bild auf dem Titel, welches die deutsche Freyheit vorstellen soll, so kläglich und elend anzuschauen ist, gefällt uns. Diese traurige Figur macht es redender und significanter.

Johann Stephan Pütters auserlesene Rechtsfälle aus allen Theilen der in Teutschland üblichen Rechtsgelehrsamkeit in Deductionen, rechtlichen Bedenken, Relationen und Urtheilen, theils in der göttingischen Juristenfacultät, theils in eignem Namen ausgearbeitet. Zweyten Bandes, erster und zweyter Theil. Göttingen, in Verlag der Wittwe Vandenhoek, 1771. 254 S. in Fol.

Die vorhergehenden Theile dieses Werks kennen unsre Leser schon, wenigstens aus Journalen, wann sie auch durch den ungeheuren Preis abgeschreckt worden sind, sich dieselben anzuschaffen. Wann der Recensent heuchlen könnte: so würde er gegen den Verfasser dieser Rechtsfälle heucheln, weil er für dessen Verdienste eine ausnehmende Hochachtung hat. Aber da diese Gabe nun einmal die seinige nicht ist: so muß er aufrichtig sagen, wie viel ihm an dem Werk gefällt, und nicht gefällt. Sollte es den Titel auserlesene Rechtsfälle mit Grund führen: so hätten einmal alle die weitläuftige Deductionen, die keine andern als quaestiones facti enthalten, die eben deswegen nicht gemeinnützig sind, und sehr wenige Leser interessiren, alle diese Deductionen, z. E. in diesem Bande die drey in der Pfalz- und Cölnischen Sache hätten billig aus der Sammlung wegbleiben müssen. Noch mehr hätten zweytens die Relationen dieser Art sollen ungedruckt bleiben, die nicht einmal durch die Wichtigkeit des Objectes merkwürdig sind. Man sehe z. E. die 190. 193. und 194ste Decision an, und sage uns, was daraus zu lernen ist.

Auch den Mangel der nöthigen Beweise, bey manchen gleichwohl zweifelhaften und controversen Rechtssätzen entdecken wir ungern. Wir wissen wohl, daß sich gewisse Juristenfacultäten in ihren responsis die Miene geben, als ob sie auf dem Dreyfuße säßen, und ihr αυτος ἐφα schon hin-

hinlänglich sey, Richter und Partheyen zu überzeugen, ob sie gleich zuweilen so weit neben dem Ziel vorbeyschiessen, daß es eine Freude anzusehen ist. Von dieser Mode, die nicht löblich ist, sie mag nun Stolz oder Bequemlichkeit zum Grund haben, hat sich Herr P. zuweilen hinreissen lassen. Wir wollen uns rechtfertigen, der erste Hauptsatz der 193sten Decision heißt: Revisio in vim transmissionis locum habet etiam in causis appellabilibus. Wer weis, daß Seryk, Mevius u. a. das Gegentheil behaupten und in verschiedenen Proceßordnungen z. E. im Casselischen das Gegentheil ausdrücklich festgesetzt ist, der sucht einen Beweis von diesem Satz und findet keinen. Daß ein Urtheil, das contra ius in thes. lauft, unheilbar nichtig sey, steht zwar in vielen Compendien; aber es ist den Worten des jüngsten R. A. §. 121. geradezu entgegen. Warum ist es also in der 188sten Decision n. 9. und 10. als eine ausgemachte Wahrheit hingeschrieben? Diese wenige Beyspiele nur zur Probe. Endlich wissen wir auch nicht, ob so weitläuftige Erzählungen des facti und Excerpte der Acten mit vorgesetzten Sciagraphien in einer Sammlung gedruckter Rechtsfälle am rechten Orte stehen. Was das schlimmste ist, so geben dieselbe zuweilen dem Leser bey aller ihrer Weitläuftigkeit kein Licht. Wir wollen den loben, der aus dem Facto in der 192sten Decision einsehen kann, was zwischen den Partheyen streitig ist. Dann unter 100. Lesern sind gewiß 99. die nicht wissen und nicht wissen können, was ein Siehl, Grode, Tief, Jücke, Rüschlot ist? Wozu dient also diesen Neun und neunzigen die species facti?

Das war es, was uns an dem Buche nicht gefällt. Das schätzbare darinnen ist dieses: der lucidus ordo, der dem V. eigen ist, die gründliche Ausführung in den meisten und die praktische Brauchbarkeit verschiedener Decisionen in den vor uns liegenden beyden Theilen. Zu diesen verschiedenen gehört die 183ste in Sachen Hohenlohe Ingelfingen und Consorten entgegen, die gräflich Limburgischen Allodialerben, die von jenen begehrte Regradienterbschaft betreffend; die 184ste eine Regradienterbschaft in einem adelichen Geschlechte betreffend; die 204te puncto liberae dispositionis heredis fiduciarii super singulis rebus hereditariis; die 209te puncto usus fructus statutarii et tutelae diversae in loco domicilii et rei sitae; die 210te puncto successionis ex communione bonorum.

Es

Gedanken über die Verabfaſſung eines neuen Geſetzbuches zur Verbeſſerung der Juſtizverfaſſungen. Erſtes Stück, 1770. 5 Bogen. Zweytes Stück, 1771. 7 Bogen in 8. ohne Benennung des Ortes und Verlegers.

Der V. ſagt uns in der Vorrede, er ſey kein Autor von Profeßion. (Möchte er doch auch keiner nicht von Profeßion geworden ſeyn!) Seine Abſicht ſey dermalen nicht auf die Verewigung ſeines Namens gerichtet. (Dieſe Traube möchte nun freylich dermalen auch zu hoch für ihn hängen.) Ein Gelehrter könne die Mängel des Poſitivrechtes nicht verbeſſern. Im Naturrecht könne er allein mit Nutzen arbeiten; gehe er weiter, ſo arbeite er vergeblich. Der Geſetzgeber müſſe Hand einſchlagen. Dies habe noch keiner ſo vorzüglich gethan, als die kaiſerliche Majeſtät, welche dato dem mächtigen rußiſchen Reiche gebiete (der V. muß einen prophetiſchen Geiſt haben, daß er itzt ſchon wiſſen kann, das rußiſche Geſetzbuch werde beſſer als der codex Fridericianus ſeyn.) Ein Geſetzbuch müſſe methodo mathematica geſchrieben werden. (δότε μοι λεκάνην.) Wie Theorie und Praxis unterſchieden ſind. (Ein kläglicheres Gewäſche hat man noch niemals geleſen.) Der Verfaſſer eines allgemeinen Geſetzbuchs muß in der Kenntniß desjenigen, was man eſprit des loix nennt, ſtark ſeyn. Dagegen iſt es nicht nöthig, daß er eine exakte Kenntniß von der Verfaſſung des Staates, für welchen er ſchreibt, habe. Weil unſer Autor, wie es ſcheint, gar zu gern ein ſolches Geſetzbuch ſchreiben möchte, und doch keine Kenntniß der Staaten hat — Aber auch von den allgemeinen Rechtsgrundſätzen, wovon er in 26 Betrachtungen plaudert, hat er keine andere als höchſt verworrene und ſäumerliche Begriffe. Man urtheile ſelbſt. S. 26. „Alle Arten von Recht in den freyen Handlungen eines Bürgers involviren bey ſeinem Gegenſtande eine Verbindlichkeit. Iſt „dieſer Gegenſtand blos ein Mitbürger, ſo iſt die Verbindlichkeit eine Perſonalobligation; iſt es blos eine Sache, ſo „iſt es eine Realobligation, kommt beydes zuſammen, ſo iſt „es obligatio mixta (Eine feine Eintheilung!) S. 27. es „iſt willkührlich, ob man bey Abfaſſung eines bürgerlichen „Geſetzbuches die Haupteintheilungen der Geſetze nach den „ſpeciebus aeris oder nach den ſpeciebus obligationum „machen will; beyde diſtinctiones liegen in der Natur. „Er

„Ersterer sind die römischen Gesetzbücher nachgegangen,
„S. 29. und 33. die Verbindung zweyer an sich fremder Per-
„sonen durch nähere Bekanntschaft aus Hochachtung und Liebe
„zu der genauesten unumschränkten Freundschaft, und zu dem
„Endzweck ein Geschlecht durch eheliche Bewohnung anzu-
„bauen, und sich in allen Nothdurften des menschlichen Le-
„bens hülfreiche Hand zu leisten, heißt nach römischem Styl
„Sponsalien, die feyerliche Bestätigung nuptiae, und die
„wirkliche Vollziehung matrimonium. S. 41. da per spon-
„salia regulariter communio generalis omnium bonorum
„eingeschritten wird: so sollten billig desponsati im Fall ein
„Theil ohne Ursache die Sponsalien nicht halten will, und
„locupletior wäre praevia collatione ihre bona praesentia
„dividiren. S. 61. die Theorie de unione prolium gehört
„nicht hieher (in den Titel de adoptione) sondern ist nur
„modus transferendi dominium. S. 7. im zweyten Stück
„jus rerum hat pro objecto 1) rem in potestate privato-
„rum constitutam, welche auch mit einem Wort bona heißen,
„et 2) actus possessionis; diese actus werden vollzogen 1) per
„dominium quod est jus disponendi de qualitatibus rerum,
„et 2) proprietatem, quae est jus disponendi de substan-
„tia.„ Es reuet uns beynahe, daß wir uns so lange bey die-
ser elenden Brochüre aufgehalten haben. Indessen, wie einer
der besten juristischen Kritikern mit dem Dichter sagt:

Saepe etiam steriles incendere profuit agros
Atque leves stipulas crepitantibus urere flammis.

**Freymüthige und praktische Gedanken über die Ge-
brechen der Justiz und deren Verbesserung, entwor-
fen von D. Georg Gottfried Thyme, Churfürstl.
Sächs. und Fürstl. Sächs. Altenburgischen immatri-
culirten Practicus, nebst einer Vorrede von D.
Heinrich Gottfried Bauern, der Rechte öffentli-
chen Lehrer zu Leipzig. Leipzig, bey Heinsius,
1769. 288 S. in 8.**

Hier lernt man einen ganz andern Mann kennen, einen Mann der mit Kenntniß der Sache und aus Erfahrung schreibt, der reine und helle Begriffe hat, bescheiden, ohne Reformatorenstolz die Gebrechen des Justizwesens gründlich beurtheilt, und patriotische Wünsche und nützliche Vorschläge

zu Abschaffung derselben thut, die aber freylich aller ihrer guten Absich: und ihrer Nützlichkeit ungeachtet, vielleicht nicht sobald realisirt und exsequirt werden möchten. Ist gleich manches nicht neu: so ist es doch in einem neuen Lichte gezeigt, so daß man es nicht anderst als mit Vergnügen lesen kann. Das Buch hat zwey Abtheilungen; die zweyte Abtheilung zwey Capitel. In dem ersten Abschnitt spricht der V. von den Grundursachen der Justizgebrechen überhaupt; im zweyten von besondern Justizgebrechen, zuerst im bürgerlichen alsdann im peinlichen Processe. Zu den allgemeinen Ursachen der Justizmängel rechnet er 1) die Menge, die Mannigfaltigkeit der Gesetze, daher die häufige Collisionen, die Ungewißheit des Rechts, die Schwierigkeit der Rechtswissenschaft, die Menge der Zungendrescher und unwissenden Richter. Er glaubt, daß diesen Mängeln durch gänzliche Verbannung der fremden Rechte, und durch Einführung eines kurzen simplen Gesetzbuches am besten abgeholfen werden könne. Weder zu dem einen noch zu dem andern würden wir stimmen, wenn wir in dieser Sache eine Stimme zu geben hätten. Mit dem römischen Rechte würden so viele vortrefliche Systeme, Commentarien und Observationen verachtet und vergessen werden, so viele Werke des Genies zu Grunde gehen, die vielleicht ein künftiges Jahrtausend nicht wieder ersetzen würde,

Dii talem avertite pestem!

Auch ein kurzes Gesetzbuch scheint uns nicht zuträglich für die Justizpflege. Je kürzer die Gesetze, destomehr Streitigkeiten über die Analogie, destomehr Willkühr des Richters: Ein soviel möglich vollständiges Gesetzbuch, reich an allgemeinen Grundsätzen, und reich an Entscheidungen aller der Fragen, worüber seit der veneranda glossa bis auf dieses laufende Jahr 1772. weidlich gestritten worden ist, dies dünkt uns, wäre vortheilhafter für Partheyen, und Richter. Die Grundlage würde doch das römische Recht ausmachen.

Dann was nun auch die Leute sagen
Die diesem Recht nicht günstig sind

so ist und bleibt es ratio scripta, aller seiner Fehler ungeachtet das beste Gesetzbuch, wie, diese Welt mit ihren vielen Unvollkommenheiten die beste ist. Ob auch, wie Herr Th. glaubt, ein neues Gesetzbuch uns wieder Hortensier und Ciceronе schaffen würde, die durch Erregung des Affekts und durch die Stärke blos vernünftiger Gründe den Richter hinreissen könnten, wissen wir nicht, und die Affektensprache würden wir auch

nicht

nicht einmal in die Canzley lassen. Mit kalten Blute, nicht im Affekt muß der Richter urtheilen, der wahr und richtig urtheilen will — zurück zur Lektion. Die zweyte Ursache des Justitzverfalles ist unserm Autor die allzuviele Formalitäten im Processe. Er führt davon verschiedene überzeugende Beyspiele an, die aber doch nur vornemlich den sächsischen Proceß angehen. Die dritte Quelle sucht er in der Partheylichkeit, den Leidenschaften und dem Eigennutz der Unterrichter, die vierte in der Unwissenheit und Ungewissenhaftigkeit der Advocaten, gegen welche beyde er Mittel vorschlägt. In der zweyten Abtheilung klagt er 1) über die vielen Feyerlichkeiten bey Testamenten, wünscht beyläufig, daß die Nothwendigkeit der Acceptation bey Schenkungen aufgehoben werden möchte (diesen Wunsch thun wir nicht mit ihm) und schlägt vor alle Testamente, wo nur der Wille des Testators gewiß ist, gelten zu lassen. Der Recensent kennt ein hohes Tribunal, das diesen Grundsatz wirklich schon in seinen Rechtssprüchen befolgt. Man sehe die casselischen Oberappellationsgerichtsdecisionen am Ende des zweyten Bandes. Ferner 2) beschwert sich Hr. Th. über die Vervielfältigung der Processe, wozu der Grundsatz, daß man den Kläger nicht condemniren könne, wann gleich der Beklagte auf das unwiderſprechlichste bewiesen hat, daß er eine weit höhere Gegenforderung habe; der Executivproceß, das possessorium summarissimum, die Recognition gerichtlicher Urkunden, die Inobservanz der poena inficiationis und die Frequenz der gerichtlichen Eyde Gelegenheit geben. Er will deswegen, daß man alle diese Dinge ausser dem Zeugeneyd abschaffe, und über die Leugnungsstrafen streng halte. Eine Anmerkung müssen wir hier machen. In vielen Fällen kann man die Eyde entbehren, aber in allen? das glauben wir nicht. Wie oft sollte wohl eine geschwängerte Person zu ihrer Satisfaktion gelangen, wann sie den Eyd nicht deferiren dürfte? Vor Zeugen schwängert man eben nicht, und sich ein instrumentum guarentigiatum darüber geben zu lassen, ist eben so wenig üblich. Auch anstatt des Reinigungs- und Erfüllungseydes das Loos einzuführen, wie der V. anzieht, scheint uns doch zu ordalienmäßig. Die gewöhnliche Methode, die Güte unter den Partheyen zu versuchen, die nichts als eine Masquerade ist, ist des Verfassers dritte Klage. Er thut Vorschläge zu einer bessern Einrichtung dieser Handlung und darauf überhaupt zur Reformation des ganzen gerichtlichen Verfahrens, (gegen die aber doch einem Practicus noch manche Zweifel aufsteigen müssen,) zur Verkürzung der Concursprocesse, zur Abschaffung der Tortur und des Reinigungs-

gungseydes in peinlichen Fällen; dringt auf die Einführung des Grundsatzes, daß ein Mensch, der den Vorsatz zu tödten gehabt hat, wann der Verwundete stirbt, die Wunde sey absolut lethal gewesen oder nicht, als ein Mörder am Leben gestraft werde; auf die Mittheilung der Akten zur Defension pro avertenda tortura, Aufhebung des Staupenschlags und der Landesverweisung, zum wenigsten auf eine andere Einrichtung der Pässe, die solche Verwiesene bekommen; auf die Milderung der Strafe wegen gebrochener Urphede. Die praktischen Fälle, womit der V. seine Sätze allenthalben erläutert und beweißt, geben seinen Gedanken Leben und Interesse. Die Stelle Seite 176. wo er sagt, die Richter, curatores litis und bonorum zögen den besten Vortheil und sagten zum Concurse: ich lasse dich nicht du segnest mich dann, wünschten wir weg. Auch die Schlußrede an das erlauchte und gnädige Publikum seinen hochzuverehrenden Gönner, sie mag nun ernsthaft oder launisch seyn sollen, kommt uns vor wie ein Schwalbennest, an ein schönes Gebäude angeklebt:

Vg.

---

3. Arzneygelahrheit.

Christ. Rickmann, Prof. zu Jena, von dem Einflusse der Arzneywissenschaft auf das Wohl des Staats und dem besten Mittel zur Rettung des Lebens. Jena, Hartung, 1771. 296 S. 8.

Es wird den Verwesern des Staats eine Weile her oft genug gesagt, daß die vernachläßigte medicinische Policey sich am Staate empfindlich räche. Volkzahl ist die Stärke des Staats und eigne Verwahrlosungen, die kecke Unwissenheit der Pfuscher und des schlechten Arztes Blödsinn, der sich mit Titel und Feyerlichkeit durchhilft, sind wahre Landplagen, die den Staat mehr schwächen, als alles, was dafür die Litaney ausgiebt. Hr. R. hat alles gethan, um dies den Menschen recht fühlbar zu machen und alles, was in neuern Zeiten davon gesagt ist, sehr gut verbunden und meistens mit eignen Worten aus Tissots, Süßmilchs, Unzers, Zimmermanns, Henslers, Hirzels u. a. Schriften mit eignen Worten der Verfasser angeführt.

Aber,

Aber, was soll denn der Staat thun, um den Unwesen zu steuern? Man soll die Pfuscher infam machen und den Obrigkeiten für die Entdeckung der Pfuschereyen gewisse Spezeln zuwenden; (freylich ist das letztere ein wichtiger Artikel) man soll die Promotionen erschweren; die Arcana verbieten; auf dem Lande für das Armuth Aerzte besolden; Krankenhäuser errichten und Gesundheitscassen, aus denen Kranke Arzney und Pflege erhalten; die Prediger sollen ermahnen, und die Kalender unterrichten.

Alles gut. Aber ist dies nicht beynahe alles geschehen? und hat es die guten Früchte gehabt, die man sich versprach? Ist das Schalten mit seiner Gesundheit wirklich ein Gegenstand der bürgerlichen Gesetze? oder ist es denselben ausser dem Wurfe? Sind die Vergehen nicht mit der Verstandessphäre und mit den natürlichen Sitten des Pöbels zu sehr verflochten? Werden Verbote die Pfuscher nicht noch mehr lieb und werth machen? Setzt es nicht Begriffe voraus, die nicht in den Zirkel des Verstandes der meisten Menschen kommen, wie wahre Aerzte von Pfuschern und Zünftigfertige von Denkenden zu unterscheiden sind? Kann, wie Mörhof erwies, kein andrer, als ein Poet, den Poeten beurtheilen und überhaupt keiner, als ein Kunstverständiger, den andern? Die Kunst also, den, der nicht Arzt ist, über Aerzte urtheilen zu machen? Macht Wissen, Vielwissen denn in der That einen vernünftigen Arzt, oder hat es auf die treffende Ausübung so viel Einfluß, als vorgegeben wird? Eine Geschmeidigkeit des Geistes in die Natur der Krankheit zu dringen und eine Biegsamkeit des Charakters, seine geschickten Dienste beliebt zu machen, wie oft, wenn diese fehlen, wird ein helluo mediciniſchen Wissens seinem Publiko unnütz? Und wie viel Schuld fällt überhaupt dem Arzte zur Last? und — der Menschlichkeit auf beyden, auf der klagenden und angeklagten Seite?

Hier und da wünschten wir, H. R. wäre [illegible] ner Stoff eingedrungen und hätte bey Rügung der [illegible] die Abhelfung dargelegt. Keine geringe Arbeit und [illegible] tem Nutzen! Wir sehen S. 232., er denke darauf, diciniſche Policey dem Publiko vorzulegen, ungeachtet es großen Schwierigkeiten habe. Nun das wünschen wir.

Herr R. beantwortet zuletzt unſre Recension seiner Schrift von den Muttermälern. (14. B. 1. St. S. 193.) Er meynt, es sey ihm zu viel geschehen, daß wir ihn den angreifenden Theil nennen, und wir haben doch den Zweck seines

nes Werks vor uns, ein altes Vorurtheil zu bestreiten: wir fodern, daß er, als Opponent, die Beweise führe, und in welcher Absicht kann sich nun Hr. R. diesen Ausdruck für nachtheilig halten? Hingegen geschicht uns gewiß zu viel, wenn „Hr. R. sagt: „daß wir die alte Meynung streng vertheydis„gen, und nicht sowol seine Beweisgründe, als die bewiesene „Sache angegriffen hätten.„ Wir haben die meisten Geschichte vom Versehen für Werke des Aberglaubens, der Dummheit, des Vorurtheils und Betrugs ausgegeben; nur den Zusammenhang einiger Måler mit den Einbildungen und Leidenschaften der Mütter für natürlich wahrscheinlich gehalten, und behauptet, daß H. R. Gründe nur nicht die Unmöglichkeit eines solchen Zusammenhangs beweisen. Wie stimmt dies mit der Beschuldigung überein? Die beyden Einwürfe, die wir Hrn. R. gemacht haben, betreffen lediglich seine Art zu beweisen. Er schließt: „Wenn die Einbildun„gen, Leidenschaften ꝛc. der Mütter an den Målern und „Mißgestalten der Frucht Schuld sind; so sind sie die Ursachen „derselben. Einerley Ursachen müssen unter einerley Umstån„den gleiche Wirkungen hervorbringen. Also müssen alle „starke Einbildungen ꝛc. der Mutter Muttermåler verursachen, „und also müssen sie von keiner andern Ursache entstehn kön„nen, welches beydes wider die Erfahrung ist.„ Das letzte folgt nicht, weil eine Wirkung von verschiedenen Ursachen herrühren kann, wie das von uns angezeigte Beyspiel des Erbrechens zeigt. Daß aber einerley Ursachen in einerley Umstånden einerley Wirkung haben müssen, kann in einzelnen Fällen nur mit vieler Behutsamkeit angewendet werden. Starke Einbildungen ꝛc. ꝛc. werden H. R. Gegner sagen, wirken nur auf die Frucht unter gewissen uns unbekannten Bedingungen. Wann diese da sind, dann ist einerley Ursache unter einerley Umståndẽ, und so muß die Wirkung erfolgen: aber alle starke Einbildungen ꝛc. der Mütter haben nicht diese Bedingungen: also verursachen sie nicht alle Måler. H. R. kann mit Recht sagen: diese unbekannten Bedingungen sind umsonst angenommen; gleichwol kann er auch nicht darthun, daß alle Einbildungen ꝛc. der Mütter einerley sind, unter einerley Umståndẽ erfolgen, und also einerley Wirkungen haben müssen. H. R. Schluß entscheidet also die Sache noch nicht unwidersprechlich. Dies wollten wir nur zeigen, und mehr nicht. Wir haben nicht, wie er uns Schuld giebt, geschlossen: weil der Eckel oft ein Erbrechen macht, oft nicht, so giebt es Måler von Einbildungen der Mütter; sondern: Ob, wie

ein Eckel unter verschiedenen Bedingungen eine Wirkung in den Magen haben kann, oder nicht, so kann auch eine Einbildung, Leidenschaft ꝛc. der Mutter dergleichen in die Frucht haben, oder nicht; mithin schließt H. R. nicht bündig: Wenn die Mißgestalten und Måler von den Einbildungen ꝛc. der Mutter herrührten, so müßten alle, wenigstens starke Einbildungen ꝛc. dergleichen verursachen, und so könnten sie nie von andern Ursachen entstehn. Wir sehn in der That nicht, wie H. R. diesen Vorwurf von sich ablehnen könne, zumal da die Erfahrung in den Leidenschaften zeigt, daß nicht jeder, obgleich starker Zorn, Schreck, u. s. w. aber doch mancher, der Frucht schade. An solchen Beyspielen kann H. R. seinen obigen Schluß probieren.

Ein andrer Schluß, den wir ihm getadelt haben, ist der: „Weil die Frucht weder durch Nerven noch Blutgefäße „mit der Mutter zusammenhängt, so können ihre Einbildungen, Leidenschaften, ꝛc. keinen solchen Einfluß in jene haben, „daß daraus Mißgestalten und Måler entstehn sollten.„ Wir haben die Säuglinge angeführt, welche die heftigsten Convulsionen davon leiden, und also am Körper vielfältig verletzt werden können, wenn sie die Milch einer erzürnten, erschrockenen ꝛc. Amme saugen. H. R. hat S. 103. ꝛc. selbst zugestanden, und alle Welt weis es, daß, durch heftige Leidenschaften der Mutter, die Frucht auf ähnliche Weise beleidigt und angegriffen werden könne, wie der Säugling; er wird zugestehn, daß Convulsionen, so gar bey Erwachsenen, auf der Haut Blutmåler, schwarze Flecken, u. dgl. verursachen, ja auch sonst die Struktur der äussern und innern Theile auf vielerley Weise verletzen; und er beweist so gar S. 127., daß dergleichen Fehler, die bey Erwachsenen nur leichte und flüchtige Eindrücke zu seyn pflegen, bey Früchten bleibende Måler und Mißgestalten werden können. Ist dies nicht ein förmlicher Beweis der Möglichkeit, daß die Leidenschaften der Mütter dergleichen Würkungen in die Frucht äussern, obgleich beyde weder durch Nerven noch Adern miteinander zusammenhängen? Es ist wahr, daß dieses keine unmittelbare Würkung der Leidenschaften der Mütter durch die Nerven oder Adern in die Frucht sey; aber eben darum beweist H. R. Schluß nichts mehr, als daß der Einfluß der mütterlichen Leidenschaften auf das Kind, wenn daraus Måler entspringen, nur nicht auf die Weise, die man sich bisher eingebildet, geschehe, da er doch gleichwol glaubt und sagt, S. 102. er beweise, daß derselbe Einfluß unmöglich Statt haben könne. Nur diese Folge

lung

leugnen wir, und eben darum haben wir gesagt, und sagen es noch, daß wir diesem Beweisgrunde überhaupt wenig zu trauen, ob ihn gleich erst neuerlich Herr Tissot, in seiner Schrift von der fallenden Sucht, wiederholt hat. Daß die Leidenschaften und Einbildungen der Mütter, auf die Haut und Gestalt der Kinder, einen so unmittelbaren Einfluß, wie etwa in die eigenen Glieder der Mütter, unmöglich haben können; daß also diese bisherige Erklärungsart der Mutters mäler aus den Phantaseyen und Leidenschaften der Mütter falsch sey; daß die Mäler keine Bilder der Gegenstände der mütterlichen Einbildungen, Begierden und Leidenschaften an eben den Theilen der Frucht, welche die Mutter im Affekte an ihrem Leibe berührt hat, und daß also alle die Erzählungen, die man davon lieset und höret, wahre Frazen sind, das geben wir H. R. mit beyden Händen zu, und halten uns dav von aus seiner Schrift für überzeugt. Hieraus wird H. R. sehen, daß wir nicht wider seine Sache, sondern nur wider seine Art zu beweisen, haben streiten wollen. Weil aber die Möglichkeit, daß aus den Einbildungen und Affekten der Mütter Muttermäler, es sey auf so entfernte und zufällige Weise, als man will, entstehn können, aus H. R. Gründen nicht widerlegt wird, so vertheydigen wir dieselbe in so fern, aber keinesweges als die alte Meynung, welche H. R. bestreitet, sondern als eine von ihm selbst zugestandene Wahrheit; glauben aber, daß dergleichen aus mütterlichen Leidenschaften entstandene Mäler höchst selten vorkommen, aus der Erfahrung noch nie unwidersprechlich gezeigt worden, und überhaupt der Aufmerksamkeit der Schwangern kaum werth sind, da eine sehr große Menge andrer Ursachen, wovon H. R. S. 111. ꝛc. ein großes Verzeichniß liefert, vielleicht alle Mäler, die bisher existirt haben, hervorgebracht hat, und da eben diese Mäler von unordentlichen und sehr heftigen Phantaseyen, Lüsten und Leidenschaften der Schwangern, nur einer der geringsten Bewegungsgründe für sie seyn können, sie zu verhüten, weil sie weit größere, sowol die Frucht als sie selbst betreffende Unfälle davon zu befürchten haben. Um deswillen geben wir den H. R. unsern größten Beyfall, daß er S. 103. ꝛc. die Schwangern warnt, sich durch seine Schrift nicht leichtsinnig machen zu lassen, indem er ihnen diese andern größern Gefahren ihrer heftigen Gemüthsbewegungen, Lüste und Phantaseyen treulich vorstellt. Dies dünkt uns schicklicher, als wenn man aus H. R. Schrift schliessen wollte, man könne nun sicher einer Schwangern einen Frosch, eine Spinne oder eine

todte Maus in den Busen werfen, weil sie doch davon [illegible] Muttermal an ihrer Frucht sehn werde.

Wir hoffen, H. R. werde uns diese Erklärung [illegible] Meynung nicht für Streitsucht anrechnen,*) denn [illegible] uns bewegen, mit einem Manne zu streiten, [illegible] schätzen, und der sich mit so viel Eifer und Geschic[illegible] das Wohl der Menschen bemühet?

XB.

Etwas von Fiebern. Erster Abschnitt, von [illegible] Beuth, d. A. G. D. Cleve und Leipz[illegible] Bärstecher, 1771. gr. 8. 7 Bogen.

Der Verfasser will die ganze Lehre von den Fie[illegible] weise herausgeben. Er ist ein sel[illegible] enk [illegible] das muß man ihm zugestehen, der sich du[illegible] rein [illegible] blenden läßt, sondern einem Boerhave, van [illegible] ie [illegible] und andern großen Leuten, ohne Umstände wenn er andrer Meynung ist. Auch sind ei[illegible] e merkungen aller Betrachtung würdig. Al[illegible] n das was er zu sagen hat, sind bekannte S[illegible], u sagt er so, wie man es von einem Manne [illegible] u der weder die Gabe sich auszudrücken, n[illegible] Schreibart besitzt, denn beyde fehlen ihm [illegible] Inzwischen kann es, wann er im folgenden [illegible] Sachen kommt, vielleicht wohl der Mühe werth [illegible] Vortrag zu verdauen, um von den guten Anmer[illegible] zu ziehen, die er uns zu liefern fähig zu seyn [illegible] erste Abschnitt handelt von dem Begriffe des [illegible] s, seinen wesentlichen Zufällen, von den vorher[illegible] der Anfälle, von den Wirkungen der Fieber, [illegible] zufälligen Zufällen.

****

Nucleus totius Medicinae quinquepartitus oder des vollkommnen und allezeitfertigen Apothekers. Erster Band, aufs neue herausgegeben durch *Arthurum Conradum Ernstingium*, Phil. et Med.

*) Ehe diese Recension abgedruckt worden, ist [illegible] geschehen.

Med. D. Zweyte, sehr vermehrte und durchgehends neu ausgearbeitete Auflage. Lemgo, Meyer, 1770. 10 Alph. in gr. 4. mit einigen Bogen Kupferstichen. Desselben zweyten Bandes, 1te und 2te Abtheilung, 1771. 8 Alph. in gr. 4.

Den letzten Theil des Titels hielten wir anfangs für eine piam fraudem, um, ein altes Werk aus dem vorigen Jahrhundert wieder aufzustaffiren. Denn alles schmeckt nach diesem Zeitalter, die Manier des Verf., von sich und seinen Lesern zu sprechen, die Schreibart, der Sammlungsgeist, Druck und Papier, kurz, das ganze Werk, der Nucleus von 18 Alphabethen. Selbst in den Citationen scheint das Werk aus dieser Periode zu seyn. S. 1241. führt Hr. E. Schriftsteller vom febre Hungarica an und sagt, „Martin „Ruland, wenn des Lindenius Renovatius —„ (hier passire der Anfänger in der Litteratur) „Nachricht zu trauen „ist, habe zuerst davon geschrieben.„ Nachher erwähnt er keines andern Werks darüber, als der Decadum des Cober und sagt nur, es hätten auch mehr davon geschrieben. Wer sollte das Werk nicht für alt achten?

Indessen haben wir uns doch geirret. Es ist wirklich die zweyte umgearbeitete Ausgabe eines Werks, das mit ungemeiner Mühe von dem noch lebenden Hrn. E. zusammen gestoppelt ist. Wir müssen uns über des Verf. Geduld und Sorgfalt verwundern, eine Menge vergessene arabische, Rosenkreuzerische und Paracelsische Namen, eine Menge Namen aus allen Sprachen zusammen zu scharren und es wäre in der That ein Verdienst für die, so die alten Chemisten studiren wollen, ihnen zu sagen, was Auver, Chafot, Avacac, Kimbor u. dgl. bedeuten. Aber das Verdienst ist doch immer ein überflüßiges, da wir Rulands u. a. Lexika haben. Und wenn die Sammlung denn noch oben ein mit so wenig Richtigkeit und Beurtheilung gemacht ist; wenn der Sammler blos mit Augen und Fingern gearbeitet hat: so ist wahrlich das Verdienst geringe, und ein solches Buch dient nur dazu, Irrthümer und falsche Begriffe zu verbreiten. Daran ist es auch um so viel reicher, als Woyt, als weit es dieses Buch an Menge der Artikeln übersteigt. Proben wird der Leser auf allen Seiten finden, und das oft so häufig, daß es uns zu Zeiten gegangen, wie Hr. E. selbst singt:

"Die Glieder zittern für Erschrecken
"Das Blut gerinnt und geht ins Stecken."

welches die Uebersetzung von Virgils Membra quatit gelidusque coit formidine sanguis nach Hr. E. Manier ist. Der erste Band enthält das Chemische, medicinische, chirurgische und anatomische Lexicon.

Der zweyte Band, enthält das pharmaceutische Lexicon. Es hat uns dieser Theil etwas besser, als der vorige gefallen. Hr. E. ist hier mehr in seinem Fache und wer wirklich allen pharmaceutischen Wust bis zu Anfang unsers Jahrhunderts kennen will, findet hier satt. Neues muß man hier auch so wenig, als in dem vorigen Bande suchen. Es ist erstaunlich, was Hr. E. aus allen Sprachen Europens und aus allen Secten und Schriften der Chemisten für eine Menge Namen zusammen gebracht hat.

Br.

Pferdarzneykunst u. s. w. von Dionysius Robertson. Neue, mit zween Anhängen vermehrte Auflage. Gedruckt, Münster, 1770. 1 Alph. 9 B. 8.

Das Buch ist bekannt, kam 1753. zuerst heraus, ward 1764. nachgedruckt (A. D. B. VI. 2. S. 244.) und ist in dieser Ausgabe sehr vermehrt. An verschiednen Stellen z. E. vom Kropfe und Rotze bekennt Hr. R. aufrichtig: er habe nach 1753. erst rechtes Licht darüber bekommen. Immer haben wir bedauert, daß zwar empirische, aber doch die Zufälle ziemlich genau beobachtende Roßärzte nicht mit vernünftigen Aerzten Rath pflegten, damit ihre Begriffe von den Krankheiten der Pferde gereinigt und aufgeklärt und ihre so sehr zusammengesetzte Mittel von dem Ueberflüßigen befreyet und sie auf das eigentlich Wirksame aufmerksam gemacht würden. Wiederum aber sollten sich Gelehrte, die dies Fach zu bearbeiten anfangen, auch vorzüglich von solchen Männern, aus solchen Schriften und über die gewöhnlichen Mittel, unterrichten lassen. Und so wenig uns Hr. R. Gründe und Mittel, allemal ein Genüge leisten: so scheint er doch über seine Kunst zu denken und hie und da reinere und einfachere Begriffe zu haben, als gewöhnlich sind.

Im ersten Anhange giebt H. R. einen Unterricht, wie ein Pferd zu englesiren oder zu stutzen sey. Beyläufig versichert

chert er, das Werk des H. v. Reizenstein sey durch einen anspachischen Sparer geschrieben.

Der zweyte Anhang enthält Mittel gegen die Hornviehseuche, die man in England und Westindien versucht hat. Man wird nicht viel belehrter durch sie, als man in Deutschland ist.

H. R., der eigentlich ein Schottländer ist, mit einem schottischen General ums Jahr 1740. nach den Niederlanden kam, nachher in bayreuthischen, würtenbergischen und sächsischen Diensten gewesen, hat sich zu Landsberg an der Warthe gesetzt und eröfnet eine Roßarzneyschule, welches wir mit Vergnügen bemerken. Man wird sich auch wundern, daß ein Schotte so deutlich und meistens so richtig in unsrer Sprache schreibt.

X.

Christoph Ludw. Nebels, der Arz. Lehrers zu Giessen s. w. Abh. von der Schädlichkeit des Mutterkorns s. w. aus dem Lat. übersetzt von J. S. L. mit einer Vorrede von E. G. Baldinger, der Arz. und Botanik Pr. zu Jena. Jena, Hartung, 1772. 60 Seiten 8.

Ist die a. d. B. XVI. 2. mit Ruhm angezeigte Probeschrift des H. N. Die Vorrede ist gegen H. Hofr. Schleger in Cassel gerichtet, der eine in den Hall. Zeit. gemachte Beschuldigung eines gelehrten Diebstahls mit Unrecht H. B. zur Last gelegt hatte. H. B. redet in einem heftigen Tone, den aber H. S. angegeben zu haben scheint.

S.

Bern. Wilh. Rödder, Paderborn. Leibmedici s. w. gründliche Abhandlung von der in Deutschland grassirenden Gribelkrankheit oder Krampfsucht s. w. Frankfurt, Kochendörfer, 1772. 8. 62 Seiten.

Die Beschreibung der Seuche ist nur kurz und ziemlich unvollständig. Daß von den convulsivischen Spannungen die Knochen zersplittern und splitterweise wegfallen, ist bis dahin unerhört und wir sorgen, H. R. verwechsle es, mit dem Absterben der Gliedmassen, das man in Frankreich beobachtet

hat. Aus eigner Erfahrung scheint er es nicht zu wissen. Wesen der Seuche setzt er ausser dem Krampfe im ve[illegible] Blute. Er schreibt sie dem Rocken zu und beschuldigt n blos das Mutterkorn sondern auch den Schwindelhaber und schwarzen Kümmel, den er sehr unbotanisch bes[illegible] Um den Schaden vom Brode zu verhüten, räth er neben [illegible] dörren auch das längere Säuren an. Aderlassen will nicht; sondern räth zu Brechmitteln und Säuren. [illegible] fahrungen finden wir gar nicht. Es scheint vielmehr [illegible] Unterricht, mit dem man doch schwerlich viel ausrichten wu[illegible] nur zum voraus geschrieben zu seyn, wenn etwa die sich auch im Hochstift Paderborn äussern möchte.

Br.

Biographien jetztlebender Aerzte und Naturforscher s. w. von E. G. Baldinger. Ersten Bandes IV. Stück. Jena, Hartung, 1772. 8.

Enthält Nachrichten von den H. Zückert und Hirschel in Berlin, Brünnig zu Essen, Scopoli zu Schemnitz, Wesprem zu Debreczin, Siebold in Würzburg, Isenflamm in Erlangen und Saxtorph in Kopenhagen, auch verschiedne Zusätze zu den Nachrichten der 3 ersten Stücke. In Wesprems Leben ist ein Fragment der Unterredung desselben mit dem jetzigen Kaiser eingerückt. Dieses Stück schließt den ersten Band.

Diss. epistolaris de vasis lymphaticis glandulisque conglobatis etc. a *Co. Frid. Meckel.* Berol. Lange, 1772. 8. 32 Seiten.

Ein neuer Abdruck des bekannten Briefes an den H. v. Haller, der 1757. und mit Monro's ähnlichem Werke 1760. herausgekommen ist.

S.

Johann Astrucs ehemaligen Königl. französ. Professors und Leibarztes theoretisch- praktische Abhandlung von den Frauenzimmerkrankheiten. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleit

gleitet von Christian Friedrich Otto, der Arzneygel. Doktor. Dritter Theil. Dresden, 1770. in der Waltherischen Hofbuchhandlung, 8. 328 Seiten.

Die Krankheiten, die in diesem Theile abgehandelt werden, sind, die Entzündung, der heiße und kalte Brand, der Abscess, das Geschwür, der Scirrhus, das Fleischgewächs, der Krebs und die Windgeschwulst der Gebährmutter.

P.

Acta philosophico-medica societatis academicae scientiarum principalis Hassiacae. Giessae Cattorum, 1771. cum tabulis aeneis. Francofurti etc. Lipsiae, in Fleischeriana, 1771. in 4. 25 Bogen.

In dieser ersten Sammlung sind 29. verschiedene Aufsätze enthalten, an welchen die Herren Böhm, Baumer, Nebel und Berchelmann den grösten Antheil haben. Sie betreffen hauptsächlich die Naturkunde und Arzneywissenschaft, doch sind auch ein paar zur Meßkunst und zur Geschichte gehörige Stücke vorhanden. Unter den medicinischen Aufsätzen sind einige wichtige Bemerkungen, als, der Tod eines Kindes von einer Fäulniß des Bluts, das die Wehmutter bey Abbindung der Nabelschnur mit Gewalt in den Nabel des Kindes zurückgestrichen; S. 142. die schnelle Reposition einer ausgefallenen Gebährmutter, die dadurch von selbst erfolgt ist, weil die Frau, aus Ungedult, mit einem Küchenmesser einen Schnitt in die ausgefallene Gebährmutter gethan, wovon eine starke Verblutung entstanden; S. 144. Herr Berchelmann schließt hieraus mit vielem Grunde, auf die Nützlichkeit der Einschnitte in die Gebährmutter, und der Schröpfungen der Scheide bey den Vorfällen beyder. Herr Busch beschreibt eine Zerschmetterung des Gehirns, wobey der Kranke neun Wochen lang gelebt, und sich in langen Zwischenzeiten gut befunden, ob sich gleich unterdessen ein Abscess im Gehirne formirt hat. S. 130. Es sind noch andre ganz artige Anmerkungen in dieser Sammlung.

Briefe eines Arztes an die Frauenzimmer, oder Regeln der Kunst, die Gesundheit und Schönheit zu

erhalten. Aus dem Engliſchen. Leipzig, bey Schwickert, 1771. in 8. 9½ Bogen.

Zu allen den Recepten von Waſchwaſſern, Schönheitsſalben und dergleichen Plunder zum Nachttiſche der Kunſt-Schönen, hätte der Verf. gar nicht nöthig gehabt, weder nach Konſtantinopel, noch nach Circaßien zu reiſen, wie er im erſten Briefe vorgiebt; wenigſtens konnte er ſie ganz wohlfeilen Kaufs in England und überall in Europa haben. Die wenigſten von dieſen Mitteln thun das, was man ſich davon verſpricht; viele ſind der Schönheit, einige der Geſundheit ſelbſt nachtheilig, und ein vernünftiges Frauenzimmer wird ſich alſo dem Rathe des Verfaſſers, ſo bald er eigentliche Arzneyen zum Geſichte vorſchlägt, mit eben der mißtrauiſchen Vorſicht überlaſſen, als ob es dieſe Artickel mit ihren prächtigen Namen, auch aus Circaßien und aus dem Serail zu Conſtantinopel, ja auch von Leuten, die darinn eben ſo zu Hauſe, und mit dem Großherrn eben ſo cordat ſind, hinter den Zeitungen läſe. Mit dem allen aber wollen wirs unſern Schönen gar nicht widerrathen, dieſe Schrift zu leſen, welche gewiß in mehr als einer Abſicht ihre ganze Aufmerkſamkeit vor mehr als tauſend Romanen verdient, und wirklich dazu geſchickt iſt, ihre Schönheit zu erhalten und zu erhöhen. Der Verfaſſer unterhält ſeine Leſerinnen in einer angenehmen, ſtets beſcheidenen und nur ſelten ein wenig zu entzückten Schreibart, mit lauter ſolchen Dingen, die ihre Geſundheit in ſo fern betreffen, als dieſelbe einen Einfluß auf Geſtalt, Schönheit und Annehmlichkeit hat, und ein Frauenzimmer, das ſeine Lebensordnung ſeinen Vorſchriften gemäß einrichtet, wird ſichs gewiß nie gereuen laſſen dürfen. Die Lehren und Regeln des Verf. ſind größtentheils richtig, doch würde das Werk noch viele nützliche Zuſätze geſtatten, und könnte alsdann vortreflich genennt werden. Daß der Zucker, (nicht die Zuckerbeckerwaaren, denn von dieſen iſt es gewiß genug,) nach S. 105. die Zähne ſchlechterdings verderbe, iſt eine ſchon oft hinlänglich widerlegte Meynung, auch iſt davon die Wirkung im Magen gewiß ſo fürchterlich nicht, als der V. S. 107. darum glaubt, weil Zuckerwaſſer in der Wärme zu Eßig wird. Da es der V. S. 50. für unmöglich hält, künſtliche Zähne einzuſetzen, wenn die Stifte der natürlichen noch in den Zahnhölen ſtecken; ſo können wir das Gegentheil verſichern: ja Bourdet verlangt ſogar ausdrücklich, daß die Wurzeln zu dieſer Abſicht ſtehen bleiben ſollen. Doch dies ſind Kleinigkeiten. Genug

ſolls

sollte man diese Briefe für eine Uebersetzung halten, so ungezwungen und fliessend ist das Deutsche. Ob es ein Versehen des Uebersetzers, oder des Verfassers sey, daß S. 57. von dem Frauenzimmer der alten Zeiten gesagt wird: „Noch hatte „kein neidischer Wallfisch ihre Hüften mit seinen Ribben umspannt;„ können wir nicht entscheiden, da wir das Original nicht gesehn haben. Ein Schnürleib oder Steifrock von Wallfischribben sollte wenigstens geräumig genug seyn.

Johann Baptista Morgagni, von dem Sitze und den Ursachen der Krankheiten, welche durch die Anatomie sind erforscht worden. Erstes Buch; von den Krankheiten des Kopfs. Aus dem Lateinischen übersetzt, von D. Georg Heinr. Königsdörfer. Altenburg, bey Richter 1 Alphab. in 8. 1771.

Das Werk des Morgagni hat seinen entschiedenen großen Werth, und keinem würdigen Arzte kann es unbekannt seyn. Die Gründe, welche Herr K. in seiner Vorrede anführt, um die Nützlichkeit der Uebersetzung zu rechtfertigen, sind überzeugend, und wir zweifeln nicht, daß sie viel dazu beytragen werde, den Nacheifer neuerer Aerzte zu reitzen, um die Pathologie durch die Eröfnung der Leichen zu bereichern und zu berichtigen, ohne welche sie nie den Grad der Evidenz erhalten kann, der ihr so unumgänglich nöthig ist, weil die Aerzte blos nach ihr, die Waffen wählen und führen, womit sie die Gesundheit und das Leben der Menschen vertheydigen. Die Uebersetzung, die wir mit der Urschrift verglichen haben, ist ganz brauchbar, und es sind darinn, bis auf einige unerhebliche Dinge, die Schwierigkeiten, die Herr K. erkannt hat, glücklich genug überwunden worden. In der Vorrede führt Herr K. beyläufig einen merkwürdigen Fall von einer falschen Empfängniß an, da die Frucht im vierten Jahre hernach erst durch den Hintern gänzlich abgegangen ist, und die Mutter seitdem einer vollkommenen Gesundheit genossen hat. Die Fortsetzung dieser Uebersetzung wird der Hr. D. Herrmann in Chemnitz besorgen, und sie soll unverzüglich erfolgen. Den Beschluß der Vorrede setzen wir, zur Nachricht, ganz her: „Jeder Leser des Morgagni wird ohne mein Erinnern wissen, „daß das Sepulchret des Bonetus eigentlich der Text zu die„sem Werke sey. Es wird also auch dieses, nach der Vorschrift

„des M. verbessert und vermehrt, in der Richterschen Buch„handlung erst lateinisch, und hernach auch deutsch erscheinen, „und ist mit der Ausarbeitung dieses Werks schon der Anfang „gemacht. Denn es sind alle dazu nöthige Originalauflagen „der medicinischen und chirurgischen Bemerkungen, sie mö„gen in einer Sprache geschrieben seyn, in welcher sie wol„len, völlig dazu in Bereitschaft. Es ist diese Arbeit einem „Manne aufgetragen, der seit 30 Jahren damit umgegangen, „und so lange aus allen Ländern alle hierzu nöthige Schriften „zusammengebracht hat.„

Robert Whytts d. A. K. D. Kön. englischen Leibarztes, u. s. w. sämtliche zur praktischen Arzneykunst gehörige Schriften. Aus dem Englischen nach der neuesten Ausgabe übersetzt. Leipzig, bey Fritsch, 1771. gr. 8. 2 Alph.

Nach dem Tode des berühmten Whytts gaben sein Sohn, Robert Whytt, und Herr Pringle, im Jahre 1768. dessen sämtliche Werke, unter den Titel: The Works of Robert Whytt, etc. published by his son. Edinburg, in gr. 4. heraus. Aus dieser Ausgabe hat der Herausgeber und Uebersetzer der gegenwärtigen Schrift blos diejenigen Aufsätze gesammlet, welche zur praktischen Arzneykunst gehören, nemlich den Versuch über die Kräfte des Kalkwassers wider den Stein, die Beobachtungen über die Natur, Ursachen und Heilung der Nervenkrankheiten und der hypochondrischen und hysterischen Zufälle, und fünf kleinere Aufsätze, von einer durch die Electricität geheilten Lähmung; von der Wirkung der Blasenpflaster in den Puls; von einer im Herbste 1758. epidemischen Krankheit zu Edinburg; vom Nutzen des Queckstibersublimats zur Heilung phagedänischer Geschwüre; und von der Wassersucht des Gehirns. Die wichtigsten von diesen Schriften sind zwar bereits ins Deutsche übersetzt: allein dem ungeachtet ist die gegenwärtige Uebersetzung nicht überflüssig. Der Versuch vom Kalkwasser, welcher schon in den edinburgischen Versuchen übersetzt worden, ist in den vielen folgenden Ausgaben so sehr verändert und vermehrt worden, daß er als ein ganz neues Werk anzusehn ist. Die Beobachtungen über die Nervenkrankheiten, wovon wir eine besondre deutsche Uebersetzung haben, erscheint hier mit allen Verbesserungen der allerneuesten englischen Ausgabe bereichert, und mit Anmerkungen, worinn Hamp-

sche

sächlich die zusammengesetzten Arzneyen erklärt werden, die Herr W. angeführt hat. Von den fünf kleinen Aufsätzen befinden sich nur die, von der epidemischen Krankheit zu Edinburg, und vom Quecksilbersublimate, in der deutschen Uebersetzung der Londonischen Bemerkungen, dahingegen die übrigen in Deutschland noch neu sind. Es ist demnach nicht zu leugnen, daß diese Sammlung ansehnliche Vorzüge besitze, zumal da die Uebersetzung nach den neuesten Ausgaben veranstaltet und mit Einsicht und Fleiße gemacht ist. Der Herausgeber hat die physiologischen Aufsätze des H. W. weggelassen, weil, wie er meynt, der Nutzen derselben vielleicht, nicht so allgemein seyn dürfte. Wir sind nicht dieser Meynung, und wünschen, daß man uns dieselben in einer andern Sammlung noch nachliefere, damit man die Werke eines so wichtigen Schriftstellers vollständig beysammen hätte, zumal da die meisten physiologischen Aufsätze des H. W. mit der praktischen Arzneykunst in einem sehr nahen Zusammenhange stehen, und insbesondre sein eignes Werk von den Nervenkrankheiten vielfältig erläutern. Sie sind ausserdem für den Physiologen wenigstens von eben der Wichtigkeit, als die gegenwärtigen für den praktischen Arzt, und man kann wohl schwerlich, wenn man alles genau betrachtet, behaupten, daß der Nutzen der Physiologie weniger allgemein sey, als der medicinischen Praxis, da die Aufnahme Jener unstreitig die Aufnahme der letztern befördert.

B.

Nützliche Hausapothecke, darinnen viele Kräuter und Wurzeln nach ihrer Beschaffenheit und Wirkung, desgleichen die von wilden Thieren, Vögeln und Fischen zur Arzney dienlichen Sachen, nebst vielen andern sowol zur menschlichen Gesundheit, als auch vor Pferde- Rind- Schwein- und Schaafvieh dienliche Mittel beschrieben werden. Leipzig, bey Hilscher, 1771. 8½ Bogen in 8.

Allerley meistens herzlich schlechte Recepte für Menschen und Vieh, zum Theil auch abergläubische Vorschriften, aus andern gleich schlechten Büchern zusammengeschmiert.

Neuvermehrtes Viehbüchlein, darinnen zu finden allerhand bewährte Hausarzneymittel für die vielen Krank-

Krankheiten des Rindviehes; ingleichen gar gewisse Arzneymittel für vielerley Krankheiten der Schaafe, Ziegen, Schweine, Gänse und Hühner. Schleiz, bey Mauken, 4 Bogen in 8.

Recht sehr elend; so kann man doch wohl eine Schrift nennen, die neunerley Kraut, neunerley Holz und mehr solche Possen zum Räuchern empfiehlt, wenn die Kühe bezaubert sind! daß dergleichen noch gedruckt wird!

Gründliche Anleitung, worinn die so gefährlich höchst schädliche Seuche bey dem Hornvieh e wird, nebst Entdeckung der Uebel dieser und vollkommenen Heilungsart derselben. den allerneuesten französischen Beobachtur école vétérinaire in das Deutsche ü Wien, in der von Ghelenschen Buchh 1771. 2½ Bogen in 8.

Der Recens. kennt weder das Original, noch den Verfa dieser kleinen Schrift, die eine richtige und brauchbare Beschreibung der Seuche enthält. Aber in der Bestimmung der Ursache und dem Sitze der Krankheit ist er nicht einerley Meynung mit dem Verfasser; dieser hält sie für eine bösartige Bräune oder Kehlsucht, und glaubt, die Seuche stecke eigentlich in der Brust oder der Kehle des Rindviehes; dem Recens. scheint sie eher eine Krankheit des ganzen Körpers zu seyn. Das beste bleibt immer, die Seuche in einer Gegend nicht aufkommen zu lassen, wie der Verf. mit Recht erinnert, wüthet sie einmal irgendwo, so möchten wohl alle Arzneyen, und auch die vom Verf. verordneten, nicht viel helfen, die freylich aller Theorie nach nützlich scheinen, aber denn doch, wenn man sie wirklich eingiebt, der Erfahrung zufolge nicht die erwartete Wirkung haben.

Der geschickte Viehhirte, oder Unterricht die Kenntniß der Ochsen und Kühe, ihres Alters, ihrer Krankheiten und der damit verbundenen Zufälle; wie auch die bewährtesten und tauglichsten Heilungsmittel betreffend u. s. w. vom Herrn J. B. Bou-

Boutrolle, a. d. Franzöſ. überſ. Wittenberg und Zerbſt, in Commißion der Zimmermanniſchen Buchhandl. 8½ Bogen in 8.

Das Buch gehört nicht ganz unter die ſchlechten, ungeachtet dem Recenſ. die Beſchreibungen der Krankheiten meiſtens zu kurz und unvollſtändig, und die Heilungsmittel nicht immer die beſten ſcheinen. Zuerſt kommen in acht Hauptſtücken die Krankheiten des Rindviehes; das achte vom Kalben iſt wohl das beſte darunter: dann eine Abhandlung von Krankheiten der Schaafe, eine zwote von Krankheiten der Schweine und eine dritte: geprüfte Mittel für die Pferde. Der Verf. unterläßt den doch ſo nützlichen Gebrauch der Klyſtiere, und verordnet Aderlaſſe, wo ſie wohl eben nicht zu empfehlen ſind, z. E. S. 14. bey muthmaßlichen Geſchwüren (wo ſie wenigſtens nicht immer Statt finden), bey ſchnellen oder ſchleichenden Gifte, bey peſtilentialiſchen Krankheiten und S. 27. bey den Engerlingen und ebendaſ. bey der Raude. Was ſollen gepülverte Dachziegel in flüßigen Augen thun, die S. 18. empfohlen werden? Schwerlich wird die Hirſchkrankheit anſteckend ſeyn, wie S. 24. geſagt wird, der Recenſ. kann auch nicht glauben, daß ſie von wildem Gänſekohle herrühre den das Vieh gefreſſen hat, ſo wie ihm auch die ganze Heilungsart, die Boutrolle dagegen vorſchreibt, nicht gefällt. S. 26. wird eine ſonderbare Krankheit angeführt, ein Luftröhrenknorpelapfel, den man mit der Feuerſchaufel hinunterſtoßen ſoll. Der Ueberſetzer kömmt gleich Anfangs mit der Vorlage, wenn man ſeine Arbeit nicht gut finden ſollte: freylich iſt ſie ſchlecht genug, und manchmal höchſt undeutlich. Wer ſchreibt wohl: blanker Wein? örtliches Gebrechen? Bisweilen ſtehen auch mehrere Wörter, die der Ueberſetzer nicht verſtanden hat, Franzöſiſch zwiſchen dem Deutſchen. Die zu gebenden Portionen der Arzneyen ſind oft nach den Preiſen beſtimmt, und da hat ſich der Ueberſetzer wieder Freyheiten erlaubt, er ſagt: für ſo und ſoviel Kreutzer, Pfenninge, Groſchen, Liards. An ſich iſt ſchon eine ſolche Beſtimmung der Doſen unbrauchbar, noch mehr wird ſie es, wenn der Ueberſ. die ausländiſchen Münzen in einheimiſche verwandelt, ohne den Grund ſeiner Reduction anzugeben. Eben ſo redet er bald von franzöſiſchen bald von deutſchen Maaſſen bey flüßigen Dingen, ohne ſich weiter darüber zu erklären.

Das Beſte von dem ganzen Werke, ſind vielleicht Malquins beygefügte Beobachtungen über den Rotz, die zum

Nach-

Nachlesen sehr zu empfehlen stehen. Am Ende ist noch eine Nachricht von des Hrn. von Sind Lattwerge gegen diese Krankheit angehangen, wo man sie nämlich ächt kaufen kann.

Anweisung zur Wartung des Hornviehes in Absicht der Seuche, von einem Landmanne an der Nieder-Weser. Bremen, bey Förster, 1772. in 8. 4 Bogen.

Eine kurze aber sehr brauchbare Schrift. Erst stehen einige Sätze: man müsse die Nebenzufälle von der Seuche selbst unterscheiden, weil oft nur jene, nicht diese tödten; man dürfe wegen der Nebenzufälle nicht jederzeit einerley Mittel gebrauchen; hauptsächlich aber habe man gegen die Hauptkrankheit zu streiten. Der erste Abschnitt handelt von der Wartung des Hornviehes vor der Seuche. Man soll das Vieh beständig gut warten, fleißig Salz gebrauchen und zu Zeiten zur Ader lassen; während der Krankheit selbst aber schadet die Aderlaß. Wenn die Seuche in der Nähe ist, soll man den Stall wohl geschlossen halten; aber daß die Seuche durch Personen und Kleider verschleppt werde, nennt er einen Einfall gelehrter Oekonomen auf den Studierstuben; dem Recensenten, der sich seine Kenntnisse von der Seuche nicht auf der Stube, sondern in den Ställen erworben hat, scheint das nicht so zu seyn, ob er gleich mit dem Verf. darinn überein denkt, daß das Abdecken des an der Seuche verstorbenen Viehes nicht bedenklich sey, worüber der Verf. eine merkwürdige Erfahrung anführt. Zweyter Abschnitt von der Wartung des Viehes während der Seuche. Das Vieh muß an einem warmen hellen Orte, und nicht zu dicht aneinander stehen, täglich frisches Stroh bekommen, und zu den Ställen muß oft frische Luft zugelassen, auch allenfalls geräuchert werden. Das Vieh selbst kann man mit Decken behangen; im Sommer muß es nicht auf der Weide bleiben. Der Verf. empfiehlt Aufmerksamkeit auf alle Umstände bey der Krankheit, und wünscht, daß man Protokolle über ein paar hundert Stück krankes Vieh hätte, die freylich sehr nützlich seyn könnten. Er verordnet weiches Futter, gewärmtes Wasser, warmes Bier mit Brod, Schmalz, Butter oder Oel, Mehltränke, Mehlklumpe, auch täglich ein oder zweymal ein halb Pfund Oel. Die Seuche selbst erfordert seiner Meynung nach schweißtreibende Mittel; er redet von der Belladonna, vom Schwefel, Kampfer, Salpeter

(der

(der ist doch wohl nicht schweißtreibend). Hierauf kommt er auf die Nebenzufälle: Verstopfung des Harnes, Durchlauf (der ja nicht zu stopfen ist), Verstopfung, Windbauch, Zuschwellen des Halses, Schwäche der Beine, und Zufälle bey trächtigem Viehe. Der dritte Abschnitt betrift die Wartung des Viehes nach überstandener Seuche, wo man stärkende Mittel geben und das Vieh nach und nach wieder an das gewöhnliche Futter gewöhnen soll. Sowol die Sachen selbst als der gute und leichte Vortrag in der Schrift empfehlen sie sehr.

Wm.

Zerstreute Gedanken, die aus einer Rede, welche über sehr verschiedne zur Heilkunst gehörige Gegenstände öffentlich gehalten worden ist, gezogen sind. Kopenhagen, bey Svare, 84 Seiten in 8.

Ein eckelhaftes und unnützes Geschwätz!

Ambrosius Bertrandi, Wundarztes seiner Maj. des Königs von Sardinien, Lehrers der ausübenden Wundarzneykunst auf der königl. hohen Schule zu Turin, Mitglieds der königl. Akademie der Wundärzte zu Paris, Abhandlung von den chirurgischen Operationen. Aus dem Italienischen übersetzt. Mit Kupfern. Wien, bey Gräffer, 1770. 8. 1 Alphab. 11 Bogen.

Eine elende Uebersetzung eines schätzbaren Buches, welches fast in eben demselben Geschmacke geschrieben ist, in welchem die Scharpschen Operationen geschrieben sind. Der V. handelt von den vornehmsten chirurgischen Operationen, aber nicht als ein Compilator, der alles zusammen trägt, was er nur irgendwo findet, und in einer solchen Vollständigkeit seine Ehre sucht; seine Absicht ist vielmehr zu urtheilen, zu raisonniren, auszumerzen, und Vorschläge zu thun.

K.

Betrachtungen über die Cur der venerischen Krankheiten, wie solche von unsern heutigen Chirurgen,

wider Vernunft und Erfahrung sehr fehler
schädlich pflegt unternommen zu werden; mit
allgemeinen Vorerinnerung von der Arzney
schaft, den Aerzten, und Afterärzten. Ne
Anhange von einem inveterirten Saamenflu
D. Christoph Heinrich Schobelt. M
und Leipzig, bey Hechtel, 1771. 8. 8 B

Es ist, leyder! gewiß genug, daß unsre mehresten
Wundärzte unwissend sind. Aber was hilft es, da
darüber schreyet und lärmet? dadurch macht man die
nicht beßer. Man thue entweder Vorschläge zur Verb
unsrer deutschen Chirurgie; oder man unterrichte und le
vorfallenden Gelegenheiten den unwissenden Wundarzt;
da würde denn freylich wol der Wundarzt zuweilen über
Führer, den Doctor legitime creatus, zu lächeln
heit haben.

P.

4. Schöne Wissenschaften.

Poetische Nebenstunden. Berlin, bey Boße, 1770.
208 S. in 8.

Gedichte von dem Verfasser der poetischen
stunden. Berlin, bey Decker, 1771. 224 S.

So lange die Versuche eines bloßen Liebhabe
kunst, in seinem Pulte, oder in dem Cirkel
trauten Freunde bleiben, die durch Freundschaft und
Geschmack zur Nachsicht geneigt sind, thun sie noch
eben dieselbe angenehme Wirkung. Ganz anders ist es
lich, wenn sie öffentlich erscheinen, und allen Lesern
Augen gelegt werden. Die Dichtkunst ist eine sehr
Kunst, die nicht Nebenstunden, sondern unsere ganze
zeit, nicht den unbeträchtlichsten Theil der Kräfte des
andern Geschäften ermüdeten Geistes, sondern die ganz
ungetheilten Geisteskräfte, erfodert. Es wird also freyl
der Dichtkunst, eben so wie in der Mahlerey und
zwischen dem Liebhaber, und dem Virtuosen, ein

ter Unterschied bleiben. Er kann sich weder einen so ausgebreiteten Ruhm, noch so viele, noch so einsichtsvolle Leser versprechen. Mit Versuchen, „die nur in unaufgeheiterten „Stunden, da der Geist von der Berufsarbeit, die mit dem „Witze und mit den schönen Wissenschaften in der entferntesten „Bekanntschaft stehet, ermüdet war,„ verfertigt worden, kann man freylich nicht zuverläßig hoffen, Lesern zu gefallen, die mit poetischen Kunstwerken genähret sind, deren Verfasser bey den glücklichsten Gaben, ihre beste Zeit, und ihre beste Geisteskräfte, darauf gewendet haben. Leser, die mit dem feurigsten Gefühle, mit enthusiastischer Empfindung, die Reizungen der Dichtkunst zu geniessen gewohnt sind, kann sich der nicht versprechen, der nur zur Erholung in Nebenstunden dichtet, sondern allenfalls Liebhaber der Lectur, die, so wie er, zur Erholung von andern Geschäften, ein Buch in die Hand nehmen, um einen nützlichen Zeitvertreib zu haben.

Inzwischen sind in Deutschland die Liebhaber der schönen Wissenschaften so selten, daß man einen Mann, der in Geschäften lebt, und in seinen Nebenstunden dichtet, beynahe schon deswegen loben muß, weil er die schönen Wissenschaften, der Jagd, dem Kartenspiele, dem Trinken und dem Verläumden vorziehet.

Den gegenwärtigen Verfasser, muß man als einen eifrigen Liebhaber der Dichtkunst rühmen. Man siehet, daß er sich mit mehrern Arten derselben, bekannt zu machen gesucht hat. Auch aus den in diesen Bänden enthaltenen Uebersetzungen sieht man, daß er auch die Dichter anderer Nationen fleißig gelesen hat. Unsers Erachtens sind auch Uebersetzungen französischer und italiänischer Dichter, selbst auch die Nachahmungen alter Dichter, eine angemessene Beschäftigung für einen Liebhaber, der blos zur Erholung dichtet. Aber Uebersetzungen aus dem Horaz, in eben dasselbe Sylbenmaaß, so wie man hier in dem zweyten Bande S. 130 u. f. findet, sind ein Unternehmen das wir jedem bloßen Liebhaber der Dichtkunst widerrathen wollen. Es ist eine sehr schwere Arbeit und keine Erholung. Man siehet wohl, daß unser Verf. den Horaz verstanden und empfunden hat, und dieses macht ihm wirklich Ehre. Aber die Uebersetzung dieses Dichters in eben dasselbe Silbenmaaß, ist eine so undankbare Arbeit, daß selbst Kamler, nur einige Oden zur Probe gemacht hat, und vermuthlich nicht weiter fortfahren wird. Es gehöret dazu eine sehr genaue Kenntniß, des in unserer Sprache,

für ein sehr geübtes Ohr zwar sichern, aber noch nicht durch Regeln bestimmten Silbenmaaßes, und eine ungemeine Uebung in der poetischen Sprache, daß man einen Gedanken auf sehr vielfältige Art wenden kann, ohne daß er zu viel von seiner eigenthümlichen Stärke, und von seiner Beziehung in der er mit andern Gedanken steht, verliehret. Beydes kann man von einem Liebhaber der Dichtkunst nicht fodern. Selbst viele, die sich Dichter von Profeßion nennen, sind leider hierinn sehr unerfahren, und man kann diese Geschicklichkeit auch nicht anders als durch eine langwierige beschwerliche Arbeit und durch viele mißgerathene Versuche erlangen.

Wir wollen aus jedem der vor uns liegenden Bände Gedicht zur Probe anführen:

Die Verwunderung.

Er schmeichelt mir, um heimlich mich zu drücken.
Er bückt sich tief, ich soll mich tiefer bücken,
Im Innern knirscht der Wolf und lacht mich freundlich an
O, welch ein Mann!

Er schwört auf Treu, um meine Treu zu schänden.
Er spricht vertraut, um mein Vertraun zu blenden.
Voll schwarzer Galle trieft sein Mund von Marcipan.
O, welch ein Mann!

Fromm, fromm ist er nur zu des Nächsten Tadel,
Sein Stoßgebet fleht Gott um neuen Adel
Doch schwärzt er bey der Welt die höhern Würden an.
O, welch ein Mann!

Uebersetzung aus dem Petrarca.

Der junge Zephir hebt sein fröhliches Gefieder;
Die schönste Zeit erscheint;
Er bringt sein hold Geschlecht in Laub und Blumen wieder,
Und Progne schwatzt, und Philomele weint;
Wie festlich prangt der Lenz im grünen Kleide!
Die Luft entwölket sich; auf Wiesen lacht die Freude.
Zevs schaut die Tochter an mit frohen Blick.
Luft, Erde, Wasser fühlt die Liebe,
Und jedes Thier berathschlagt ihre Triebe.
Allein was kömmt für mich, Unglücklichen, zurück?
Nur schwere Seufzer sinds, entrückt dem tiefsten Herzen
Von der, die dessen Schlüssel einst mit sich zum Himmel nahm.

Wenn

Wenn Ufer blühn, wenn kleine Sänger scherzen,
Wenn süße Reize würdger Schönen rühren,
So ists mir eine Wüste, voll von Gram
Und voll von wilden Thieren.

Ra.

Kleine Gedichte von G. H. A. Koch. Zweyter Theil. Braunschweig, im Verlage der Schröderschen Buchhandlung (ohne Jahrzahl in 8.)

Wir haben den ersten Theil angezeigt; nun auch von dieser Fortsetzung ein paar Worte.

S. 62.

Dahin zu gehn, wo bey dem Singen
Gefüllte Becher fröhlich klingen
Das will die Pflicht.
Doch in der Narren wilden Lärmen
Zu rasen oder mit zu schwärmen
Das will sie nicht.

S. 94.

Ich erwähle
Wein und Liebe
Mir zum Zeitvertreib
Holde Liebe
Deine Triebe
Reitzen Seel und Leib.

Nicht wahr? Dies alles ist aufgewärmte Brühe, und wie ein hundertmal erzähltes Mährchen, schon so abgenutzt, daß es nicht einmal den Schlaf befördern kann. Denn von unserm Vater Hagedorn bis zum Ossenfelder und von diesem bis zum elendesten Dichterling herab; wo finden wir nicht die liebe Pflicht, die zwey Reihen durch etwas will und zwey andre Reihen durch nicht will? Wo ist Liebe nicht mit Triebe gereimt? Auch ist in den angeführten Versen der Ausdruck eben nicht gewählt, oder irgend etwas, das uns sonst nur schadlos halten könnte. In diese Classe setzen wir leider! S. 5. an den Wein und noch andre Stücke. — Zwar so sind sie alle nicht beschaffen; Hr. Koch zeiget in einigen derselben einen leichten Gang des Verses und Geschicklichkeit, sanfte Empfindungen einigermassen in Reime zu bringen: wir gestehen dies so gern, als wir denn tadeln, wenn das Lob strafbar seyn

würde. S. 35. gefällt die bestrafte Neugierde uns am besten:

Künftig sey nicht lüstern mehr,
Liebe Mädchen, laßt euch rathen
Höret, was von ungefähr
Drey verwegne Schwestern thaten.

Es wäre auch dabey manches zu erinnern, aber gegen Stücke, wo bald Hagedorn, bald Gleim, bald Jacobi tribution gesetzt sind, wo Ideen geborgt, und Ausdrücke, sie in die Feder kommen, genommen werden, sticht es he

Fl.

Briefe der Frau Louise Adelgunde Victorie sched gebohrne Kulmus. Dreßden, bey Ha Erster Theil, 1771. 351 Seiten. Zweyter 1771. 344 Seiten in 8.

Diese Sammlung von Briefen hat man einer Verfasserin, der Fr. D. H. v. Runkel zu Geschenk ist wirklich angenehm. Die Verdien Gottsched, sonderlich wenn man dabey an die Ze sie lebte, zurückdenkt, sind ausser allen Zweifel Herausgeberin sagt in der Vorrede zum zweyten „det man auch in diesen Briefen nicht die origi „stellerin, die scharfsinnige Kunstrichterin, die erhabenste „terin, in der strengsten Bedeutung dieser Vorzüge; so wird „man doch die zärtliche Tochter, die tugendhafte Ehe „die treuste Freundin, die Christin, die Philos „nicht verkennen.„ Wir unterschreiben dieses ganzem Herzen, und der Leser, der diese Briefe lieset, wird es auch unterschreiben. Diese Briefe, im zweyten Theile, enthalten übrigens auch verschied richten, die zur Geschichte der Litteratur der damalig gehören. Vielleicht scheinen sie manchem unbeträchtlich aber, der dem Fortgange der Entwickelung mensch nisse nachspüret, sind sie es nicht. Diese Briefe gens nach chronologischer Ordnung geordnet. Der erste Theil gehet vom Jahre 1730 bis 1748. Der zweite von 1740 1755. Der dritte von 1756 bis 1762. Am Ende einige Briefe verschiedener Personen angehängt.

Bl.

Des Herrn Carl Goldoni sämtliche Lustspiele. Siebenter Theil. Leipzig bey Eisfeld, 1770. — Achter Theil. Ebendas. 1771. Neunter Theil, 1771. in 8.

Der Uebersetzer fährt auf eben die Weise fort, als er angefangen hatte. Er begeht keine groben Fehler wider die Sprache, oder wider die gesunde Vernunft, er übersetzt auch wohl ganze Scenen so ziemlich tadelfrey. Allein stellenweise könnte man noch immer manches ändern und verbessern. In diesen Theilen sind folgende Stücke enthalten. Im siebenten Theile: die Grobiane, die Gastwirthin, die gutherzige Magd, der Geitzige. Im achten Theile: die Kaufleute, die Frau von vielen Geschäften, der venetianische Advocat, die gehorsame Tochter. Im neunten Theile: das wackere Mädgen, der Hausvater, der Diener zweyer Herren, das Kaffeehaus.

R.

Sämtliche Werke und Gedichte Friedrichs Freyherrn von der Trenck, K. K. Obristwachtmeisters. Erster Band, welche meistens in seinem 10jährigen Gefängnisse geschrieben, nunmehr mit neuen Stücken vermehret, von ihm selbst übersehen, verbessert, und zum Druck befördert worden. Aachen, bey Müller, 1772. 327 S. in 8. ohne den Vorbericht.

Der Freyherr von Trenk hat in einer 10jährigen Gefangenschaft viele Reime gemacht, die er, nachdem er seine Freyheit erhalten hatte, vor einigen Jahren in einem Bande drucken ließ. Viele Leser lasen sie damals aus Neugierde, wie sie alles lasen, was Menschen angehet, die auf eine sehr vorzügliche Art, glücklich oder unglücklich sind, zu lesen pflegen. Wir zeigten damals diese seynsollende Gedichte gar nicht an. Sie schienen gar nicht in den Zirkel der gelehrten Welt, sondern für neugierige Zeitungsleser und Liebhaber seltsamer Geschichte zu gehören. Es würde hart gewesen seyn, den Zeitvertreib eines unglücklichen Gefangnen, als das Werk eines Dichters zu beurtheilen. Inzwischen scheint der Hr. von Trenk nunmehr ein Schriftsteller von Profeßion werden

zu wollen. Er liefert uns seine sämtliche Werke
derselben ersten Band, dem noch viele andere folg
Er sagt in der Vorrede: „Vorläufig will ich nur du
„Feder-Arbeit in Deutschland bekannt werden; und
„Beyfall gefunden habe u. s. w. — Da ich nun
„ziemlichen Vorrath von Manuscripten vielerley
„fertig habe — so hab ich den Entschluß gefaßt,
„die bekannte Aachner Wochenblätter der M
„betitelt, ganz allein, und durchaus original zu
„sondern auch alle vier Monate einen neuen
„Art, von meinen zusammengetragenen Gedic
„sentlichen Presse zu übergeben., u. s. w. Nun
hohe Zeit zu seyn, den Hrn. v. T. zu erinnern, daß eine
glückliche Gefangenschaft niemals ein Recht gebe, zug
Prosa und in Versen ein schlechter Schriftsteller zu
Er hat die Gabe zu reimen, aber nicht, zu dichten. Die
den Bogen vollzufüllen, aber nicht gut zu denken und
schreiben. Er wird daher sehr wohl thun, wenn er das
stellen ganz aufgiebt, weil er niemals dadurch Beyf
gen kann. Er ist nicht geschickt die Feder zu führ
leicht hat er mehrere Talente den Degen zu führen.
für ihn rühmlicher seyn, irgend einer Potenz in d
theilen, und sollte es auch der Prinz Heraclius
Dienste anzubieten, als nach dem Ungemach eines
Gefängnisses, noch das Ungemach einer verspot
gen Autorschaft zu ertragen. Und vier Jahre können
seine Werke nicht einmal leben, sondern werden
vergessen werden.

Ra.

Schreiben der Frau von Wartensleben an den Hrn. Professor Wieland in Erfurt, da er ihr seine Dialogen des Diogenes zugeschickt hatte. Wien, 1770. 1 Bogen in 4.

Ein Brief, der nichts vorzügliches enthält, als e
Lob des Dichters; welcher aber dennoch an
rin hochachtungswürdige Eigenschaften bemerken
selbst schildert sich so: „Sie sagen mir schmeichelh
und wollen sie gütigst durch meinen Ruf rechtfer
muß Ihnen aber bekennen, daß man
daß es, drey Personen ausgen

fallen würde, mich zu charakterisiren. Ich achte das gar nicht an mir, warum mich die Welt duldet; und das, was ich an mir zur Vollkommenheit bringen mochte, verberge ich auf das sorgfältigste. Die Natur hat mir eine mittelmäßige Gestalt gegeben. Meine Jugend ist verblüht; aber ich verdanke ihr ner ein herrlichers Geschenk, eine vollspringende Seele. Ich habe meine jugendlichen Tage dem Vorurtheile und der Zukunft aufgeopfert; nun werfe ich in dem mittlern Alter einen vergnügten Blick auf die wohlangewandte Jugend, genieße die Frucht meines glücklichen Bestrebens, bin nützlich geworden, und werde nie ein todtes Glied der menschlichen Gesellschaft seyn.„

Lr.

Fünf und zwanzig auserlesene Fabeln, mit 25 dazu gehörigen Kupfern, zur Bildung eines edlen Herzens in der Jugend. Berlin, bey Wever, 1772. 6 Bogen. 8.

Die Fabeln sind aus Gellert und vermuthlich so zusammengedruckt, um einige wieder aufgerissene alte Kupfer an den Mann zu bringen. Für die Jugend sind sie nun gerade nicht alle die rechten.

Launen an meinen Satyr. Erfurt, bey Griesbach, 1772. 3½ Bogen. 8.

Eine Laune, sagt der V. (in wie fern eine Laune, so wie „etwa eine Ode, eine eigne poetische Gattung seyn soll) „ist eine freye Production unsrer gegenwärtigen, ohne Zweifel „zufälligen Stimmung, worinn wir, mit einer gewissen „Naivete, alles das heraus versificiren, was wir eben ge„dacht haben, und worinn uns, während der angenehmen „Arbeit des Versificirens oft ein Zufall und meistentheils die „Association der Ideen leitet, noch mehreres hinzu zu denken „und hinzu zu versificiren.„

Wir haben dabey zweyerley zu bemerken, erstlich, daß der V. das Wort Laune, nicht in dem jetzt gewöhnlichen Verstande gebraucht, da man es für Humour und also für keine zufällige Stimmung nimmt, und zweytens daß diese Art Gedichte nicht so neu ist, wie der V. vielleicht glaubt. Menantes und andere haben schon Quodlibets gemacht, und unsers Dichters Launen sind in der That nichts anders, als

jene Art Gedichte in einer etwas beſſern Geſtalt. Herr Adel, (denn er bezeichnet ſich zu deutlich als den Verfaſſer und iſt anderwärts ſchon genannt worden,) nimmt hier von den Dunſen und ſchlechten Scribenten und von ſeinem Faune Abſchied, um nach Wien zu gehen, wo er vielleicht einſt

Im feyerlichen Ton des bardiſchen Geſangs
Von Denis angeflammt, erhabnre Saiten rühret
Und Heldenlieder, und Dithyramben des Danks
Dem großen Cäſar jubiliret.

Er theilt ſein Gedicht, das eine Art von Satyre vorſtellt, in ſieben Launen, um ſeine Leſer noch merklicher empfinden zu laſſen, wie wenig er ihnen giebt; denn in der That iſt es gedehntes, ſchwaches Ganze, in einer affektirt luſtigen Schreibart, worinn zwar einige komiſche Gedanken vorkommen, das aber wenig intereßirt, und dem V. nicht ſo viel Mühe gekoſtet haben ſollte; denn

turpe eſt difficiles habere nugas.

Der demüthigen Schmeicheleyen, die der V. einigen Großen in Wien und den daſigen Schriftſtellern macht, haben wir uns innerlich geſchämt. Er ſagt von dem Fürſten von Kaunitz, daß er

In dem Cabinette, worinn er den tödtenden Zwiſt
Der Könige nur kurz zuvor geſchlichtet
Dann kurz hernach auch ſeinen Autor lieſt
Und über den Autor ſo gut, als über die Könige richtet;

Schlechte Schriftſteller und Kritiker meynt er wären in Wien gar nicht.

Dort ſind der Thorheit alte Rechte
Nicht mehr verjährt, und unſre Spöttereyn
Und Ironien ſind überflüßig.

Wir haben dem V. Talent zur burlesken Schreibart zugetrauet, wir finden auch hier Spuren davon, allein das meiſte iſt entweder matt und wäſſrigt, oder affektirt und fade. Wem gefällt z. E. folgendes:

Es iſt — — — — Scherz und Lachen
Für Kopf und Herz und Milz und Blut
Wie der Salernitanes (Salernitaner) predigt
Sehr heilſam und fürs Zwergfell gut.
Man iſt geſund und friſch und ſpüret Muth,
Wenn man der Winde ſich entſchlägt

Qua-

Quatuor ex vento veniunt in ventre retento:
Spasmus, hydrops, colica, vertigo: hoc res
probat ipsa.

Epistel an Herrn Oeser. Erfurt, 1771. 1½ B.

Ein kleines Gedicht in niedrig komischen Styl, satyrisch, lebhaft und leicht, kann den V. inzwischen eben nicht viel gekostet haben. Das neue wielandische Sylbenmaaß, nimmt sich vielleicht in solchen poßirlichen Kleinigkeiten am besten aus.

Devisen auf deutsche Gelehrte, Dichter und Künstler. Aus deutschen Dichtern gezogen, 1772. 10 Bogen. 8.

Der Sammler will die Kritick durch seine Erfindung in die große Welt einführen. Hier sey, meynt er, der eigentliche Schauplatz ihres ächten Verdienstes, und folgert daraus, wir wissen nicht, durch welches Sophisma „sie müsse auf demselben nicht mit Zirkel, Bleymaaß und Gewicht

in ihrer Hand die prüfende Wage u. s. w.

erscheinen, sondern in der nachläßigsten Tracht, welche der witzige Gallier über dergleichen Gegenstände zu werfen pflege. „ Es ist wirklich Schade, daß der Einfall von keinem Gallier herrührt; es würde der Kritick noch einmal so leichten Eingang verschaffen. Mit einem witzigen Einfalle, mit einem entliehenen Verschen, das ganze Schicksal und den Ruhm eines gelehrten Dichters und Künstlers zu entscheiden, bey den Tafeln der Vornehmen, beym Desert zu entscheiden, wo billig dergleichen entschieden werden muß, und alles das spielend, was könnte einem französischen Bel-esprit angemeßner seyn? Und doch ist der Erfinder ein Deutscher, aber ein Deutscher, der sich über seine Landsleute wegsetzt, der sich seiner Größe bewußt, ihnen hohnlächelnd ins Antlitz sagen darf: „Immer eine artige Idee zu einer Zeit, da Tändeleyen der „Modegeschmack eurer Enkel sind, Thuiskon und du Adlers„bändiger Herrmann! „ Wird nicht bald ein Genie unter uns aufstehen und uns auch kritische Karten- und kritische Würfelspiele erfinden!

Aber unsere eigentliche Meynung zu sagen, so wenig uns der Einfall gefällt, falls ihn der Sammler für etwas mehr als Spielwerk ausgeben wollte: so glauben wir doch, daß

viele Verse auf die Personen, worüber sie ein Urtheil seyn sollen, gut genug passen. Auf alle oder die meisten, wird der S. nicht verlangen, oder er müßte der große Mann seyn, der alle beurtheilen könnte; denn der kleine, der nur gewissen Leuten oder auch dem Rufe nachspräche, wird er nicht seyn wollen, da er selbst von Wittenberg sagt:

Die Einfalt lobt, was viele Stimmen loben.

Manche gefallen durch das Muthwillige und Neckische, oder durch die unerwartete Anwendung auf diesen oder jenen. Hier sind einge Proben von allerley Art.

Kretschmann.

Er prahlt mit weitgesuchtem Schimmer
Er fesselt nicht, er blendet nur.

Schlegel der ältere.

(Der nicht zu früh starb)
Vielleicht reut bald die Welt der Ruhm
Den sie ihm schnell gegeben.

Haman.

Allzuklug sind seine Lehren,
Allzuklug ist dumm.

Götze.

Es bann ein Strafgericht
Die Menschen ohne Lieb' in Welten ohne Licht.

Heinecke.

Er kann uns beweisen
Daß nicht das viele Reisen
Die Dummen klüger macht.

Gerstenberg.

(Dessen Ugolino nur ein Klopstock nach Verdienst zu schätzen weis.)
Wer groß im Kleinen ist, wird größer seyn im Großen.

Heyne und Michaelis.

Zwey Götter — der eine
Geheim bescheiden, blöde, still;
Der andre laut und flüchtig, nicht der meine:
Zu seinem Gott erwähl ihn, wer da will.

Klotz.

Klotz.

Fällt, fällt, fällt,
Von seiner Höhe fällt;

Boysen.

Der Krug geht, wie ein Alter spricht
So oft zum Wasser bis er bricht.

Meerkinn.

Das böse Weib
Welch Schnattern geht aus ihrem Munde.

Willamov.

Welch thracisches Gebrüll
Im deutschen Musenhayne.

Schirach.

Voll nichts und doch voll Flittern
Halb Pfau, halb Murmelthier.

Wenn wir sagen, daß einige passen, so wollen wir damit nicht sagen, daß sie denn charakteristisch sind und den ganzen schriftstellerischen Werth des Mannes genau abwägen.

Für einige hat der Sammler gewiß keine Verse zu finden gewußt, sonst hätte er nicht so schielende unter ihren Namen gesetzt. Z. E.

Kästner.

Bescheidenheit ist nie von wahrem Witz zu trennen.

Dreyer.

Er konnte dichten, lachen, küssen:
Bedarf man mehr vergnügt zu seyn?

so ists auch zweydeutig, wenn von Crusius gesagt wird:

Ein Thor spricht lächerlich, was Cato weislich sprach.

Verschiedene sind offenbar falsch und gegen verdiente Männer ungerecht. Z. E.

Iselin.

Wenn die halbe Welt
Dich für den größten Weisen hält,
Wirst du darum zum größten Weisen?

so auch die auf Baumgarten, Häberlin, Schiebeler, Schröckh von Thümmel (der ja gar nicht viel schreibt) u. s. w. Andere sind boshaft und enthalten niedrige Anspielungen oder sind grob. Z. E. auf D. Barth, Wilke u. d. gl.; wieder andre sind auf ganz unbekannte Leute, als Mauvillon in Cassel, Eck, Träger, Nonne u. s. w.; manche enthalten zu schmeichelhafte Complimente z. E. an Sonnenfels, Riedel, Hommel, wozu auch die Lobeserhebungen auf die freylich edeldenkenden, aber doch unbekannten Freunde des Sammlers die Göckinge, die Teller, Dietriche und Cramer in Blankenburg, die Benzlere, die Schmidte in Halberstadt, gehören, von deren letztern er sagt:

Dir werden aus deiner heitern Fülle
Wie aus der Morgenröthe der Thau, die Gedanken gebohren.

Doch vielleicht ist das auch Satyre, und denn haben wir gar nichts einzuwenden.

Der Sammler hat also hier unser Urtheil, oder welches hier gerade einerley ist, unsre Stimme. Er will sich zwar die Miene geben, als verachte er die Kunstrichter und bitte, „ihn nicht mit ihrem Lobe zu beschimpfen, weil ihr Tadel den „schmeichelhaftesten Lobspruch in sich schließt.„ Wir bedauren den Scribenten, der so kriechend um Beyfall betteln kann; denn im Grunde sind dergleichen Autorwendungen niedriger als wenn ein bedrängter Schriftsteller dem Journalisten mit einem saubern Exemplare und einem Speciesthaler seine demüthige Aufwartung macht.

Lg.

Für das deutsche Theater, 1 Theil. Leipzig, bey Hilschern, 1770. 20 Bogen 8.

Man kann eben nicht klagen, daß nicht genug für das deutsche Theater gearbeitet würde: aber uns rühmen, daß wir viele gute Stücke erhielten, das können wir auch nicht. Der V. dieser Versuche (denn für einen Anfänger giebt er sich aus) hat einige Talente für die Bühne zu schreiben, aber noch lange nicht alle, die ein gutes Stück hervorzubringen nöthig sind. Er hat die komische Sprache ziemlich in seiner Gewalt, sonderlich die der gemeinen Leute, dabey auch etwas Witz; aber es fehlt ihm an Erfindung, an der Kunst, den Plan weislich zu überdenken, und alles aufs mannichfaltigste anzu-

zuordnen, an hinlänglicher Kenntniß der Leidenschaften und des menschlichen Lebens, an Vermögen, Charaktere durchzuführen und hervorstechend zu zeichnen, und am Dialoge. Durchgehends wären viele unnatürliche Auswüchse, viel unnützes Geschwätz und müßige langweilige Scenen wegzuschneiden.

Man findet hier eine Operette und zwey Nachspiele. Die Operette Clarisse, oder das unbekannte Dorfmädchen, ist aus Marmontels Bergere des Alpes genommen, aber kömmt dem Originale noch lange nicht bey. Sie ist langweilig, ungeachtet sie nur drey Akte hat. Ueberhaupt sind wir der Gemählde des Landlebens, die man uns in unsern Operetten immer vorstellt, schon müde. Ein ewiges Einerley, Naivität, die oft albern genug aussieht, Einfalt, welche die Dichter nicht selten zur Dummheit werden lassen, dieselben Liebesgeschichten, nichts hervorstechendes, nichts neues, immer dasselbe Spielwerk mit den Empfindungen, keine auffallende komische Charaktere, selten eine lebhafte Verwickelung und Handlung — Das ist der Charakter der komischen Operetten, die jetzt auf unsrer Bühne herrschen, und leidige Kopien der französischen naiven Operetten sind. So ist auch diese. Die Handlung stockt vielmal. Im ersten Akt geschieht in 15 Auftritten gar wenig. Der junge Edelmann, der sich in Clarissen (dieß ist die Bergere) verliebt, schwazt ziemlich geschwind einem Bauren seine Hütte ab, und beyde wechseln die Kleider, bloß um ein bischen Verwickelung zu machen, und das Stück ohne Noth zu dehnen, nicht aber, weil es die Natur der Geschichte erforderte oder mit sich brachte. Daß Clarisse dem Fremden am Ende des ersten Akts ein Rendez vous giebt, wo sie ihm ihr Schicksal erzählen will, ist ein Schritt, den der Dichter Clarissen zu früh thun läßt. Ihre fantastische Treue gegen ihren verstorbenen Mann konnte ihr das noch nicht erlauben. Einem Fremden sollte sie sich entdecken wollen, und hätte es ihren Pflegeeltern nicht gethan? Aber dann wären die drey Akte nicht herausgekommen. Im zweyten Aufzuge sind die ersten Scenen überaus langweilig und ziemlich entbehrlich. In der letzten Scene des zweyten Akts könnte immer die Entwickelung seyn, wenn Clarisse ihren den Eltern entlauffenen Liebhaber wieder zuführte; die Liebeserklärung und Entdeckung hätte in dem vorigen Akte schon geschehen seyn können. Im dritten Akt ist eine zur Sache ganz und gar nichts thuende Feuersbrunst, die der V. in des jungen Liebhabers Hütte entstehen läßt, vermuthlich um auch ein bischen Spektakel anzubringen.

Man

Man weis auch gar nicht, warum Michel wiel kömmt, und als Mordbrenner angeklagt wird. ist ganz unnütze Dehnung. Sonderbar ist das Mon Clarisse im sechsten Auftritte, welches recht altmodig ist. risse singt nach einigen Exclamationen:

Wohin soll ich vor mir
Ich vor mir selbst entfliehen
Wenn unauslöschlich hier (zeigt auf ihr Herz)
Des Vorwurfs Pfeile glühen?
Wenn mir auf Erden, wenn
Kein Trost mir übrig bliebe
Wer tröstete mich denn? —

Fritzgen hinter der Scene

Die Liebe!

Clarisse merkt noch nichts und singt eine neue Strophe die nichts besser ist als die vorige, und wo das Echo abermals die Liebe hinzuschreyt, und Clarisse antwortet: „die „Liebe? — Will man mit meinem Unglücke scherzen? — „die Liebe?„ Nun stürzt der Liebhaber herein und auf eine so sinnreiche Weise ist sein Geständniß herbeygeleitet.

Von den Charaktern sind die bäurischen noch am besten getroffen. Der Lustigmacher des Stücks, wie man deutsch kann, der Dorfschulmeister, ist ein lästiger Pedant, den man so oft und so lange sieht, daß man nicht mehr darüber lacht. Die Hauptcharaktere Clarissens und ihres Liebhabers würden mehr interessiren, wenn nicht eine zu unnatürliche Sprache sie verstellte. Allein, empfindsame Charaktere zu zeichnen, ist wohl am wenigsten des V. Sache. Sonderbar und beynahe kokett scheint es, daß Clarisse S. 113. ihre Geschichte halb wider Willen ihrem Liebhaber, den sie schon kannte, erzählt, und S. 121. ihm Vorwürfe macht, daß er ihr dies Geheimniß entrissen habe. Doch dergleichen Mißhelligkeiten giebts hier mehrere.

Wir wollen uns nicht aufhalten, die deklamatorische Sprache zu rügen, worein der V. allemal verfällt, so bald er ernsthaft seyn, oder Empfindungen ausdrücken und rühren will. Zur Probe mag folgende Stelle aus einem Monologe dienen:

„Der einzige Ort, wo meine trostlose Seele sich ihren „Kummer überlassen kann; wo ich von Niemanden gesehen „ungehindert klagen, freye Luft schöpfen kann. Sundheim! „Mein Gemahl! hier sah ich dich zuletzt. Hier hörte ich das

„letz

„letzte — das letzte Lebewohl aus deinem Munde! — Schreckli„cher Krieg, der du ihn mir raubtest! — Wie mancher „Mutter entrissest du ihren einzigen Sohn! Wie mancher „Braut ihren Bräutigam! Wie mancher zärtlichen Gattin — „wie mancher zärtlichen Gattin die andere Hälfte ihres Lebens! „(also den sie zunächst angehenden Fall zuletzt!) — Auch mir!„ u. s. w. Worauf noch ein Lied von 6 Strophen und wieder Prose folgt. Deklamationen in Dialogen sehe man in dem sentimentelen Geseufze über einer Turteltaube. S. 28. wo ein Paar Worte gut gewesen wären, und in dem ersten Auftritt des zweyten Akts, das ganze Gespräch der beyden Alten, welches aber vielleicht charakteristisch seyn soll. Vom Dialoge wollen wir nichts mehr sagen, als daß der V. gar nicht aufzuhören weis, und alles so gemächlich durch alle Umwege seinen Gang gehen läßt. Man sieht die ganze Wendung des Gespräches lange vorher, und alles wird umständlich abgehandelt.

In Ansehung des musikalischen Theils haben wir viel zu erinnern. Die Arien sind oftmals schlecht, voll fader Gedanken und überaus matt und schleppend. Manche stehen am unrechten Orte, und viele haben gar keine, weder fröliche noch traurige Empfindung und sollen doch in Musik gesetzt werden. Gewisse Komponisten werden dies freylich desto besser thun. Doch haben wir auch ein paar gute von der simplern Art gefunden, oder die etwas komisches enthalten; wiewohl in andern der komische Ausdruck ziemlich platt ist. Die Versifikation konnte der V. in seiner Gewalt haben, wenn er sich Mühe gäbe. Auf die Wahl der Versarten und eine musikalische Verbindung derselben, versteht er sich noch nicht völlig, doch machts er besser als seine Vorgänger, und ist wohlklingender als die meisten. Dahin können wir aber eine wunderliche Manier zu flicken nicht rechnen, die dem V. eigen ist.

Wir haben in der angeführten Arie eine Probe davon gegeben. Folgende ist noch ärger. Die simple Empfindung eines verliebten Bauern spricht nicht so albern.

Ich, Mädgen, ich
Ich liebe dich
Liebst du mich wieder,
So freuen sich
Sich alle meine Glieder.

Genug hab ich
Für mich und dich;
Was kann uns fehlen,

Willst du nur mich
Nur mich zum Manne wählen?

Drum sage mir
Gefall ich dir?
So sind wir einig,
So werden wir
Wir Eheleute schleunig.

Oder

Und unser Fleis gereuet,
O er gereut uns nie

welches gar poßirlich ist.

Wer ein gefühlloses Duett zur Probe haben will, nehme folgendes:

Michel.

Eine Hütte
Dort im Grunde
Achtzig Schritte
In der Runde
Und ein Stückchen Feld dabey
Aber alles Schuldenfrey
Ein paar Ochsen, ein paar Kühe
Alle rund und alle schön u. s. w.

Die Quartetten und Quintetten sind meistens sehr leer und gezwungen zusammen gesetzt. Das Chor, das den Eltern, die ihren Sohn gefunden haben, immer zusingt: es ist ihr Sohn! mag wohl schlechte Würkung thun.

Die guten Arien stehen S. 7. 9. 15. 40. 64. 74. 94. 107. (wo nur die vielen sie deutlicher seyn sollten) und folgendes Duett S. 134.

Fritz.

So flieht um uns die Fasten Trähen
So darf ich nicht mehr trostlos weinen?
So folgst du, theure Seele, mir?

Clarisse.

O laß ein Glück von längrer Dauer,
Die wir uns lieben, uns vereinen,
O Liebe, sieh, wir huldgen dir!
Fr. Die trüben Tage sind verschwunden.

Clar.

Clar. In dir hab' ich ihn wieder funden.
Beyde. Drum soll dies Herz allein
Dein (süsse Freundinn / mein Geliebter) dein
Der Liebe heilig seyn! u. s. w.

Alle diese aber sind, wie man sehen wird, noch fern vom Meisterhaften.

Das folgende Nachspiel: Der Schmetterling, hat zum Hauptcharakter eine in Sylphen vernarrte Schöne, die ihr Liebhaber dadurch gewinnt, daß er den Sylphen spielt. Der Einfall ist, wie der V. auch sagt, aus Marmontels Mari Sylphe; allein Isinenens Charakter in Action gebracht, scheint uns zu läppisch, als daß er noch interessiren könnte, da die Feyenmärchen schon aus der Mode sind. Zudem ist das Stück gewaltig gedehnt. Eigentliche Verwickelung ist wenig darinn, und was S. 166. eine machen soll, ist nicht genutzt worden; wenigstens ists gar nicht natürlich, daß Isinene, als man mit ihrem in einen Schmetterling verwandelten Sylphen, davon läuft, nicht mehr afficirt wird; und noch schlimmer, daß Philint nun seinen ganzen Plan Isinenen zu überlisten aufgiebt. Das beste ist noch die episodische Liebe des Sohnes mit dem Kammermädchen. Der Dialog ist wie in dem ersten Stücke; Die familiäre Sprache aber manchmal zu gemein. S. 192. kömmt eine Arie vor, die aus einer von Schiebelers Operetten abgeschrieben ist.

Die Parodie ist nach der Anlage des sel. Cronegks in den Defauts copiés. Der V. ist seiner Vorschrift genau gefolgt; uns deucht, er hätte einiges ändern mögen. Die eifersüchtige Belise ist für ihren Charakter zu unthätig und sollte mehr Antheil an der Handlung haben; wie denn auch überhaupt keine sonderliche Verwickelung in dem ganzen Stücke ist. Man übersieht zu geschwind alles. Warum Belise sich in ihrem eignen Hause verkleiden muß, ihren Mann zu überfallen, davon giebt weder Cronegk noch unser V. eine Ursache an, ungeachtet dieser nachher einen guten Gebrauch davon macht. Einen schildernden Zug, daß Clitander seine Geliebte beym Cronegk (Sc. 7.) in einem leichtsinnigen Tone anredet, hätte der V. sich nicht sollen entwischen lassen. Ein guter Zusatz ist es, daß der politische Schwätzer dennoch durch die Parodie nicht bekehrt wird. Dies Stück ist wohl das beste in der Sammlung; und der V. brauchte sich vor Hrn. M. Schmidt nicht so zu schmiegen, der auch einmal dies Stück versucht hat; wir können nicht sagen, mit welchem Glücke, weil es uns zu bald

einschläferte. Wir wollen unsern V. durch diese Recension nicht abschrecken, und bitten ihn nur mit andern Stücken nicht so eilig hervor zu treten, wie er offenbar mit der Clarissa gethan hat.

Dr.

5. Schöne Künste.

a) Mahlerey.

Einleitung in das Studium der Antike, oder Grundriß einer Anführung zur Kenntniß der alten Kunstwerke, zum Gebrauch seiner Vorlesungen entworfen von Chr. Gottl. Heyne. Göttingen und Gotha, bey Dieterich, 1½ Bogen in 8.

Weder die Absicht noch Aussichten des V. bedürfen unsers Lobes. Der Art Vorlesungen eines gründlich gelehrten Mannes müssen nothwendigerweise Kenntniß und guten Geschmack ins Publikum bringen; und so gewiß wir davon überzeugt sind, so ungern vermissen wir in diesem Grundriß die unleugbar innerhalb des Reichs der schönen Künste liegenden Gebäude und Mützen des Alterthums. Letztere sind nicht blos als historische Denkmähler anzusehen. In den guten Jahrhunderten der Kunst sind sie eben so sehenswerth wegen ihrer Schönheit und eben so merkwürdig wegen ihrer Erfindung, Composition und edlen Einfalt, als andre hier namentlich angeführte erhobne Werke auf Marmor und feinern Steinen. Wir wissen zwar ganz wohl, daß mancher Architekt scheel sehen werde, wenn ein Gelehrter, der nicht vom Handwerk ist, es wagen wollte, von der Architektur zu reden und zu schreiben, ja was noch mehr ist, durch Erhebung der Vortreflichkeit der Alten den neuern Modemanieren entgegen zu arbeiten; aber dies durfte den V. nicht abhalten, es zu thun, es kann ihm vielmehr dazu ermuntern. Denn wie dürfen wir hoffen, jemals einen guten Geschmack in der Architektur zu bekommen, wenn wir uns durch eigne Kenntnisse der schönen architektonischen Formen und Verhältnisse nicht bewafnen, gegen Eigensinn und Unwissenheit der Baumeister! Die Architektur ist unter allen schönen Künsten diejenige, deren fast ein jeder bedarf, und deren Vollkommenheit oder Unvollkommenheit Jahrhunderte lang

lang für einen jedweden da ſtehen. Sie iſt jedoch, wir wiſſen wahrlich nicht warum, diejenige, wovon man im Publiko die wenigſten Kenntniſſe antrift und die mehrſten ungegründeten Urtheile höret. Iliacos intra muros peccatur et extra. Der bisherige Mangel eines allgemeinen akademiſchen hinreichenden Unterrichtes, darinn das Stillſchweigen der Kritick bey architektoniſchen Fehlern, und die handwerksmäßige Art die Architektur zu treiben und zu lernen, ſind die ſichtbaren alleinigen Urſachen jener Uebel, die unſre Städte und Häuſer noch eben ſo lange verunſtalten werden, als man den Baumeiſtern ein Monopolium darüber geſtattet, oder ohne eigne Kenntniß und Furcht der Kritick, ſelbſt einpfuſchet. Man braucht eben nicht Penthers Bau-Anſchlag, Blondels Architecture francoiſe und andre ſolche Hauptbücher (aus denen als aus dem Trojaniſchen Pferde Maurer- und Zimmermeiſter in Architekten verwandelt, in Zunftmäßiger Proceßion und Handwerksmäßigen Stolze hervorgehen:) auswendig gelernt zu haben und ein Architekt von Profeßion zu ſeyn, um zu beurtheilen ob ein Gebäude ſchön oder häßlich, vernünftig oder lächerlich iſt; man braucht nur an ſchöne architektoniſche Formen und Verhältniſſe gewöhnt zu ſeyn und ein Gefühl des Schönen und Großen und Edlen und Vernünftigen in der Baukunſt zu haben, oder ſich zu ſchaffen, um Richter derſelben zu ſeyn, oder zu werden. Rafael, Michelangelo, der Mylord Burlington und Vanbrugh waren ohne Architekten vom Handwerk zu ſeyn, nicht nur das; ſie waren noch mehr; ſie führten ſelbſt Gebäude auf, die ſich mit dem vollkommenſten Werk, das je die Zunft hervorgebracht, ohne Nachtheil vergleichen laſſen. Man mache es nur als ſie; und laſſe ſich auch in der Architektur das

Vos exemplaria Graeca
Nocturna verſate manu verſate diurna

geſagt ſeyn. Die bis jetzt in Deutſchland größtentheils noch ungenützten Schätze und Reichthümer alter Architektur, die man in jeder Bibliothek in ſo vielen koſtbaren, beſonders neuern engliſchen Werken, vor ſich hat, erleichtern dies Studium und dieſen bis jetzt vernachläßigten Unterricht mehr als das Studium vieler andern Kunſtwerke, wozu in dieſer kleinen Schrift Anleitung gegeben wird; und wir glauben, daß mit Beyhülfe jener Riſſe und Zeichnungen, der gute Geſchmack in der Architektur ſelbſt in einem Lande gelehrt und gebildet werden könne, wo es ſonſt ganz und gar an guten Muſtern und Gebäuden fehlen möchte.

Gf.

schen Schauspielergesellschaft, bereits erhalten haben, und noch immer behaupten, überhebt uns der Mühe sie weitläuftig zu beschreiben. Die Arien aus diesen beyden Operetten, werden hier bey uns so gut als die aus irgend einer Oper in Wälschland, in allen Straßen gesungen, oder bald mit diesen bald mit jenen Instrumenten gespielet. Wir begnügen uns also, denen, welche anderer Orten diese Operetten nicht zu hören Gelegenheit gehabt haben, zu gefallen, die vorzüglichsten unter den Gesängen, ob gleich alle in ihrer Art schön sind, zu nennen. Sollte irgend eine Anmerkung mit unterlaufen, die etwas zu erinnern fände; so versichern wir, daß sie dem Werthe des Ganzen, und unserer Hochachtung gegen den V. nicht das geringste benehmen wird.

Die Jagd.

Wie vergnügt mit seinem Schicksal läßt uns nicht die ganz kleine Arie, S. 17. Wenn mich nur mein Röschen liebt, den glücklichen Landmann wahrnehmen!

Die Arie S. 23. Beym schönsten Sonnenschein ꝛc. zeigt uns den vornehmsten unter den Bauern in seiner ländlichen Gravität, sehr gut.

Das Terzett, zwischen Marthen, Rösen und Töffeln, S. 24. ist äußerst drollig.

Die Arie, S. 28. Du süßer Wohnplatz ꝛc. ist, wie es auch der Person, die sie singt, zukömmt, in einer höhern Schreibart, zwar simpel, aber rührend.

S. 34. Schade, daß nach dem sonst untadelhaften Quartette: Nu Marthe lebe wohl, im vierten Tacte vom Ende, das Ritornell einen halben Tact zu früh mit dem Niederschlage anfängt, welches doch im Aufschlage geschehen sollte; und daß im 3ten Tacte vom Ende ein halber Tact, und also, durch dieses Verschieben, zusammen genommen im ganzen Ritornell ein ganzer Tact fehlt. Das Ritornell ist kurz, und also wird guten Ohren die hier sich ereignende rythmische Unrichtigkeit desto merklicher.

Das Chor der Bauern, S. 35, ist in seiner Art unverbesserlich gut.

Die Arie S. 41. Ach nein, was kann ich hören ꝛc. im Komischen, und die: O daß mich noch sein Herze liebte, S. 43. im ernsthaftern Style, thun beyde, in ihrer Art sehr gute Wirkung. Dem Recensenten dünkt, daß es sehr gut gethan ist, wenn der Dichter einer komischen Oper eins oder die an-

dere Person mit einsticht, deren Charakter ernsthaftere habenere Arien verträgt, oder gar fodert: so wie Hr. in vorhabenden beyden Opern gethan, und Hr. Hiller glücklich zu Nutz gemacht hat. Es ist deswegen gar nöthig, wie die Wälschen thun, ein paar ganz ernsth sonen einzuführen. Lauter Komisches durch eine ganze möchte manchen Zuhörern sonst eben so überlästig wer einsmals, in einer gewissen Stadt, manchen Zuhörern anderer Art, ein paar ernsthaftere Arien, in einer Oper überlästig geworden seyn sollen. Viel Glück letztern Geschmacke!

Die Romanze S. 49. Als ich auf weis, in Berlin wenigstens, die Hälfte der wendig, sie wird in allen Straßen, auf allen auf allen Wasserfahrten, auf allen Paraden gesungen spielt.

Ich habe Töffeln auf mich ꝛc. S. 50. ist im kom Style allerliebst: so wie die folgende S. 52. Mein Sa war für mich ꝛc. eben so schön im ernsthaften.

S. 83. in der Arie des Königs: Eine Fla ꝛc. der 5te Takt des Ritornells da, und in allen dieser Satz wiederkömmt, rythmisch richtiger w seyn: wenn es auch an ein paar Stellen eine rung erfodert hätte. Je leichter und faßlicher Theile einer Melodie gegen einander ist; je mehr men von ungeraden Zahlen der Takte auf. Aus Ursach, hätten wir schon oben, S. 62. im 2ten Terzetts: Ich sterbe fast für Freuden, auf dem 2t em, und wo es wieder kömmt, das Ritornell lieber von 2. oder 4. als von 3 Takten gehabt; zumal da auch da markiret ist.

Sonst sind die Arien des Königs alle schön, und just viel von den andern abstechend, als sie sollen.

S. 86. in der Arie Christels: Schön sind Jesmin ꝛc. sollte das Ritornell auf der Hälfte des viert endigen, und die erste Hälfte des fünften Takts wegbl so würde die Singstimme alle ihre Einschnitte mit dem gan Takte anfangen: wie das Ritornell auch gethan hatte. Sonst sind Christels Gesänge überhaupt auch etwas an edlerm Wesen, von den Arien der andern Bauern unterschieden, und verrathen, daß er in der Stadt in die Schule gegangen ist.

Wäre doch S. 88. der 5te Takt des Ritornells zweymal, oder sonst noch ein anderer Takt hinein gesetzt, und das Ri

tornell dadurch, anstatt sieben Takte, acht Takte lang gemacht worden! Ein Mann, wie der V., der den fliessenden Gesang so sehr, und so schön in seiner Gewalt hat, sollte der, und noch dazu ohne Noth, seinem eignen Vortheile in gewisser Art entgegen arbeiten, und Anfängern damit nicht gar zu gute Exempel geben wollen? Wir glauben nicht, daß dies sein Ernst, seine Absicht seyn kann.

Der ehrliche Michel singt S. 90. ganz rythmisch richtig. Aber der ist ja auch der Richter im Dorfe, und ein Richter der die Ordnung liebt.

Recht sehr schön und ausdrückend ist die Arie des Königs S. 92. Welche königliche Lust ꝛc.

Das Quartett S. 96. Holdes Glück ꝛc. ist schön: so wie auch in seiner Art das Divertissement S. 100., welches mit einem kleinen leichten und gefälligen Canon die Oper beschließt.

Der Aerndtekranz:

Bey der Arie: Seht den jungen Zephir streichen, S. 20. welche aus vier kurzen vierzeiligen Strophen besteht, loben wir ihre andern Verdienste ungerechnet, daß der V. jede Strophe mit eigener Melodie versehen, und sie in die Form einer großen Arie, so viel es angieng, versetzt hat. Er hat es auch mit mehrern Arien in dieser sowol als in der vorigen Oper vielleicht auch in noch mehrern gethan. Dies giebt, der mehrern Richtigkeit des Ausdrucks, die dadurch möglich gemacht wird, nicht einmal zu gedenken, auch der Arie ein edleres Ansehen, so wie es der Person, die diese Arie singt, gebühret: und die Mannichfaltigkeit im Ganzen bekömmt dadurch einen Zusatz mehr. Es versteht sich von sich selbst, daß wir nicht alle vielstrophigten Gesänge so ausgeführt haben wollen.

Im ersten Ritornelle dieser Arie sollte, zwischen dem dritten und vierten Takte, nicht ein Takt verschlungen worden seyn. Die Melodie ist hier so fühlbar in ihren Einschnitten, und so kurz, daß man gewiß in diesen sieben Takten, die das Ritornell ausmachen, etwas fehlendes, und folglich unrythmisches bemerken wird. Bey einer weitläuftiger ausgesponnenen Melodie, würde es anders seyn. Uebrigens versteht sich, daß hier nur vom ersten Ritornell, nicht aber von der bey den Absätzen der Arie vorkommenden, und den letzten Takt der Singstimme immer verschlingenden, bloßen zweyten Hälfte des Ritornells, die Rede ist. Wider diese musikalische Elision ist nichts einzuwenden.

In der Arie: Wär doch schon ꝛc. S. 25. kommen unter hundert Küssen, und: in die trockne Erde, aus zwo Strophen, nicht gar zu geschickt unter einerley Melodie. Dies ist gleich ein Beyspiel der öffters vorkommenden Unschicklichkeit mehrerer Strophen unter einerley Gesange, und gleich ein Beweis der Wahrheit des Lobes, welches wir dem Verfasser kurz vorher gegeben haben. Indessen räumen wir ein, daß die vorhabende Ariette: Wär doch schon ꝛc. schicklicher Weise nicht anders hat gemacht werden können.

S. 29. Die ersten neun Takte auf dieser Seite, die mit dem Zweyvierteltakt anfangen, können zu einem Beyspiele eines, der guten Wirkung ohne Schaden im kurzen veränderten Rythmus angeführt werden. Ueberhaupt ist diese Materie in der Musik ganz gewiß noch nicht hinlänglich untersuchet. Es wäre aber zu wünschen, daß sie es würde.

Die erste Arie des zweyten Aufzugs, S. 30. Mit Blumen will ich ihn durchwinden ꝛc. ist ganz im ernsthaft-lieblichen Styl, mit einer concertirenden Flöte, und überhaupt besonders schön. Doch ist sie so erhaben nicht, daß sie Lieschens Charakter widersprechen sollte.

Wie ausdrückend und artig ist nicht die Arie: Ey nicht doch ꝛc. S. 37. wie komisch! wie schön erfunden! Sie ist eine schöne Probe eines guten Ausdrucks der der Musik so schweren Ironie. Man stelle sich nur den Neid einer, in ihrer Art, nicht ohne alle Ursache stolzen Bauersfrau, lebhaft vor; so wird man die Wahrheit des hier gebrauchten Ausdrucks, desto mehr empfinden, und an dem Componisten rühmen müssen.

Die Arie Lieschens, S. 39.: Ich hab ein viel zu gutes Herz ꝛc. ist in aller Betrachtung schön. Sehr gut sticht die folgende Lobpreißung des Staars, des auf ihn stolzen Peters, die in ihrer Art auch sehr gut ist, auf jene ab.

Die Arie S. 60. Laß mich Lieb' in stillen Gründen, geht schon, wie billig, in die höhere Schreibart ein: und ist sehr angenehm.

Die Arie S. 68. Wie freu ich mich ꝛc. ist in eben dieser Schreibart, und eben so schön als die vorige: nur mit dem Unterschiede, daß sie ein förmliches Allegro ist.

Die noch folgenden Arien und Gesänge verdienen, in ihrer Art eben so viel Lob als die vorigen. Der Raum fehlt uns aber, darüber weitläuftiger zu reden.

†††.

Die

Die verwandelten Weiber, oder der Teufel ist los, erster Theil. Eine comische Oper in drey Aufzügen, herausgegeben von Johann Adam Hiller. Leipzig, bey Junius, 1770. 20 Bogen in klein Querfolio.

Der lustige Schuster, oder der Teufel ist los, zweyter Theil. Eine comische Oper in drey Aufzügen, herausgegeben von Joh. Adam Hiller. Leipzig, bey Junius, 1771. 1 Alphab. 4½ Bogen, in klein Querfolio.

Diese Opern sind ursprünglich von dem Hrn. Standfuß componiret worden, welcher die ersten Versuche des komischen Gesanges auf dem deutschen Theater gemacht, und da mit gefallen hat. Hr. Hiller hat zu beyden Theilen einige neue Arien verfertiget, wovon die zum zweyten Theile von ihm gesetzten sieben, erst nach Standfußens Composition vom Verfasser des Stücks hinzu gethan worden. Hr. H. hat hie und da einige Stellen der Standf. Arien verbessert, und alles Auszugsweise, so wie seine eigenen Opern, in Druck gegeben. Auch ist die Sinfonie des zweyten Theils von ihm. Freylich würde jedermann lieber beyde Theile von Hr. Hillern ganz neu componiret gehöret haben. Hr. Hiller, giebt aber im Vorberichte zum zweyten Theile, mit einer so seltenen als lobenswürdigen Bescheidenheit, die Ursachen an, warum er, größtentheils, nicht die Arbeit eines andern geflissentlich zurückhalten, und ihr dafür seine eigenen Erfindungen hat unterschieben wollen. Vom Standfluß sagt er sehr richtig: „man könne ihn von einer gewissen Unbehülflichkeit der Modulation, Steifigkeit der Bässe, und Armuth an Erfindung nicht frey sprechen. Diese Fehler würden aber bey der Aufführung weniger bemerkt, und eine gewisse Munterkeit, eine im niedrig komischen nicht unglücklicher Ausdruck, und hin und wieder ein launischer Einfall ersetzten dieselben reichlich.„ Wer die von Hr. Hillern gesetzten Arien, wie aber schwer zu vermuthen ist, nicht gleich kennen sollte, der findet sie im ersten Theile, die Standfußischen mit Stfs, so wie in dem 2ten Theile die Hillerischen mit H, am Ende einer jeden bezeichnet. — Giebts wohl noch viele so billige und bescheidene verbessernde Herausgeber in der musikalischen Welt?

6. Weltweisheit.

Philoſophia methodo Scientiis propria explanata, a *P. Benedicto Stattler*, S. J. in El. Acad. Ingolſt. Theol. P. P. O. Pars VIta. Phyſica generalis, 1771. 8. Augsburg, im Riegerſchen Verlage, 47½ Bogen. 11 Kupferbl.

Dieſe Generalphyſik enthält die Lehre von der Bewegung und dem Gleichgewichte feſter und flüßiger Körper, ſo wie ſie etwann in Muſchenbroecks, ꝛc. Graveſands und mehreren anderen Naturlehren vorkömmt, S. 1. bis 223. Das übrige S. 223. bis zu Ende iſt eine meiſtens aus Boerhave genommene Chemie, nebſt der Docimaſtik. Dieſer letzte Theil iſt gegen den erſten gehalten, ſehr ſpecial. Der Verfaſſer ſagt, die jetzigen ökonomiſchen Zeiten haben ihn dazu bewogen; im erſten Theile findet man von der Luft, ihrer Schwere und Federkraft, ſo wie auch von Barometern, von Meteoren, von der Electricität, vom Schall, von Licht und Farben ꝛc. nichts. Alles dieſes ſoll erſt in der beſondern Phyſik vorkommen. Zu den Geſetzen der Bewegung, ſo wie zur ganzen Phyſik, fordert der Verfaſſer nur die gemeine Geometrie nebſt der Lehre der Proportionen, und glaubt, man könne ohne mehrere mathematiſche Kenntniß dennoch ein vortreflicher Naturlehrer ſeyn. Es wird nicht undienlich ſeyn, hierüber verſchiedenes anzumerken. 1. Will man die Wiſſenſchaften nach ihren längſt eingeführten Namen von einander unterſcheiden, ſo muß alles Mathematiſche aus der Phyſik wegbleiben, weil ihr Gegenſtand nicht das Quantum, ſondern das Quale der Körperwelt und jeder Körper iſt. Eine ſolche Phyſik wird aber kaum was anders als eine bloße Naturgeſchichte ſeyn, und in Abſicht auf die Angabe der Urſachen natürlicher Begebenheiten wenig beſſer als die ehemalige ſcholaſtiſche Phyſik ausſehen. 2. Die Eintheilung der Phyſik, ſo wie auch anderer Wiſſenſchaften in allgemeine und beſondere, iſt ſchon ſehr oft als logiſch unrichtig angegeben worden, weil das beſondere im allgemeinen enthalten iſt. 3. Da indeſſen in der That einige Kenntniſſe allgemeiner ſind als andere, ſo laſſen ſich allerdings auch die allgemeinern phyſiſchen Kenntniſſe zuſammen nehmen und für ſich vortragen; Nur iſt es nicht leicht zu beſtimmen, wie weit man hierinn gehen und nach welcher Art von Allgemeinheit

man

man ſich richten ſolle? So z. E. ſind Waſſer, Luft, Licht, Feuer, Erde ꝛc. viel allgemeinere Körper oder Materien, als einzelne Arten von Pflanzen, Metallen ꝛc. Eben ſo ſind hinwiederum die Bewegung, die Schwere, die Wärme und Kälte, Härtigkeit, Weichheit, Flüßigkeit, Schnellkraft ꝛc. viel allgemeinere Modificationen und Beſchaffenheiten als die mediciniſche Kräfte beſonderer Kräuter, Mineralien ꝛc. 4. Es iſt ganz richtig, daß die Naturlehre in einen mechaniſchen und chemiſchen Theil zerfällt werden kann, und von beyden das allgemeine in der Generalphyſick vorkommen ſolle. Es iſt aber 5. eben ſo richtig, daß es bisher nur noch in Anſehung des mechaniſchen Theiles beſſer gelungen iſt. Auch enthält der eigentlich chemiſche Theil der Naturlehre immer nur das, was bisher noch nicht nach den ſtatiſchen und mechaniſchen Geſetzen ins klare geſetzt werden kann. Warum aber dieſes ſo langſam geſchiehrt, rührt wohl fürnemlich auch daher, weil die chemiſchen und mechaniſchen Kenntniſſe ſelten von jemand gleich vollſtändig erlernt werden.

A.

7. Mathematick.

Nachricht von einer Wittwencaſſe in der Stadt Minden, welche auf Oſtern 1772. den Anfang nehmen wird. Minden, 4. mit Enaxiſchen Schriften, 1771.

Im Jahr 1767. wurde zu Minden eine Trauercaſſe, zu Erleichterung der Beerdigungskoſten, angelegt, wobey 150 Theilnehmer waren; Dieſe ſoll nun nicht nur beybehalten, ſondern zugleich auch mit einer Wittwencaſſe verknüpft werden, und die Theilnehmer bis auf 200. anwachſen. Die Intereſſenten theilen ſich in 3 Claſſen, und ſind 5 Jahre in der dritten, ſodann 3 Jahre in der 2ten ehe ſie in die erſte kommen. Das Antritts-Geld ſteigt mit dem Alter jede 5 Jahre, um einen Thaler höher, ſo daß, wer zwiſchen 30 bis 35 Jahr alt iſt, zum Antritt 3 Thaler erlegt, und dieſe Einlage ebenfalls entrichtet, wenn er in die zweyte und in die erſte Claſſe verſetzt wird. Der jährliche Beytrag in den beyden untern Claſſen iſt 4 Gulden, in der erſten Claſſe aber 3 Thaler, und wird erhöht, wenn die Zahl der Wittben über 20. ſteigt. Das Sterbequantum in den

3 Claſ-

öffentlichen Königl. Lehrern der mathem. Wissensch. bey der Bergakademie zu Schemnitz. Herausgegeben von Ignatz Edlen von Born, des heil. Röm. Reichs Rittern, Sr. Kaiserl. Königl. Apostol. Maj. würklichen Bergrath und Obermünzmeister-Amts-Beysitzern im Königreich Böhmen. Mit 35 Vignetten. Prag, 1771. in der Waltherischen Buchhandlung, 10 Bogen in 8.

Die Einrichtung dieses Werkchens verdienet Beyfall und Nachahmung. Es sind nicht nur die Maschienen, welche heut zu Tage stehen, sondern auch einige so schon abgeschaft und zerstöret worden, darinn angeführet. Die Kupfer sind so ziemlich; wenigstens fein genug; sie würden aber noch deutlicher seyn, wenn der Zeichner die Perspektive besser verstanden hätte. Vorläufig werden die Vignetten kürzlich erkläret. In der Abhandlung selbst werden von jeder Maschiene die Maaßen der Haupttheile, das Spiel der Maschiene, ihre Würkung und die dabey gebrauchte Kraft angegeben. Da die Beschreibungen sehr kurz und die Zeichnungen klein und in geringer Anzahl sind; so versteht es sich von selbst, daß man die hier beschriebene Maschienen, der Hauptsache nach, schon kennen muß, wenn man diese Nachrichten nutzen will. Einem Kenner des Maschienenwesens werden sie deutlich genug und sehr angenehm seyn, da sie ihn mit vielen sinnreichen und noch wenig oder gar nicht beschriebenen Erfindungen bekannt machen. Dahin gehören vornemlich die verschiedene Einrichtungen der Feuermaschiene; und die Erfindungen des Oberkunstmeisters H. Hölls. Er hat sich auf eine glückliche Art des Feuers, der Luft, des Wassers und Gleichgewichtes zu bedienen gewußt, seine Maschienen in Bewegung zu setzen.

Die erste Feuermaschiene hat der Freyherr Eman. Fischer von Erlach angelegt; eine zwote, bey der alle zum Spiel der Maschiene nöthige kleine Verrichtungen auf eine mechanische Art geschehen, hat Herr Höll gebauet. Seine eigenen Erfindungen sind folgende: 1) Eine Hebelmaschiene, wo an einem Ende des Wagbalkens ein Wasserkasten hänget, der von einfliessendem Aufschlag-Wasser niedersinket, sobald er aber zu einer gewissen Tiefe gekommen ist, sich von selbst ausleeret und wieder in die Höhe steigt, um aufs neue gefüllt zu werden; auf der andern Seite des Wagebalkens hänget die Schachtstange.

2) Eine

2) Eine Wasserſäulenmaſchiene; deren Vorzug daraus abzunehmen iſt, daß Herr Höll ihrer bereits neune angelegt hat, die zwo letzten erſt vor vier Jahren. Wir wollen das Spiel dieſer Maſchiene mit des Herr Verf. Worten beſchreiben: Die Bewegung hängt ab von dem Druck der Waſſerſäule, welche, vom Tage, durch die Einflußröhre in den darneben an den Stiefel, unten her (nemlich unterhalb des Kolbens) ei und den darin beweglichen Kolben unmittelbar drucket. Nachdem dieſer und die mit ihm verbundene St die beſtimmte Höhe gehoben worden, fließt, n der Wendungspippe, (des Creuz- oder Wendun Waſſer aus dem Stiefel, der Kolben aber, ſamt der ſtange, wird durch ſeine eigene Schwehre zum Hinabſinken zwungen, worauf abermals das Aufſchlagwaſſer in den einlauft, und das Spiel von neuem anfängt. Der Kel überkommt die Bewegung von dem auf- und abſpielen ben und löſet nach einander zween Fallhämmer aus, ihren ſchweren Fall den Laufer hin und her ziehen, d die Wendungspippe wechſelsweis auf- und zugeſchloſſen mit das Aufſchlagwaſſer ein- und ausflieſſen kann. 2 maſchiene. Das Aufſchlagwaſſer fällt durch eine in einen verſchloſſenen Keſſel, und treibt aus den ſammengepreßte Luft, durch eine Röhre, in ein in der Grube befindlichen Keſſel; in welchem di darein gelaſſene Grubenwaſſer drücket, und Steigrohr hebet. Es werden zwo Perſon fordert, die, auf gegebenes Zeichen, we Waſſer in den Keſſel laſſen, zu dem ſie geſtellet eine Anwendung vom Heronsbrunnen. Das kann nicht höher gehoben werden, als das Auf Fall hat.

Die, zu Berechnung der Maſchienen dienliche, Tafeln kommen uns brauchbar vor. Sie enthalten folgendes: Die Schwehre des Waſſers nach Cubikzollen und Schuhen; nach den gebräuchlichen Waſſermaaſen; die Größe des naſſen Maaſſes in Cubikſchuhen und Zollen; naſſes und ſchwehres Maas cylindriſcher Waſſerſäulen; Menge und Schwere des gehobenen Grubenwaſſers, nach der Verſchiedenheit des Durchmeſſers der Kolbenröhren von 4 bis zu 12 Zollen, und der Höhe des Hubes von 30 bis zu 84 Zollen.

St.

8. Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

D. J. Chr. Schäfers, wiederholte Versuche auf ordentlichen Papiermühlen, aus allerhand Pflanzen und Holzarten Papier zu machen. Nebst 10 Mustern solchen Papiers. 1771. Regensburg, mit Zunkelschen Schriften gedruckt. 3 Bogen klein 4.

Der Verfasser hat hier seinen Entschluß vom Papiermachen abzustehen geändert. Er läßt es nun auf Papiermühlen im Großen verfertigen, um zu zeigen, daß es im Großen nicht nur angehe, sondern auch weniger Zeit gebrauche. Die Muster sind nun 1. von Schilfrohrstängeln. 2. Von Bohnenblättern. 3. Von Wildcastanienblättern. 4. Von Tulpenblättern. 5. Von Lindenblättern. 6. Von Nußbaumblättern. 7. Von Färbergenister. 8. Von ausgeüßtem Gelbholz. 9. Von ausgeüßtem Rothholz. 10. Von gesammten erstern wähnten Materien. Das 8te und 9te dieser Papiere mußte ¼ Zusatz von Lumpen haben. Das 9te hat so ziemlich die Farbe von Zuckerpapier. Das erste fällt ins Hellgraue. Die übrigen sind sämmtlich schwärzer. Ganz weiß ist keines, und so können solche Papiere zum Packen, zu Tapezierungen ꝛc. gebraucht werden. Ueberhaupt scheint auch für Papiermachen die Regel daraus zu folgen, daß wenn sie Packpapier zu machen haben, sie sich nicht so genau an Lumpen binden, sondern alles was sie von Holzspänen, Pflanzen und Blättern antreffen können, mit untermengen.

Sh.

R. P. H. Oßterrieder, ordinis minorum S. Francisci conventualium Physica experimentalis et rationalis. Partis 2dae seu Physicae particularis volumen secundum, in quo demum universa Philosophia concluditur. 8. Augsburg, in Riegerschen Verlage, 1772. 48½ Bogen 6 Kupferbl.

Der Verfasser holt hier noch die Hydrostatick nach und fügt etwas weniges von der Hydraulick bey. Darauf betrachtet er die Erde im Ganzen, ihre Meere und äussere Gestalt, Veränderungen, Erdbeben und das Steinreich, Metallen, Mineralien, den Magneten, das Glaß ꝛc. Im folgenden Abschnitte nimmt er die Luft-Erscheinungen, und dabey unter andern auch das Zodiacallicht vor, welches sonst eigentlich nicht dahin gehört, als höchstens nur so fern es Mairan als eine Ursache der Nordlichter ansieht. Das Pflanzenreich wird hierauf vorgenommen, und dann die Thiere, endlich der Mensch. Die Thiere werden unter andern von dem Verfasser auch psychologisch, der Mensch aber besonders anatomisch und physiologisch betrachtet. Der Vortrag ist wie in den ersten Theilen, noch sehr scholastisch, da auf jeden Satz ein probatur, objectio, Responsio instantia etc. folgt, anstatt, daß die Einwürfe immer durch bereits vorausgeschickte genauere Erklärungen und Bestimmungen hätten vermieden werden sollen. Wir vermissen übrigens in vielen Stücken die neuesten Entdeckungen auch mehrere längst bekannte. S. 909. glaubt der Verfasser die Vögel können deswegen in der Luft fliegen, weil ihr Naturtrieb oder die in ihnen herrschende Monade sie lehrt, ihren Leib bald leichter bald schwerer als die Luft zu machen.

A.

Lettre aux citoyens protecteurs ou amateurs de l'oeconomie rurale, 4.

Unter dieser Aufschrift biethet einer, Namens Kornbeck, der sich in Wien aufhält, einen rothen Virniß an, der alle Sachen vor Fäulniß und vornemlich die Schiffe vor den Schiffswürmern (Teredo navalis) sichern soll, daher sich auch der gute Mann besonders an die Admiralitäten wendet. Wir lesen hier, daß der Virniß aus Zinnober bereitet werde; aber wir haben noch keine Probe davon erhalten können, und halten daher unsere Vermuthung zurück. Zudem herrscht in dem ganzen Briefe ein Ton, der einen leicht kleingläubig machen kann. Lächerlich ists, daß der Mann auf die Leipziger Gelehrten schimpft, weil sie es nicht verhindert haben, daß in den dortigen Intelligenzblättern die Bereitung eines solchen Virnisses gelehrt worden. Fast sollte man aus dem Eifer des H. K. vermuthen, daß es eben die Composition ist, für deren

Erfindung er bezahlt seyn will. Eben dieser Kornbeck bereitet auch einen Zinnober aus, der besser und wohlfeiler als der Amsterdamer seyn soll. Wer davon zu haben verlangt, soll sich an den Verfertiger oder an den Hofbankier Baron von Frieß in Wien melden. Von dem Virniß kostet das Pfund 2 Gulden.

Dm.

Das Geheimniß der Verwesung und Verbrennung aller Dinge. Vierte Auflage. Frankfurt, 1771. in 8.

Es muß den Philosophen dieses Buch sehr schätzbar seyn, weil doch jetzt schon die vierte Auflage erschienen. Aus dem Grunde haben wir es auch diesesmal nicht gelesen, da uns schon bekannt ist, daß wenig Geheimnisse der Natur daraus zu lernen sind.

Triumph-Wagen des Vitriols, oder Natur- und kunstmäßige Beschreibung von der Generation und Wundern dieses großen Subjects der Alchymie. 8. Frankfurt und Leipzig, bey J. G. Fleischern, 1770. 72 Seiten.

Durch 16 beschriebene Experimente, so mit dem Vitriol unternommen worden, hat sich der Verfasser vermuthlich berechtiget zu seyn geglaubet, dieses vermeynte große Subject im Triumphe aufzuführen. Die meisten Versuche sind aber, leider! von der Art, daß wir nicht einsehen können, warum dieses Subject vor andern seines gleichen erhoben werden soll. Einige aber, dieß gestehen wir gerne, brächten dem Vitriol die größte Ehre; nur Schade, daß ihnen nichts mehr, als die Wahrheit fehlet! Der Verf. befürchtet nicht ohne Grund S. 46., daß viele diese so freymüthige Entdeckungen der bishero so heimlich gehaltenen Arbeiten übel nehmen, und ihm die alten gewöhnlichen Vorwürfe machen würden, daß man dergleichen Dinge nicht so öffentlich hinschreiben müsse: hätte ihm ja noch niemand diesen Vorwurf gemachet, so sind wir wirklich die ersten, welche ihm dieses zur Last legen, und ersuchen ihn aus treuen Absichten, seine fernern Entdeckungen, welche er mit diesem wunderbaren Subject noch künftig machen sollte, den Kennern der edlen Chymie lieber vorhero zur Prü-

sung zu unterwerfen, ehe es ein Verleger waget, das
script abdrucken zu lassen, und es alsdenn mit Na
Maculatur werden sehen muß. Diesem ist noch als ein
hang beygefüget: Rogerius Baco Traktat von der Tin
und Oel des Vitriols, welchen derselbe seinem Bruder
Helmo als ein hohes Geheimniß mitgetheilet hat. A
englischen übersetzt von E. L. D. K. Um dieses Anhanges
len hat niemand nöthig, diese ganze Abhandlung zu kauf

Na.

Ioh. Ellis de Dionaea muscipula planta irritab
nuper detecta ad perill. *Carl à Linné* epistola.
Beschreibung der Dionaea muscipula
Englischen übersetzt, und herausgegeben
D. Schreber. Erlangen, 1771. 2½ B
4. nebst einer ausgemahlten Kupfertafel.

Diese Pflanze ist, unter den sogenanhten empfindbaren, eine der vornehmsten. Sie wächst in Nordcarolina, und gehört zur Decandria. Die größte Aehnlichkeit hat sie mit der Drosera, die in Deutschland einheimisch ist. Ihre Blätter sind mit vielen Drüsen besetzt, und endigen sich in Lappen, welche sich leicht zusammen falten lassen. Setzet sich ein Insekt auf diese Blätter, so schließen diese ihre Lappen, und erdrucken das Insekt. Diese Bewegung erfolgt auch, wenn man jeden andern Körper an die Blätter bringt. Dennoch mag Ellis vermuthen, daß diese Pflanze aus den gefangenen Insekten einen Theil ihrer Nahrung sauge. So leichtsollte doch, deucht uns, ein Naturalist nicht etwas wider alle Analogie vermuthen. Hr. Schreber hat auch die lateinische Uebersetzung beydrucken lassen. Mehr dürfen wir hier nicht von drittehalb Bogen Uebersetzung reden.

Historia naturalis lapidum pretiosorum omnium, nec non terrarum et lapidum hactenus in usum medicum vocatorum — a *Ioan. Wilh. Baumer.* Francofurti, 1771. 11 Bogen in 8.

Der V. ärgert sich, so wie jeder Naturalist, darüber, daß man nicht diesen ganzen Wust aus den Officinen wegthut. Billig sollte die Obrigkeit dazu Befehle geben. Er geht alle bisherige officinelle Steine und Erden durch, giebt einige ihr

der

rer Kennzeichen an, und ſtreuet zwiſchen durch einige nicht ganz unerhebliche Anmerkungen ein. Wären dieſe nicht da, ſo würden uns dieſe Bogen gar nicht gefallen. Denn wozu iſt es nöthig, dieſen kleinſten Theil der Mineralogie, und den geringſten der medicinſchen Materie, einzeln, und doch auch nur ſo kurz, abzuhandeln? Die Zuhörer des V., welche auf dem Titel genannt ſind, werden ſich doch, zur brauchbaren Kenntniß dieſer Mineralien, durchaus mit der ganzen Mineralogie bekannt machen müſſen. — Von den Anmerkungen wollen wir einige zur Probe anzeigen; die meiſten leſen wir auch in den Actis societatis Haſſiacae. S. 54. iſt ein Beweis, daß der Jaſpis aus feinem Thone entſtehe. Der V. hat auf dem thüringiſchen Gebürge, dem Schneekopfe, Steine gefunden, die zur Hälfte vollkommener Jaſpis, zur Hälfte aber auch nur weicher Thon waren. Den von dem ſel. von Juſti beſchriebenen Nanniesterſtein, hält er für eine Porphyrart. Weiße Siegelerde hat der V. nach S. 81. an verſchiedenen Orten der Wetterau gefunden. Artig iſt die Bemerkung S. 83. von den aus gährendem Thone entſtehenden Mineren. Die Adlerſteine ſind auch genannt. Im Witgenſteiniſchen bricht ein ſchwarzer Kalkſtein, der ſeine Farbe von dem beygemiſchten Thone hat. Die Corallen und Verſteinerungen ſind auch mitgenommen. Im lapide lazuli aus Ungarn zeigte der Salmiakgeiſt Kupfer.

Dm.

9. Kriegswiſſenſchaft.

Verſuche über das wahre Verdienſt eines Officiers, von dem Verfaſſer des Zeitvertreibs eines Soldaten. — Aus dem Franzöſiſchen. Mietau und Leipzig, bey A. W. Steideln und Compagnie. 1771.

Dieſe Schrift verdient geleſen zu werden, obſchon wegen Kürze derſelben die an ſich ſehr reiche Materie, welche der V. behandelt, nicht ſo iſt ausgeführt worden, wie ſie es hätte werden können. Sie iſt eigentlich nur für Franzoſen geſchrieben, und zwar für die, welche das blendende Nichts, die franzöſiſche Bagatelle, vom Ernſthaften entfernt und zu Officieren von Verdienſt unfähig macht. Gegen dieſe eifert der V. und ſtellt ihnen den Weg vor, welchen ſie einſchlagen

ſollen, um nicht von vernünftigen Leuten verlacht zu werden, ſondern ſich vielmehr um deren Achtung verdient zu machen. Indeſſen hat der Ueberſetzer nicht unrecht gehabt, dieſe Strafpredigt auch denen dieſſeit des Rheins wohnenden ſeichten Köpfen bekannt zu machen, welche ſich vom Kleinigkeitsgeiſt ſo einnehmen laſſen, daß mancher die franzöſiſchen Muſter, nach welchen er ſich bildet, in allem und ſo gar an Unwiſſenheit übertrifft. Sie werden — bey ihrer Leſung nothwendig einſehen müſſen, wie wenig Anſpruch ſie am wahren Verdienſte des Officiers machen können, und wie ſehr ſie den Soldatenſtand, in welchen ſie ſich begeben, beſchimpfen. Der V. verlangt von einem Officier von Verdienſt, daß — er in ſeiner Kindheit und Jugend eine gute Erziehung bekommen habe, er muß ſeinen Verſtand zum nützlichen und zu den Wiſſenſchaften anwenden, um in der Zukunft die höhern Stufen des Glücks würdig betreten zu können; in männlichern Jahren — muß er ſich der Tugend beſtreben und Herr von ſeinen Leidenſchaften zu werden ſuchen, u. ſ. w. Viel neues wird der Leſer eben nicht hierinn finden, aber die Abſicht des V. und das Wenige, was er ſagt, bleibt deswegen ganz gut. Nur hätten wir zuweilen gewünſcht, daß er etwas weniger geſchwinde geſchrieben, und mehr — über gewiſſe ſehr gewagte Sätze nachgedacht hätte. Seine Partheylichkeit wird ebenfalls einem jeden mißfallen, denn ohnerachtet der Vorwürfe, welche er ſeinen Landsleuten macht, ſo iſt er doch ganz von ihnen eingenommen. Wie übertrieben iſt nicht die Stelle p. 72?

„Rechtmäßig gebührt den Franzoſen das Lob, daß noch „kein Volk ihnen an Edelmuth gleich gekommen iſt, wenn „gleich einige Völker ihnen den Ruhm der Waffen ſtreitig „machen.„

Ch.

---

10. Philologie, Kritick und Alterthümer.

Annae Luciae paulo ante ſuae matronae ſanctiſſimae Vitae curriculum moresque ſcripſit monumenti ponendi cauſa *Bernh. Frieder. Rudolf Lauhn*, Iur. Doctor. Lipſiae, 1771. Imprimebatur Litt. Breitkopfianis. 5 Bogen in Octav.

De

De monimentis quibusdam ſepulcralibus Sachſenburgicis commentatio ad *B. F. R. Lauhn* — nomine Societatis latinae Ienenſis ſcripſit, *J. G. S. Schwabe.* Lipſiae, Litteris Breitkopfianis, 1771. 9 Bogen in 8.

Vorſtehendes prächtig gedrucktes Ehrengedächtniß gab der Jenaiſchen lateiniſchen Geſellſchaft Gelegenheit ihren Freund und Gönner, den Herrn Commißionsrath Lauhn zu tröſten und bediente ſich dazu der Feder des Herrn J. G. S. Schwabe zu Weimar. Damit die Troſtſchrift nicht zu mager ausfallen möge, wählte ſelbiger zum Hauptgegenſtand derſelben die Erklärung und Erläuterung einer bey Sachſenburg in Thüringen im Jahr 1761. nebſt einigen Stücken von Kinder-Spielzeug gefundenen Urne, welche praeclara antiquitatis monimenta der Herr Commißionsrath der Jenaiſchen Geſellſchaft geſchenkt und um deren Erklärung er gebethen hatte.

Der V. ſagt p. 17. a Criticis enixe peto atque contendo ne ad huius libelli cenſuram ſeſe accingant qui aut obiter rerum antiquarum ſcientiam degustarunt aut qui veteris Latii atque Germaniae ſacris nondum initiato ſeſe eſſe ſentiunt. Iudicent autem viri, eruditionis antiqua risque laude conſpicui. Nun ſind wir uns zwar unſrer Schwäche gar wohl bewußt; wir können aber nicht umhin zu fürchten, der V. werde unter die micrologiſche Nachkommenſchaft des Hochberühmten D. Martin Scribler gerechnet werden; wenigſtens haben wir uns dieſer Beſorgniß nicht erwehren können, bey der ängſtlichen Ausmeſſung des hintern Titelblatte nach Zollen und Linien verjüngt gezeichneten unförmlichen Topfes (§. 11. not. x.) und bey der ins Lächerliche fallenden chymiſchen Analyſe der darinn befindlich geweſenen Aſche. (ib. p. 21. in not. XX.) Welch ein Wortgepränge um einen alten Topf, der wegen ſeiner größern Härte nicht einmal eine ächte deutſche Begräbnißurne zu ſeyn ſcheinet? (p. 19.) Welch eine zudringliche überläſtige Verſchwendung von Gelehrſamkeit, um zu beweiſen, daß eine in jener Urne gefundne Kinder-Klapper von Thon ein Bildniß des Apis und Apis ſelbſt von den älteſten Bewohnern Thüringens erkannt und verehret worden ſey! Wir bitten unſre Leſer, die fleißig geſtochnen Abbildungen dieſes unförmlichen Undinges ſub. B. p. 12. und ſub. C. p. 142. anzuſehen und ſich denn zu prüfen, ob ſie ein Bild eines Ochſen, oder was ſie ſonſt geſehen haben. Für unſern Augen iſt es verborgen, einen

Ochsen oder einen Apis darinn zu erkennen, und wir sind mit dem scharfsichtigern V. nicht eins, wenn er zur Rechtfertigung seiner Vision S. 127. zu sagen beliebt: non fuisse necessarium ut in bove repraesentando omnes partes exprimerentur. Es hätten doch wenigstens die charakteristischen Glieder und die Gestalt und die Form eines Ochsen da seyn müssen, und um aus diesen einen Apis zu machen, hätten wo nicht seine Attribute, doch stärkere Beweise gegeben werden müssen, als der V. gegeben hat. Non defuerunt etiam viri doctissimi, qui Sphyngem in lucerna sepulcrali indicari statuerunt p. 33. Je nun! wenn das viri doctissimi thaten, so dürfen wir ja unsre Meynung auch wohl sagen. Sie bestehet darinn, daß wir diese Thon-Klapper für eine Abbildung des cretensischen Minotaurus halten, welchen Jungfrau Ariadne zum Andenken ihrer mit dem untreuen Theseus gepflogenen Liebe in die Urne eines mit ihm gezeugten unehelichen Kindes gelegt, das an der Unstrut im Thüringischen zur Erde bestattet worden. Wir werden dies einmal gelegentlich ausführen in der Vorrede zu einer neuen und vermehrten Ausgabe von Menkens Charlataneria eruditorum; und wir können zum voraus versichern, daß dieses Werklein ganz gelehrt und gründlich aussehen werde.

Vom Nutzen und der Methode des Gebrauchs der Lippertischen Daktyliothek — eine Einleidungsschrift des Rektor Johann Gottlob Thierdach, Rektors zu Guben, 1772. 2 Bogen in 4.

Der Verfasser spricht aus siebenjähriger Erfahrung von dem Nutzen dieses sinnlichen Unterrichtes und wir sind völlig seiner Meynung, daß die frühern Eindrücke des Schönen, eine geschickte Entwickelung desselben und eine verständige Erklärung der vorgestellten Bildnisse Geschmack und Verstand zugleich bilden müsse. Herrn Klotz bekannte Schrift ähnlichen Inhaltes hatte seine Erwartung nicht erfüllt.

Jani Thaddaei Vindobonensis de Germanorum veterum aviditate bibendi, ad Taciti de Germ. c. IV. excursus, nunc ex Ms. B. auctoris & superstitis ejusdem fratris additionibus auctus. Lipsiae, 1772. apud Joan. Frid. Jahn. 4½ Bogen in Octavo.

Nach

Nach Hererzählung aller Tugenden der alten Deutschen sollen sie nun auch vom Vorwurf des Sauffens und der Völlerey gerechtfertigt werden. Dies vermeint dieser griechisch-lateinisch-gelehrte Mann zu erweisen, durchs Saufen und die Völlerey vieler andern Völker. Die Scythen und Perser und andere Völker haben gesoffen; (Sect. II.) die Griechen haben gesoffen; (Sect. III.) die Römer haben gesoffen. (Sect. IV.) Also haben die Deutschen nicht gesoffen? (Sect. V.) Bey Leibe nicht! Nur trunken sie keinen Falernet und Chier-Wein. Bedürfte das eines Beweises? und unendlicher Citationen aus griechischen und lateinischen Schriftstellern? Viele unsrer neuen Lateiner scheinen sich geflissentlich der Lateinischen Sprache zu bedienen, um nicht der Kinder Spott zu werden. Wozu man diese elende Zusammenstoppelung nochmals gedruckt hat, sehen wir nicht ein.

Gs.

Fragmenta *Stesichori* Lyrici in unum collecta, certo ordine digesta et interpretatione illustrata, auctore *Io. Andr. Suchfort.* Cum Epistola *Heynii* ad Auctorem. Goettingae, apud Io. Chr. Dieterich, 1771. 6 B. in 4.

Mit Vergnügen zeigen wir die Arbeit eines jungen bisher unbekannten Gelehrten an, der, wie wir wissen, der Sohn eines armen Landmanns unweit Göttingen, und gegenwärtig noch Kollaborator an der Schule zu Göttingen ist. Mich. Neander, Heinrich Stephanus und Fulvius Ursinus hatten, wie bekannt, schon die Fragmente des Lyrikers Stesichorus gesammlet. Hr. Suchfort hat sie in bessere Ordnung gebracht, und die Stücke zusammen gestellt, die ihm aus Einem Gedichte genommen zu seyn schienen, und Noten hinzugefügt, worinn wir einige feine Erläuterungen alter Geschichte und Mythologie, und nicht übelgerathne Muthmaßungen über das Metrum der Verse, und wie sie beym Stesichorus dürften ausgesehen haben, gefunden. Wenn dergleichen Vermuthungen gleich immer sehr ungewiß bleiben: denn die Schriftsteller, die Fragmente aus Dichtern anbringen, citirten sie doch meistens nur aus dem Gedächtnisse und dem Sinne nach, ohne eben auf die Worte und Ordnung derselben zu achten: so zeugen sie doch allemal von einem glücklichen Genie und schöner Sprachkunde. S. 25. hätte wohl nicht sollen Meursius

Der Hr. Hofr. bemerkt gar richtig den Unterschied, worauf man bisher, so viel uns bekannt ist, zu wenig geachtet, einer gelehrten Erziehung und einer Erziehung junger Leute zu bürgerlichen Geschäften. Seltsam ists freylich, wenn der künftige Kaufmann, Staatsmann oder General denselben Unterricht in der Jugend bekömmt, den ein künftiger Professor oder Schullehrer braucht; aber auch sehr unrichtig geurtheilt, wenn man allen Unterricht in Sprachen, der in Schulen ertheilt wird, als unnütze Wortkrämerey verwirft, und nur immer Sachen, solche nemlich, die man im gemeinen Leben zu Geschäften braucht, junge Leute will gelehrt wissen. Wenn doch unsre ganze Theologie, Philosophie und Historie auf alte Litteratur und Sprachkunde gebaut sind, wenn man nicht besser den Geschmack als aus den Alten bilden kann, und wenn in jeder Wissenschaft man das lernen muß, was Andre darinn vor uns gedacht und gelehrt haben; so müssen wir wohl den bisherigen Schulunterricht, der uns die Alten verstehen lehrt, beybehalten. Dabey sind wir aber gar nicht in Abrede, daß unsre Schulanstalten, an den meisten Orten wenigstens, nicht gar großer Verbesserung bedürfen. So lange man die Schullehrer nicht besser besoldet, und gemeiniglich nur solche Leute dazu nimmt, die sonst zu nichts taugen, und wenn einmal ein geschickter Mann in einer Schule lehrt, ihn gleich, um ihm Brod zu geben, zu einer andern Stelle befördert; so lange, denken wir immer, werden unsre Schulen, so viel auch von Basedowen und Antibasedowen in unsern Tagen über das Erziehungswesen geschrieben wird, immer bleiben, was sie sind.

C. B.

---

11. Geschichte, Erdbeschreibung und Diplomatick.

Auguſt Ludwig Schlözers kleine Weltgeschichte. Num. I. Corsica, 8 Bogen in 12.

— — — Num. II. Geschichte von Rußland. Erster Theil, bis auf die Erbauung von Moskau im J. 1147. Göttingen und Gotha, bey J. C. Dietrich, 1769. 7½ Bogen in 12.

Ein

„erblicken. Corsica mit Genua — dies Schauspiel hat das „Schicksal unserm Zeitalter aufgespart. Ein kleines Volk, „auf einer mäßigen Insel im mittelländischen Meere, das den „Paoli an der Spitze, und warmes Gefühl von Freyheit, Vaterland und Tyranney im Busen hat, ein Volk das weder „herrschen noch gehorchen will, kämpft gegen Genua's Rachgier und Zechinen, und gegen Ludwigs des Vielgeliebten Heere, „um die Rechte der Menschheit und seine eigene Rechte. Bald „wird es nicht mehr seyn, dieses kleine verlaßne Volk; oder „es wird unabhängig seyn, dieses tapfere und der Unabhängigkeit würdige Volk. Dies ist das Volk, dessen Geschichte „ich hier beschreibe.„ —

Auch dieses müssen wir noch bemerken, daß unsers Erachtens die Schreibart des Verf. oft zu rednerisch, witzig und wirklich poetisch geworden ist. Bey solchen kleinen Gemählden zwar, die zu einer anmuthigen und nützlichen Unterhaltung dienen sollen, ist der Verf. mehr als sonst Herr über die Lebhaftigkeit des Colorits, das er ihnen geben will; allein wir fürchten, wenn es zu glänzend ist, sie möchten den ungekünstelten und ernsten Ausdruck, den die Geschichte verlangt, alsdenn nicht mehr vertragen können. Eben so denken wir von den beyzufügenden Reflexionen. Folgende schließt S. 115. 116. diesen Theil der Rußischen Geschichte: „Bürger von Moscau! „vergesset euren schönen Ursprung nicht. Die Liebe, der im „Osten Troja und Persepolis zum Opfer rauchte; die Liebe „die im heißen Süden die größte Pyramide erbaute, hat in „eurem kalten Norden der größten Stadt unsers Welttheils „das Daseyn gegeben.

Dieu! qui croiroit
Qu'en cet endroit
On trouveroit Cythere!

Maupertuis.„

Diese Verse schicken sich recht wohl hieher. Denn die ganze Reflexion ist — Hr. Schl. mag es uns vergeben — eine kleine Französische Tändeley, und nichts weniger als lehrreich. Schwerlich hat Hr. Schl. die Bürger von Moscau lehren wollen, daß unerlaubte Liebeshändel den Nutzen haben können, den Grund zu großen Städten zu legen.

Dieser Anmerkungen ohngeachtet, sind diese kleinen Abrisse, noch immer in unserer Sprache einzig. Wir wünschen sehr, daß ein Mann, wie Hr. Schlözer, der so gründliche

Vollkommenheit haben, welche sein Werk gewiß nicht besitzet? Und noch immer glauben wir, daß dem Werke des Hrn. Deguignes einige Hauptmängel durch und durch anhängen, die dessen Brauchbarkeit und Glaubwürdigkeit sehr einschränken.

Dieser Band enthält übrigens den Rest des ganzen Werkes. Er schliesset, wie wir schon bey der ersten Anzeige dieses Werkes gemeldet haben, nicht unmittelbar an den nächstvorhergehenden Band an, der vielmehr etwas enthält, das entweder zuerst oder zuletzt hätte stehen, aber nicht zwischen die andern Bücher müssen eingerücket werden. Das zwanzigste Buch, welches zuerst in diesem Bande folget, begreift die Geschichte der Timuriden und Kleuther in sich; das 21ste, die Geschichte der Bahavitischen Mamelucken, oder Türken aus Kaptschack, die sich in Egypten niedergelassen haben; das 22te, die Geschichte der Circaßischen Mameluken und der Osmanischen Türken. So viele Bücher waren nur noch übrig, zu übersetzen. Alsdann folget das Verzeichniß der in diesem Werke angezogenen Schriftsteller, über dessen Mängel wir uns vorhin schon erkläret haben. Der Uebersetzer hat es gelassen, wie es war. Den Beschluß machet das allgemeine Register über alle Bände der Geschichte, und zugleich über die vom Uebersetzer beygefügten Abhandlungen.

Der Uebersetzer hat auch diesem Bande einige Nebenabhandlungen einverleibet, die wir noch anzeigen müssen. Sie stehen voran, gleich nach der Vorrede, und sind folgende: 1) Des Hrn. Deguignes Beweiß, daß die Chineser eine Egyptische Colonie sind, oder, Mémoire, dans lequel on prouve, que les Chinois sont une Colonie Egyptienne. 2) Ebendesselben Schreiben an die Verfasser des Journal des sçavans, wegen einiger Anmerkungen in den Mém. de Trevoux über seine Geschichte der Hunnen. Dies zweyte Stück stehet auch schon im französischen Originale.

Da Hr. Dähnert nichts weiter zu leisten übernommen hat, als blos zu übersetzen; so läßt sich auch weiter nichts von ihm fordern, als daß er den Sinn des Originals richtig und deutlich im Deutschen ausgedrucket habe. Aber selbst in diesem Stücke dürfte er seiner Pflicht nicht völlig ein Genüge gethan haben. Es kommen hin und wieder, auch in diesem letztern Bande, Stellen vor, die undeutsch sind. Wir wollen zur Probe nur einige Beyspiele anführen. S. 73. der Französ. Ausg. Tamerlan fit conſtruire un ſuperbe palais au Midi de celui, qui eſt appellé Baghi ſchemal, übersetzet er S. 77. der deutschen Ausgabe also: „Tamerlan ließ einen prächtigen

Pal-

Pallast in Süden von dem, welcher Baghi Schemal hieß, aufführen.„ — Wir halten diese Wortfügung für ungewöhnlich, und würden lieber nach der Süd- oder Mittagsseite desjenigen ꝛc. gesetzet haben. — S. 103. der Fr. Ausg. giebt er die Worte: & laissant un Saissan avec deux mille hommes auprès du fleuve Bortalle &c. S. 110. also: „nachdem er einen Saissan mit 2000 Mann beym Flusse Bortalle niedergesetzet hatte.„ Von Truppen sagt man nicht niedersetzen. Warum denn nicht: nachdem er einen Saissan ꝛc. zurückgelassen hatte? — Die Redensart: ein Land oder eine Stadt unter sich legen, anstatt, sie unter seine Gewalt bringen, oder erobern, kommt auch in diesem Bande fast unzähligemal vor. Nach den besten Schriftstellern unserer Nation, und selbst nach dem reinern Sprachgebrauche des gemeinen Lebens zu urtheilen, ist sie ganz undeutsch. Eben so wenig deutsch ist es, wenn S. 78. stehet: „Tamerlan hatte sich in den Kopf gesetzet, ganz Asien unter seine Gewalt zu legen.„ — Im Verzeichniß der Schriftsteller, gleich im ersten Artickel Abdallah, hat der Uebersetzer die Worte: et traduite en François par un *des Enfans de Langue*, ganz ausgelassen; vielleicht weil ihm nicht bekannt war, was Enfans de Langue seyn sollen. Es sind diejenigen, welche in der Türkey in der Arabischen und allerley Europäischen Sprachen unterrichtet werden, um hernach Dollmetscher zu werden. Gemeiniglich sind es Griechen oder andere Europäer.

In unserer Anzeige der 3 erstern Bände dieser Uebersetzung, ist durch einen Fehler der dritte Band immer der vierte genennet worden, welches zu verbessern ist.

D.

Sammluug der besten und neuesten Reisebeschreibungen in einem ausführlichen Auszuge, worinnen eine genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfassung, Handlung, Sitten, natürlichen Geschichte und andern merkwürdigen Dingen verschiedener Länder und Völker gegeben wird. Aus verschiedenen Sprachen zusammengetragen. Mit vielen nützlichen Kupfern. VII. Band, 1769. 1 Alph. 11 B. und 6 Kupferbl. VIII. Band, 1770. 1 Alph. 17 Bog. 2 Kupfbl. IX. Band, 1771,

1771. 1 Alph. 8 Bogen in 8. Berlin, verlegts Aug. Mylius.

Der siebente Band dieses nützlichen Werks liefert zuerst den Beschluß des mit dem vorhergehenden Bande abgebrochenen Auszugs der Dühaldischen Beschreibung des chinesischen Reichs und der großen Tartarey, mit einigen Kupfern, die das Observatorium zu Peking, chinesisches Frauenzimmer und den Porcellain Thurm zu Nankin, vorstellen. Sodann folgt Engelbr. Kämpfers Beschreibung des Japanischen Reichs, die alles übertrift, was wir in andern Werken von Japan gelesen haben; sodann eine kurze Nachricht von Indostan, aus mehrern Engl. Schriftstellern zusammengezogen und aus dem 6ten Bande, der zu London herauskommenden Sammlung von Reisen übersetzt, wobey einige Kupferstiche den großen Mogul zu Pferd, einen Fackir, oder religiosen Braminen, dessen Beschreibung aber der Zeichnung nicht entspricht, und die Verbrennung eines Indianischen Weibes vorstellen. Den Beschluß macht eine ziemlich befriedigende Beschreibung der Königreiche Spanien und Portugall, wobey zwar der Sammler meistens der Ordnung der Clarkischen Reise folgt, dessen Nachrichten jedoch, wie es nicht anders als billig war, durch die schöne Reisebeschreibung in dem 2ten Bande des Büschingschen Magazins ergänzt worden, und wir hätten wünschen mögen, daß dies auch in Ansehung der ungeschickten Nachrichten, die Clarke von den Manuscripten im Escurial giebt, geschehen wäre, oder vielmehr hätte geschehen können. Noch unterhaltender ist dieser Auszug durch die eingeschobene rührende Geschichte eines in die Inquisition zu Granada gerathenen Engländers, Isaac Martins, geworden, die jedoch schon 1714. sich zugetragen hat.

Mit dem 8ten Bande scheinen die Sammler ihren Plan, den sie vom Anfang an befolgt haben, verlassen zu haben. Sie liefern nicht mehr Auszüge aus einzelnen Reisen nach unterschiedenen Ländern, die selbst durch ihre Abwechselung und Mannigfaltigkeit reizen sollten: sondern dieser Band beschäftigt sich ganz mit Großbrittannien, und ist aus dem 7ten Band der Engl. Sammlung von Reisen genommen. Vermuthlich hatte die damalige Vermuthung eines neuen Kriegs, in den diese Krone verwickelt zu werden schien, einigen Einfluß auf diese Wahl gehabt. Nach einer kurzen Nachricht von Großbrittannien überhaupt, dessen Regierungsform, Religion, Einkünften und Nationalschulden, Kriegsmacht

Politik, Handlung, öffentl. Fonds, der Ostind
Südsee Compagnie, und einer kurzen Beschreibu
don, Schottland, Irrland, und andern zu Großbrit
gehörigen Ländern, insonderheit, die insgesammt,
wenige Stellen ausgenommen, die für einen
deutlicher seyn sollten, als sie es für einen Englan
brauchten, ganz gute Befriedigung geben, folgt
152. an, ein Abriß einer Schiffahrtsgeschichte von
tannien, von der Regierung der Königin Elisabeth
zum Frieden von Versailles 1762. worinn man die
Reyhe der Englischen Seethaten, und das stufenweise
thum ihrer Seemacht in einer zusammenhängenden
auf eine angenehme Art beysammen findet. Die
Bande gehörigen Kupfer, stellen den Grundriß
London, und eine Abbildung der St. Paulskirche

Den Anfang des 9ten Bandes macht nun eine
und aus eben den Quellen genommene Beschreibung
reich, die nun freylich uns ein gutes Theil kürzer,
nicht von Franzosen, oder bewundernden deutschen,
von Englischen Schriftstellern entlehnt ist, die
Frankreich nicht so viel zu beschreiben finden, als
tannien. Doch haben unsre deutschen Herausgeb
schreibung fortgesetzt und mit einer Nachricht von
lischen Handlung und Kriegsmacht beschlossen.
S. 137. fg. die Reisen der Cap. Rogers und C
die Welt in den Jahren 1708. 1711. woraus wir
fgl. die Anekdote auszeichnen, daß unsre Reisenden in
ricanischen Insel Juan Fernandez, deren Breite sie
Bestimmung andrer Geographien) 34° 10′ sü
einen Schottländer, Alex. Selkirk antrafen, der von dem
Stroddling, vor 4 Jahren und 4 Monathen
gesetzt worden, der ihnen seine daselbst beschwer
einsame Lebensart erzählte, und wie es in einer
heißt, nach seiner Zurückkunft nach England,
dem Dan. Defoe übergab, um sie zum Dr
Dieser aber verwandelte die Materialien in
schichte des Robinson Crusoe und gab dem Selkirk
piere wieder. Der Raum verbietet uns, mehrere anger
Nachrichten aus diesen Reisen abzuschreiben: es k
S. 281. des Cap. Joh. Smith Reisen und Beger
die ein Romanschreiber nicht abentheuerlicher zusam
ten könnte: der Schauplatz derselben geht weiter n
alle 4 Welttheile. Es folgen hierauf S. 339.

rolla de Sorrento Beschreibung einiger mittägigen Länder von Africa, ihrer Einwohner, Sitten, Gebräuche ꝛc. aus dem Ende des 17ten Jahrhunderts. S. 382. ein Auszug aus Dampiers Reisen um die Welt, und S. 481. eine kurze Beschreibung der Reise Lionel Wafers zu Lande über den Isthmus von Darien, nebst einer Nachricht von seiner besondern Lebensart unter den Indianern, welche alle eine angenehme Lektüre geben, wie denn überhaupt die Leser Ursache haben, mit diesem Bande zufrieden zu seyn.

Fm.

12. Gelehrte Geschichte.

Alphabethisches Verzeichniß, oder Lexicon der jetzt lebenden schwäbischen Schriftsteller aus des Hrn. Prof. Hambergers in Göttingen gelehrten Deutschlande gezogen, mit vielen Zusätzen vermehret und einer Vorrede begleitet, welche theils vermischte Urtheile über den charakteristischen Zustand der jetzigen Gelehrsamkeit in Schwaben, theils Anzeigen der jetztlebenden Augspurgischen Künstler enthält. Nördlingen, bey Carl Gottlob Beck, 1771. 8. Das Verzeichniß 17, die Vorrede, 5 Bog.

Die Absicht des Buches, und seine Entstehungsart hat der Verfasser, Hr. Otto Friedrich Hörner, Adjunkt an der Hospitalkirche, und des rever. Ministerii zu Augspurg, auf dem Titel deutlich genug entdeckt, und Auszüge wird niemand davon erwarten. Wir werden also nur einige allgemeine Gedanken darüber äußern. Hr. Hörner hat ein viel engeres, wenigstens zehnmal kleineres Feld zu bearbeiten gehabt, als sein Vorgänger. Er fand auch schon die ganze Anlage vor sich und hatte also den Vortheil, nicht erst von Anfang an sammlen zu müssen, sondern nur auszubessern, und zu ergänzen. Dieses scheint bey einem einzigen Kreise durch eine eben nicht sehr mühsame und kostbare Correspondenz nicht unmöglich zu erhalten zu seyn. Allein des Verfassers Correspondenz ist entweder nicht der Absicht gemäß, weitläuftig genug gewesen, oder nicht sehr begünstiget worden. Man vermißt also nicht nur bey vielen Bambergerischen Artikeln Ort und

Jahr der Geburt, sondern auch bey vielen eignen A
Verfassers, und was befremdend scheinen kann, bey der
der zu Augspurg lebenden Gelehrten. Es sind auch
andere Fehler stehen geblieben, wovon der Art. J.
zum Beyspiel dienen kann; wo der Ort der Geburt
Aufenthalts unrichtig sind. Verstorbene sind nochmals
aufgestellt, z. E. P. D. Burk, Helferich, Mau
dere sind vergessen, als: die beyden Würtenberger,
und Gmelin, zu St. Petersburg, Wolter, zu Car
in dem zweyten Hambergerischen Nachtrag stehen, der
dem Verfasser nicht vorgekommen zu seyn scheint. Der
Aries zu Thorn ist nicht zu Tübingen, sondern im
gischen gebohren, und gewiß niemals in Schwaben
und der bloße Badendurlachische Hofraths- und Hof
titel kann wohl keinen Grund abgeben, Zubern und
unter die schwäbischen Gelehrten zu setzen. In e
gen Auflage könnten diese Fehler verbessert, die
Vollständigkeit näher gebracht, nur aber der Gedanke
Auswahl der mehr bedeutenden Schriften recht
werden.

Die Vorrede von der litterarischen Charakt
Schwaben verstehen wir nicht immer. Der
gedrengt zu schreiben und wird darüber dunkel.
lehrsamkeit nicht immer in allen Ländern gleich g
chen wir den Grund weniger in physischen als
Ursachen. Seit mehr als drittehalb hundert Jahren
ben genug gezeigt, daß ihm die Natur zur Gele
mißgünstig ist, und nicht an ihr liegt es, wenn
Gelehrsamkeit in Vergleichung mit den vori
ten zurück gekommen seyn sollte. Warum Aug
Zeiten keine Wolfe, keine Höschel u. s. w. hat, war
ben überhaupt sowol bey Lutheranern, als bey
alte, und orientalische Litteratur u. s. w. weniger ge
davon wird es dem Verf. nicht schwer werden, nä
anzugeben, wie er zum Theil auch gethan hat. Wie
des Staats und des Fürsten, der ihn regieret, ver
immer das Wachsthum und den Flor der Wissens
kann Anstalt, und Gelegenheit dazu machen, aber
gehört noch etwas anders. Es war eine Zeit, wo
einer mäßigen Republik stehende, und in seinem U
Altorf der Sitz der römischen Rechts
Universitäten und öffentliche Bibliot
zu stark. Schwaben hat zwo,

verhält sich der Zustand der Gelahrheit nach Proportion der Universitäten in beyden Kreysen? Sollte die Besuchung auswärtiger nicht einer, sondern mehrerer Universitäten nicht stärkern Einfluß auf den Zustand der Gelehrsamkeit haben, als blos der einheimischen, wir wollen nicht sagen bey den mehresten Studierenden, sondern nur bey einigen, die hernach in ihrem Vaterlande den Ton angeben können? Oeffentliche Bibliotheken, wünscht der Verfasser seinem Schwaben wenigstens zwölf. Wozu? Wenn nicht mehrere Beförderung der Gelehrsamkeit dazu käme, so würden sie vor Schwaben sehr überflüssig, oder doch von wenigem Nutzen seyn. Was der Verfasser S. 13. von den gelehrten Bedienungen in Schwaben sagt, scheint nicht treffend. Er hätte zeigen sollen, ob Schwaben an irgend einigen Bedienungen, Mangel habe, daß Männer von gewissen Fächern der Gelehrsamkeit dort nicht könnten zu Brod kommen, und dieses würde ihm schwer werden zu zeigen. Das in viele kleine Staaten getheilte Schwaben, kann deswegen nicht wenigere Amtsstellen haben, vielmehr muß es mehr haben, als wenn es aus wenigern Staaten bestünde, da doch ein jeder von diesen kleinen Staaten, seinen besondern Civil- und Kirchenstaat hält, welches vielleicht nicht seyn würde, wenn er nur ein Stück eines grössern Staats wäre. Er hätte auch durch das Verhältniß zwischen Amtsstellen und Candidaten zu derselben seinen Satz darthun müssen, und daraus würde er auch einen Entscheidungsgrund haben ziehen können, ob, und wie Schwaben mit seinen Propheten zu geitzen Ursache habe. Den katholischen Provinzen von Schwaben hält er deutsche Gesellschaften unumgänglich nothwendig; noch nothwendiger halten wir für sie deutsche Sprachschulen, worinn aber nicht Dornblüth und Obladen lehren müssen, mit den deutschen Gesellschaften möchte es immer noch einige Jahre Anstand haben können. Die Nachrichten von den Augspurgischen Künstlern würden in Ansehung des Gebrauchs bequemer in einem fortlaufen, als in Classen. Was oben bey den Augspurgischen Gelehrten erinnert worden, trift auch diese Nachrichten.

Christoph Gottlieb von Murr Nachrichten von verschiedenen noch lebenden Gelehrten in England und Italien. Nebst einigen englischen Urkunden, Zusätzen zu Keyßlers Reisen, und Beyträgen zur englischen Münzwissenschaft mittlerer Zeiten. Nürnberg, bey J. A. Lochnern, 1770. 8. 5 Bogen.

Schriften der Leipziger ökonomischen Societät, mit Kupfern, gr. 8. Erster Theil. Dreßden, 1771. 18 Bogen mit 6 Kupferplatten.

Auch in Sachsen ist ohnlängst eine ökonomische Societät entstanden, welche, durch Landesherrlichen Schutz begünstiget, die Aufnahme der dortigen Landwirthschaft und Fabriken zu befördern, einen rühmlichen Anfang gemacht hat. Die gegenwärtige aus eilf Abhandlungen bestehende Sammlung giebt den ersten öffentlichen Beweis ab, daß ihre patriotische Bemühungen nicht ohne den glücklichsten Folgen seyn werden; indem man aus dem Inhalt derselben sicher schliessen kann, daß es den Mitgliedern nicht an der Geschicklichkeit fehlet, welche die Wichtigkeit ihrer Unternehmungen erfordert. Da der Inhalt sowohl, als der Vorbericht zu erkennen giebt, daß nur solche Aufsätze zum Druck und zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmt sind, welche wirkliche Versuche und Erfahrungen enthalten, so unterscheidet sich diese Schrift dadurch von vielen andern ihrer Art auf einer für die Oekonomie sehr vortheilhaften Weise, indem denkende Landwirthe auch in andern Gegenden hiedurch einen Weg betreten können, ihre Kentnisse zu vermehren, und in ihren jedesmaligen Verhältnissen solche nutzbarlich anzuwenden. In dieser Absicht sollen auch mißlungene Versuche mitgetheilet werden, weil solche bey nicht erreichter Absicht eben so viele Warnungen für andere seyn können, nicht auf gleiche Weise in dieser oder jener Sache zu verfahren.

Die Einrichtung der Societät lernet man aus denen S. 7 : : S. 14. beygedruckten Statuten derselben kennen, von welcher wir dem Leser den ersten §. mittheilen wollen, darinn von dem Umfang ihrer Beschäftigungen folgendes gemeldet wird: „Die Gesellschaft machet alles dasjenige, was der Nahrungsstand überhaupt im weitesten Umfange, vorzüglich aber die Land- und Stadtwirthschaft, und das Manufaktur- und Handlungswesen in sich begreifen, mithin auch die diesen vortheilhafte Anwendung der Mathematik, Physik und Chymie zum Gegenstande ihrer Beschäftigungen, insonderheit was davon Sachsen und die zugehörigen Lande angehet u. s. w.„

Der erste Aufsatz enthält von S. 15. bis S. 56. eine ökonomische Beschreibung eines Ritterguts im Leipziger Kreise, ohnweit Röthа. Der Betrieb der dortigen Wirthschaft ist zwar meistens von der alten Art, jedoch sehr gut eingerichtet. Mit Recht läßt man hier den Pflug 7 bis 8 Zoll tief gehen, und ziehet solches den bisher daselbst üblich gewesenen fünfzöl-

S. 117. VI. Ueber die Ursachen des Rauchs in Häusern, und über die Mittel zu dessen Vertreibung, von F. A. K. S. 184. VII. Nachricht von dem Erfolge verschiedener auf dem Rittergute Dahlen angestellter Versuche, mancherley Getraydearten und Feldfrüchte nach der Tullischen Art der Feldbestellung zu erbauen, vom Herrn Obersten, Grafen von Bünau, S. 203. VIII. Tabellarischer Auszug von dem Erfolge verschiedener auf dem im Neustädtischen Kreise gelegenen Rittergute Knau angestellter Versuche, Getrayde und andere Feldfrüchte nach der neuen Tullischen Art der Feldbestellung zu erbauen. IX. Beschreibung von allerley Versuchen, zu Bestimmung des wahren Gehalts verschiedener Baum- und Holzarten, Pflanzen und brennlicher Substanzen an Pottasche, welcher eine Abhandlung vom Pottaschsieden, und die auf eigene Erfahrungen und zum Theil auf besondere Versuche gegründete Prüfung verschiedener Schriften über diese Materie beygefügt sind, vom Herrn Wildenhayn, Factor beym Eisenhüttenwerke zu Baruth, S. 211. X. Beschreibung eines Versuchs mit dem vom Herrn von Chateauvieux erfundenen Wiesenpflug vom Herrn geheimen Rath von Hofmann, S. 262. XI. Nachricht von einem Versuche, den Weinbau nach Fränkischer Art einzurichten, vom Herrn Regimentsfeldscheer Trumpf zu Naumburg, mit einigen Anmerkungen vom Herrn Cammerherrn von Miltitz auf Oberau bey Meissen, S. 264.

Sz.

Gründliche und ausführliche Anweisung zur Bienenzucht — 1ter Theil, durch Carl Ludwig Hase, Pastor in Wildenbruck. 8. Berlin, in Verlag der Buchhandlung der Real-Schule, 1770. 10 Bogen ohne die Vorrede und Zueignungen.

Abermal ein ohne Beruf, doch wie der Hr. V. mehrmal erwähnet, aus 30jähriger Erfahrung, aber blutschlecht geschriebenes Bienenbuch. Kein Wunder, daß es von Bienenbüchern gleich einem Bienenschwarm wimmelt. Ein jeder, der nur etwas von Bienen weis, meynt gleich er müsse es gedruckt sehen. In diesem Buche findet man nur hie und da etwas, das bemerket zu werden verdienet; eben deswegen wäre zu wünschen, daß der V., bevor er den 2ten Theil herausgiebet, zuerst mehr prüfe, gute Bücher mit Bedacht lese; wozu ihm die Synchisischen Schriften, da er die Schrachischen nicht verstehet,

würde — Die Bestätigung aller physiognomischen Regeln, nas mentlich folgender S. 15. qui ad leonis aut aquilae similitudinem accedunt ii fortes et magnanimi deprehenduntur, qui ad simii aut vulpeculae, agiles et astuti, qui denique equo, avi aut alii cuidam animali similes sunt, ii ab ejus ingenio non magnopere abhorrere videntur. Wir hätten Herrn Brandmüller zu einem öffentlichen Beweise, wie viel Latein er gelernt, lieber die Uebersetzung eines nützlichern Werkes angerathen.

Adauct Voigt a. St. Germano Schreiben von den bey Podmokl einem in der Hochf. Fürstenbergischen Herrschaft Prüglitz gelegnen Dorfe in Böhmen gefundnen Goldmünzen. Mit einer Kupfertafel. Prag, 1771. 3 Bogen in 8.

Die hier beschriebnen und zum Theil abgebildeten gröſsern Goldmünzen sind insgesamt nur auf einer Seite geprägt, auf der andern aber ausser einer unförmlichen runden Erhöhung ganz glatt. Man erblicket darauf keine Buchstaben, sondern ungestalte Figuren der Sonne, kreuzförmige Züge, Dreyecke, Herzen, Punkte u. s. f. Kurz, es sind eine Art Regenbogenschüßlein, deren von Tileman Friſen ungegebner Ursprung höchst fabelhaft und deren würkliches Herkommen bis jetzt noch höchst ungewiß ist. Man hat sie für Griechische, Sicilianische, Burgundische, Gothische, Hetrurische, Deutsche und Arabische Münzen gehalten — ohne Beweis, wie der V. ungemein gründlich zeigt. Wahrscheinlich sind es ganz alte böhmische und slavische Münzen, 1) weil die böhmischen Bergwerke vor Alters ungemein ergiebig an Gold gewesen, 2) weil selbst aus der goldnen Bulle und andern unverwerflichen Zeugnissen erweislich, daß die böhmischen Herzoge von undenklichen Zeiten her, ja selbst noch im Heidenthum Gold und Silber geprägt; 3) weil sich diese Art Münzen in Böhmen und der Nachbarschaft, als in Bayern, weit häufiger als andrer Orten, ja oft bey vielen hundert Stücken in der Erde beysammen gefunden hat. Dem Einwurfe, daß sich vor dem König Johann in der Mitte des XIVten Jahrhunderts keine einzige ordentlich geprägte böhmische Goldmünze aufweisen lasse, da es deren gleichen silberne aus einem weit höhern Alterthum giebt, begegnet der V. S. 33. 34. mit der Bemerkung, daß das Gold, welches, wie jetzt, nach dem Gewicht ausgegeben worden, nur des Gehalts wegen eines Stempels bedurft; Silbermünzen hat

Nro. 120. 169. 181. 183. 204. 232. 335. Doch ist das meiste gut. Der Sammler hat ausserdem noch das Verdienst der Gabe gut zu erzählen. Einige Sprachfehler frug, Balkentreter statt Bälgentreter u. d. gl. sollten wohl seyn vermieden worden. Wir wünschten, daß man einen Auszug aus dem ganzen Werke hätte, wobey eine strenge Wahl beobachtet würde, und den man der Jugend sicher in die Hände geben könnte.

Die Vorrede ist eine ungemein witzige Satyre auf das Responsum, welches die theologische Fakultät zu Göttingen in Sachen Hrn. Senior Götzens, gegen die Komödie ausgestellt hat. Die angenommene einfältige Laune, die altfränkische pedantische Sprache passen sich vortreflich zu der unschuldigen Miene, womit der V. einige der sonderbarsten Sätze dieses Responsums, seine übertriebene Klostermoral und die in demselben herrschenden Widersprüche, unter dem Vorwande sie mit neuen Gründen zu bestätigen, lächerlich macht.

Z. B. die Facultät, will die Schauspiele, unter andern auch deshalb abgeschaft wissen: „weil die Zeit, wegen „ihrer genauen Verbindung mit der Ewigkeit nicht bloß „durch lasterhafte, sonder auch durch unschuldige Ergötzungen „alsdann verschwendet, und zu großer Verschuldung „der Menschen gemißbrauchet wird, wenn man sie ohne „Noth — genießt.

Hierüber macht Lic. Ratzenberger, folgenden Commentarium:

„Dieses ist so sonnenklar, daß niemand dawider ein Wort „einwenden kann. Jedermann muß einsehen, zu welcher „großen Verschuldung es den Herren Theologis in Göttingen gereichet haben würde, wenn sie z. E. zu der Zeit „da sie den Beruf hatten, dieses gemeinnützige Bedenken „auszufertigen, oder sonst ohne Noth, etwa hätten eine „Flasche alten Rheinwein trinken, oder spatzieren gehen, „oder in dem heydnischen Poeten Horatio lesen wollen; „ich halte sogar dafür, daß sie es für einen sündlichen Mißbrauch der Zeit halten, überhaupt jemals, wenigstens „nicht ohne die höchste Noth, diese obgleich an sich unschuldige Ergötzungen zu geniessen. Darum auch ihr, meine „liebe Mitbürger! nehmet dies nicht so auf die leichte Achsel! Gebrauchet lieber auch die unschuldigen Ergötzungen „gar nicht, aus Furcht sie zu mißbrauchen. Ihr könntet „sonst in große Verschuldung gerathen, wenn ihr es am „wenigsten dächtet. Könnt ihr aber ja unschuldige Ergötzun-

„gen

6) Alles durch diese Veränderungen ersparte Geld an nothleidende Tapezierer, Drechsler, Stuhlmacher, Weisgerber, Goldschläger und Buchbinder zu vertheilen, welche auf solche Art, das göttliche Armenrecht genieſſen, da ſie ſonſt keinesweges Allmosen, ſondern einen verdienten Arbeitslohn empfangen haben würden.

Es iſt dies eine, unſers Erachtens, ſehr verdiente Verſpottung des geiſtlichen Bedenkenſchreibers, der vielleicht, von einer guten wohlſchmeckenden Mahlzeit geſättigt, mit gutem Weine getränkt, in ſeiner, am beſten gepuderten Perücke, und in dem ſtattlichſten Schlafrock, in ſammtnen Hoſen und ſeidnen Strümpfen, in einem tapezierten, oder mit Schränken voll vergoldeter Franzbände gezierten Zimmer ſich auf einen weichen Lehnſtuhl, vor einen Tiſch von Nußbaum oder Mahagoni Holz ſetzte, und nachdem er eine Schale levantiſchen Caffe aus japaniſchen Porcellan ausgeſchlürft hatte, die Stelle in ſeinem Bedenken ſchrieb, in der er den Layen, die acht Groſchen, die ſie bey Beſuchung des Schauſpiels, zur erlaubten Ergötzung und was noch mehr iſt, zu Bildung ihres Geiſtes anwenden, zu Verletzung der chriſtlichen Barmherzigkeit, ja zur wirklichen Ungerechtigkeit gegen den nothleidenden Nebenmenſchen anrechnete, ohne zu bedenken, was er dem antworten könnte, der ihm nach ſeinen eignen Principien, alles was um und an ihm war, zur Uebertretung des göttlichen Armenrechts anrechnen möchte.

Die Facultät, hatte vier, zum Theil ſehr ſeltſame Bedingungen angegeben, unter welchen ſie glaubte die Schauſpiele nützlich machen zu können, welche Lic. Ratzenberger, (S. 20.) auf folgende Art commentirt:

„1) Wenn nur lauter ſolche Stücke gewählet würden, welche „nichts von Liebe*), man mag ſie auch durch allerley Anſtriche, „der

*) "Es hat mir einen Zweifel gemacht, daß die hochwürdige "Fakultät, da ſie hier alle Liebe in den Schauſpielen verbietet, hingegen S. 19. wieder den berufenen Engländer "Shakeſpeare deswegen tadelt, weil ſeine Schauſpiele voll "von National-Haß und rachgierigen Geſinnungen "ſeyen. Denn es ſchien nur, daß, da wo Liebe verboten "ſt, Haß und Rache einzuführen erlaubet ſeyn müſſe. Ich "habe mich aber nachher wieder beſonnen, daß in der obigen Stelle nur eine Species des Haſſes, hingegen das "ganze Genus der rachgierigen Geſinnungen für unerlaubt gehalten wird. Daher meines Bedünkens ein Schauſpieldichter gar wohl den Religionshaß ſchildern kann, "der

„bey die Zeit zu verschwenden und zu großer Verschuldung „zu mißbrauchen. Man darf sich nicht dabey, so wie bey an„dern unschuldigen Ergötzungen, einen Gewissenszweifel ma„chen, ob itzt die Noth da sey es zu gebrauchen, weil die Na„tur ohne ein casuistisches Responsum, lehren wird, ob man „nöthig habe zu lachen. Das Geld, wofür man das Vademe„cum kauft, ist kein, zur Ueppigkeit gemachter Aufwand, der „die christliche Barmherzigkeit verletzt, welches daher bewie„sen wird, weil alle durch deren Beyhülfe das Vademecum „ans Licht kommt, der Verfasser, der Verleger, der Papier„macher, der Schriftgiesser, der Buchdrucker, ja der Kohlen„brenner, der den Ruß zur Buchdruckerfarbe liefert, zu den „Nothleidenden gehören, denen nach dem Armenrechte, der „Ueberfluß anderer gehöret u. s. w.„

„Ihr sehet also fährt er fort, daß so sehr die Schaubühne „verwerflich ist, so sehr ist das Vademecum für lustige Leute „lobenswürdig und anzupreisen. Verdammet also die Schau„bühne, und alles, was ihr angehöret, und geniesset des „unschuldigen Vergnügens, welches euch mein Vademecum „gewähret, führet euch fein still und ordentlich auf, hütet „euch für die aus Frankreich zu uns herüber gekommene „Sittensprache, ihr habt gehöret, daß diese papistische Teu„felskinder, das Galanterie nennen, was eine hochwürdige „Fakultät Unzucht nennet, denket also nur nach, was unter „den Worten: bon-sens, bon-coeur, honnête-homme, „raison, raisonner, für heillose antichristische Griffe ver„borgen seyn mögen! Unterstucht dies aber lieber nicht zu „genau, sondern bleibt bey eurer Einfalt. Folgt dem, was „euch hochwürdige Lehrer sagen, und wenns euch unbegreif„lich vorkommt, so folgt doch, ohne Widerbellen.

Kleine Nachrichten, vermischte Sachen. An das Liefl. und Esiländische Publikum. 1772. (Riga, bey Hartknoch.) 12 Bogen, in 8.

Der Inhalt dieser Bogen ist, wie gemeiniglich, wenn man sich ans Publikum wendet: Wünsche und Vorschläge, wir wollen nicht sagen, hie und da Projekte. Einige Fodernisse sind ganz offenbar und dringend; aber die sind auch meistens schon oft gemacht und am Sehen liegts gewiß nicht, daß sie noch unausgeführet geblieben sind. Auch hier ergiebt sichs, der Wink einer einzigen würkenden, Obrigkeitlichen

der ersten Deutschen Geschichte, mit Deutschem Kopf und Herzen, hat selbst darüber nicht blos die Aufsicht, sondern auch so viel Theil dran, daß Moralische Predigten, und witzige Langweiligkeiten fast gar nicht; statt deren aber so gründliche, nützliche und muntre Landesabhandlungen vorkommen — Es wäre vortreflich, wenn etwa ein Freund des Hrn. Mösers in Osnabrück, der die schon vergriffne Jahresfolge dieser Blätter in Hand hätte, die wichtigsten insonderheit, von diesem Verf., dem Einzigen in vielem Betracht in seiner Art, sammlete und weiter bekannt machte. Zum Liefländischen Blatte zurück.

Die Wünsche von Errichtung einer Universität in Liefland sind wohl in mehr als einer Rücksicht die größten — Der Verf. scheint nicht zu wissen, daß die gegenwärtige Kaiserin, deren Blicke in ihrem großen Reiche nichts entgehet, schon würklich darüber Vorschläge und Meynungen einzog. Die Gegenmeynungen werden und müssen auch vielleicht das Uebergewicht bekommen haben; denn bey allen zugestandnen Gebrechen von Erziehung, Hofmeistern und Kandidaten zu Amtstellen, ist eine Nationaluniversität das Erste? Das Einzige? Das tüchtige Mittel, diesen Gebrechen abzuhelfen? Da in Liefland wenig Städte und fast kein Mittelstand ist, wer soll, wer wird darauf studieren? Adel- und Kaufleute werden und müssen zum Theil Studien und Reisen verbinden; studiert der Bauer, der ein Sklave ist? Kann also die Provinz, Zuschuß gnug geben? Da Liefland mit Schweden verbunden war, verfiel die Universität, wenigstens hat sie doch eigentlich nie gerblühet. Und damals? mit einem Lande verbunden, von Einer Religion! das diese Provinz so schätzte! Aus dem sie durch Reitz so viele hinziehen konnte! Damals, da die Studien noch so mehr galten! Die Bedürfnisse noch so leichter waren! noch so ungleich weniger ausgebreitete Kenntnisse erfodert wurden, die ja jetzt, im Bezirk einer Provinz nimmer erlangt werden können. Zudem studieren jetzt nicht überall weniger? werden nicht jetzt 100 Stellen an Unstudierte vergeben, von denen man vor 100 Jahren gewiß nicht geglaubt, daß sie ohne Fakultäts-Augen auch nur angesehen werden könnten. Hat nicht jetzt selbst alle Litteratur einen Abweg von Universitätsart genommen u. s. w. Ueberdem ist so sehr zu beweisen, daß eine bloße Universität die Mängel gar nicht ersetzen kann, daß ganz andre und leichtre Mittel. — Doch wen würde das Detail in Deutschland interessiren?

Die Klagen über das Rigische Gesangbuch sind gegründet; aber zu langwierig und Rhyparographisch ausgeführt —

wem nützten die genauen Anführungen von so viel Unsinn und Aberwitz. Der Verf. aber wird ohne Zweifel wissen, oder kanns erfahren, daß dies Gesangbuch sich nicht so allg auf die Provinz erstrecke, als er glaubt, daß selbst in selbst die Kirche des Oberconsistoriums ein andres Gesa Buch brauche, und es jedem Kirchspiel im Lande zu bra überlasse; daß das angeführte Gesangbuch nur eigentl Stadtdiöcese gehöre, wo es freylich vor wenigen Jahr eine unverantwortliche Nachsicht des Stadtminist und in sehr großer Auflage gedruckt ist, die Klagen aber gen sind so allgemein und es ist blos noch Privatmitleiden Privilegien-Decke gewesen, die die Einführung eines An aufgehalten haben, daß gewiß in weniger Zeit sich dieses du arbeiten wird. Was nützen hier also bloße Klagen ol tereyen? wo thätige Menschenfreunde selbst sich n sehnen müssen. Vom Rigischen Katechismus, der vielleicht (ausser dem Römischkatholischen, der einfaltigsten Diöcese) der unwürdigste in der Christenheit seyn möchte, wäre (zusammt den Bildern, die sich noch immer, ohne was zu ändern, nen dafür stem peln lassen,) so viel zu sagen — aber was hilft das bloße Sagen? und solch Sagen?

Bey den meisten übrigen Vorschlägen hat der Verfasser ebenfalls selten Rücksicht auf den Zustand der Provinz genommen, ob der auch, alles gute zugestanden, Hindernisse in den Weg lege? und also nicht Vieles andre vorhergehen müßte, wenn etwas von diesem geschehen soll? Die Provinz ist mit Privilegien unter die gegenwärtige Herrschaft gekommen, die ungeändert bleiben sollen, und wer weis nun nicht, wie vieles man sich an solchen alten Einrichtungen und Freyheiten klebend vorstellt? Wer soll nun ändern? wer will? Die Welt geht freylich fort: der Zustand solches Landes soll bleiben, wie er in dem Jahr, dem Friedensschlusse war —. oder größeres Gute geht verlohren — größere Besorgnisse — Wer soll theilen? wer will entscheiden? Zweytens. Das Landvolk in der ganzen Provinz ist, und zwar auf die schlechteste Weise, (nicht wie z. E. beym ursprünglichen deutschen Leibeigenthum) Knecht, Sklave. Ehe was wird, muß sich das ändern: aber wie? wie auf die beste Weise? mit welchen langsamen Schritten? Ferner Landschaft und Ritterschaft sind getheilt. Städte so wenig. Drey Sprachen hindern einander in so vielem. — Auf das Alles hat der Verf. weniger Rücksicht gehabt, und es müssen also viele Veränderungen, die blos von

Zeit,

Zeit, Schicksal und Obrigkeit abhangen, vorausgehen, ehe seine Mathesis pura, applicata werden könnte.

—

Das Schicksal der Gelehrten, eine Geschichte ohne Wahrscheinlichkeit; aus dem Französischen übersetzt, von C. G. v. M. Frankfurt und Leipzig — in der Felseckerischen Buchhandlung, 1769. 9 Bogen, in 8.

Dies ist eine Uebersetzung einer französischen Schrift *l'Homme au latin*, die einige sehr unwahrscheinlich dem Hrn. v. Voltaire, andere dem berüchtigten Maubert, andere einem gewissen Laurent zuschreiben. Es ist eine ziemlich drollichte Beschreibung der Verlegenheit, in die einer der sich einen Gelehrten dünkt, weil er lateinisch, griechisch und die Alterthümer versteht, sobald er in die Welt tritt und merkt, daß er zu nichts brauchbar ist. Dies ist alles auf den französischen Horizont eingerichtet. Denn bey uns sind zwar die Hommes au latin nicht selten, aber sie können nicht in Verlegenheit gerathen, denn sie kommen nicht leicht in die Welt, sondern sitzen auf der Universität, oder Schule fest, wie eine Auster auf ihrer Bank.

Die Uebersetzung, ist wörtlich, steif, ungelenk. Z. E. *le premis* (eines Ministers) wird übersetzt: „der vorderste „Commissar.„ C'etait un jeune Abbé Poupin, ignorant et pedant, comme il le sont pour la plupart. Mr. l'Abbé, tout en caressant son rabat, enseignait la *Latino-Graeco - topo - geo - hydro - physico - astro - historicologie.* Dies wird übersetzt: „dieses war ein junger unwissender und „schulfuchsischer Abbe, mit einem Milchgesichte. Der Herr „Abbe Gripsonet, lehrte die — Logie, wobey er immer sein „Halskrägelchen streichelte.„

Wir rathen übrigens dem Uebersetzer, wer er auch sey, niemals auf den Titel seiner Uebersetzungen zu setzen: übersetzt v. C. G. v. M. Der Leser kann leicht in Versuchung gerathen, auf einen im Uebersetzen sehr verschrieenen Namen Christoph Gottlieb von Murr zu rathen, und schon im Voraus auszurufen,

Hic niger est, hunc tu Romane caveto!

Histoirè des Diables modernes par Il feu Mr. *Adolphus*, Juif anglois, Doctor en Medecine.

Ridendo dicere verum quid vetat.

Troisieme edition, à Cleves, chez Baerstecher, 1771. 14 Bogen in 8.

Geschichte der Teufel neuerer Zeiten, durch den Hrn. Adolphum ꝛc. aus dem Französ. übersetzt. Cleve und Frankf. 1771. 15 Bog. 8.

Ein monströser Auswuchs des Witzes und der Satyre. Der V. dessen Leben bis an die Wiederherstellung des letztern Friedens in Deutschland nach Aussage des Uebersetzers gereichet hat, schildert aus patriotischen Eifer die verderbten Sitten seiner Vaterstadt. Seiner Meynung nach haben sich die Sitten der Innwohner von Cleve in dem letztern Kriege sehr verschlimmert, weil diese Stadt damals französische Besatzung gehabt. Er stellt sich die französischen Officiers daher als Emissarien des Satans vor, die seine Mitbürger, und besonders das schöne Geschlecht, ganz beteufelt haben. Da er nun dieser Idee nachhängt, so fängt er sein Buch mit einer Geschichte der Teufel an, verliehrt aber darüber seine eigentliche Absicht ganz aus den Augen, denn da er in der Claßification der bösen Geister, auf Soldaten und Priesterteufel stößt, so mischt er die Jesuiten nun mit ins Spiel, denen er, alle nur erdenkliche Teufeleyen beymißt, und sogar das höllische Archiv anvertrauet. Durch Hülfe eines Teufels, den der V. sich zum Freunde zu machen weis, bekommt er selbst einen Zutritt in dieses Archiv, das in einem Jesuitercloster zu Paris aufbewahret wird, denn dieser gutherzige böse Feind, der selbst Archivarius ist, leihet ihm mit vieler Bereitwilligkeit seinen Pferdefuß, der in dem Closter als ein Passe partout respectiret wird. Hier durchstöhrt er alle satanischen Documente, findet alle Decrete und Concessionen zu Hochverrath, Königsmord und andern Bübereyen und bringt solche in extenso in dem Buche bey. Dagegen regalirt er die Väter des Klosters für die Bereitwilligkeit, ihn in die Geheimnisse des Ordens einen Blick thun zu lassen, mit einer tragischen Liebesgeschichte, die sich sehr schlecht hieher paßt, ob sie gleich den größten Theil des Buches ausmacht. Das Resultat davon ist dieses, daß die Hölle mit fünf Seelen bereichert wird, worüber sich die Klosterbrüder herzlich freuen. Endlich kommt der Verfasser auf seine Hauptidee zurück, er reist wieder nach Cleve in seine Heimath und findet zu seiner großen Betrübniß daselbst seinen Vater, seine Mutter und Schwestern von den französischen Officiers auch beteufelt.

Der

Der V. hat vor gut befunden, dieser Brochüre eine Dedication an Se. Majestät den König von Preußen vorzusetzen, die sehr gezwungen klingt. Da er aber gesteht, daß er seine Schrift aufgesetzt, um die Schmerzen des Podagra zu vertreiben, so mögen wohl die Schmerzen ihm das Nachdenken geraubt haben. Der Uebersetzer, der sein Französisch sehr schülermäßig exponirt, hat an den Teufeleyen des Originals noch nicht genug, in einer weitläuftigen Note, die die Stelle einer besondern Abhandlung vertreten kann, bereichert er noch die Hölle mit vielmehrern Colonien von Teufeln. Hierunter zählt er auch unter andern die philosophischen Teufel, die, wie er sagt, um die nichtswürdigsten Kleinigkeiten, um Worte, die so viel werth sind, als ein Strohhalm, kritisiren, verfolgen und sich zanken. Bey dieser Gelegenheit bekommen die Bibliotheques universelles ihr Theil, auch die unsrige mit eingeschlossen. Um ihn aber zu belehren, daß die Nikolaitischen Teufel, wie er die V. derselben nennet, so schlimm nicht sind, als er denkt, so wollen wir den Uebersetzer weder kritisiren, noch verfolgen und auch nicht mit ihm zanken.

Op.

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus Erlangen.

Herr Pilati, Verfasser der Riforma d'Italia, ist im vorigen Jahre in Anspach gewesen, und hat daselbst um Schutz angesucht, weil der Pabst ihn von den katholischen Schweizerkantonen ausgeliefert verlangt. Der Hof war nicht abgeneigt, ihm eine Professorstelle allhier zu geben. Aber die Universität machte viele Einwendungen gegen diesen vortreflichen Mann, den man meines Erachtens in jedem protestantischen Lande mit beyden Händen aufnehmen sollte. Er gieng also wieder weg, und, wie man sagt, nach ***, wo nur zu wünschen ist, daß er nicht in die Hände seiner Feinde fallen möge.

Auszug eines Schreibens aus Altona über die Albertische und Götzische Streitigkeit.

Ich will Ihnen, mein Freund! die verlangten Nachrichten von der traurigen Controvers über die Albertische Anleitung zum Gespräch über die Religion, so gut ge-

Er hatte, nebſt noch einem hamburgiſchen Prediger, es ſeinem Gewiſſen gemäß, dem Geiſte des Chriſtenthums zuwider gehalten, die harten Worte eines alten Bußgebets: Schütte deinen Zorn über die Heiden, die dich nicht kennen, mit zu beten; und beyde ließen ſie vor ſich aus. Vielleicht fand ſich Herr Götze, als Senior, dadurch beleidigt. Zwar gieng es ihm nichts an, da nicht dem hamburgiſchen Miniſterio, ſondern dem Magiſtrat die Jura conſiſtorialia zukommen: aber daß zween Diaconi klüger ſeyn wollten, als ein ganzes Miniſterium ſeit ſo vielen Jahren! Genung, Herr Götze machte ſeine ängſtliche gezwungene Erklärung der ſtreitigen Worte bekannt. Herr P. Alberti war der Verfaſſer der freymüthigen Prüfung der Götziſchen Schrift. *) Er hatte ſich nicht genannt, weil es nach den hamburgiſchen Statutis einem Prediger nicht erlaubt iſt, namentlich gegen einen ſeiner Collegen zu ſchreiben. Dieſe Vertheydigung war abgedrungen, und hat gewiß, ihrer Gründlichkeit halber, den Beyfall der vernünftigſten Theologen; ja falls ein lautes Gerücht hier und in Hamburg wahr geſagt hat, ſogar der Göttingiſchen Theologiſchen Fakultät, die Herr Götzen, dem ſie in dem Comödien-Streit beyfiel, in einem beſondern Reſponſo über das Bußgebet völlig Unrecht gegeben haben ſoll. Wenn ein ſolches Reſponſum exiſtirt, ſo muß man ſich äuſſerſt wundern, daß Herr P. Götze ſolches nicht drucken laſſen, und nur das ihm vortheilhafte bekannt gemacht hat. Herr Alberti hatte indeſſen ein paar ſatyriſche Ausdrücke gegen ſeinen Gegner gebraucht. Es war ſeine Gabe, wenn er ſprach, ohne Rückhalt, ehrlich vom Herzen wegzureden, wodurch er ſich allerdings manche Feinde mehr zugezogen hat. Herr Götzen war der Streit noch nicht lang genug, er bereitete eine weitläuftige Antwort: als ihm der hamburgiſche Magiſtrat, als der die ſchädlichen Folgen des Prieſter-Gezänke, beſonders in Republiken, kannte, ihm bey Strafe der Suſpenſion befohl, die Sache ruhen zu laſſen. So viel ſich auch Herr Götze deswegen regte, ſo dringende Bittſchriften er eingab, behielt es dabey doch ſein Bewenden. Vergeblich verſuchte er insbeſondere in einer ſeiner Supliken dem Ausdruck der Albertiſchen Schrift: daß man ihm bey Anführung der Schriftſtellen auf die Hände ſehen müſte, wenn er Verwandlungen vornähme, eine ſchwarze Geſtalt zu geben, als habe er ihn dadurch

für

*) S. von beyden die allgem. Biblioth. B. 12. St. 2. p. 94. ſq.

für einen Filou und Betrüger geſcholten; ja er drohete, auf der Canzel an ſeine Gemeine zu appelliren. Man achtete nicht darauf; zuletzt ward doch ſelbſt vom Miniſterio für gut befunden, den ſtreitigen Worten des Bußgebets einen lindernden Zuſatz beyzufügen: daß demnach dieſe Worte eo ipſo vor nicht völlig gut erkläret werden und man doch daran beſſern müſſen. Warum zankte man denn ſo, als wäre die ganze Religion in Gefahr? Herr Götze, der inzwiſchen ſeine friedliebende Obern vergeblich mit Supliken gegen Herrn Alberti von Zeit zu Zeit beſtürmt hatte, fand im Auguſt 1770. endlich für gut, das Seniorat niederzulegen. Er that, was man wünſchte: und ohne alles Aufſehen, vielleicht wieder Vermuthen, ward das Seniorat dem Herrn P. Hernſchmidt übertragen, der es, ſo viel an ihm iſt, in Ruhe und mit dem Beyfalle der Vernünftigen führt. Herr P. Alberti, der ſich dieſe Vorfälle mehr zu Herzen zog, als es ſchien, litte dadurch an ſeiner Geſundheit immer mehr; vornehmlich da er denn gerade am meiſten angefochten ward, wenn ſeine Schwächlichkeit am ſtärkſten war.

Einen neuen nur nicht ſo unmittelbaren Angrif auf ihn enthielt die Götziſche Schrift: die gute Sache des wahren Religions-Eifers, die 1770. erſchien, und die in dem 15 B. der Allg. Biblioth. beurtheilt worden iſt. Herr Alberti hatte in einer Predigt die Schrift vom falſchen Religions-Eifer empfohlen, ſein Gegner hatte ihn darüber verklagt, und jene Widerlegung traf alſo auch Herrn Alberti. Dieſer gab nachmals ſeine Predigten, von der Einträchtigkeit mit denen, welche in der Religion verſchieden von uns denken, heraus: und Herr Götze, um ſeine Denkungsart geltend zu machen, ſeine Predigt von der Liebe gegen fremde Religions-Verwandten. In der letzten wollte man in hieſigen Gegenden allerhand Anſpielungen auf Herrn Alberti gefunden haben.

Die Albertiſche Anleitung zum Geſpräch über die Religion, welche im Anfange dieſes Jahres erſchien, machte endlich den Streit völlig ausbrechen. Herr Alberti hatte dies Buch während ſeiner langwierigen Leibesſchwachheit zu Stande gebracht. Es war vieles davon geſprochen worden, und die Erwartung deſſelben ward durch einige Geiſtliche, die es zum voraus verdammten, noch größer gemacht. Ein auswärtiger Geiſtlicher und Freund des ſel. Alberti recenſirte es in der kaiſerlichen neuen Zeitung mit vie-

vieler Wärme, gleicher weise ward es auch in den altonaer Zeitungen eben so stark angepriesen. Herr P. Götze hatte schon seit langer Zeit es für nützlich und erbaulich gehalten, seinen Predigten, wie die gedruckten Texte erweisen, eine polemische Gestalt zu geben; er eiferte so oft und bey den gesuchtesten Gelegenheiten gegen Ketzer, die seine Gemeine nicht kannte, daß man glauben muste, halb Hamburg sey pelagianisch, socinianisch, oder gar jüdisch, oder wollte es werden. *) Der Pöbel hielt das vor Gelehrsamkeit, oder frommen Eifer; das schlimmste nur war, daß sobald Herr Götze eine ketzerische Lehre oder Ketzer mit schwarzen Farben abmahlte, der gemeine Mann in Seide und Büffel es sogleich ausdeutete, und glaubte, er habe damit auf seinen Collegen gewiesen. Dadurch faßte der Haß des Pöbels gegen Herrn P. Alberti noch mehr Wurzel. Was konnte dieser dabey thun? Er mißbrauchte die Canzel niemals, weder zu seiner Vertheydigung, noch zu Anstichelungen, noch zur Ketzermacherey: aber er versahe es damit, daß er manchmal in Gesellschaften zu laut von seinen Widersachern redete, und Wahrheiten vor Leuten sagte, die sie, in Lügen verwandelt, gehörigen Orts wieder anbrachten. Es giebt der Laurer allerwärts. Seine Anleitung zum Gespräch ꝛc. machte viel Bewegung unter dem Volke, welches das Buch nicht las und nicht lesen wollte, aber doch muthig verdammte. Sein größtes Verbrechen war dieses, daß die Lehre vom Teufel nicht ausdrücklich darin abgehandelt worden. Folglich, schloß man, glaubt Alberti keinen Teufel, und wer den nicht glaubt, hat keine Religion. So schloß man in allem Ernst, und nahm auf gerathe wohl an, daß Herr Alberti den Teufel läugne. Die Stellen, wo er der bösen Geister beyläufig erwähnt, die angeführten Sprüche, worinn der Teufel namentlich vorkommt, wollte man nicht sehen. Vornemlich aber konnte es nichts, als böser Vorsatz seyn, daß man die Stelle in der Recension des Albertischen Buchs in der kaiserlichen neuen Zeitung nicht merkte, worinn der Recensent, NB. da das Buch noch

*) In seinem diesjährigen Texte p. 28. sagt er: „Fehlet es uns „an einer von denen Sünden, deren sich die ehemaligen „Juden schuldig gemacht haben? Herrschen sie nicht alle „unter uns? Zur Noth verstatten wir noch, daß der „Nahme Jesu in unsern Tempeln genennet wird, obgleich „manche desselben völlig überdrüßig sind ꝛc.„ So weit Herr P. Götze. Wer hätte denken sollen, daß Hamburg solch eine Mördergrube sey!

„reiche Herzenskündiger! so gottlose Absichten haben die „Leute!) gehört auch diese:

„daß der Erlöser, durch die Erhöhung zur höchs„ten Herrlichkeit, an der Ehre der Anbetung „Theil nehme.„

Dies sind gerade die Worte aus Herrn Alberti Anleitung. Herr P. Götze widerlegte sie nach seiner Art, die Sie kennen. Ich wundere mich nicht, daß er den Urheber dieses Satzes (S. den Götzischen Predigt-Text vom 3. p. Epiph. p. 55.) noch ärger, als die Socinianer vorzustellen suchte: „die, ob sie gleich in Absicht auf die ewige Gottheit Jesu „in einer so erschröcklichen Blindheit liegen, dennoch ge„stehen, daß ihm die Ehre der wahren göttlichen Vereh„rung, auch bereits vor seiner Erhöhung, gebühret „habe.„ Nur das wundert mich, daß Herr Götze sich einer so groben Hinterlist schuldig macht, und sich gar nicht auf alle die Sprüche einläßt, worauf Herr Alberti seine Meinung gründete, und die im 2. Theile seines Lehrbuchs p. 55. sqq. stehen, als: 1 Petr. 1, 21. Jes. 53, 10. 11. Ephes. 1, 20. 22. 1 Petr. 3, 22. 1 Cor. 15, 24. 28 ꝛc., Bloß des Spruchs: Phil. 2, 6. 11. erwähnt er, und erklärt ihn nach seinem System, welches ihm in so fern vergönnet seyn mag, wenn er nur nicht gleich andere, die nicht auch so erklären können, vor schlimmer, als Socinianer ausschreyet. Den 5. p. Epiph. hatte Herr Götze bestimmt, seinem Gegner auf der Canzel das Garaus zu machen. Drey Tage vorher wußte man dies schon in Hamburg, und sogar bey uns. Ja man erhielt schon einzelne Stücke seines Textes auf diesen Tag zum voraus. Ohne Zweifel wäre diese Predigt das Signal zu einem Tumult geworden, wenn nicht die Weisheit des hamburgischen Raths es noch zeitig gehindert hätte. Das Volk murrete schon entsetzlich gegen Herrn Alberti; es versammelte sich auf dem Kirchhofe, wo er wohnte; es fieng an, Leute zu insultiren, die es vor Freunde desselben hielt, und die Predigten des Herrn P. Götze wurden ungewöhnlich stark besucht. Die Albertische Anleitung, oder wie man sie, um sie verhaßter zu machen, nannte: sein Catechismus, ward zwar viel gekauft, aber von den meisten ungelesen verdammt. Man glaubte, es stünde nichts geringers, als der Umsturz des Christenthums bevor. Des Herrn Götzens Text am 5. p. Epiph. war so eingerichtet, daß er diesen Gedanken nothwendig sehr in Bewegung setzen mußte. Er handelte von der Wichtigkeit und Nothwendigkeit

heit der Lehre vom Satan und seinen Wirkungen, und also gerade von der Materie, welche der Haufen des Volks für den schrecklichsten Irrthum in Herrn Alberti Buch ansah. „Wichtige Glaubensartikel, sagt Herr Götze, vorsetzlich „verschweigen, ist so viel, als solche ausdrücklich verläug„nen.„ Finden sie nicht die Voraussetzung christlich, und die Folge ungezweifelt richtig? Die folgenden Anmerkungen klärten Herrn Götzens Absichten noch mehr auf. Er wiederholte eins übers andre seine Ausrufungen: „Wie „verdächtig ist ein Lehrbuch, welches zum ersten Unter„richt der Jugend bestimmt ist, und in welchem von allen „diesen wichtigen Heilswahrheiten *) auch nicht ein Wort „vorkommt!„

Nachher: „Alle diese nothwendigen Wahrheiten lehrt „unser kleiner hamburgischer Catechismus richtig, deutlich, „bündig und biblisch; wie verdächtig und gefährlich ist also „ein der Jugend gewidmetes Lehrbuch, in welchem sie alle „vorsetzlich verschwiegen werden?„ Alle, sagt Herr Götze, der ehrlicher Weise hiermit unmöglich auf Herrn Alberti Buch zielen konnte, welcher gerade eben so viel davon in seinem Lehrbuche, nur seinem Zwecke nach, weniger wortreich sagt und mit Sprüchen beweißt. (vergl. den 2. Th. pag. 30. 31. 47. unten.) Zuletzt bittet Herr Götze seine theure Gemeine mit seiner bekannten Feyerlichkeit, sich an dem hamburgischen Catechismo nicht irre machen zu lassen, und führt schließlich sogar die hamburgischen Mandate, betreffend die Einführung dieses Catechismi, wörtlich an. Wozu das? Wollte etwan Magistrat und Bürgerschaft diesen Catechismus abschaffen? Wollten sie einen andern einführen? Nichts weniger. Wozu läßt aber Herr Götze die Worte des Mandats: „diesen Catechismus einzig und al„leine, mit Ausschliessung aller andern — sowohl zum „öffentlichen, als Privatunterrichte der Jugend zu ge„brauchen — und sich dabey keiner andern Methode, „als hierselbst in dem Catechismo vorgeschrieben worden„ groß drucken? Deßwegen: weil Herr P. Alberti seine seine Kinder nach seinem Buche unterrichtet hatte, und verschiedene Bürger es auch dazu gebrauchten. Wollte er aber

*) Nemlich: daß die Vernunft uns lehre, Gott habe den Menschen gut erschaffen, und daß die Bibel uns lehre, Gott habe sie nach seinem Bilde gemacht. cf. Alberti Lehrbuch p. 62. 70. 71. Führt er nicht im 2. Th. p. 96. ausdrücklich 1 Mos. 1, 2. 3. an?

aber dieſe an den hamburgiſchen Catechismus und ſeine Lehrmethode binden? ſie jedem ohne Unterſcheid zu ſeinem häuslichen Unterrichte vorſchreiben? Verkannte er die bürgerlichen Rechte, die Rechte der Menſchheit und der Gewiſſens-Freyheit ſo ſehr? Verſtund er den Sinn des Mandats nicht? oder wollte er ihn nicht verſtehen? Der Himmel weis es! aber gut war, was er that, gewiß nicht. Der Magiſtrat confiſcirte ſeinen Text, und verbot dem Herrn Paſtor, darüber zu predigen. Dieſer predigte lieber den Sonntag und einige folgende, gar nicht. Ein andrer, Hr. D. Winkler, erwähnte aber des Vorfalls in der erſten Hitze ſehr heftig an eben dieſem Sonntage auf der Canzel, als einer Beſchimpfung, die einen, ſeiner wertheſten Amtsbrüder betreffen. Er ſuchte Herrn Götzen aus 1 Tim. 4, 1 - 5, und der Hamburgiſchen Formula committendi, woraus er einiges vorlas, zu vertheydigen, und wollte nur aus Achtung gegen die Obrigkeit nicht mehr ſagen. Er klagte ſehr über die Zeitung, darinn man heterodoxe Schriften ungeſcheut anprieſe, und erinnerte die Obrigkeit an ihre Pflicht, dem Unweſen zu ſteuern. Sie können denken, da ſolche Dinge gar nicht auf die Canzel gehören, daß dies Verfahren von Rathswegen nicht gut aufgenommen, und dem Herrn Doctor verwieſen wurde, der ſich auch darinn nicht weiter eingelaſſen hat, ausgenommen, daß er eine Predigt von den Pflichten der Lehrer und Zuhörer in Anſehung der Irrthümer in der Religion drucken laſſen, worinn keine Particularia vorkommen. Von dem Antheile, den das übrige Miniſterium an dieſem Streite genommen, kann ich nichts gewiſſes melden, es thut auch nichts zur Hauptſache. Das iſt zuverläßig, daß verſchiedene Mitglieder deſſelben, anfangs, als Herrn Alberti Buch erſchien, es ſehr gelobt, andre aber dagegen geeifert haben; ferner, daß kurz vor dem 5 p. Epiphan. durch die friedfertigen Geſinnungen des itzigen Herrn Senioris Herrnſchmidt, das Miniſterium beſchloſſen, um eine ruhige Unterſuchung des Albertiſchen Buchs bey dem Magiſtrate anzuſuchen.

Herr Götze ſchwieg eine Zeitlang auf der Canzel, ließ ſich aber in ſeinen, bald darauf folgenden Texten vom Sonntage Septuageſimä ſqq. vieles von Trübſalen, die zur Ehre gereichten; von menſchlichen Richtern, die die Unſchuld ſelbſt mit Schande belegen könnten; von mühſeligen, und

doch vergeblichen Arbeiten aller rechtschaffenen Lehrer; von den Verfolgungen der Apostel, dergleichen auch itzt zu besorgen wären; und dergleichen verlauten. Welches alles er itzt aus Klugheit, und um zu keinen Deutungen Anlaß zu geben, hätte vermeiden sollen. Schon vorher hatte Herr Götze sich bey dem Collegio der Juraten seiner Kirche über die Confiscation seines Textes beschwert. Ich weis es ziemlich zuverläßig, daß er dabey gesagt: man habe nicht seinen Text, sondern das klare Wort Gottes und die Mandate des Magistrats selbst confiscirt. In eben diesem Schreiben soll er läugnen, daß er das Albertische Buch in seinem Text verunglimpfet habe, soll es aber doch für arianisch und calvinistisch ausgeben. Wenn das wahr wäre, so sollte doch Herr Götze, als ein ehrlicher Mann, es beweisen, so schwer es ihm auch fallen mögte. Herr Alberti verhielt sich dabey ganz ruhig, und ließ es seinem Buche gehen, wie es wollte; er soll auch dem Magistrat dafür gedankt haben, daß er ihm Ruhe und Friede habe erhalten wollen. Ein hochweiser Magistrat hatte inzwischen, um die Gemüther zu beruhigen, das alte Mandat vom Jahre 1753., betreffend, die Einführung des hamb. Catechismi abermals bekannt gemacht. Es waren schon allerhand Schriften über diesen Streit erschienen, (welche ich Ihnen hierbey mit ein paar Randglossen übersende,) deren Verkauf ward verboten, und, auf Veranlassung des Collegii der Sechziger, worunter noch manche es mit Herrn Götzen hielten, dem Ministerio aufgetragen, einige aus seinem Mittel zu erwählen, welche das Albertische Buch untersuchen sollten. Dies geschahe durchs Loos, welches auf den Herrn Senior Herrnschmidt, Herrn Pastor Mylius, Lütkemann und Schröder fiel. Ich kenne einige von diesen Herren, als orthodoxe, aber doch tolerante Theologen und redliche Männer, und urtheile gerne so von den übrigen, die ich nicht kenne. Von ihrer Stärke in der theologischen Gelehrsamkeit kann ich Ihnen nichts sagen, weil keiner von ihnen durch Schriften bekannt ist. Von ihrem Urtheile weis ich noch nichts, doch glaube ich, daß sie zu bescheiden von sich denken, als daß sie es jedem aufdringen, oder für untrüglich ausgeben werden.

Herrn Alberti Krankheit ward nun täglich schlimmer; sie war längst sehr gefährlich gewesen, und von den ge-

geſchickteſten Aerzten davor erkannt, ohnerachtet die Bosheit ſeiner Feinde nicht ermangelte, ſie vor Verſtellung auszugeben, und der 31ſte März machte ſeinem 48jährigen Leben ein Ende. Er ſtarb mit völliger Ergebung in den Willen Gottes, als ein gläubiger Chriſt, voller Vertrauen auf die Vorſehung, in Anſehung der ſtarken Familie, die er hinterließ, und mit verſöhnlichem Herzen gegen ſeine Feinde. Insbeſondere hat er den Herrn P. Götzen durch ſeinen Beichtvater verſichern laſſen, daß er ihn nie gehaſſet habe. Sein Tod brachte manche zum Nachdenken, und beſänftigte die Gemüther. Die elenden Schriften gegen das Albertiſche Buch, welche zum Theil Pasquillen waren, erregten auch kein gutes Vorurtheil für die Sache der Gegner, und insbeſondere brachte die unpartheyliche und vortheilhafte Recenſion des Albertiſchen Buchs in den Göttingiſchen Zeitungen, welche man in einer Hamburger Zeitung nachdrucken ließ, viele auf die Gedanken, daß das Buch wohl ſo abſcheulich nicht ſeyn müſte, als der Herr P. Götze und ſeine Nachbeter es ausſchrien. Die Recenſion bekam deſto mehr Gewicht, wenn man bedachte, daß ein als orthodox bekannter Theologe, der noch dazu in der Comödienſache Herrn P. Götzens Parthey genommen hatte, der Verfaſſer davon war. Von dem Betragen ſeiner Feinde nach ſeinem Tode kann ich Ihnen nichts gewiſſes ſagen. Von den hamburger Geiſtlichen haben verſchiedene, die auſſerhalb als geſchickte, vernünftig denkende Männer bekannt ſind, des Sonntags darauf bey der gewöhnlichen Abdankung ſeine Verdienſte unverholen bekannt, andre haben aus politiſchen Gründen geſchwiegen, und noch andre ſind in heilige Seufzer über das Aergerniß ausgebrochen, welches er mit ſeinem Lehrbuche noch zuletzt gegeben hatte. Herr P. Götze hat indeſſen nicht aufgehöret, gegen das Albertiſche Buch zu predigen, welches er ſogar am Begräbnißtage des ſeel. Alberti mit einer Art that, daß viele daraus ſchlieſſen wollen, er habe ihn verdammen wollen. (p. 116. 2ter Theil, Nro. 2. und Anmerkung, ib. Anwendung Nro. 3.) Noch deutlicher predigte er dagegen am Grünendonnerstage, (Text p. 127. Anmerkung oben) Miſericordias Domini, (Text p. 149.) am Feſt Trinitatis, wobey er ausdrücklich die Worte des Albertiniſchen Buchs citirte. Schließlich will ich Ihnen, zur Ehre der Hamburger, melden, daß ſich nicht wenige gefunden haben, welche eine reichliche Sub-

scription zum Besten der Wittwe des seel. P. Alberti und seiner Kinder zu Stande gebracht haben.

Die Schriften, welche durch die erzählte Streitigkeit veranlaßt worden, sind folgende:

Nachricht für das denkende Publikum von des Herrn P. Alberti Anleitung ꝛc. 1772. ½ Bogen 8. Altona, bey Eckstorf.

Ist bloß der Abdruck der vortheilhaften Recension dieses Buchs in den hiesigen Zeitungen.

Anekdoten über des Herrn P. Alberti Anleitung, ½ B. ohne Druckertitel.

Die Absicht dieses elenden Papiers ist wahrscheinlich, das Ministerium aufzufordern, Herrn P. Götzens Partey zu nehmen, um des seel. Wageners hamburgischen Catechismus zu vertheidigen (scil. den niemand angrif). Die Anekdote, daß der seel. Wagner, nachdem der seel. Alberti gewählt worden, gesagt habe: Gott seys geklagt, Hamburg hat heute eine Wahl gethan, davon es nach zehn Jahren erst erfahren wird, wie es gewählt hat; ich kenne diesen Mann, ist dem guten Charakter des seel. Wagener nicht gemäß, und die Lüge eines ehrlosen Verläumders. Denn Wagener hat Alberti gewiß nicht vorher gekannt.

Ermunterungs-Schreiben an den Herrn P. Göze in Hamburg von einem Freunde der Wahrheit, Altona bey Eckstorf, 2 Bogen, 8.

Der V. redet in einem sanftmüthigen Styl dennoch Herrn P. Götzen dringend ans Herz, und hält ihm seinen blinden Eifer, seine Streitsucht und unchristliches Betragen gegen den Hrn. P. Alberti und gegen die Obrigkeit ernstlich vor.

Ermunterungs-Schreiben an Herrn Alberti. Ohne Ort. 1 Bogen, 8.

Eine ängstliche Parodie des vorigen, worinn Herr Alberti der Neuerungssucht beschuldigt, und die Herren Götze und Wüstler, als fromme Eiferer für die reine und wahre Religion vorgestellet werden. Eine niedrige Chikane ist es, daß Herr Alberti

aus dem 14ten Capitel seines Buchs beschuldiget wird, als stelle er Christum als eine bloße Creatur vor. Auch wird Herrn Alberti vorgeworfen, daß er sein Buch nicht erst dem ganzen Ministerio vorgelegt; er soll den Hamburgern ein neues Pabstthum und einen Gewissenszwang aufbürden wollen.

Gewissensrüge an den Sünder, welcher durch sein Ermunterungs-Schreiben an den Herrn Pastor Götze ein öffentliches Aergerniß gegeben hat. Altona bey Eckstorf. 1 Bogen.

Hier ist die Lüge von der Prophezeyhung des seel. Wageners noch mit einer neuen Lästerung der Feinde des seel. Alberti vermehrt. Der Verfasser beruft sich auf Zeugen. Wenn er ein ehrlicher Mensch war, so muste er sie nennen. Sonst wird hier gesucht, den seel. Alberti, als den Urheber und Beförderer aller bisherigen Götzischen Streitigkeiten anzuschwärzen, selbst der Basedowischen. Albertikehrbuch soll arminianisch und pelagianisch seyn. Ferner wird Herr Götze gar als Aufseher über seinen Capellan vorgestellt, und mehreres, was angeführt wird, des Herrn Alberti Charakter schwarz zu machen. Herr Alberti soll in hiesigen und auswärtigen Zeitungen die Feder führen. Sonst ist dies noch das stärkste, was für Herrn Götzen geschrieben worden.

Im Namen des denkenden Publici, die sich einige Zeit Mühe gegeben, über des Herrn P. Alberti Anleitung ꝛc. und des Herrn P. Götze dagegen aufgebrachtes hitziges Temperament und Aeusserung, dem Publico einige Schriften zu liefern. ¼ B. 8.

Ist das Urtheil eines friedliebenden Layen, der sich etwas auf die Albertische Seite neigt, und Herrn Götzen Absolution sein polemisches Predigen verweiset.

Nachricht an ein unpartheyisches Publikum auf Veranlassung des Herrn P. Alberti Anleitung ꝛc. ¼ B.

Eine einfältige und zugleich boßhafte Charteke, welche gegen die altonaische Recension des Albertischen Buchs gerichtet seyn soll. Sehr niederträchtig spricht der Verfasser, das Leben des seel. Alberti anzuschwärzen; aber läßt seine Beschuldigungen nicht andrucken, sondern setzt Striche dafür.

Erörterung der Frage: in wiefern ein Lutherischer Prediger auf der Canzel, oder in öffentlichen Schriften alles sagen kann, wozu er sich nach seinem Amt und Gewissen für verbunden hält? Altona bey Eckstorf, ¼ Bogen, 8.

Diese Schrift zeigt den blinden Canzel-Eiferern, daß sie gerade ihrer wahren Pflicht durch ihre Predigten gegen die vermeinten Ketzer entgegen handeln. Die Anwendung wider Herrn P. Götzen ist leicht gemacht; doch überläßt der V. dis sehr billig seinen Lesern, und nimmt gar keine Notiz von der ganzen Controvers.

Eine Disputation zwischen den Herrn *W.* und *X.* und einem Fremden, über Herrn P. Alberti Anleitung ꝛc. und über Hrn. P. Götzens Text am 5ten Sonntage nach Epiphanias. Unter Vorsitz des Hrn. Lars Hochedlen. Dem hochlöblichen Collegio der Herren Sechziger zugeeignet. Mit einem saubern Kupfer (poßierlichem Holzschnitte) 1 Bogen 4.

Ist ein drolligtes Gespräch, worinn ein gewisser Präsident Lars, das Albertische Buch so nachbetend beurtheilt, als gewiß eine Menge in Hamburg gethan haben werden. Der Fremde zeigt, daß man auch Herr Götzen des Manichäismus beschuldigen könnte, weil er in seinem verbotenen Texte behauptet, es sey ohne die Lehre vom Satan schlechterdings unmöglich den Ursprung des Sündenübels zu erklären.

Johann Melchior Götzens Text am dritten Sonntage nach Epiphanias, 1772. mit einem Gegentext versehen. Altona, bey Eckstorf. 1 Bogen 8.

Der Götzische Text war gegen den Albertischen Satz, „daß der „Erlöser durch die Erhöhung zur höchsten Herrlichkeit an „der Ehre der Anbetung Theil nehme„ gerichtet. Er wird hier recht scharf und manchmal etwas zu muthwillig untersucht. Herr Götze muß sich diesem Gegner, der ihm so Schritt vor Schritt folget, und keine Verdrehung, kein falsches Raisonnement ungestraft hingehen läßt, nicht gewachsen fühlen, sonst hätte er sich gegen denselben vertheydigen müssen. Er ist keiner von den Angreifern, die man, ohne seine Sache verdächtig zu machen, ohne Antwort

wort laufen laſſen darf. Es iſt viel gründliches Urtheil und Scharfſinn in dieſer Schrift. In Hamburg konnte ſie nicht viel Würkung thun, weil ſie für die meiſten zu gelehrt war.

Johann Heinrich Vincent Möltings, Profeſſors in Hamburg Predigt über Ebr. 12, 3. An dem Begräbnißtage unſers Alberti gehalten. Hamb. bey Harmſen, 1772. 2½. Bogen 8.

Eine Predigt, die in Hamburg viel Beyfall erhalten hat, aber mir nicht gefällt, theils, weil ſie nicht gründlich genug iſt, theils, weil ſie ein Thema abhandelt, welches an dieſem Tage zu wählen, dem Verfaſſer die Klugheit hätte verbieten ſollen. Unedel denkende muſten als ſolche den Schluß machen, er habe eine Vergleichung zwiſchen unſerm Heilande und dem Herrn Alberti, zwiſchen den Phariſäern und den Albertiſchen Gegnern anſtellen wollen. Das angehängte Lob des ſeel. P. Alberti iſt nicht übertrieben.

Etwas auſſerordentlich Neues, welches ſich im Monath April des 1772ſten Jahres in Hamburg zugetragen. 1 Bogen, 8.

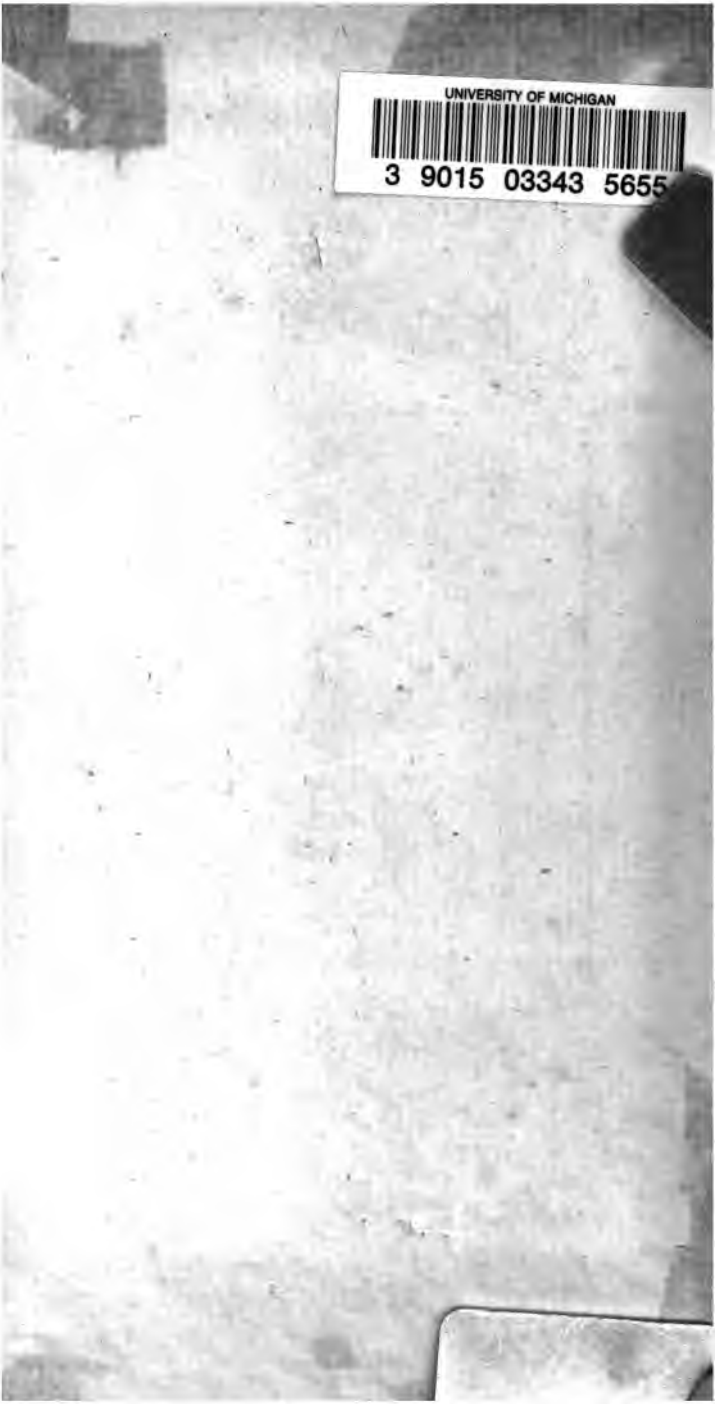
Zweifelsohne von dem Verfaſſer der Charteke: Gewiſſensrüge für den Sünder. — Er ärgert ſich, daß Herr Pr. Nölting die Predigt übernommen; der ſeel. Alberti hatte ihn darum gebeten. Dies ſchreibt er zwar ohne Beweis, jedoch mit vieler Billigkeit, einer Eitelkeit des Verſtorbenen zu. Die Deutung von der Predigt ſelbſt konnte einem Schreiber dieſes Gelichters nicht entgehen.

Todesfälle.

Den 20. April ſtarb zu Augſpurg Hr. Samuel Urlſperger, Senior der dortigen Geiſtlichkeit, im 87ſten Jahre ſeines Alters.

Den 10. May ſtarb zu Altdorf Herr J. G. Hofmann, zweyter Profeſſor der Gottesgelahrheit, im 48ſten Jahre.

Den 25. May ſtarb zu Königsberg Herr Joh. Gottfried Teske, Vicepräſident im Conſiſtorium und Profeſſor der Phyſik, im 69ſten Jahre.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03343 5655